THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
ZEI
v.1 pt.1

DIE ZEITSCHRIFT

DIE ZEITSCHRIFT

HERAUSGEBER: ALBERT HELMS

LIBRARY
UNIVERSITY OF VIRGINIA

1. JAHRGANG. 1. HÄLFTE
OKTOBER 1910 – MÄRZ 1911

HAMBURG / BERLIN 1911
ALFRED JANSSEN

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig.

053
ZEI
1pt

INHALTS-VERZEICHNIS

Adelt, Leonhard
Fliegerkrisis 174
Aulard, A., Professor an der Sorbonne (Paris).
Die politisch-religiöse Lage in Frankreich 75
Brentano, Lujo, Prof. Dr., Geheimrat.
Ein Votum zur Todesstrafe 316
Brieger-Wasservogel, Lothar
Die preußischen Barbaren 332
Carduzzi, Maria (Mailand).
Fasching 253
Choinski, Lic. von
Tatsächliches über die nationale Abstammung der Engländer 308
Clouskey, F. Mc. (Brooklyn).
Die Unbeliebtheit der Deutschen 96
Corbach, Otto
Wirtschaftspolitik und Parteipolitik 56
Sprachenwirrwarr 179
Danckwerth, Dr. Richard (New York).
Der Kampf der Regierung gegen das Kapital in der Union 43
Dehmel, Richard
Über den deutschen Bildungsdrehwurm 202
Douwes-Dekker, E. F. E. (Batavia).
Die Zukunft von Niederländisch-Indien 164
Bemüht sich Deutschland nicht um die holländischen Kolonien? 376
Ein Brief 37
Ekkehard, Fritz
Deutsches Kapital in ausländischen Diensten 345
Erdmann, H.
Krämerpolitik 208
Eulenburg, Prof. Dr. Albert, Geh. Med.-Rat.
Gefährliche Lebensalter 262
Ferrari, L. (Mailand).
Päpstliche Politik 85
Moderne Priester 119
Figdor, Karl
Südafrika 77
Die Union als Deutschlands Verbündeter und Englands Feind 153
France, Anatol, Mitglied der Akademie (Paris).
Die Stadtväter 142
Die Minister 220
Staatsmänner 241
Freksa, Friedrich
Millionenvölker und Patriotismus 90
Die Deutschen und der Osten 249
Gerlich, Dr. Heinrich
Rettung von Fleischnot 404
Gervinus, G. G.
Tempora mutantur? 69

286798

Gleichen-Rußwurm, Alexander, Freiherr von, Kgl. Bayr. Kämmerer.
London 214
Voyageurs de distinction 274
Gould, J. L. (London).
Die deutsche Sozialdemokratie und der Krieg . . . 14
Guilbeaux, Henri (Paris).
Literatur-Bankrott 234
Der Fall Brandes. Offener Brief an Herrn Georg Brandes 300
Harling, J. von
Enthüllungen vom Spionagewesen 228
Hartmann, F. Botho
Zum Kaffeekrieg 315
Helms, Albert
Expansion 31
Zeitbilder I (Presse) 47
Streik 61
Deutschland-Österreich 65
Schildbürger 80
Wirren 101
Glossarium 129
Großhandel 161
Gift und Kanonen 193
Kaffeekrieg 210
Theaterkrisis 248
Verschwörer 254
Französische Partie 286
Sensationen 318
Sorgfältige Bücherauswahl 343
Panama in Österreich 350
Machtpolitik 380
Imperialismus? 385
Delcassé 413
Ihringer, Bernhard
Schweizerisches 71
Elsässische Sorgen 171
Jacques, Norbert
Modernes Reisen 27
Das neue Frankreich? 38
Das Land des Grafen von Luxemburg 148
Stolz und Disziplin 281
Kauert, C. (Moskau).
Sibirien 159
Kolonialgedanken 245
Kornmann, Dr. Hermann
Finanzkritik 239
Krishnavarma, Shyamaji, Premierminister a. D., Dr. jur. (Indien).
Gärung in Indien 257
Lagarde, Paul, de
Deutschland 262
Lassar-Cohn, Prof. Dr.
Nahrungsmittelchemie 358

Lemonnier, Camille (Brüssel).
Die Eroberung Belgiens durch Deutschland 33
Was sagt Moloch Deutschland dazu? 305
Leutwein, Theodor, Gouverneur a. D.
Könnten wir weitere Kolonien gebrauchen? 269
Masaryk, Prof. Dr. Th. G., Mitgl. d. Österr. Reichsrats (Prag).
Zur religiösen Frage 58
Alte — veraltete Diplomatie 413
Mammon, Dr. H.
Krupps Schachzug 313
Bankbilanzen 371
Märten, Lu
Pierrot 295
Nordenskiöld, Freiherr Erland von (Stockholm).
Ein Tag bei den Yuracàre-Indianern 394
Nunés, P. (Bahia).
Brasilien 254
Nygaardt, W. (Amsterdam).
Geplantes Attentat auf die Königin der Niederlande 212
Oppeln-Bronikowski, Freiherr Fr. von
Chauvinisten 336
Oppenheimer, Dr. Franz, Privatdozent.
Egidy redivivus 374
Österreichs Thronfolger als Schüler König Eduards . . . 225
Pelletan, Camille, Staatsminister a. D., Mitglied der Kammer der Deputierten (Paris).
Briand-Sturm in Frankreich 97
Briand — endlich gestürzt! 353
Prehn- von Dewitz, H. (Brüssel).
Der Kampf um Belgien 197
Krisis in Mesopotamien 378
Reventlow, Graf Ernst
Die Monroedoktrin in Wirklichkeit und Schein . . . 17
Kaufmännische, politische und kriegerische Arbeit . 114
Britische Resignation — der einzige Ausweg . . . 135
Das Deutsche Reich, Rußland, Österreich-Ungarn . 289
Die Bündnispflichten des Deutschen Reiches 364
Rhein, L. (London).
Das Unerhörte — wie der englische Schatzkanzler „Demagoge“ wurde 204
Invasion 329
Sänger, Fritz
Als der Jörg starb — in seinem geruhsamen Schwarzwalddörfchen 361
Schaffner, Jakob (Basel).
Wie wir Schweizer zu Deutschland stehen 321
Strafrecht 408
Seillière, Baron Ernest
Tolstoi und Paul Bourget 82
Servaes, Dr. Franz (Wien).
Nacktheit 400
Soulès, Léon (Paris).
Die deutschen Fürsten 1

Shaw, Bernhard (London).
Jack, der Bauchaufschlitzer 169
Mißgeschick eines Franzosen in der Westminsterabtei 196
Wie die großen Dramatiker das Publikum quälen . 268
Das unaussprechlichste Thema 337
Silvester, Ewald
Die Piqueurs 125
Steller, Paul, Generalsekretär d. Verb. d. Industriellen.
Industrie 122
Sternberg, Graf Adalbert, Mitgl. d. Österr. Reichsrats (Wien).
Reminiszenzen 94
Stetten, Freiherr N. von
Nach der Revolution 88
Eine russische Fähigkeit 103
Neuamerika 140
Böhmen 185
Presseunfug 233
Geschäft in Bulgarien 278
Ein historischer Zufall 373
Die Kluft zwischen Bayern und Preußen 403
Stubmann, Dr. Peter
Staat und Schiffahrt 326
Tamori, Kurushima (Japan).
Wie wir Japaner Deutschland sehen 24
Wie wir Japaner über die deutsche Frau denken . 390
Trebitsch, Siegfried (Wien).
Die Grenzen der Kritik 157
Turenne, François de (Paris).
Die französische Presse 53
Twaith, Dr. L. (New York).
Trust deutscher Ärzte 147
Ular, Alexander (Paris).
Lösung der Marokkofrage 9
Verdier, Marcel (Marseille).
Selbstmörder 113
Eine bedauerlicherweise fast delikate Geschichte . . 181
Wantoch, Dr. Hans (Wien).
Die österreichische Partei 341
Wirth, Dr. Albrecht, Privatdozent.
Völkerwanderungen der Gegenwart 6
Königtum und Demokratie 48
Imperialismus 110
Deutschland und die Türkei 187
Wertzuwachs 218
Die wankende Vorherrschaft Preußens 297
Zeitlin, Dr. Leon
Die schwarze Gefahr 21
Die Natur und ihre Gönner 247
Zweig, Dr. Stefan (Wien).
Der Nobel-Preis für Paul Heyse? 105

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 1 8. OKTOBER 1910

DIE DEUTSCHEN FÜRSTEN VON LÉON SOULÈS (PARIS)

Republiken können im Anfang sehr interessant sein. Jedermann hat das angenehme Gefühl, unter lauter wichtigen Persönlichkeiten zu leben, die alle einen gewissen Einfluß auf den Lauf der Dinge haben und von dem Bewußtsein ihrer hohen Pflichten gegen Staat, Familie, gegen sich selbst und gegen jeden Mitbürger durchaus erfüllt sind. — Nach vierzig Jahren wird es langweilig. Natürlich gibt man es noch nicht ohne weiteres zu. Man nimmt zum Beispiel die Besuche ausländischer Fürsten entgegen, und konstatiert, wie klug es ist, sich am höfischen Gepränge zu erfreuen, ohne die Pflichten eines Fürstendieners tragen zu müssen. Aber dieses Surrogat wirkt nicht auf die Dauer. — Aber der Einwand: Ja wenn wir Roosevelt oder einen ähnlichen hätten. — Aber wie weit ist es noch von Roosevelt bis zum Autokraten? Wie wenig hat Roosevelt, der die Pose des Imperators liebt, mit dem Urbild eines Bürgerpräsideten gemein. — Und was haben die Amerikaner an dem Präsidenten Taft auszusetzen? Er ist ein guter Bürger, erfüllt seine Amtspflichten, und kann nur nicht repräsentieren, ebensowenig wie Herr Fallières. Die beiden haben allzu wenig Monarchisches. Und darauf können die Geduldigsten, die schon ein Menschenalter Republik durchmachen mußten, nicht mehr verzichten. Das öffentliche Leben wird eintönig und unerträglich.

Nun das Seltsame! Was ist zu tun, solange Deutschland die Rolle des Konservators unserer jetzigen Staatsform spielen will. Der deutsche Kaiser und Fürst Bülow forcierten eine Zeit lang eine Politik, die Frankreich gar nicht zur Selbstbesinnung kommen ließ. Wir mußten

jedem inneren Zwiespalt und jeder Veränderung sorgsam aus dem Wege gehen. Nur die Augen aufhalten nach Osten! Wer weiß, was man drüben wieder im Schilde führt. Wir sind nicht mehr die Stärkeren und müssen doppelt vorsichtig sein. So stehen wir seit Jahren auf dem Anstand und erschöpfen unsere ganze Kraft in Rüstungen, fühlen selbst, wie sich die Korruption einschleicht, können aber nichts dagegen tun, weil wir unseren Posten nicht einen Augenblick verlassen dürfen. Die ausländische Presse verfolgt die Meutereien in unserem Heer, beobachtet die Skandale in der Verwaltung und sieht, wie machtlos die Regierung gegen Beamtenstreiks ist, die das ganze Land gefährden. Die ausländische Presse fängt an, mit Sorgfalt und mit Farben, die sich nicht so leicht verwischen lassen, das Wort „degeneriert" über das Wort „Frankreich" zu malen, und bedenkt nicht genug, daß wahrscheinlich nur die republikanische Staatsform, die aber nichts Ewiges sein muß, degeneriert ist.

Es ist nichts Neues mehr, einzugestehen, daß Frankreich längst einen Standpunkt aufgeben mußte, von dem es noch kurz nach dem Kriege 1870 mit Geringschätzung auf deutsche Verhältnisse zurückblickte. Frankreich glaubte vor vierzig Jahren, mit der Gründung der Republik wieder an der Spitze der Entwicklung zu stehen, und muß nun sehen, wie bald dieser Glaube Bankrott gemacht hat. Die Republik hat keine neuen Möglichkeiten erschlossen. Sie kann keine der Stockungen aufheben, die sich auf allen Schichten zeigen. Überall Stillstand und Rückschritt. Das ist das traurige Ergebnis. Die abnehmende Bevölkerungsziffer bietet keinen vollgültigen Ersatz für das Heer. Die Originalität in Kunst und Wissenschaft beginnt in einer recht flachen Schablone zu versumpfen. Wir haben nur unsere alte Kunst, auch im Angesicht des Bankrotts vergnügt und unbesorgt lächeln zu können, wieder in besonders hohe Ehre gebracht.

In Deutschland ist es anders. Alles entwickelt sich rastlos und unaufhörlich. Der Staatsapparat arbeitet mit Präzision. Deutschland hat eine Industrie entstehen lassen, der wir nicht mehr widerstehen können. Es wächst von Jahr zu Jahr. Will es immer noch nicht einsehen, daß von einem Angriffskrieg Frankreichs gar nicht mehr die Rede ist? Im deutschen Volke scheint man bei uns eine Verbitterung vorauszusetzen, die längst resignierteren Gefühlen gewichen ist. — Sehr viel hat leider auch

die französische Regierung verschuldet. Es liegt ihr naturgemäß nicht sehr viel daran, daß Deutschland uns in Ruhe läßt, weil sie weiß, daß der Moment, in dem wir Zeit gewinnen, uns mit internen Fragen zu beschäftigen, für die republikanische Staatsform Gefahren birgt. Es ist ihr nichts weiter vorzuwerfen als Kurzsichtigkeit. Sie glaubt an die Unentbehrlichkeit der Republik und hält jeden Zustand in gewisser Weise für wünschenswert, der die Nation vor Verirrungen, d. h. von Angriffen auf die Republik, abhalten könnte. Die Entrevue zwischen Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten der Republik wird nicht von deutscher, sondern von französischer Seite hintertrieben. Und hier nicht von der Nation aus nationalem Interesse, sondern von den Republikanern aus Parteiinteresse. —

Es ist für einen Franzosen eine durch die Zeitumstände nötig gewordene Erwägung — welchen Einfluß hat das System des deutschen Fürstenverbandes für die wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches? Welche Rolle spielt überhaupt der einzelne Fürst? Macht er sich nützlich oder ist er sozusagen ein überflüssiger Luxus. Rentieren sich die 35 Millionen, die das deutsche Volk jährlich für seine Fürsten ausgibt? Wir zahlen dem Präsidenten der Republik 100000 Franken und halten uns deswegen für praktischer, und lernen erst allmählich begreifen, daß wir im Verhältnis viel mehr für unsere Regierung ausgeben als das deutsche Volk, weil sich die 35 Millionen durch die Fortschritte der Nation glänzend verzinsen. Wir erwarteten vor vierzig Jahren, daß nach nicht allzu langer Zeit die vielen Fürsten und Staaten nicht mehr miteinander auskommen würden, und daß sich daraus Reibereien ergeben müßten, die dem Gedeihen des Ganzen bald Einhalt gebieten würden. Wir glaubten nicht an die Möglichkeit eines festen, unlösbaren Zusammenschlusses, weil wir kein Verständnis für die deutsche Disziplin hatten, weil wir nicht erkannt hatten, daß mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schon die Basis für das spätere Deutsche Reich geschaffen wurde. — Die Wehrpflicht hat den Völkern von Nord und Süd die Fähigkeit beigebracht, nebeneinander in Reih und Glied zu stehen, ohne sich über die angewiesene Stelle hinausbegeben zu wollen. Der ewige Hader, den wir wieder erwarteten, war jetzt zum Schweigen gebracht worden. Der Süden lernte es, sich mit seiner untergeordneten Stellung zu begnügen, und der Norden übte die strengste Selbstzucht

darin, daß er den Verbündeten niemals das Übergewicht seiner Stellung verletzend vor Augen führte. Die deutschen Fürsten haben sich ohne weiteres in ihrer Stellung zueinander gefunden. Das ganze Land ist wohl das staunenswerteste Gebilde von exaktester Konstruktion, das sich in unserer Zeit überhaupt denken läßt. — Der staunende Ausländer, der Republikaner, muß nach einigem Kopfschütteln einsehen, welche großen wirtschaftlichen Vorteile das System des deutschen Fürstenverbandes für das Reich hat. Durch den Zusammenschluß der Fürsten ist für die Nation eine ganz neue Technik der Verwaltung geschaffen. Die Tätigkeit, die bei uns der Präfekt ausübt, verrichtet in Deutschland der Bundesfürst. Und es liegt auf der Hand, daß der Fürst sein Land, oder sagen wir sein Departement, mit mehr Interesse verwaltet als unsere Beamten. Dem Präfekten sind Subalternbeamte unterstellt, den Fürsten hingegen verantwortliche Minister. Dadurch ist die Verwaltung der einzelnen Landesteile in Deutschland in jeder Beziehung auf ein höheres Niveau gestellt als bei uns. Die Regierungstätigkeit wird viel intensiver, pünktlicher und straffer besorgt.

Was sind das nun für Männer, die ihren Beruf mit so viel Erfolg ausfüllen? Der Franzose, der sich um die politischen Geschicke seines Vaterlandes kümmert und die Entwicklung des deutschen Nachbars verfolgt, hat sich seit dem Regierungsantritt des Kaisers Wilhelm II erklärlicherweise nur an den Kaiser selbst als Repräsentanten seiner Nation gehalten. Der Kaiser ist lebhaft und impulsiv, während sich seine Bundesgenossen diskret zurückhalten. Sein Wesen hat eine gewisse Eigenart, die einem Franzosen auf jeden Fall sofort verständlich ist, selbst wenn seine Unternehmungen für Frankreich nichts Gutes verheißen. Die meisten Franzosen sympathisieren mit dem Elan und dem Temperament, mit dem sich der Kaiser zu äußern liebt. Seine Art hat etwas Gallisches, das wohl geeignet war, eine alte karikaturenhafte Vorstellung vom deutschen Biertrinker und Tabakraucher zu beseitigen. Die Nation hat von der Regierung des Kaisers sicher überwiegende Vorteile gehabt, trotzdem er kein großer Politiker ist. Er treibt Stimmungspolitik und scheint auch nicht die Gabe der kühlen Erwägung aller Möglichkeiten zu besitzen. Er hat keinen besonderen Instinkt in der Wahl seiner Minister bewiesen. Er hat manchen Fehler gemacht. Er hat uns manchmal

geschadet und war häufig der Störenfried in Europa, verdient aber trotzdem unsere ganze Bewunderung. — Die deutsche Nation ist stark genug, um einen Monarchen an der Spitze zu haben, der zu manchen Zeiten seiner Regierung Fehler beging, aber durch seine Persönlichkeit im Ausland eine andere Vorstellung von den Charaktereigenschaften des modernen Deutschen gab. Der Kaiser ist ein glänzender Kavalier und ist von einer seltenen formvollendeten Liebenswürdigkeit. Er ist schnell im Auffassen und Begreifen. Er ist temperamentvoll, hat Esprit und liebt eine prächtige Lebensführung. Das sind Eigenschaften, die man dem Deutschen nicht zutraute. Durch die persönliche Wirkung des Kaisers ist seine äußere Stellung im Auslande besser geworden. Das ist ein Vorteil, aus dem für den einzelnen noch mancher andere erwächst. Man hält den Deutschen nicht mehr für pedantisch und traut ihm gesellschaftliche Fähigkeiten zu. Der Kaiser versteht es vorzüglich, seine Nation vor dem Auslande repräsentativ in das beste Licht zu setzen. Von dem Fleiß, der Tüchtigkeit und außerordentlichen Begabung der Deutschen hatte man sich überzeugt. Der Kaiser hat eine Schätzung ihrer weltmännischen Bildung hinzugefügt.

Sehr interessant sind auch die Großherzöge von Darmstadt, Weimar und Baden und der Prinzregent von Bayern. Besonders ein Vergleich der französischen und deutschen Provinz- und Residenzstädte führt zu Resultaten, die für uns nichts Schmeichelhaftes haben. München, Weimar, Darmstadt, Dresden, Karlsruhe sind Zentren des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens, die auf jedem anderen Gebiete anregend weiterwirken. Jedes kleine Landgebiet in Deutschland besitzt eine Stätte, in der sich alles, was in dem Lande regsam ist, schnell konzentrieren kann. Die Fürsten haben in ihren Residenzen Gegengewichte zu dem Einflusse Berlins geschaffen, während unseren Provinzstädten, die unter der nivellierenden Vorherrschaft von Paris stehen, jede Selbständigkeit fehlt, jeder Mittelpunkt, um den sich eine eigene Kultur sammeln könnte. Durch die vielen kleinen Höfe, die sich in ihrer Eigenart oft scharf voneinander trennen, sind in Deutschland so viele Möglichkeiten vorhanden, sich das Leben unter diesen oder jenen Bedingungen einzurichten, wie in keinem anderen Staate. Die Fürsten sorgen dafür, daß die Nation in steter Regsamkeit bleibt. Besondere Vorteile hat hiervon das Heer, das in den Provinzgarnisonen

in der Nähe eines Fürsten steht, wodurch der Ehrgeiz jedes einzelnen Soldaten und Offiziers zu höheren Leistungen angespornt ist. In unseren Provinzstädten macht das Heer nicht den vorzüglichsten Eindruck, weil die Anwesenheit eines Generals für einen Soldaten niemals so viel Autorität bedeuten wird wie die Nähe eines Fürsten, der seinen Beruf ernst nimmt. Die kleinen Garnisonen von Braunschweig, Oldenburg oder Mecklenburg sind das treffendste Gegenbeispiel. — Immer wieder ist das Ergebnis aller unvoreingenommenen Erwägungen, daß Deutschland besser regiert wird als Frankreich.

VÖLKERWANDERUNGEN DER GEGENWART VON DR. ALBRECHT WIRTH

Es gibt neuere Geschichtswerke, in denen der Geburtstag eines Ministers von Honolulu mit ernster Feierlichkeit angeführt, aber die deutsche Auswanderung nach Amerika nicht erwähnt wird. Dabei ist der Aufstieg der Vereinigten Staaten das bedeutendste Ereignis in der Staatengeschichte des zweiten Jahrtausends, und zu diesem Aufstiege haben die Deutschen ihr vollgerütteltes Teil beigetragen.

Zunächst ein paar Zahlen. Als die Araber aufbrachen, um die Weltherrschaft zu erringen, betrug ihre Zahl kaum mehr als fünf Millionen. Tibet, das einst ein Reich von Fergana bis zum Busen von Bengal aufbaute, hat wohl nie mehr als drei Millionen besessen; selbst in Germanien sollen zur Zeit des Varus nicht mehr als fünf Millionen gewesen sein. Nun bedenke man, daß seit Napoleon mehr Deutsche, als damals zwischen Fels und Meer wohnten, und im ganzen über zwanzig Millionen Germanen nach Nordamerika gezogen sind.

Gleichermaßen hat sich eine Völkerflut nach Südamerika, Südafrika, Australien und Nordasien ergossen; eine kleinere wurde an die Küsten Nordafrikas gelockt. So entstanden fünf Neu-Europas jenseits des Meeres und jenseits des Urals.

Ein Gegenstrom setzte ein. Unzählige Scharen von Chinesen machten sich auf nach der Mandschurei und

Mongolei, nach Amerika und Australien, nach Siam und Inselasien. Auch die Japaner und Koreaner kamen in Bewegung. Indische Banyanen siedelten zu Zehntausenden nach Ost- und Südafrika über. Selbst die bescheidenen und wenig zahlreichen Kanaken hatten keine ruhige Stunde mehr. Die Zahlen sind hier schwer zu schätzen. Die Menge der Banyanen mag 200000 nicht übersteigen; die Chinesen im Ausland wurden dagegen verschieden von 8 bis 15 Millionen geschätzt.

Kaum ein Winkel der Erde blieb von dem Wirbelwind verschont. Ich habe Afghanen in Sansibar und Delagoa getroffen; andere Afghanen verloren sich bis nach Australien. Aus der Gegend von Taschkend wanderten Deutsche nach Nebraska; umgekehrt haben sich siebenbürgische und krim'sche Deutsche in Sibirien angekauft. Osmanen findet man von Marokko bis Daressalam und Kotschinchina. Parsi-Kaufleute haben sich in Yokohama und Kobe niedergelassen. Armenische Kolonien gibt es in Rumänien und Kalifornien, syrische in Havanna und Neuyork. Vor fünfzehn Jahren gründeten australische Unzufriedene eine sozialistische Gemeinde in Paraguay. Auf Hawai sprach ich mit Zuckerpflanzungsarbeitern aus den Azoren, während südlich von San Francisco bis hinunter nach Monte Rey starke portugiesische Niederlassungen bestehen, die eine große eigne Zeitung, El Arauto (Herald), besitzen. Ich trank vortrefflichen Rotwein in einem italienischen Dorfe nördlich vom Elbrus, dem König des Kaukasus, und traf Montenegriner, die in Argentinien gearbeitet hatten, und andere, die etwas Suaheli sprachen — sie hatten bei dem Bahnbau der Mombassabahn mitgeholfen. Baskische Kolonien blühen in Argentinien und Polen spielen eine große Rolle in Chicago, Pittsburg, Rio und Buenos.

Noch in dem letzten halben Menschenalter sind 5 Millionen Slawen nach Sibirien gezogen, und in einem einzigen Jahre geht über eine Million von Auswanderern, meist Italiener und Osteuropäer, nach den Vereinigten Staaten. In Neuyork allein hausen jetzt 760000 Juden. Eine Unruhe ist in die Welt gekommen, wie sie schlechterdings früher noch nie da war. Eine Völkerwanderung hat begonnen, die an Ausdehnung, ziffernmäßig sowohl wie geographisch, die Eroberungsfahrten der Goten, Franken, Angeln und Langobarden, wie der Hunnen und Bulgaren um das Zehn- bis Zwölffache übertrifft.

Dazu noch eine gewaltige Binnenwanderung. Sie war in dieser Ausdehnung seit einem halben Jahrtausend, seit der Besiedelung der Ostmarken und dem Mongolentum nicht dagewesen. Und auch sie zeigt sich in allen Landen. So gleich in China. Das Reich der Mitte hatte die letzte große Binnenwanderung erlebt, als von allen Provinzen des Blumenkönigreiches aus landgierige Bauern nach Szedschwan strömten, das jetzt nicht weniger als 80 Millionen Einwohner hat. Neuerdings ist nun das Reich seit den großen Erschütterungen von 1894, 1900 und 1904 in größter Bewegung. An 5 Millionen sollen bereits in unserem Jahrhundert aus dem eigentlichen China allein nach der Mongolei und Mandschurei verzogen sein. Ebenso lebhaft ist, offenbar durch die bedrohlichen gelben Vorstöße gereizt, die russische Binnenwanderung geworden; sie warf seit 1907 alljährlich dreiviertel Million Muschiks über den Ural. Mit so gewaltigen Zahlen können wir nun allerdings in Mitteleuropa nicht aufwarten. Allein auch bei uns ist die binnenländische Unruhe spürbar geworden. Kommen doch Jahr für Jahr Hunderttausende slawischer, italienischer und holländischer Arbeiter über unsere Grenzen und sitzt doch schon eine drittel Million von polnischen Proletariern, die nicht mehr in die Heimat zurückwollten, in Westfalen und am linken Ufer des Niederrheins fest. Schon gibt es nur noch wenige große Güter im Hannoverschen und in Nordthüringen, die sich nicht polnischer, bulgarischer, serbischer und slovakischer Tagelöhner bedienten. In allerjüngster Zeit hat der Strom sogar schon die deutschen Deiche an der Westgrenze durchbrochen und beginnt jetzt Frankreich zu überfluten. Die Sache ist noch wenig bekannt; ich konnte sie aber selbst in Österreich feststellen. Dort ging ein großer Eisenbahnzug vollgestopft mit polnischen Arbeitern über Wien — Bregenz nach den Hüttenwerken von Nancy und nördlich davon ab. Eine doppelte Binnenwanderung spielt sich endlich in Nord- wie Südamerika ab. Erstens sind nämlich die schon seit einem oder mehreren Geschlechtern Ansässigen beständig nach Westen zu im Vorrücken — in den Vereinigten Staaten verändert in jedem Jahrzehnt wohl ein Achtel der Bevölkerung seinen dauernden Wohnsitz —, und zweitens drängt fortwährend eine Sintflut von draußen nach, die sich zwar zum weitaus größten Teile in den Riesenstädten an der Ostküste anstaut, die aber doch auch zu einem nicht ganz unbeträchtlichen Teile sich weiter nach Westen und Nordwesten hin

verläuft. Auch in Europa ist neben der Bewegung, die von außen her kommt, eine Wanderung des einheimischen Elementes zu bemerken. Man braucht ja nur an die Landflucht und Stadtsucht zu erinnern. Aber nicht allein wird das platte Land zugunsten der Städte entvölkert, sondern es gehen auch viele Piemontesen nach Mailand und Rom, Basken nach Madrid und Barcelona, Gasgogner wie Leute der Normandie und Picardie nach Paris. In München ist eine norddeutsche Kolonie, die auf 35000 Seelen geschätzt wird. Umgekehrt wird die süddeutsche Kolonie in Berlin wohl kaum geringer sein.

Durch das gewaltige Phänomen, das man par excellence die Völkerwanderung nennt, wurde das römische Reich von Grund aus umgestaltet. Auch die großen Wanderungen der Gegenwart werden gewiß nicht ohne Einfluß auf die Kinematik und Chemie heutiger Staaten bleiben. Einst kamen arme Germanen landfordernd in die Kulturzone des Südens. Jetzt drängen sich arme Slawen lohnheischend in den Dienst der Deutschen. Aber wir sind besser gerüstet, als die Zeitgenossen eines Marc Aurel und Caracalla.

LÖSUNG DER MAROKKOFRAGE

VON ALEXANDER ULAR (PARIS).

Die deutsche Marokkopolitik hat in politischer Beziehung ohne jeden Zweifel zu einem definitiven Fiasko geführt. Der Widerstand fast aller europäischen Mächte hat Deutschland gehindert, sowohl seine etwaigen territorialen Ansprüche erfolgreich zu verfechten, als auch der allmählichen Absorption Marokkos durch Frankreich einen Riegel vorzuschieben: Und wenn man mir seinerzeit in Berlin an sehr hoher Stelle versichert hat, es habe sich gar nicht um praktische, sondern sozusagen um moralische Weltpolitik gehandelt, man habe bloß der deutschfeindlichen „Nadelstichpolitik“ des Ministers Delcassé ein Ende bereiten und nachweisen wollen, daß in keinem Falle Deutschland in Fragen außereuropäischen Territorialbesitzes übergangen werden darf, so ist in dieser Hinsicht das Ergebnis vielleicht noch schlechter. Denn alles was mit der Vertretung dieses moralischen Anspruches erreicht worden ist, beschränkt sich auf eine bisher noch nicht einmal gründlich geheilte Spannung der deutsch-französischen Beziehungen, sowie auf den unfreiwilligen Be-

weis, daß die französische Diplomatie sich in den letzten Jahren der deutschen überlegen gezeigt hat.

Die gänzliche wirtschaftliche Niederlage Deutschlands würde bereits in Frankreich als ebenso vollkommen angesehen werden wie die politische, wenn man nicht mit Erstaunen beobachtet hätte, wie eine einzige Privatunternehmung, auf ihre in Marokko verbrieften Rechte pochend, die deutsche Regierung hat zwingen können, das Prinzip der wirtschaftlichen Gleichberechtigung kräftiger zu vertreten als es offenbar in ihrer Absicht gelegen hat. Ohne die Brüder Mannesmann wäre augenblicklich das wirtschaftliche Monopol Frankreichs in Marokko praktisch ebenso gesichert wie das politische, daher auch diese Firma in den kolonialen und nationalistischen Gruppen Frankreichs sozusagen als Inkarnation des agressiven Deutschtums betrachtet wird. Da man nun hierzulande nicht mit Unrecht bemerkt zu haben glaubt, daß die hartnäckige Vertretung der Mannesmannschen Bergrechte — die tatsächlich den letzten Rest großzügiger deutscher Betätigung in Marokko darstellen — der deutschen Regierung äußerst unbequem, daß folglich der eigentliche Wunsch der deutschen Regierung die völlige Ausschaltung irgendwelcher deutschen Konkurrenz aus Marokko ist, daß schließlich die deutsche Regierung aus allgemeinpolitischen Gründen nichts lieber sähe, als durch Drangabe auch dieser wirtschaftlichen Interessen die deutsch-französische Verstimmung definitiv aus der Welt zu schaffen, so fällt nach französischen Begriffen und wohl auch nach der Ansicht der deutschen Regierung die gründliche Erledigung der ganzen Marokkofrage mit der Lösung der „Mannesmannfrage“ zusammen.

Lange hat man in Frankreich daran gezweifelt, daß es der deutschen Regierung mit dem Aufgeben aller politischen Ansprüche in Marokko ernst sei. Aber zwei kürzliche Vorgänge scheinen die Aufrichtigkeit der deutschen Regierung dargetan zu haben: einerseits die Haltung Deutschlands gegenüber der französischen Expedition nach Tedlat, quer durch Marokko bis zu den Vorposten der französischen Saharatruppen, andererseits die letzten Verhandlungen in der Mannesmannschen Bergwerksfrage.

Der französische Vorstoß durch Mittelmarokko war von der Regierung nicht vorgesehen. Er war ohne Wissen der Ministerien auf Veranlassung des französischen „Residenten“ — denn man darf kaum noch von einem Gesandten sprechen — vorgenommen worden, und als die Nachrichten darüber nach Paris kamen, gerieten sowohl Herr Pichon als auch Herr Briand in großen Zorn. Der schuldige General wurde ohne weiteres abberufen und dem Gesandten wurde tüchtig der Kopf gewaschen: man hatte nämlich mit energischen deutschen Protesten gerechnet, und das leitende Prinzip der gegenwärtigen Regierungen ist — trotz allem, was in der deutschen Presse darüber gefaselt werden mag — die Vermeidung aller Unannehmlichkeiten mit Deutschland und die möglichst schnelle definitive Regelung der noch strittigen Marokkohändel, d. h. der Mannesmannfrage. — Aber die deutschen Proteste kamen nicht. Man jubilierte. Und so wurde denn, um der seit Algeciras in einem Teile der öffentlichen Meinung noch nicht gelöschten Verstim-

mung Rechnung zu tragen, ebenso offiziell wie vorher das Gegenteil, kundgegeben, daß der General nicht abberufen sei und der Minister des Auswärtigen den Gesandten Regnault zu seiner Politik beglückwünscht habe. Hier war ein schlagender Beweis, daß Deutschland sich um die „pénétration pacifique", sogar wenn sie militärisch vorgenommen wird, nicht mehr kümmert. —

Noch interessanter aber war die Haltung der deutschen Regierung in der Mannesmannfrage. Sie hatte als Vermittler zwischen der deutschen und der französischen Gruppe einen mit dem Kaiser persönlich befreundeten Großindustriellen bestellt, der das Prinzip einer zonenweisen Aufteilung der marokkanischen Erzlager zwischen den beiden Gruppen vertrat. Es stellte sich heraus, daß die französische Gruppe Südmarokko beanspruchte und geneigt war, der deutschen gewisse Gebiete in Nordostmarokko zu überlassen. Die Motive zu diesem Anspruch waren nicht rein wirtschaftlich, sondern politisch. Die südmarokkanischen Erzlager nämlich sind außer von den Mannesmannschen Expeditionen nie bereist worden, liegen jedenfalls ganz außerhalb der gegenwärtigen wirklichen Einflußsphäre Frankreichs. Ihre Überschreibung an das französische Eisensyndikat hat also für die nächste Zukunft gar keinen wirtschaftlichen Wert; denn das Land müßte erst erschlossen, d. h. besetzt werden, ehe an eine Ausbeutung der Erzlager zu denken wäre. Ihre Besitznahme durch die französische Gruppe, die bekanntlich zu einem politisch außerordentlich mächtigen Trust fast aller französischen Eisenwerke gehört, schafft demnach nicht nur einen Vorwand, sondern sogar eine wirkliche Notwendigkeit, die Besetzung Südmarokkos, also eigentlich die „Tunisifikation" ganz Marokkos, durch militärische Maßregeln vorzunehmen. Es ist undenkbar, daß dieser politische Charakter der Vorschläge der französischen Eiseninteressenten der deutschen Regierung entgangen sein sollte. Aber sie hat nicht den geringsten Einspruch erhoben, sondern im Gegenteil die Lösung des Bergwerksstreites auf solcher Basis aufs wärmste befürwortet, woraus selbstverständlich mit Recht geschlossen werden durfte, daß Deutschland gegen die Besetzung ganz Marokkos nichts mehr einzuwenden hat, während es als tunlich betrachtet, daß die vor Jahren als eminent deutschnational vertretene und unterstützte Mannesmannsche Unternehmung in Nordmarokko, d. h. in längst und auf immer von Frankreich besetzten und verwalteten Gebieten, auf eigentlich schon französischem Territorium und unter offenbarer französischer Kontrolle arbeiten soll.

Da es der deutschen Regierung absolut unmöglich ist, ihre Zustimmung zu einer solchen Lösung des Streites wieder rückgängig zu machen, ist im Grunde zu bedauern, daß sie nicht perfekt geworden ist. Die Verhandlungen wurden nämlich Mitte Juni abgebrochen, und zwar unter Umständen, die der französischen Gruppe Aussicht zu geben schienen, die deutschen Ansprüche später noch mehr zu schmälern. Einerseits nämlich weigerte sich der französische Hüttenverband, der hinter der Marokkogruppe steht, prinzipiell die Frage anzuschneiden, auf welche Weise bei der Aufteilung in Zonen etwaige dritte Interessenten entschädigt werden sollten, die den jahrelangen Streit

benutzt haben, um sich auf Erzlagern zu etablieren, die selbstverständlich sämtlich in der von Frankreich schon besetzten, also der deutschen Gruppe reservierten Zone liegen; und die deutsche Regierung hat offenbar nichts getan, um in Paris die nach gesundem Menschenverstand einzig richtige Schlichtung dieser Frage herbeizuführen: daß nämlich diese anderen Interessenten aus einem gemeinsam zu stellenden Reservefonds zu entschädigen seien; sie hat also die deutsche Gruppe der Gefahr ausgesetzt, bei Annahme des Vergleichs schließlich noch den größten Teil ihrer Ansprüche an Dritte abtreten zu müssen. Dazu kam noch, daß die deutsche Regierung es unterließ, die französische aufzufordern, die tatsächliche Durchführung des vorgeschlagenen Abkommens gemeinsam mit der französischen zu garantieren, obwohl ich alle nur möglichen Gründe zu der Annahme habe, daß die französische Regierung einem solchen Vorschlage — der natürlich nicht von ihr selbst ausgehen konnte — mit großer Zuvorkommenheit gegenübergetreten wäre. Also sind im Grunde — übrigens zur Enttäuschung der französischen Regierung, in deren Kreisen ich mich über diese Sachlage unterrichtet habe — diese Verhandlungen nochmals an der wenig zweckmäßigen Haltung der deutschen Diplomatie gescheitert.

Es ist aus diesen Tatsachen ohne weiteres zu entnehmen, woran eigentlich Deutschland in Marokko ist: die Ausübung irgendwelchen politischen Einflusses kommt überhaupt nicht mehr in Frage: das einzige wichtige Objekt, das noch aus dem Zusammenbruch der Marokkopolitik gerettet werden kann, wird aus formalistischen Gründen so schlecht verteidigt, daß bis jetzt die französischen Interessenten glauben, es könne den Deutschen noch ungefähr ganz entrissen werden.

Das Schlimmste bei der Sache aber ist, daß auf diese Weise die endgültige Lösung des Marokkostreites fortgesetzt hinausgeschoben wird, ohne daß außer den professionellen nationalistischen Heißspornen auf beiden Seiten irgend jemand einen Nutzen davon hätte. Das noch zu rettende Objekt hat für Deutschland sicherlich genügenden Wert, um energisch verteidigt zu werden, während es für Frankreich durchaus wertlos ist, seitdem durch die letzten Verhandlungen die deutsche Bergwerkssphäre in die politische französische Protektionssphäre verlegt ist.

Nur zu oft hat man nämlich in Deutschland den Fehler begangen, die privaten Interressen des Verbandes der Eisenhütten mit den Interessen Frankreichs zu verwechseln. Allerdings hat seit über einem Jahrzehnt der französische Eisenhüttenverband, der hier annähernd die Rolle des Stahltrustes in den Vereinigten Staaten spielt, dank seines Einflusses auf Parlamentarier und Minister, die Gewohnheit annehmen können, zu reden und zu handeln, als wenn er einfach mit Frankreich identisch wäre. Aber der dadurch im Auslande hervorgerufene Eindruck ist falsch. Was der Eisenhüttenverband — mit dem seit zehn Jahren einige große deutsche Unternehmungen, Krupp, Thyssen und Gelsenkirchen, konsequent zusammengehen — anstrebt, ist nicht nur die absolute Beherrschung des Eisenmarktes, sondern vor allen Dingen auch die Rückkehr in Frankreich zu einem politischen Systeme, daß durch die Trennung von Kirche

und Staat und durch die Tendenz zur Verstaatlichung der größten allgemeinnützigen Unternehmungen und zur sogenannten sozialen Gesetzgebung (Alters- und Invalidenversicherung, Einkommensteuer, Sonntagsruhe usw.) untergraben ist. Dank ihrer finanziellen Hilfsmittel beherrscht diese Trustorganisation allerdings die große Presse, was die Irreführung der öffentlichen Meinung im Auslande zur Folge hat. Aber im Innern des Landes ist die Gegenbewegung ungeheuer angewachsen, so zwar, daß der zu diesem Trust professionell in einem Abhängigkeitsverhältnis stehende Minister Millerand außerstande gewesen ist, ihm in Frankreich neue Eisen- und Kohlenlager zu konzedieren, sondern zunächst eine grundlegende Änderung der ganzen Berggesetzgebung hat in die Wege leiten müssen. Ebenso wie der Kampf der französischen Volksmajorität gegen die Gruppe in der Frage der Oenzaeisenlager, dann in der des neu entdeckten lothringischen Kohlenbeckens ausgebrochen ist, würde er ohne weiteres sichtbar werden, wenn Frankreich als Staat ihr in Marokko die Kastanien aus dem Feuer holen sollte. Die deutsche Regierung ist also im Irrtum, wenn sie glaubt, die Leiter der französischen Politik, die keinen sehnlicheren Wunsch haben, als die ganze Frage aus der Welt geschafft zu sehen, wären imstande, die eigentlich rechtlich ganz unbegründeten Ansprüche des französischen Hüttenverbandes gegen vernünftige deutsche Vorschläge durch dick und dünn zu verfechten.

Andererseits ist in Berücksichtigung dieser Lage keine Aussicht vorhanden, daß die deutsche Gruppe immer noch weiter nachgeben könnte. Und wenn die deutsche Industrie und der deutsche Handel im allgemeinen für die Mannesmannschen Interessen zur großen Verwunderung der Franzosen so energisch Partei ergriffen haben, so ist dies recht wohl zu verstehen. Für diese Interessenten zweiter Hand stellt sich ja die Frage so: Unter allen Umständen — ob die marokkanischen Eisenlager dem französischen Hüttenverbande in die Hände fallen oder der deutschen Gruppe — kommt der größte Teil des dortigen Erzes nach Deutschland, denn die Franzosen haben in dem Maße Eisen zuviel, daß sie sich nicht einmal der Erteilung von Bergwerkskonzessionen an Deutsche in Frankreich selbst widersetzen, und z. B. Krupp allein, nach ministerieller Erklärung im Parlamente, 52 % des ganzen französischen Eisenexportes aufnimmt; nur handelt es sich darum, ob Deutschland das marokkanische Eisen aus zweiter Hand, und zwar von einer trustartigen Organisation, kaufen soll, die durch geeignete Maßnahmen und insbesondere durch ein ins Auge gefaßtes Kartell mit Schweden praktisch ein Monopol gewinnen kann, und ob es nicht nur die eigentlichen Geschäftsgewinne der marokkanischen Minen, sondern auch die außerordentlich bedeutenden industriellen und kommerziellen Gewinne aus der Hand lassen soll, die der Abbau und der Transport der Erze notwendig mit sich bringt. Außer den Mitgliedern des „Comité des Forges“ ist in Frankreich kein Mensch, weder ein Politiker, noch ein Bürger, noch ein Arbeiter, der gerade in diesem Falle die vernünftige Vertretung solcher Interessen mit scheelen Augen ansehen würde: vorausgesetzt, daß damit der Alp des Marokkozwistes ein für allemal aus der Welt geschafft wird.

Wenn Herr v. Schoen auf seinem neuen Posten in Paris Gelegenheit nimmt, nicht nur mit den Eisenmagnaten und ihren Trabanten zu verkehren, sondern mit unabhängigen Franzosen, wird er sich bald überzeugen, daß ihm nichts leichter ist, als den Ruhm zu verdienen, die Marokkofrage aus der Welt geschafft zu haben. Und der Ministerpräsident Briand würde ihm zweifellos diese Aufgabe noch erleichtern. Er brauchte nur die letzthin abgebrochenen Verhandlungen auf derselben Grundlage wieder aufzunehmen, und von der französischen Regierung zu verlangen, einerseits die französische Gruppe zu veranlassen, gemeinsam mit der deutschen einen Reservefonds zur Entschädigung dritter Interessenten zu stellen, und andererseits mit der deutschen gemeinsam den beiden ausgesöhnten Riesenunternehmungen den ausgemachten Besitzstand zu garantieren: es sind im Grunde nichts als Formalitäten, und Herr v. Schoen wäre kein Diplomat, wenn er diese nicht zu erfüllen vermöchte. Dann wäre endlich zur ungefähren gegenseitigen Zufriedenstellung die giftigste Streitfrage zwischen Deutschland und Frankreich gelöst. Und wenn dabei auch wohl für Deutschland weit weniger herauskommt, als man vor einiger Zeit hätte annehmen können, so wird man sich doch sagen müssen, daß es das Maximum des unter den von der deutschen Diplomatie geschaffenen Verhältnissen Erreichbaren darstellt.

Außer diesen Bergwerkszonen aber und einer schwachen Beteiligung an einigen öffentlichen Arbeiten während einer kurzen Reihe von Jahren hat, wie die Dinge liegen, Deutschland nichts mehr in Marokko zu erwarten. Ja es wird dort sogar nicht einmal so erfolgreich Industrie und Handel treiben können, wie in Frankreich selbst.

DIE DEUTSCHE SOZIALDEMOKRATIE UND DER KRIEG VON J. L. GOULD (LONDON)

Die gespannten Beziehungen zwischen England und Deutschland zeigen sich besonders in der erhöhten Aufmerksamkeit, die man den gegenseitigen Militärverhältnissen entgegenbringt. Es ist aber keinesfalls richtig, daß der Durchschnittsengländer den sensationellen Veröffentlichungen eines Teils der Londoner Presse jenes Interesse entgegenbringt, das von deutscher Seite als „Invasionsfurcht" bezeichnet worden ist, während in Wirklichkeit die Möglichkeit einer Invasion in England ziemlich kühl beurteilt wird. Die allgemeine Erregung zeigt einen sportsmäßigen Charakter, den man politisch nicht sehr

ernst nehmen muß. Es ist nicht die Furcht vor einem wirklichen Überfall vorhanden, sondern vielmehr eine sportsmäßige Spannung, die den modernen Engländer die Zeit zwischen einer Meldung bis zum Eintreffen der nächsten angenehm vertreibt. Bezeichnender Weise werden Wetten abgeschlossen. So seltsam es auch klingen mag. Man wettet ob die Meldungen wahr oder unwahr sind und was für Neuigkeiten noch weiter hervorgebracht werden usw. In dieser Weise ist natürlich ein Teil des englischen Volkes fieberhaft an den Invasionsmeldungen interessiert. Von einer krankhaften Furcht vor einer wirklichen Invasion darf hingegen nicht mit Berechtigung gesprochen werden. Bezeichnend ist es für die wirkliche Stimmung des englischen Volkes oder besser gesagt der maßgebenden Kreise, daß die deutschen Armeeverhältnisse nur sachlich beurteilt werden. Wäre eine ernst zu nehmende Beängstigung vorhanden, so müßte es der Natur der Sache entsprechen, wenn entweder übertrieben detaillierte Nachrichten über die Korruption oder solche über einen ganz außerordentlich hohen Stand der deutschen Armee verbreitet würden. Statt dessen handelt es sich aber nur um übertriebene Berichte über das Wachsen der deutschen Marine. Die hierbei stets wechselnden Zahlen sind der hauptsächliche Anreiz für das kindische Interesse der Menge.

Um nun zu dem eigentlichen Thema überzugehen, sei hervorgehoben, daß die interessiertesten Engländer nicht soviel Gewicht gelegt haben auf das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen in Deutschland, wie es von deutscher Seite selbst geschehen ist. Es würde nahe liegen, aus dem Wachstum der sozialdemokratischen Partei den Schluß zu ziehen, daß die deutsche Armee dadurch, daß sie immer mehr revolutionäre Elemente in sich aufnimmt, an Wehrkraft einbüßt. Wie mir der Herausgeber der „Zeitschrift“ bestätigt, werden von Deutschen, die über einen Kriegsfall Erwägungen anstellen, sehr oft die Bedenken laut, daß in einem solchen Falle nicht mehr felsenfest auf die Armee zu bauen sei. Es wären Befürchtungen vorhanden wegen der Arbeiterbevölkerung der Großstädte und einzelner ganz sozialdemokratischer Landesteile. Ich glaube aber, daß in dieser beunruhigenden Ansicht eine viel größere Gefahr liegt als in den wirklichen Verhältnissen.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Propaganda der Sozialdemokraten in Rußland Militärrevolten veranlaßt hat. Auch ist es offenkundig, daß in der französischen

Armee die Sozialdemokratie eine große Rolle spielt. Aber dadurch wird nichts geändert an der Tatsache, daß für den Kriegsfall Deutschland durch die Sozialdemokratie weniger beeinflußt wird als andere Länder. — Das englische Heer muß, weil es kein Volksheer ist, sondern in der Hauptsache aus Berufssoldaten besteht, außerhalb dieser Erwägung bleiben.

Es zeigt sich bei allen Kongressen der Sozialdemokratie, daß sie unbedingten Gehorsam von ihren Anhängern verlangt. Hauptsächlich die deutsche Partei ist die disziplinierteste von allen. Die Organisation verlangt es, daß sich der einzelne der Parole, die von den Führern ausgegeben wird, unbedingt unterwirft. Es ist ebensowenig die Möglichkeit zur Selbständigkeit vorhanden, wie in der Armee. Der Arbeiter, der zur sozialdemokratischen Partei gehört, wird in gewisser Weise von ihr entweder für den Militärdienst vorgebildet oder nach dieser Zeit weiter ausgebildet in den Eigenschaften, die einen guten Soldaten ausmachen. Der deutsche Sozialdemokrat ist ein ganz weltfremder Theoretiker, der sich in der Praxis nicht zurechtfindet und dem stärkeren Willen gehorchen wird; die Initiative wird in ihm völlig erstickt. Der stärkere Wille ist aber heute noch der moderne Staat, so bewunderungswert auch die Organisation der Sozialdemokratie ist. Der an Gehorsam gewöhnte Arbeiter wird den Befehlen eines Offiziers im Kriegsfalle ebenso folgen wie im Frieden den Doktrinen seiner Parteiführer. Die Methode der deutschen Sozialdemokratie muß sich in bezug auf das Heer in der Wirkung ganz gegen die Partei richten. Der disziplinierte Sozialdemokrat wird ein disziplinierter Soldat. Ebensowenig wie er hier an ein Opponieren zu denken gewagt hat, wird er es auch im andern Falle tun. — Gefährlich könnte die Sozialdemokratie für das Heer nur sein, wenn sie wie der Anarchismus wirken würde. Wenn sie also sagen würde: Ihr sollt euch daran gewöhnen selbständig zu handeln. Ihr müßt jedem Befehl durchaus zuwiderhandeln. Es gibt keine Vorgesetzten und keine Führer. Jeder muß sein eigener Führer sein. — In diesem Falle würde allmählich wohl eine Zersetzung eintreten können. Aber bei der deutschen Sozialdemokratie ist das Gegenteil der Fall. Wir wollen den Fall setzen, daß in dieser Minute Krieg erklärt ist und daß die Nachricht sofort durch die ganze Stadt getragen wird. Würde etwa nicht das anscheinend Seltsame geschehen? Der Sozialdemokrat, der daran gewöhnt ist, der Menge zu folgen,

wird sich ohne Besinnen dem großen Haufen anschließen. Die Befehle, die von dem Kommandanten ausgegeben werden — in derselben kategorischen Form wie Parteibeschlüsse — zwingen zum sofortigen Ausführen des Befehls. Ehe die Besinnung kommt, befindet sich der einzelne schon in großen Trupps, die zur Kampflinie gefahren werden. Ich habe selbstverständlich in Betracht gezogen, daß der deutsche Arbeiter auf einer sehr hohen Bildungsstufe steht. Ich rede gar nicht von einer stumpfsinnigen Horde, die sich wie ein Haufen Tiere überall hinbringen läßt. Aber ich rechne damit, daß der Instinkt in so gewaltigen Momenten wie einer Kriegserklärung allein maßgebend ist, ich kann mir unmöglich vorstellen, daß die Sozialdemokratie in einem solchen Momente geschlossen zur Seite stehen könnte. Ehe sie zur Sammlung kommt, ist sie schon vom Strudel mitgerissen. Ich glaube, daß, wenn es sich nicht um einen Krieg handelt, der in unerhörtester Weise gegen das Empfinden des Volkes verstößt, der deutsche Sozialdemokrat so in den Kampf ziehen wird, wie alle anderen guten Soldaten auch.

Die Begründung liegt darin, daß die deutsche Sozialdemokratie eine Soldatenschule ist. Der deutsche Kriegsminister hat ihr beinahe zu danken. Die deutsche Sozialdemokratie, so wie sie sich auf ihren Parteitagen zeigt, ist unfähig zu einer Demonstration im Kriegsfalle. Das würde dem soldatischen Geist des einzelnen widersprechen.

DIE MONROEDOKTRIN IN WIRKLICHKEIT UND SCHEIN VON GRAF E. REVENTLOW

Ende August wurde der in Buenos Aires tagende panamerikanische Kongreß geschlossen. Bemerkenswert ist ein negatives Ergebnis: Die Vertreter der brasilianischen Regierung stellten den Antrag, die Monroedoktrin zu besprechen, und im besonderen ihre Erweiterung in bezug auf die südamerikanischen Verhältnisse. Diesem Antrage traten die argentinischen und chilenischen Vertreter so energisch entgegen, daß man ihn sofort fallen ließ und kein Wort mehr davon sprach, um nicht ganz arge Mißtöne in diesen der Annäherung und Einigung dienenden Kongreß hineinklingen zu lassen.

Wir haben hier eine Neuerscheinung in der bald hundert Jahre dauernden Geschichte der Monroedoktrin. Sie bedeutet, daß die großen Staaten des südamerikanischen Kontinentes ein staatliches Eigenleben bewußt führen wollen und die Kraft dazu in sich fühlen. Sie haben aufgehört zu glauben, daß man sie in Europa als das Zukunftsfeld gewaltsamer Kolonisation betrachte, und daß nur die Vereinigten Staaten des Nordens sie davor schützen könnten. Ihrer wachsenden wirtschaftlichen Kraft und ihrer unerschöpflichen Hilfsquellen sich bewußt, gehen sie gerne ein auf die Wünsche der europäischen Länder, gesunde, auf Wechselseitigkeit beruhende Beziehungen anzubahnen. Und der bereits bestehende Seehandelsverkehr zeigt, daß das Schlagwort, Europa sei näher an Südamerika gelegen als die Vereinigten Staaten Nordamerikas, keine Übertreibung bedeutet. So zeigt sich die aufsteigende Entwicklung der südamerikanischen Staaten als gleichsam automatisch wirkender Gegner einer Ausdehnung der Monroedoktrin, wie die Vereinigten Staaten sie wollen, während sie andererseits diejenige Monroedoktrin ebenfalls automatisch verwirklichen, welche Monroe und sein damaliger Staatssekretär meinten, als sie verkündeten, „die amerikanischen Kontinente" dürften von jetzt an nicht mehr als Gegenstand für künftige Kolonisationspläne von seiten irgendeiner europäischen Macht betrachtet werden. Der Raum dieser Betrachtung würde nicht gestatten, auf die seit jener Zeit öffentlich gegebenen Auslegungen der Monroedoktrin des näheren einzugehen. Es ist auch nicht nötig, und es genügt, wenn wir festhalten, daß das Endziel der Vereinigten Staaten bleibt, jeden außerhalb der amerikanischen Kontinente liegenden Einfluß von diesem auf alle Weise fernzuhalten und selbst den bestimmenden Einfluß auf beiden Kontinenten nach jeder Richtung hin auszuüben. Sie wollen nicht nur das politische Interventionsrecht sich sichern, nicht nur, ganz entgegen dem ursprünglichen Sinne der Monroedoktrin, auch in allen Grenzstreitigkeiten das letzte Wort sprechen, sondern ihr Streben geht auch darauf hin, ein jedenfalls annähernd einheitliches Zollgebiet aus dem amerikanischen Kontinent zu machen, mit Freiheit und Vorzugszöllen im Innern und entsprechenden Zollmauern nach außen hin.

Das ist ohne Zweifel also eine Machtfrage, und zwar in doppeltem Sinne, nämlich gegenüber den übrigen amerikanischen Staaten und gegenüber dem europäischen und asiatischen Auslande. Betrachten wir zunächst das letztgenannte. Da ist Japan die große Gefahr der Zukunft, und es ist nicht zu verkennen, daß diese japanische Gefahr zurzeit noch ein wesentliches Bindemittel für die südamerikanischen Staaten an die panamerikanische Idee und die Monroedoktrin bildet. Als vor einigen Jahren angesichts der bestehenden Spannung mit Japan die Vereinigten Staaten ihre Flotte vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean sandten, da wurde sie in den von ihr angelaufenen südamerikanischen Häfen mit großem Enthusiasmus empfangen und offen als die Schützerin vor der künftigen gelben Gefahr gepriesen. Man sah keinen anderen Schützer. Je mehr in Zukunft nun entweder das eigene Selbstgefühl der Südstaaten wächst, oder aber die Überzeugung Platz greift, daß ihre Begeisterung in

die Irre ging, indem die Vereinigten Staaten mit ihren Machtmitteln zur See sie gar nicht schützen könnten, auch wenn sie es wollten, so muß auch diese Stütze schutzbedürftiger Anhänglichkeit an die Vereinigten Staaten im Süden verschwinden. — Zwischen Japan und dem amerikanischen Kontinente würde sich die Machtfrage am einfachsten und auch am brutalsten stellen. Es klingt vielleicht Europäern heute noch unglaublich, aber es verhält sich so: Wenn Japan heute geldlich in der Lage wäre, einen Krieg zu führen, und nicht das Bedürfnis hätte, vorher seine neuen Erwerbungen auf dem Festlande im Innern zu entwickeln, so würden die Vereinigten Staaten nicht in der Lage sein, die Wegnahme ihrer Philippinen, Samoainseln, der Hawaigruppe, ja nicht einmal eine Landung an den westamerikanischen Küsten mit Erfolg zu hindern, und das, obgleich die japanische Flotte zurzeit kleiner ist als die der Vereinigten Staaten. Nach Fertigstellung des Panamakanals wird scheinbar eine Umgestaltung zum Besseren für die Vereinigten Staaten eintreten, tatsächlich aber nur unter der Bedingung, daß sie ihre Flotte und ihr Heer ganz gewaltig vergrößern. Diese Dinge ergeben sich für jeden aufmerksamen Beurteiler aus der Betrachtung der geographischen und damit strategischen Verhältnisse.

Ein derart gewaltsames Beispiel von Verletzung der Monroedoktrin zu nehmen, könnte phantastisch erscheinen, wenn nicht der Zug japanischer Auswanderung nach Westen so gewaltig wäre. Man muß sich tatsächlich fragen, wer in aller Welt eine japanische Festsetzung in Südamerika mit den Waffen zu hindern imstande wäre. Die Vereinigten Staaten könnten es nicht, und ob England sich in der Lage sähe, wird man gebührend bezweifeln müssen. Anders steht es mit Europa. Besäße Deutschland tatsächlich die ihm nachgesagte Neigung, in Brasilien ein Kolonialreich zu gründen, so würde es dieselbe nicht wegen der Monroelehre der Vereinigten Staaten unterdrücken müssen, sondern wegen der englischen Nebenbuhlerschaft. Die europäischen Großmächte würden allein durch das Vorhandensein ihres politischen und wirtschaftlichen Wettbewerbes und ihrer Eifersucht eine „Monroedoktrin" in diesem Sinne aufrichten, auch wenn die amerikanische der Vereinigten Staaten gar nicht bestände. Es könnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß, wenn z. B. die beiden Hauptseemächte des europäischen Kontinents, England und Deutschland, einmal zu einer entsprechenden Einigung kommen sollten, die Monroedoktrin der Vereinigten Staaten nicht mehr Wert haben würde als die Algecirasakte.

Man hatte in neuerer Zeit in der öffentlichen Meinung Europas bei jeder neuen Ausgestaltung der Monroedoktrin durch irgendeinen amerikanischen Präsidenten oder Staatssekretär meist die Auffassung einer unwiderstehlichen Macht, die auf der wachsenden Kraft der Vereinigten Staaten beruhe. Dem ist, wie gesagt, sicher nicht so. Eine ganz andere Frage ist naturgemäß in jedem einzelnen Falle und für jede einzelne Macht, ob es klüger und praktisch erscheint, die Vereinigten Staaten in ihren jeweiligen Ansprüchen zu unterstützen, als ihnen zu widersprechen oder Bundesgenossen zu gemeinsamem Widerspruche zu sammeln. Bis jetzt haben die europäischen Mächte

einzeln und im Vereine die Frage im Sinne der Vereinigten Staaten entschieden, weil ihnen dieses nützlicher erschien als das Gegenteil. Teilweise hat es freilich schwere Überwindung gekostet, so z. B. Großbritannien, als es in der Notlage des Burenkrieges auf seine frühere Mitbesitzerschaft am Panamakanal verzichtete. Was das Deutsche Reich betrifft, so hat es bisher ohne eigenen Schaden amerikanische Ansprüche dieser Art gut geheißen, und tat schon im Hinblick auf England recht daran. Eine formale und allgemein gültige Anerkennung der Monroedoktrin hat aber das Deutsche Reich niemals abgegeben, obgleich dies neuerdings in Deutschland behauptet wurde. Von den Vereinigten Staaten aus gesehen, zeigt sich die Monroedoktrin elastisch. Je günstiger die jeweilige Lage, desto mehr dehnt man sie aus. Für die europäischen Staaten stellt sie eine einfache Frage der Zweckmäßigkeit dar, keineswegs etwas a priori Sakrosanktes. Ich glaube, daß praktisch dies in Zukunft um so weniger der Fall sein kann, weil, wie gesagt, die „ausgestaltete" Lehre Monroes nicht auf der eigenen Kraft der Vereinigten Staaten ruht, sondern zum einen Teil auf den verwickelten politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Umwelt, zum andern auf jener merkwürdigen, aber typischen Hochachtung, die der Mensch auch vor einem Popanz hat, sofern diesem nur mit der nötigen Feierlichkeit und Ausdauer alle denkbaren Kräfte und Eigenschaften beigelegt werden.

Zu erwähnen ist noch die andere Seite der Monroeschen Lehre, die Amerikaner von heute nennen sie sehr bezeichnender Weise ihre „negative Seite". Das ist die Verpflichtung, sich nicht in europäische Angelegenheiten zu mischen. Vor hundert Jahren lagen auch diese Verhältnisse sehr einfach, heute sehen wir, wie die Amerikaner die Algeciraskonferenz beschickten, ebenfalls die Haager Kongresse, die internationale Seerechtskonferenz, wie sie ferner aus allgemeiner Menschlichkeit für die Armenier eintraten und versuchen, in Kleinasien Eisenbahnpolitik zu treiben. Es steht fest, daß die Vereinigten Staaten weit entfernt davon sind, sich um irgendwelche europäische Angelegenheiten nicht zu kümmern, die für sie irgendein direktes oder indirektes Interesse haben. Eine andere Frage ist die koloniale Ausdehnung der Vereinigten Staaten. Als sie die Philippinen, die Hawaigruppe usw. nahmen, konnten sie mit formalem Rechte behaupten, Monroe habe hiervon nichts gesagt, dagegen hat auch ein Mann wie der Admiral Mahan erklärt, daß dieser negative Teil der Monroedoktrin sich wohl auf das von europäischer Kolonisation erfüllte Afrika zu erstrecken habe.

Und trotzdem sehen wir in neuester Zeit die ganz unverhüllte Absicht der Vereinigten Staaten, ein Protektorat über Liberia, wenn auch zunächst mit einer gewissen Vorsicht, anzubahnen; Worte wie Finanzkontrolle und Kohlenstation sagen vollkommen genug. Liberia liegt zwischen englischen und französischen Kolonien eingeklemmt, im Laufe der Jahre haben Frankreich wie England durch wiederholte „Grenzregulierungen" ihre Gebiete auf Kosten der Negerrepublick vergrößert und hoffen ohne Zweifel, im Laufe der Zeit dieses Verfahren bis zur „Restlosigkeit" durchzuführen. Deshalb wurde der amerikanische Plan in der französischen — auch der amtlich beeinfluß-

ten — Presse mit offenem Widerspruche, ja mit Entrüstung entgegengenommen. Man erklärte, es sei das ein Bruch mit der Monroedoktrin und werde einmütigen Widerstand der europäischen Mächte zur Folge haben. Auch die englische Presse war sehr wenig damit zufrieden, drückte sich aber, wie den Vereinigten Staaten gegenüber immer, sehr maßvoll aus. In Deutschland erscholl zunächst ganz spontan der Widerspruch gegen den Bruch der Monroelehre, und natürlich wurden auch einige phantastische Pläne laut. Aber sehr bald begriff man doch, daß es für das Deutsche Reich höchst vorteilhaft sein könne, wenn die Vereinigten Staaten mit Frankreich und womöglich auch mit England über Liberia zu Reibungen gelangten. Stellt sich das Deutsche Reich freundlich zur amerikanischen Absicht, so ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß der deutsche Handel nicht darunter zu leiden haben wird. Auf alle Fälle aber war und ist eine freundliche Haltung sehr viel nützlicher als eine unfreundliche, und es wäre eine große Torheit, die Behauptung eines Bruches mit der Monroelehre zur politischen Prinzipienfrage zu machen. Eine praktische Politik wird immer von Fall zu Fall arbeiten, niemals doktrinär mißbilligen und niemals doktrinär und prinzipiell anerkennen. Die Vereinigten Staaten selbst handeln ebenso, sind aber natürlich sehr zufrieden, wenn sie mit dem Popanz der Doktrin wie mit einer Vogelscheuche politische Geschäfte machen können, ohne eigenen Kraftaufwandes zu bedürfen. Daß diese Herrlichkeit immer währen wird, ist freilich unwahrscheinlich.

DIE SCHWARZE GEFAHR VON DR. LEON ZEITLIN (BERLIN)

Im Auffinden von Sündenböcken, denen man die Schuld an all unserem Weh und Ach bequem aufbürden kann, sind die Menschen immer erfolgreich gewesen. Sie haben im Laufe der Zeit entdeckt, daß Jesuiten oder Juden, Junker oder Sozialisten, Börse oder Presse, kurz: irgendwer oder irgendwas eigentlich ganz allein die Verantwortung dafür trage, daß es auf Erden nicht wie im Himmel sei. Sie haben auf diese Weise „Monistenbünde“ gebildet, deren Tendenzen bedenklich erscheinen. Dies aber nicht allein wegen der Massenverbrechen, zu denen die in solchen Gemeinden gepflegten Stimmungen und namentlich Verstimmungen immer noch führen können — ohne Rückfälle geht die Entbestialisierung der Menschen nun einmal nicht vor sich —, sondern vor allem,

weil das Tempo des Fortschritts verlangsamt wird. Nur zu oft geschieht es, daß man etliches von dem, womit man selbst schwer belastet wird, „aus Versehen“ mit auf den Sündenbock überwälzt.

Gewiß: man müßte schon paradox aus Passion sein, um einer Idee nur deshalb skeptisch gegenüberzustehen, weil sie sich schließlich zu einer allgemeinen Stimmung auswachsen möchte, die sich zunächst einmal nur „gegen“ etwas richtet, obzwar man — wenn der Schluß von Handlungen einer Menge auf ihr Fühlen zulässig wäre — vielleicht Grund genug hätte, all das zu fürchten, was die Massen bewegt, und nichts davon zu erhoffen. Ob das aber nicht an den Regisseuren liegt, nicht daran, daß diese es zwar verstehen, Kräfte *gegen* etwas zu entfesseln, doch nur selten solche Kräfte gleichzeitig auch *für* etwas mobil zu machen! Deshalb wage ich die Behauptung: Strömungen, die Kulturhemmnisse beseitigen wollen, werden meist unrühmlich im Sande verlaufen, wenn ihnen Tendenzen positiver Kulturpolitik fehlen. Prüfe ich aber auf Grund dieser Erkenntnis das kulturelle Wollen der Gegenwart, so erscheint mir das *Fehlen solch positiver Tendenzen* als ein ebenso charakteristisches wie unerfreuliches Merkmal der auf Mehrung unserer geistigen Kultur gerichteten Bestrebungen. Das „Was wir wollen!“, womit kulturkämpferische Programme einzuleiten längst zu lieber Gewohnheit ward, stellt sich uns, wenn man den flimmernden Phrasenstaub weggeblasen hat, als ein: „Was wir *nicht* wollen“ dar, als eine Absage an den Klerikalismus im weitesten Sinne des Wortes — an das kirchliche Dogma. Und man wird nicht müde, vor der „schwarzen Gefahr“ zu warnen. Darin sind sich alle einig: jenseits der Berge, dort steht der Feind, der ernstzunehmende Feind, gleichgültig, ob es ihm um die gänzliche Unterordnung der bürgerlichen Gesellschaftsorganisation unter ein Priesterregiment zu tun ist, oder ob er sich damit begnügt, „bloß“ die Herrschaft über die Geister aufrechterhalten zu wollen. Ein schlimmer Menschenfischer treibt dort sein Geschäft und viele gehen ihm ins Netz. Aber eigentlich ist es doch wenig sinnvoll, im Zeitalter der Realpolitik immer nur zu schelten und zu schmähen. Wo bleibt die kulturkämpferische Tat? Wo sind unsere Köder, womit locken wir die Bedrohten aus so gefährlichen Fischgründen zu uns herüber? .... Betretnes Schweigen! denn uns fehlen solche Köder.

Früher allerdings, da hat es wohl derlei gegeben. Glaubensfreiheit! Das war etwas für die einen. Aufklärung! Das war etwas für die anderen. Wir aber dürfen uns — wenn wir ehrlich streiten wollen — nicht getrauen, unter diesen Zeichen zu kämpfen. Nur einem naiven Geschlechte wird man zu wähnen erlauben, Glaubensfreiheit und Aufklärung, wie sie die Menschen von heute und gestern verstehen, seien etwas Besseres, und nicht bloß etwas anderes als das, was sie dafür hinzugeben haben. Denn obschon es irgendwo einen Verein für persönliche Religion gibt, so zeigt doch das kopfschüttelnde Staunen, mit dem wir so ein Gebilde betrachten, und mehr noch die fanatische Wut, mit der die Klerikalen aller Religionsgemeinschaften dagegen Fanfare blasen lassen, daß Glaubensfreiheit bei keiner Religionsgemeinschaft Glaubensartikel ist. Oder wollen wir uns unserer Aufklärung berühmen? Mag immerhin St. Häckels Evangelium vielen wie frohe Botschaft klingen: Wundergläubigkeit verlangt es nicht weniger als die anderen Evangelien. Was bleibt? Man könnte versucht sein, sich an das Wort zu klammern: Bildung macht frei! Jene Bildung, welche die sympathischere, weil anspruchslosere Schwester der Aufklärung ist, jene Bildung, die unser Menschliches harmonisch macht. Ach, der und der und der — sie werden vielleicht frei durch Bildung, doch das sind die wenigen, die gut zu Fuß sind; die anderen, die vielen, brauchen Treppen und Seile, um jenen dorthin nachsteigen zu können, wo erst eigentlich der Aufstieg zur Höhe beginnt. Rousseau sagt einmal recht melancholisch: Künste und Wissenschaften vermögen es nicht! Ein winzig kleines Wörtchen fehlt. „Noch nicht“ hätte er sagen müssen und hätte Klügstes gesprochen.

Und ich komme zu diesem Schluß: Nicht Roms heimlich-unheimliches Walten ist das Bedrohliche. Schließlich tut es nichts anderes als das, was man uns als „quinta essentia“ aller Realpolitik zu preisen gelehrt hat: es nützt die Konjunktur. Wir aber stehen mit leeren Händen da und warnen, warnen, warnen. Die, welche am Spieltisch des Lebens auf Schwarz setzen, so wie wir jene warnen, die ihr Glück mit Rot versuchen . . . . . Die Furcht vor der „schwarzen Gefahr“ entstammt der Unfruchtbarkeit unseres Idealismus.

WIE WIR JAPANER DEUTSCHLAND SEHEN VON KURUSHIMA TAMORI

Von den schweren Kontrasten, die sich im deutschen Volks- und Gesellschaftsleben vorfinden, wissen wir in Japan nichts. Nicht die tiefe Kluft zwischen arm und reich, Volk und Gebildeten gibt es bei uns; denn das japanische Volk ist infolge seiner alten Erziehungstraditionen den Gebildeten seelisch ebenso nahe wie Gleichgestellten. Selbst der Kuli setzt seinen Stolz darin, bei Dienstleistungen, Empfang der Trinkgelder usw. höfliche, gute Formen aufzuweisen, was wir an deutschen Dienstmännern so vermissen. Der in Japan scheinbar streng gepflegte Klassenunterschied bleibt rein äußerlicher Natur und wirft keinerlei Schatten in die innerlich brüderlichen Beziehungen zwischen hoch und niedrig. Das Verhältnis z. B. des Dienstmädchens zu ihrer Herrschaft kommt demjenigen der Tochter zu den Eltern gleich. Im Gegensatz zu uns bemühen sich die deutschen Gebildeten gewöhnlich äußerlich eine liebenswürdige Herablassung im Umgange mit dem Volke zu markieren, auch wo sie innerlich eine Abneigung fühlen. Bei uns aber wird stets ein formaler Abstand gewahrt, obwohl wir im Herzen nahe und wohlwollend zueinander halten. Kein japanisches Dienstmädchen, das etwas auf sich gibt, darf Stellung in einer europäischen Familie nehmen trotz des höheren Lohnes; nur Mädchen, die sich aus irgendwelchen Gründen die Verachtung der Japaner zugezogen haben, pflegen zu Dienstmädchen von Europäern zu degradieren.

Das Bestreben jedes Japaners, auch des Kulis, eine gewisse Form und Bildung in seinem Auftreten zu verraten, hängt aufs engste mit der traditionellen Lehre zusammen, die sich an Sage und Geschichte knüpft. Nach ihr stammen sämtliche Japaner vom Kaiser oder dessen Vasallen ab, so daß auch der Kuli adliges Blut in seinen Adern rinnen fühlt und sich durch sein Betragen der einstigen Vorfahren würdig zu erweisen sucht. Anderseits wieder stammen viele Adlige von Bürgern ab und wissen daher, daß auch ihre Vorfahren einst zur niederen Kaste gehörten. Da die Verehrung der Vorfahren nach dem religiösen Kult mit dem Alter steigt, so würden die Adligen durch die Geringschätzung des Volkes ihre eigenen Ahnen zu beleidigen glauben. Obwohl nun der deutsche Adel seine Herkunft aus dem Volke meist dokumentarisch nachweisen kann, verhindert ihn das nicht, sein Volk im Grunde

zu mißachten. Es fehlt ihm eben die Lehre, die uns vor falscher Überhebung bewahrt. Eigentlich fühlen wir alle Japaner uns als eine große Familie, deren Vater der Kaiser ist. Dies Gefühl kindlicher Liebe zum Kaiserhause schließt gleichzeitig eine hohe Verehrung in sich. Was der Kaiser sagt, gilt als heilig, er darf kein gegebenes Wort zurücknehmen oder abändern. Daher seine außerordentlich strenge Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben sowie seine Vorsicht im Aufbau feierlicher Ansprachen. In Deutschland scheint sich dies Gefühl vertrauender Liebe mit hoher Verehrung schwer vereinbaren zu können. Der Anblick einer Persönlichkeit in hoher Stellung ist dort immer mit einem gewissen Gruseln und Verlegenheit verbunden, schon im Beamtenleben zeigt sich dies seltsame Verhältnis: es fehlt darin der Grundton menschlicher Verwandtschaft.

Wie durch den Shintoistischen Vorfahrenkult der Überhebung des einen über den anderen vorgebeugt ist, so vermag auch das Geld bei uns dieses Verhältnis nicht zu stören, denn das Geld gehört hier niemals einem, sondern stets der Familie. In Deutschland fällt es uns äußerst kraß in die Augen, welch ein erhöhtes Selbstbewußtsein das Geld sogar innerhalb desselben Standes zu erzeugen vermag, und in welchem Maße ihm allseitig Rechnung getragen wird.

An den einzelnen Menschen in Deutschland stört uns in erster Linie ihr agressives Wesen. Es ist, als wollten sie sich stets gegeneinander aufspielen oder übertrumpfen. Auch wer in sich selbst wenig Stolz besitzt, sucht sich nach außenhin einen wichtigen Anstrich zu geben. Wo Deutsche zusammenkommen will zunächst jeder, sei es durch Geld, Geist oder Bildung, die erste Rolle spielen, sobald man ihn aber darin überbietet, wird er ganz kleinlaut und unterwürfig. Das alles wirkt unnatürlich. Während in Deutschland selbst der Bescheidenste anspruchsvoll auftritt, ist es in Japan gerade umgekehrt: alle Japaner sind innerlich stolz, geben sich indessen nach außen scheinbar bescheiden und zurückhaltend. Unser Lehrer führte uns ein charakteristisches Beispiel zu unserem Verhalten im Verkehr mit Europäern an: die japanischen Straßen sind beiderseitig mit zugedeckten, schmutzigen Abflußgräben begrenzt. Geht nun der Japaner in der Mitte, so wird der Europäer sogleich von dem einen Graben zu ihm heranspringen. Alsdann soll der Japaner ruhig zurückweichen und sich bis zum anderen Graben

drängen lassen. Erst hier wird er stehen bleiben und seine volle Kraft dem Europäer entgegenstellen.

Wie im japanischen Leben so auch in unserer Kunst macht sich die Vorliebe für Einfachheit geltend. Unsere Musik ist klar und durchsichtig wie eine Tuschzeichnung. Wir lieben es nicht, die Töne auf die Spitze zu treiben wie die Deutschen. Wo man eigentlich noch eine Steigerung erwartet, lassen wir die Töne bereits abfallen. Vollends die europäische Orchestermusik ist nach unserem Geschmack viel zu anspruchsvoll und ohrenbetäubend. Hingegen machen Solokonzerte z. B. mit Geige oder Kammermusik einen tiefgehenden Eindruck auf den Japaner. Ahnlich stehen wir der europäischen Malerei gegenüber. Es langweilt uns, so viele Einzelheiten genau mit Öl auf die Leinwand gebracht zu sehen, es ist uns schon zuviel einen ganzen Baum in den Vordergrund eines Bildes zu zwängen, unsere Maler lassen einfach die Spitze der Krone oder ein Stück von unten fort. Zu viele Einzelheiten stören unser Auge in der Empfindung und Auffassung großer die Natur durchströmender Linienbewegungen. Deshalb stehen wir der modernen europäischen Malerei näher als der alten. Hier vermissen wir besonders die Fähigkeit, fliegende Fische oder fliegende Vögel zu malen, worin die japanischen Künstler eine so große Begabung und Übung aufweisen. Als völlig geschmacklos aber empfinden wir die Stillebenmalerei von Eßwaren oder gar toter Tiere, und nie würde man sich bei uns z. B. einen Snyders ins Eßzimmer hängen. Eine untergeordnete Rolle spielt beim vornehmen Japaner die Schauspielkunst. Die Schauspieler genießen einen schlechten Ruf und nehmen eine untergeordnete soziale Stellung ein. Übrigens sind die Drehbühnen, die München neuerdings zur Vermeidung des Ausstattungsswechels hinterm Vorhang in Deutschland eingeführt hat, seit altersher in Japan gebräuchlich gewesen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung besitzen wir noch in dem Hanamichi (Blumenweg). Dies ist ein Weg, der von der Bühne aus seitlich rechts an den Zuschauerplätzen verläuft. Auf ihm gibt uns z. B. das scheidende Mädchen über ihre Empfindungen auf dem Rückgang Rechenschaft, während der Liebhaber noch trauernd auf der Bühne sitzt. Das bietet oft drollige Kontraste, wenn z. B. der eine Partner sich grämt, der andere sich heimlich der Freude überläßt usw.

Was uns in Deutschland besonders imponiert, ist das Militär, seine Haltung, Übungen und Disziplin. Komisch

berührt uns z. B. der Paradeschritt, seines unnatürlichen Pathos wegen. Überaus lächerlich erscheint uns ferner der Anblick von Soldaten mit ihren Liebchen am Arm. In Japan würde solch ein unkriegerisches Auftreten in Soldatenuniform Anstoß erregen und wer es versuchte, käme nicht ohne eine Tracht Prügel davon. Auch müssen unsere Mädchen stolzer auf sich halten. Liebespärchen, wie sie in Deutschland allerorts zwanglos verkehren, trifft man in Japan nicht und das Wahrzeichen der Volksfruchtbarkeit repräsentiert bei uns die Familie, nicht die Landstraße.

Im allgemeinen fällt uns an den deutschen Zuständen auf, daß sie sich zu scharf in den äußersten Kontrasten zwischen sehr gut und sehr schlecht bewegen. Die Lichtseiten des deutschen Lebens erscheinen uns heller als in Japan, seine Schattenseiten indessen viel, viel schwärzer. Aber so sehr wir auch die Ordnung des öffentlichen und privaten Lebens in Deutschland bewundern, entbehren wir doch überall stark das Gefühl von Freiheit und Ungebundenheit, dessen sich in Japan jeder Bürger erfreut.

MODERNES REISEN VON NORBERT JACQUES

Ich will nicht undankbar sein für all die liebe Romantik, die mir an meine Wege kam. Aber mahm mich eines Abends wieder die über die Länder rasende Stadt eines Zuges in ihre Hast und Gewalt, so fühlte ich dann erst den wahren, warmen Pulsschlag meiner Zeit, der ich leidenschaftlich angehören möchte. Die Nacht flog draußen vorbei, feurig gepunkt manchmal, wo Siedlungen waren, und kamen wir näher so zerriß die Schnelligkeit die Punkte in kalt brennende Streifen. Ich lag weit hinten in den Polstern und rauchte dazu und trank mit gierigen Augen die finstere Schnelligkeit auf, die draußen rückwärts jagte, bis uns die eisernen hallenden Kathedralen eines modernen Bahnhofs empfingen, der in Licht, Hast, Donnern, Fauchen und Stampfen aufgelöst war, und über den sich das Gewölbe schier unerreichbar hoch, dunkel und sanft hob und in seinen unerkennbaren Gründen die

Sehnsucht zu tragen schien, der solch ein Bahnhof das Sammelbecken ist. Mal stieg man dann aus in die fremde, unbekannte Stadt und sah die erhellten Geschäfte bereit für die Bevölkerung, nie gesehene Menschen, von denen man nichts wußte, im Licht der Laternen in den Straßen hin und hergehen, traf unerwartet ein herrliches, altes Haus oder eine mächtige Kirche, die sich schlafend aus den Nachtstraßen in den schwarzen Himmel hoben, aß zwischen Unbekannten und mochte nicht zu Bett gehn, weil die Fremdheit der Stadt einen reizte und zu Entdeckungsreisen lockte.

Aber öfter läßt man die Hallen des Bahnhofs und die Häusermassen der Stadt nur in kurzer Berührung einen anstreifen, daß sie ein leises Rätsel werden, das lockend zurücksinkt und einem doch flüchtig in der Erinnerung bewahrt bleibt. Der Zug bohrt sich weiter durch die Stunden und die Länder der Nacht. — Halb schläft der Reisende und halb denkt er sich, daß er noch einmal in die Stadt kommen, die er eben gleichsam nur mit einer kosenden Handbewegung gestreift hatte, und daß er ihr Rätsel hebt. Ob es dann schön oder reizlos ist, es nimmt in der Phantasie den Schmelz des kupplerischen Erinnerns, den romantischen, wehmütigen Staub des Vorbeigegangenseins. Der Zug klopft donnernd in die Nacht hinein. Und es wird Morgen, und mit dem kühlen, tauigen Glanz der Frühsonne steigt die große, kalt starke Hauptstadt des Reichs aus dem Flachland. Es ist schön, so unvermittelt aus einem süddeutschen Dorf heraus in ihrem vielfältigen Mechanismus unterzugehn und dennoch zugleich sie zu besitzen, ein Molekül ihres Lebens, das, in der Masse gefangen, dennoch mit fernen Augen, genießend über der Bewegung des Großstadtlebens steht.

Vor ein paar Jahren saß ich eines Morgens in dem weltverlorenen brasilianischen Städchen Iguapé am Ufer des Flusses Ribeira, der das Städtchen an den Ozean band. Ein Neger wartete schon in seinem Einbaum, um mich zum Küstendampfer hinüberzurudern, der in einer Stunde die Anker lichten sollte. Ich wollte mit ihm nach Santos fahren. Da sah ich, wie den Fluß herauf ein merkwürdiges zweistöckiges Gebäude kam. Es sah aus, wie ein Miniatur-Sommeretablissement an einem Berliner See, hatte einen dünnen, hohen Schlot, der in wilder Erregung Dampf und Funkengarben ausspuckte, und hinten drehten zu Füßen einer Terrasse zwei Mühlenräder klappernd und atemlos. Es fuhr aufs Ufer zu und legte am nahen

Steg an. Ich fragte den Neger. Er sagte, es sei das Flußboot, das jede Woche den Ribeira hinauffahre so weit es ginge. Es bliebe bis zwölf Uhr hier liegen. Da erfaßte mich die heiße Freude, mein Gepäck aus dem Einbaum zu heben, rasch zum Flußboot hinunter zu laufen, mich auf seine Terrasse zu setzen und der Einsamkeit des Flusses Ribeira zuzufahren, ohne Plan, ohne Zeit, ohne zu wissen, wie, wozu, was. Weshalb erschien mir der Einfall sentimental? Es war nur ein empfindsamer Kontakt, den er in mir loslöste, und ich schüttelte ihn ab, fuhr mit dem Küstendampfer und stieg am Abend in dem brausenden Weltverkehrsakkumulator Santos aus, wo der Kaffeehandel wie ein Wirbelsturm um mich raste, und war mir klar bewußt, daß ich jetzt ebensogut und mit derselben Anstrengung in dem Schatten der halb erstorbenen Urwaldörter des oberen Ribeira hätte sein können.

Das ist das Reisen von heute. Das Ziel gilt nichts mehr. Die Schnelligkeit der Verkehrsmittel reißen die weitesten Entferungen an einander heran. Etwas, das vor hundert Jahren noch ein Märchen des Reisens war, wird heute mit einigen hundert Mark in einer Woche gemacht. Wladiwostok und Berlin geben sich die Hände. Der Wahlspruch unserer größten Schiffahrtsgesellschaft der Hamburg-Amerika-Linie: „Mein Feld ist die Welt!“, ist der Wahlspruch ganzer Völkerstämme geworden. — Mensch und Gesellschaft geraten in eine andere Kurve der Bewegung. Sie drehen weiter ausholend, befreiter, mit leichteren Gesten durcheinander. Ferne Erdschätze reißen Menschen aus allen Weltteilen an sich; ferne Erdpunkte versammeln alle Nationen. Es ist ein fortwährend quellender Ausstausch von Menschen zwischen allen Gegenden der Erde. Der Pulsschlag des Verkehrs ist zugleich heftiger und flüchtiger geworden. Eisenbahnen und Schiffe bestimmen ihn. Züge und Schiffe sind wie Städte, die sich verrücken. Sie tauschen sich in nervöser Eile gleichsam aus. Der eine Zug und das eine Schiff verpflanzt von Osten nach Westen und der andere Zug und das andere Schiff von Westen nach Osten.

Dieser geänderte, flüssigere Rhythmus des äußeren Verkehrs, hat selbstverständlich sofort auch eine Veränderung der geistigen Beweglichkeit hinter sich. Die Kurve, in der Mensch zu Mensch kommt, ist erregter und leidenschaftlicher. Man strebt leichter und näher aneinander heran, ohne darum vertrauter und herzlicher zueinander zu werden. (Das Ventil der Selbstwehr funktioniert gut).

Es kommt ein entschlosseneres Nehmen, ein rascheres Geben und in der Folge ein Sichloslösen vom Besitz in die Menschen, ein Drang sich in großen, allgemeinen Aglomerationen zusammen zu kugeln, denen kein fester Fleck Erde und Besitztum die Bewegungsfreiheit behindert. Schon äußerlich genommen, gibt es in allen Weltteilen Hotels, die so groß sind wie kleine Städte; ein einziges Haus ist eine konzentrierte Stadt in der Großstadtstraße. Die Nation ist im Begriff nur mehr Absprungbrett zu werden und Sammelbecken der Kräfte, das ihre Menschen haben müssen, um das aus der ganzen Welt Geschöpfte beisammenhalten zu können. Sie ist kaum noch der liebe, vertraute Hafen der Heimat. Der „feige Allemand", der „falsche Gallier", die alten Erbfeinde der eisenfresserischen Zeiten, in denen das beste Schwert, die größte Sicherheit und die erwerbstüchtigste Kraft war, haben begonnen, im Griff einer solchen Zeit zu internationalen Neutralitäten zu werden.

Diese Entwicklung, die an Wucht alle historischen Zeiten des Menschengeschlechts weit überdröhnt, ist das Werk eines halben Jahrhunderts. Und das Zauberwort, das sie aus dem Schoß der Geschicke heraufdonnern ließ? — Das Eisen! In den stählernen Flanken der Dampfer brausen, stoßen und schleudern die eisernen Räder, Kolben und Wellen. Die eisernen Drachen der Züge rasen die blank geriebenen Schienenstränge in sich hinein. Der knatternde Atem des Automobilmotors fährt mit eisernem Laut über die Chaussee, und die Straße züngelt ohne Widerstand unter den springenden Zylindern auf.

So strebt auch dieser gewaltige Zug des Reisens, den die menschliche Entwicklung genommen hat, mit großer Gebärde in den sieghaften Weg des Mythos des Eisens hinein. Eisen trägt unsere Sehnsucht durch die Welt, und unsere Kathedralen sind die eisernen Gewölbe der modernen Bahnhöfe, wie uns vom Eisen die Erlösung unserer künstlerischen Ängste bevorsteht, da das Eisen im Begriff ist, uns zu dem Stil zu führen, in dem wir in idealer Übereinstimmung mit unserer Entwicklung die Kraft unserer Gedanken und Bedürfnisse um Schönheit ausdrücken können.

Dieser gewaltsam hinziehende Rhythmus ängstigt noch viele Gemüter. Weshalb? Wir werden in unserer Menschenvergangenheit doch immer in frommen Schauern mit unseren Anfängen verbunden bleiben, mit dem tiefen Schoße der Natur, aus der, wie das Eisen, so auch unser

neues Leben entsteht. Wir werden trotz dem Gebraus dieser eisernen Entfaltung nicht aufhören in geheimnisvollen Dämmerungen den Märchen nachzuhängen und an den ruhigen, dunklen Leib der Erde zu denken, dem Atom für Atom unsere Entwicklungen entsprossen sind. Gibt es aber tiefer romantische und weiter hintragende Stimmungen dies zu tun, als wenn wir im Schwung unseres modernen Reisens gefangen sind!

EXPANSION

Spätherbst 1910. Paris. Ein kalter Tag, an dem die Stadt in Regenschauern eingesponnen wird. Um drei Uhr nachmittags zündet man die Lichter an. In schlechtester Laune hält mir ein französischer Politiker ein Privatissimum über Deutschlands expansive Bestrebungen. Und in schlechtester Laune fällt das Wort: Die Japaner setzen sich jetzt in Korea fest. Wir sind neugierig, wann die Deutschen ihr europäisches Korea okkupieren möchten. Ein bißchen Chinesentum steckt in der modernen deutschen Politik. Ganz unhörbar und sachte setzt sich das Deutschtum überall fest. In Rußland, Holland, Belgien, England, Frankreich — wohin man sieht. Ohne Lärm, ganz unauffällig. Arbeitsam, wucherisch fleißig. Die deutsche Diplomatie meidet jeden Krieg, weil die Dinge zurzeit so liegen, daß die Deutschen das geschäftstüchtigste Volk sind und in Frieden mehr Eroberungen machen können als im Krieg. Ihre deutschen Diplomaten sind im Auslande nicht sehr beliebt und gelten als Ränkeschmiede. Sie befolgen geradezu eine chinesische Taktik. Sagen Sie dazu, was Sie wollen.

Zwei Tage später erzählte man sich an der Pariser Börse Geschichtchen über das Eindringen des deutschen Kapitals. Die Schwätzer hatten ausgegraben, daß weite Landstrecken in der Nähe von Paris durch deutsches Kapital erworben seien, und daß französische Hochöfen durch geschickte Finanzoperationen unter deutschen Einfluß gekommen wären. Ungefähr zu derselben Zeit erregen die Artikel eines englischen Kapitäns Aufsehen, weil er auf die Gefährdung Belgiens und Hollands durch den deutschen Nachbar hinweist. Die Dänen zerbrechen sich die Köpfe über neue Landesverteidigungspläne. In Rußland vermehrt sich trotz aller Liebesmühen der Haß des Volkes gegen das Deutschtum.

Von Jahr zu Jahr wälzt sich ein immer größer werdender Strom über die deutschen Grenzen hinaus nach benachbarten Länder. Arbeiter Gewerbetreibende, Lehrer, Landwirte, Handwerker. Sie setzen sich irgendwo fest, drängen sich in die fremden Verhältnisse hinein, lernen die fremde Sprache und verdrängen allmählich die Altangesessenen von ihren Plätzen. Wie es Japan mit Korea gemacht hat. Der alte Typ des blonden biederen und ehrlichen Germanen, der mit brutaler Gewalt über seine Nachbarn herfiel, hat einer anderen Klasse von Menschen Platz gemacht. Modernen Geschäftsleuten und klugen Realisten, deren Erfolge größer und wichtiger sind — deren Kampfesart nur eine andere geworden ist. Menschen, die mit Zähigkeit jahrelang Mißgunst und Bedrückungen der fremden Völker ertragen, um ganz langsam und leise zu ihrem Ziele zu kommen. Diese Menschen ziehen einen immer weiteren Kreis für den deutschen Einfluß um Deutschland herum. Industrie und Gewerbe drängen langsam die fremde Konkurrenz beiseite. Für die jetzige junge deutsche Generation finden sich in Holland, England, der nordamerikanischen Union, Frankreich, Rußland, überall Plätze an denen ihnen, vorgearbeitet worden ist. Es fällt ihnen leicht, sich festzusetzen und ihre Geschäfte zu gründen.

Dies ist der Zustand, der geschäftlich am meisten zusagen muß. Wir brauchen wahrlich keine großen Geister in der Diplomatie. Nur stille Drahtzieher, die mit Vorsicht und mit fleißiger Arbeit dafür sorgen, daß hinter den Kulissen nichts in Unordnung gerät. Auch ein bißchen Mystizismus, wie ihn der deutsche Kaiser bringt, kann nicht schaden. Er verhüllt dem Auslande gegenüber so höchst angenehm unsere wahre Arbeit und Betätigung. Unsere Säbelraßler und Kriegssportsleute sorgen dabei zugleich für einen Lärm, dem man die dekorative Wirkung nicht absprechen kann. — Wir können in einem Kriege nicht soviel gewinnen wie im Frieden durch unsere Geschäftstüchtigkeit. Wir dürfen darum auch ohne Schade in der hohen Politik dem Auslande Konzessionen machen, dürfen uns ruhig ein wenig auf die Füße treten lassen, ohne dem andren gleich die Forderung zuzustellen. Ein so vorsichtiges Verfahren heißt hundert Mark ausgeben, um tausend dadurch zu verdienen.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12 — Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 2 22. OKTOBER 1910

DIE EROBERUNG BELGIENS DURCH DEUTSCHLAND VON CAMILLE LEMONNIER (BRÜSSEL).

Bei Berchem gelangt man in die militärische Zone der Kasematten, Esplanaden, Gräben. Dann wechseln kleinwinkelige Vorstädte mit den letzten Gemüsefeldern der Stadtgrenze ab. Plötzlich, über die abwärts gelegene Stadt hinaus, ist der Zugang zum Bahnhof mit Forts umgeben, mit Schildtürmen, mit Schießscharten aus Granit, die den Wachposten einer alten Kriegsstadt gleichen. Das ist Antwerpen — die große Handelsstadt Antwerpen.

Hier herrscht der Betrieb eines dieser modernen Kalifornien, in denen der beschleunigte Pulsschlag des Zeitalters schlägt. Lange weiß lackierte Trams gleiten zwischen breiten Wegen dahin, unter Meergöttern und Altanen, mit denen die palasthohen Häuser überladen sind. Da sind „Alhambras", von Spiegeln glitzernde und von Orchestrions durchdröhnte Bars, die zur Sünde und Ausschweifung verlocken, neben exotischen Bazaren, in denen Neger allerlei Flitterkram und Glaswaren angehäuft haben. Dies alles unter einem Wald von Fahnenstangen, einer Menge von Konsulatswappen und Fähnchen, die sich aneinander gereiht von Stockwerk zu Stockwerk ziehen. Und unterhalb der kolossalen Eisen- und Ziegelbauten liegen in der filzigen Brandung des Hafens gewaltige Ozeanriesen.

Wohl ist das Flandern, und Antwerpen, das in stetem Verkehr mit aller Welt steht, das Antwerpen mit seinen mächtigen Kaufherrn, die im 15. Jahrhundert den Königen das Geld für Kriege und Liebschaften geliehen hatten, denen zwölf Violon, Flöte und Rebec spielende Musiker

vorangingen, wenn sie sich zur Börse begaben, so wie es der große Leyß gemalt hat.

Aber trotz alledem wird man mißtrauisch durch etwas, das aufgehört hat flämisch zu sein, durch die prätentiöse Schwerfälligkeit der Architektur, durch den Geschmack für geringwertige Ware, womit allmählich alles angesteckt worden ist.

Und wenn man sich daran macht, die Inschriften auf den mannshohen Schildern zu entziffern, so merkt man plötzlich, daß man in Deutschland ist.

Oben, unten, von den Dächern herunter bis zu den Trottoirs, gedrängt wie die Heringe, haben sich die Müller, die Schwarz, die Köln, die Dreyfuß breitgemacht und die alten abgewirtschafteten Firmen verdrängt. Die „winestubbe", die „bierkelder", die Banken, die Wechselbureaus, alles deutsch! Die große teutonische Spinne hat sich aus ihrem Puppenzustand herausgesponnen und ihr Netz von Dach zu Dach gezogen.

Jawohl! Er hatte recht, der große Bürger Edmund Picard, als er eines Tages im belgischen Senat Alarm blies. Es sind nun vierzig Jahre her, seit das Lied des Dichters Arndt wie eine Brummfliege dem Pangermanismus folgt. „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Schwabenland, ist's Bayernland?" Und das Lied antwortet: „O nein, o nein, sein Vaterland muß größer sein!" In jeder Strophe wiederholt sich die Frage und jedesmal antwortet der gleiche Refrain, bis am Schluß der Jubelruf ausbricht: „Das soll es sein, das soll es sein, das ganze Deutschland soll es sein!"

Noch besser: Man verkauft in Berlin einen Atlas, der unter dem Protektorat der pangermanistischen Verbände herausgegeben wird, den „Alldeutschen Atlas". Man höre: Auf einer dieser Karten figurieren ganz Holland, die flämische Hälfte Belgiens, ein Teil Nordfrankreichs bis zu Dünkirchen, gerade als ob sie zu Deutschland gehörten!

Ich sage an dieser Stelle nur, was viele andere in Belgien sagen: In Antwerpen liegt die Gefahr, weil Antwerpen der erste Angriffspunkt ist und weil dieser bereits überschritten worden ist. Bevor man sich gegen Kanonen verteidigt, hätte man sich gegen das unauffällige Eindringen der jungen Deutschen verteidigen müssen, die wie besuchsweise ankamen und dann nicht mehr abreisten. Die Gefahr war der blonde junge Mann, der sich in seiner Vaterstadt jenseits der Grenzen ein Billett löste, und der

eines Morgens, ein Hemd zum Wechseln in seiner Handtasche, losreiste. Erst waren es nur wenige, dann wurde daraus aber ein ganzes Volk. Mit jedem Zug kamen sie an: hundert, tausend, zehntausend, ein ganzes Heer von Deutschen, friedlich, arbeitsam, nüchtern, geduldig, herzlich. Das Deutschland der friedlichen Eroberung, das damit beginnt, Sonntags Piston, Klarinette oder Posaune zu blasen, Kellner wird und zu guter Letzt auf alle mögliche Art die fetten Bissen wegschnappt.

Es gibt keine andere Rasse, die mit ihrem butterblonden Haar und ihrer glatten Haut, ebenso ausdauernd, ebenso mutig und ebenso hartnäckig wäre. Keine noch so armselige Arbeit war ihnen zu viel. Sie ließen die kleinen Kinder auf ihren Knien herumspringen. Das geile Blut der Lateiner quält sie nicht. Sobald man sie fragte, warum sie gekommen seien, antworteten sie ohne Ausnahme: Um den „gommerce“ zu lernen. Sie beklagten sich nicht über die etwas knappe Verpflegung in den Pensionen zu 3 Francs, Bier inbegriffen. Sie legten ihrem enormen Hunger des Nordländers den Maulkorb an und „kauten leer“ in der Aussicht auf baldige gute Fütterung. Und dabei sind sie sauber, diskret, nicht schwatzhaft, außer wenn sie unter sich sind.

Die Mehrzahl begnügt sich mit einer Gratifikation im Laufe des Jahres. Hinter jedem Schalter, in allen Reeder-, Stauer- und Dispachebureaus sah man so einen deutschen kugelförmig gerollten Buckel über das Pult gebeugt und wie eine Granate im Hause umherliegen.

Die große Stadt, die sich so oft in der Vergangenheit bewährt hatte, die vom Herzog von Alba ausgenützt, von Farnese ruiniert, von der holländischen Regierung aufgeopfert wurde, befand sich nochmals vor einem gefährlichen Wendepunkte ihrer Geschichte. Zurückgedrängt in ihre Bassins, mit wenig Quais und fast ohne Docks drohte sie allmählich zu versanden. Ihres Blutes und Goldes ledig, drohte sie einer jener Verwesungsorte der Jahrhunderte zu werden, in denen man, wie in Brügge, in Ypres und in Turnes, im Schatten der alten Mauern den Staub einer ehemaligen verbrauchten Kultur aufwirbeln kann.

Kontore wurden gefährdet, berühmte Firmen fürchteten die Verfallstage. — Im Herzen der Stadt erkrankte sozusagen an der Wurzel das symbolische Gebäude, die alte Börse, die einem enormen Weinberg aus Eisen gleicht, dessen Zweige sich mit allen Teilen der Welt verbinden.

Auf einmal mußte man die so außerordentliche Tatsache einsehen. Da und dort erhob sich ganz bescheiden hinter dem Schalter so ein kugelförmig gerollter Buckel, wie sie in den Pensionen zu drei Francs per Tag lebten und verlangte geheimnisvoll eine kurze Unterredung mit dem Chef. Gewöhnlich erholte sich dann die Firma wieder auf eine kurze Zeit. Der kleine Mann mit den butterblonden Haaren, gerade als ob er sich daran machen wollte, in seinem Zimmer aus einem alten Strumpfe einen Louis d'or zu entnehmen, hatte mit einfacher Miene die verfallenen Gelder vorgestreckt, fünfzehn-, zwanzig-, dreißigtausend, und er schien nicht im geringsten stolz deshalb zu sein. Es kam vor, daß die Firma das Geld nicht zurückerstatten konnte. Dann schlug der junge Mann mit sanfter Stimme, den Blick zu Boden gesenkt „une bedide gombination" vor. Gewöhnlich bestand sie darin, die Firma zu übernehmen. So kam es, daß von den alten Firmen eine nach der andern deutsch wurde.

Diese Vorfälle häuften sich während Deutschlands wiedererlangtem Aufschwung. Das Gold lockte geheimnisvoll. Der Staat brachte die nötigen Opfer. Man verbesserte die Quais, lange Stöße hieb die Hacke in die Eingeweide der alten Stadt. Eine neue Stadt mit neuen Gesetzen entstand nach der Zerstörung. Deutschland, das seine Söhne und sein Kapital hergeliehen hatte, konnte sich schmeicheln, für seine Mühe und seine Interessen den größten okzidentalen Hafen Europas gefunden zu haben, der seinem unermeßlichen Expansionsdurst entspricht. „Der Deutsche", sagt Edmond Picard, „weiß sich zu Hause nicht mehr zu helfen. Er befindet sich in der Lage eines Grundbesitzers, der, um bequem aus- und eingehen zu können, fremdes Gebiet überschreiten muß." Und Belgien mit seiner herrlichen Küstenlinie war für Deutschland, welches fast keine Küste hat, außer der Sackgasse an der Ostsee und einem kurzen Gelände bei Hamburg und Bremen, — das ganze Meer.

Sagen Sie nicht, daß es daran nicht gedacht hat. Deutschland ist heute die verkörperte Machtgier, und ist stets auf der Lauer. Es ist der Faktor, vor dem sich Belgien am meisten in acht nehmen muß.

Deutschland ist in Antwerpen eingedrungen. Jeden Abend kann es die Schlüssel der fremden Stadt beim Schlafengehen unter das Kopfkissen schieben. Hat es nicht die berühmten Kontore eingenommen? Und die alten Firmen und großen Schiffahrtslinien? Alles, was

zu verkaufen ist, — Deutschland verkauft es, sogar das Vergnügen und zwar billiger als anders wo. Gambrinus, Venus und Merkur, das sind die Karyatiden seines Aufschwungs. Es herrscht oben und macht sich keine Skrupel, auch unten zu herrschen, in den Hotels, den Brauereien, den Eldorados, der Umgebung des Bahnhofes, den zweideutigen Kantinen am Hafen, den trüben Musikhallen, wo fette und unbeholfene Gretchens schwerfällige unechte Sentimentalitäten herleiern. Das ist kein Krieg mehr mit Kanonen, sondern eine friedlich aber siegreich fortschreitende und für Belgien schmerzliche Expansion.

EIN BRIEF

Sehr geehrter Herr Helms! Auf dem Wege nach Portugal sitze hier fest. Nicht weiter zu kommen. Schließlich lohnt sich aber die ganze Geschichte auch nicht mehr. Verloren ist verloren. Was geht uns heute noch das bißchen Revolution in Portugal an? Sie haben da eine Dynastie zum Teufel gejagd, die nichts besseres verdient. Europa horcht noch viel zu viel, wenn der Ohm Bragança mit Emphase auf seine zermorschte Heldenbrust klopft oder wenn einer der neuen Regenten Weisheit mimt. Es wird noch dahin kommen, daß den Leuten die allgemeine Bewunderung so gut gefällt, daß sie sich ans Revolutionmachen gewöhnen. Geschäfte? Wenn Sie wüßten, wie oberfaul es jetzt für made in Germany in Portugal bestellt ist. Die Engländer haben die Sache eingefädelt, und wenn natürlich offiziell alles abgeleugnet wird, dann liegt der Beweis darin, daß uns im gegenwärtigen Moment Lieferungen, die seit langem in feste Aussicht gestellt waren, ohne jeden Grund abgenommen werden und an Engländer weiter gegeben werden, die's auch nicht billiger machen. Wieder das alte Leidwesen, daß wir deutschen Kaufleute mit der deutschen Diplomatie keine Fühlung gewinnen können. Wir haben, bevor Kiderlen-Wächter kam, viele kleine Macchiavellis gehabt, die ihre Diplomatie als Selbstzweck treiben wollten. Haben schweres Geld gekostet, diese Macchiavellis. Wir haben

vor einem Jahre schon gewußt, wie der Hase in Portugal läuft. Und haben dann, als wir's sagten, in Berlin nur die Fähigkeit im Achselzucken bewundern können. Na, nutzt nichts mehr. —

Und nun hier, wo alles drunter und drüber geht. Die beweglichste Nation Europas durch den Eisenbahnerstreik plötzlich an die Kette gelegt! — Übrigens hat hier der Artikel „Expansion", den Sie im ersten Heft brachten, Aufsehen gemacht. Habe ein paarmal von Deutschen gehört, daß es doch eine Unvorsichtigkeit sei, derartiges zu sagen. Stimmt aber nicht. Die Engländer können über derartige Dinge vielleicht still sein, weil bei ihnen jeder weiß, wie's heutzutage gemacht werden muß. Aber in Deutschland, in dem Weltpolitik immer noch mit lächerlichen Sentiments verknüpft wird, war es nötig, die Sache mal rein praktisch anzufassen. Wird hoffentlich auch in Berlin an maßgebender Stelle gezogen haben. Daß Engländer und Franzosen sich nicht gerade freuen, läßt sich nicht ändern. Bin nur begierig, wie unsere Tagespresse drüber denkt. Werden wohl im allgemeinen nicht viel Freude daran haben, daß ihnen jemand den Wind aus den Segeln nimmt. Die Nüchternheit steht doch ganz im Widerspruch zu dem Getöse, in das so die gewöhnlichen Leitartikel auslaufen. Vielleicht tut ihre Auffassung den Journalisten weh — dem Kaufmann tut sie sicher wohl.

Paris, Oktober 1910. Ergebenst gez. Dr. P. G.

DAS NEUE FRANKREICH? VON NORBERT JACQUES (WIEN)

Es gibt kein Land der Erde, das so den Glorienschein heroischer Geschichte, großzügiger Tradition, innerer Reife und tiefen Adels hätte wie Frankreich. Kraft der Eindringlichkeit und der Geschichte seines Geistes ist etwas von ihm zu abendländischem Allgemeinbesitz geworden und bindet ihm heimlich, wenn auch nach außen Feindschaft herrscht, die Herzen aller Menschen, die ihr Leben ins Licht des Intellektuellen gestellt haben. Es hat sich wie ein Mythos herausgebildet, daß alle vornehmen Tugenden, äußere und innere Schön-

heit dort zu Haus sind, und bei aller Sieghaftigkeit der englischen Rassenkraft gilt es etwas, drüben wie bei uns, Franzose zu sein.

Soll sich nun wirklich ein neues Frankreich herausbilden, das dem edlen Glanz seiner selbstverständlichen Großzügigkeit untreu wird, das die innere werbende Macht seines Gedankens schweigen lassen will? Wir erlebten Peinliches an ihm in den letzten Monaten. Wir sahen, wie es in seinem politischen und öffentlichen Leben die überlegene Ruhe und Klarheit verlor — die großen Eigenschaften seines Geistes — wie es nervös ward. Es zeigte sich gereizt, mißtrauisch, eifersüchtig und brutal wie ein reicher Greis, der eine junge, arme und schöne Frau geheiratet hat. Wie ein Parvenu pochte es darauf, daß es der Banquier der Welt ist, daß es 35 Milliarden ans Ausland geliehen hat und drohte den Geldbedürftigen die Hilfe zu entziehen, wenn sie nicht brav seien. Es versucht nun in unglaublicher Weise auszunützen, daß es so lange gespart hat und tut, als vergäße es, daß sein Kapital im Ausland bedeutend besser angelegt ist, als es im Inland möglich wäre, tut, als streiche es die vierzehnhundert Millionen, die es vom Ausland jährlich an Prozenten bezieht, nur widerwillig ein. Der liebe, kleine heuchlerische französische Bourgeois, dessen Leben nichts anderes bezweckt als auf die „Maison de campagne" zuzusparen!

Es fiel mir zum erstenmal in der Brüsseler Ausstellung auf, wie sich die Dinge geändert haben. Es war peinlich dieses nervöse und unkontrollierte Zusammentragen zu erleben, was dort die französische Beteiligung bildete. Die vornehm geruhigte Gebärde fehlte so ganz, es war alles erhitztes Blut, heiße Eifersucht. Frankreich hatte dort einen bestimmten Platz belegt, bevor Deutschland die Absicht seiner Beteiligung erklärt hatte. Und dann auf einmal, als sich Deutschland meldete, geriet Frankreich in Erregung. Es riß rechts und links, wo noch ein Eckchen zu finden war, Fetzen an sich, errichtete Gebäude drauf und stopfte. Wo war der gallische Geschmack geblieben?

Wir machen augenblicklich die Geschichte der türkischen Anleihe mit; ihr war die Enttäuschung der Anleihe Ungarns vorangegangen, das sich die Daumenschrauben Frankreichs nicht gefallen ließ. Die Türkei aber preßt es so mit seiner Geldmacht, das der türkische Botschafter in Paris so weit gehen mußte, einem kleinen Journalisten des Echo de Paris die vertrauliche Depesche

seiner Regierung zu zeigen. Nach ihr konnte sich Frankreich überzeugen, daß vor dem Ankauf der beiden deutschen Kriegsschiffe die Türkei die französische Regierung gebeten hatte ihr Schiffe zu verkaufen, daß sie jedoch abgewiesen worden war. Vorher als die Türkei die Oase Djanet wieder besetzte, hatte es ganz offen gedroht, ihr den Kredit zu entziehen. So machen die Franzosen eine Börsensache zu einer wichtigen, politischen Aktion, in der sie ohne Scheu unzweideutig die Machtstellung spielen lassen, die sie sich als die großen Sparer Europas erworben haben.

Noch brutaler war das Benehmen Frankreichs gegen Brasilien, als dieses sich aus Deutschland Instrukteure für seine Armee erbat. Der Gil Blas nannte es einen „affront à la France" und brachte mehrere Tage hintereinander Artikel unter dieser Überschrift, drohte Rache an wegen dieser schweren Beleidigung Frankreichs. Der „Temps" aber schrieb, klar und roh wie ein Halsabschneider: „die brasilianische Regierung darf sich nicht wundern, daß unser Land dies Vorkommnis in Erinnerung behält, wenn sie sich wieder an die französischen Ersparnisse wenden sollte." Der Ärger, die Eifersucht und Nervosität trieben aber dann aus dieser Angelegenheit eine Blüte, die leider ebenso komisch wie peinlich war und zum so und sovielten Male zeigte, wie es um den Mythos der französischen Höflichkeit bestellt ist. Als Hermes da Fonseca von Deutschland aus nach Frankreich kam, um den Manövern beizuwohnen, mußte ein Festessen abgesagt werden, das ihm die brasilianische Kolonie geben wollte, weil Deschanel, der Kammerpräsident, und eine Anzahl hervorragender Politiker erklärt hatten, sie könnten nicht teilnehmen, weil es ihnen unmöglich sei gegenwärtig der brasilianischen Republik eine Ehrung zukommen zu lassen. Das ist natürlich offenherzig gewesen, aber war es nicht auch wie das unbeholfene Verletztsein und das wütende Schmollen eines Kindes, das sich ohnmächtig fühlt, seinen Willen durchzusetzen?

Als der „Circuit de l'Est", der Aeroplanwettflug durch den Osten Frankreichs, die Flugmaschinen an die Grenze Deutschlands brachte, geriet ganz Frankreich in ein zappliges Fieber, als sei ein Teil der Revanchegelüste dadurch erfüllt worden, daß Herr Legagneux aus der Luft herab einer deutschen Pickelhaube auf den Kopf hätte spucken können. Leblanc flog bei derselben Gelegenheit über das Sedaner Haus, aus dem die „dernière

cartouche“ abgefeuert worden war. Er schrieb dem „Matin“ wie er da „von seinen patriotischen Gefühlen übermannt wurde, daß er für einen Augenblick seinen Apparat und seine Pflicht vergaß.“ Über diesen Kindlichkeiten wurden die beiden einige Wochen lang zu nationalen Helden und ganz Frankreich umtanzte sie wie in einem religiösen Taumel von Patriotismus. Hierhin gehören auch die Auswüchse der Spionenfurcht.

Aber was weitaus bedenklicher ist: Frankreich scheut sich nicht mehr, seine ganze Tradition, das eigene, überreiche und umfassende Gewordensein zu verraten; denn selbst vor den intellektuellen Äußerungen der andern Völker verliert es die Ruhe. Auch in den kleinen persönlichen Dingen des äußeren Lebens, folgt es dem neuen, peinlichen Drang. Die Ankündigung, daß die Münchner Innenraumkünstler eine große Ausstellung im Herbst im Grand Palais veranstalten wollten, wurde schon im Winter in den Zeitungen mit unverhohlener Feindseligkeit in langen Artikeln besprochen, die Titel hatten wie „Eine deutsche Invasion“, „das französische Kunstgewerbe in Gefahr“, usw.

Wir haben von dort aus auch die unmotiviertesten Angriffe auf die Entdeckung Ehrlichs gefunden, bei denen Ärzte von Rang mit gefälschten Angaben operierten und bereitwillig die Hilfe der großen Zeitungen fanden. Professor Hallopeau führt, trotz Metschnikoffs kategorischer Erklärung, im „Matin“ seinen Kampf gegen Ehrlich 606 fort, während sonst die ganze Welt die Entdeckung als ein Wunder feiert. Er hatte seinen ersten Artikel plump und kennzeichnend überschrieben: „Die Gascogner von jenseits des Rheins.“ Das hatte einem Blatt von dem unethischen Charakter des „Matin“, der auf die öffentliche Meinung spekuliert, wie ein Jobber auf die Aktionen hinter den Kulissen des wirtschaftlichen Marktes, noch nicht genügt, und es hatte den Titel umgeändert in: „606 ist gleich Null.“

Als die Jungegypter sich den neutralen Boden von Paris wählten, in dessen Freiheitlichkeit sie besonderes Verständnis für ihre völkischen Bestrebungen zu finden hofften und sich dort in einem Kongreß über die Notwendigkeit aussprechen wollten, wie ihrem Land zu helfen sei, verbot die französische Regierung ihnen ihr Gebiet, weil sie glaubte, sie seien der Marokko-Politik Frankreichs feindlich gesinnt. Das ist das alte Frankreich der Freiheit des Gedankens. Und dabei ist es merkwürdig

stark, welche Freiheit es seinem eigenen Gedanken gewährt.

Zur Ergänzung dieser Tatsachen dienen die auffälligen Beobachtungen, die man jetzt in der französischen Gesellschaft selber machen kann. Während im allgemeinen in der Bevölkerung der Revanchegedanke ins Schlummern geraten ist, verlaufen sich weite öffentliche politische Kreise, deren Gedankenrichtung gerade entgegengesetzte Wege zeigen, in einen eng erhitzten Patriotismus. Sozialdemokraten hängen mit feuriger Heftigkeit und ergrimmten Brandreden dem Militär an, weil sie in ihm eine Gewähr gegen Deutschland sehn. Ich habe das persönlich z. B. an Freunden erlebt, die in Clemenceaus Kreis politisch tätig sind. Sie taten mit brennenden Schauern, als seien an einem bestimmten Abend gelegentlich der Marokkogeschichte die Depeschen der Kriegserklärung schon geschrieben gewesen. Sie geben vor, zu glauben, daß sich die künftige Weltgeschichte nur über den Kampf zwischen Frankreich und Deutschland abspielen könne. Die Anarchisten und die Antimilitaristen Hervés sind diesen an Zahl weit unterlegen. So hat Frankreich trotz Faschoda und dem Haß, den noch heute die Allgemeinheit des Landes gegen England spürt, ein Haß, der tiefer und natürlicher sitzt, als der Haß gegen Deutschlands Sieg von 1870, sich mit diesem alten Erbfeind im Bündnis zusammengeschlossen.

Aber wohl glauben die Franzosen selber nicht recht daran. Heimlich werden sie sich darüber einig sein, daß, wenn Europa Kampf droht, dieser nur Deutschland mit England zusammenführen wird, als die gewaltigst entwickelten Nationen, deren Wettbewerb im wirtschaftlichen Leben der Welt beide mit Feindschaft lud. Sie sehen, wie sich heimtückisch unaufhaltsam die Kraft des kommenden Europas in diesen beiden Völkern zusammenzieht, und können sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, mit all ihren ersparten und ausgeliehenen Milliarden, mit all dem Feuer ihrer Geschichte und all der Sieghaftigkeit ihrer Kultur in eine zweite Stellung geschoben zu werden. Deshalb tun sie, als gälte es ihnen. Sie peitschen sich in eine Aktivität hinein, um sich selber über das drohende Kaltgestelltwerden hinwegzutäuschen. Weil aber diese Rolle innerlich unwahr ist, macht sie sie so nervös, so unvornehm, krankhaft und brutal und führt sie zu dem peinlichen Verrat an der eigenen Geschichte, von dem vorhin Tatsachen als Beispiele aufgeführt wurden.

Soll sich nun wirklich so ein neues Frankreich bilden? Oder können wir uns in unserer Liebe zu diesem alten, schönen Land nicht eher vorstellen, daß nur das gewaltig drehende Rad der neu werdenden Zeit es aus seinen Kreisen zu stoßen droht und daß es sich nur um ephemere Störungen handelt, von denen es sich bald wieder freimachen kann. Hier rauscht das Urgesetz der Entwicklung. Können wir dagegen an?

DER KAMPF DER REGIERUNG GEGEN DAS KAPITAL IN DER UNION VON DR. RICHARD DANCKWERTH (NEW YORK).

In einem einzigen Jahrhundert sind die Vereinigten zu einer Weltmacht geworden: Aus einem Nichts hat das Volksgemisch der europäischen Rassen sich zu einem Kulturvolk des zwanzigsten Jahrhunderts hochgearbeitet. Aber wer hat den amerikanischen Handel, die Industrie und die Technik auf eine solche Höhe gebracht? Auch der schärfste Demokrat und Sozialist wird dies Verdienst der republikanischen Partei und dem Kapitalismus nicht absprechen können. Doch diese Schnelligkeit der Entwickelung barg Fehler in sich: In ihrer Hast verstanden die maßgebenden Faktoren nicht, die Grenzen einzuhalten, die der Fortschritt der Zeiten und der sozialen Verhältnisse zog. Es sind jetzt fast 30 Jahre her, da zeigte sich der Kapitalismus zum ersten Male in der Überspannung seines Prinzips: Das erste Monopol trat in die Erscheinung.

Seitdem hat es an warnenden Stimmen der Besonneneren nicht gefehlt: 20 verschiedene Vorlagen ließen sie vergeblich einbringen. Schließlich ging 1890 das Anti-Trust-Gesetz des Senators Sherman durch: Die Behinderung des zwischenstaatlichen Handels und die Monopolisierung wurden unter Strafe gestellt. Unter demokratischer Regierung hatte kein Gericht die Verfassungsmäßigkeit des Gesetzes anzuzweifeln gewagt. Doch mit der Wiedereinsetzung der republikanischen Herrschaft

im Jahre 96 hatte das Gesetz seine Wirksamkeit verloren. Erst unter Roosevelt kam die Frage wieder in Fluß. Aber Resultate ließen auf sich warten. Die Bestechlichkeit der republikanischen Staatsmaschine hielt Justiz und Verwaltung in festen Banden. Das war aber um so leichter, als die Rechtsauffassung selbst, — und das war der Kardinal-Hinderungsgrund, — die Frage nach der Strafbarkeit einer juristischen Person nicht zu beantworten imstande war. — Die Regierung veranlaßte vor zwei Jahren Voruntersuchungen gegen die Standard Oil Co. und den Tabak-Trust, auf Grund deren sie die Ungesetzlichkeit der beiden Korporationen vor den ordentlichen Bundesgerichten nachzuweisen suchte. Beide liegen zurzeit dem Bundes-Obergerichte vor. Die letzte Verhandlung im März dieses Jahres hat den Standpunkt der Regierung zur Genüge gekennzeichnet: Der Generalanwalt Wickersham vertrat persönlich die Klage und zwar mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. — Vor etwa einem Jahre wurden dann auch gegen den Beeftrust in den Staaten Illinois und New Jersey Untersuchungen eingeleitet, gerieten aber in ein solches Stocken, daß die öffentliche Meinung sich nicht viel davon versprach. Bis der Kabel plötzlich die Nachricht brachte, daß gegen drei Angehörige der Familie Swift und ihren Direktor, gegen Armour, Morris und ihre Direktoren Anklagen erhoben worden sind. Das ist der erste Fall seit 14 Jahren und dieser Entschluß kann der Regierung nicht hoch genug angerechnet werden, wenn man natürlich auch alles andere, nur keine Verurteilung erwarten darf.

Auch den Baissiers macht die Regierung das Leben schwer. Den sogenannten Pools, den Vereinigungen zur Abschwächung des Marktes ist aber wesentlich schwerer beizukommen. In diesem Frühjahr hatte sich unter Führung New-Yorker Firmen ein solcher Ring für den Baumwoll-Markt gebildet, der seinen Einfluß auch über den Süden ausdehnen wollte. Hier aber stieß man auf energischen Widerstand: Eine dortige Firma machte der Regierung von dem ihr gemachten Anerbieten Mitteilung, dieser folgte eine Untersuchung, die zwar keine Klage, immerhin die Sprengung des Pools zur Folge hatte. Auch hier war der spiritus rector Wickersham, der überhaupt von dem gesamten Kabinett des Präsidenten Taft der Tüchtigste ist.

In einer zweifelhaften Lage befindet sich die Regierung in der Frage der Landverkäufe in Alaska an den Kohlen-

trust Guggenheim-Morgan, auf den Philippinen an den Zuckertrust und in den Indianerreservaten an einzelne Großgrundbesitzer. Alle drei Fälle sind nicht ungeschehen zu machen: Der Gedanke, die Kohlenschätze Alaskas dem Kleinkapital zu überlassen, ist durch die Machinationen der Guggenheims vereitelt worden, daran wird auch die eben beendete Untersuchungsreise Wickershams und des Staatssekretärs für Handel und Gewerbe nichts ändern, ein oder der andere Beamte, der den Trust begünstigt hat, muß jedenfalls gehen, aber das wird alles sein. Ebenso werden die von den Missionsgesellschaften teuer gekauften Regierungsländereien auf den Philippinen für immer Eigentum Havemeyers und Genossen bleiben.

Einen Schlag hervorragendster Art, den nur der zu würdigen weiß, der die Entwickelung der Eisenbahnpolitik der letzten dreißig Jahre genau verfolgt hat, hat die Regierung durch das neue Eisenbahngesetz den Harrimans, Goulds, Hill und Kahn versetzt. Erfahrene Politiker sind sich heute noch nicht klar darüber, wie es dem Kabinett Tafts gelingen konnte, ein derartiges Gesetz durchzusetzen. Die Gesellschaften hatten in den letzten dreißig Jahren fast gar keine Rücksicht genommen, die Raten jeder Art nach Belieben erhöht. Zwar stand der Kommission für den zwischenstaatlichen Handel ein Genehmigungsrecht zu, aber das war bisher wirkungslos gewesen, da die Kommission die Erhöhung vor dem Bundesobergerichte anzufechten hatte, die Eisenbahnen jedoch in der Zwischenzeit ruhig die höheren Frachtsätze erheben durften. Jetzt ist der Spieß umgedreht, die Entscheidung der Kommission ist bestimmend und kann von der Gesellschaft bei dem Bundesobergericht angefochten werden. Wie geschickt die Regierung in dieser Frage operiert hat, ist staunenswert: Noch im letzten Momente hat sie das Volk vor einer Erhöhung zu bewahren gewußt. Die Eisenbahnen ahnten ihre Niederlage und erhöhten ihre Tarife für den nächstmöglichen Termin. Da legte sich der Präsident ins Mittel, lud die Führer zu sich und brachte es dahin, daß sie bis zu einem bestimmten Momente die Erhöhung hinausschöben. Bis dahin aber hatte er mit allen Mitteln der Diplomatie unter den Mitgliedern der republikanischen Partei Einigkeit geschaffen, so daß noch heute die alten Raten bestehen. Anfänglich wurde aufrichtig bedauert, daß nicht auch die Expreßgesellschaften, die an Stelle der Post die Beförderung der Pakete ausführen, mit in dies Gesetz hinein-

bezogen sind. Jedoch haben die Eisenbahnen diese Frage zugunsten des Publikums gelöst.

Die alte Frage der Errichtung einer Zentralbank und damit der Kontrolle des Geldmarktes hat die Regierung bisher noch nicht in Angriff genommen, trotzdem berufene Bankpolitiker, wie Paul M. Warburg verschiedentlich dafür eingetreten sind. Immerhin hat sie auf zweierlei Weise den Markt zu beeinflussen gesucht: Nach der Panik von 1907 verlangte der Kongreß eine gründliche Änderung des Systems der Nationalbanken, die das Geld der Regierung bisher zinslos erhalten. Das Resultat war das Aldrich-Vreeland-Gesetz, durch das die Gründung von Bankgenossenschaften zur Abwendung eingetretener Geldknappheit vorgesehen war. Der jetzige Schatzsekretär hat vor wenigen Monaten einen Aufruf erlassen, durch den die Nationalbanken solche Korporationen schon jetzt zur Bekämpfung einer eventuell eintretenden Geldknappheit ins Leben rufen sollen. Die Folgezeit hat der Regierung die Richtigkeit ihrer Handlungsweise bewiesen: Die Banken haben sich mit der Frage befaßt und sind mit der Gründung in Philadelphia, New York, Chicago und anderen Städten beschäftigt. Durch einen Präzedenzfall ist es dann der Regierung gelungen, dem Staate das Recht, kaufmännische Geschäfte zu machen, zu sichern. — Die Errichtung von Postsparkassen ist zwar allein dem Wunsche entsprossen, Geld für den Panama-Kanal, (unter Umgehung einer neuen Anleihe, deren Zinsfuß einen halben Prozent höher hätte sein müssen als die bisherigen, um überhaupt Abnehmer zu finden) zu beschaffen, aber im Laufe der Debatte wird der Regierung entgegengehalten, sie habe kein Recht Geldgeschäfte zu machen. Siegreich verläßt sie mit der Annahme des Entwurfes das Schlachtfeld. — Auf direkte Initiative der Regierung werden Geldinstitute gegründet, um den Geldumlauf zu beeinflussen und die Regierung hat die Aufsicht über diese. Zwei wichtige Etappen auf dem Wege zu einer Zentral-Bundesbank.

Auf allen Seiten merkt man den Einfluß der Regierung. Nur zweierlei vermißt man: Carnegie mit seinem Stahltrust, der es am meisten verdiente, bleibt unbehelligt; trotz seiner zehnfachen Überkapitalisierung kann er seine enormen Dividenden immer weiter auswerfen und seine Arbeiter so schlecht bezahlen, wie kein anderer Arbeitgeber in der Union. Nicht ein einziger Schritt wird unternommen, um den Streiks, die an der Tagesordnung sind,

frühzeitig vorzubeugen. 70000 Schneider haben acht Wochen für sanitär gute Werkstätten streiken müssen. Um dasselbe Ziel kämpfen die Bäcker. Nutzlos haben die gesamten Arbeiter des Stahltrustes zehn Wochen für eine geringe Lohnerhöhung petitioniert. Aber dafür fehlt dem gesamten amerikanischen Volke jedes Verständnis.

ZEITBILDER I (PRESSE)

Ein Journalist ersucht um die Erlaubnis, eines der größten rheinischen Bergwerke besichtigen zu dürfen. Die Direktion zeigt sich sehr kühl und bittet den Besucher, nur als Privatperson und nicht in seiner Eigenschaft als Journalist zu kommen. Die Industrie sei zu häufig durch Berichte sachunkundiger Schriftsteller geschädigt worden. Ein andrer Journalist, der von der Sache hört, ersucht einen Großindustriellen um einen Artikel, weil ein von so autoritativer Seite kommender Artikel geeignet sei, die Darstellungen, durch die die deutsche Industrie geschädigt werde, wirkungslos zu machen. Der Großindustrielle findet das im Prinzip sehr richtig, ist aber zugleich der Ansicht, daß sich für einen Geschäftsmann die Zeit, die zur Abfassung eines Artikels nötig sei, nicht rentiere, weil die deutsche Tagespresse zu wenig Bedeutung in maßgebenden Kreisen habe, um eine wirkliche positive Wirkung des Artikels zu verbürgen. —

Wirklich, da liegt der Hase im Salat. Die deutsche Presse ist eine fast ausschließliche Domäne für Leute von Beruf geblieben. Zwischen Presse und Publikum klafft ein weiter Riß. Auf der einen Seite agieren die Journalisten und auf der andren Seite zeigt sich das Publikum als unbefriedigter Zuschauer.

Die Redakteure bedeutender Tagesblätter bedauern, daß ihnen die wertvollsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens als Mitarbeiter unerreichbar seien. Unsren Ministern a. D. und maßgebenden Politikern macht es wenig Freude, sich auf dem Zeitungspapier zu produzieren. Einerseits befürchten sie in eine nicht sehr geschätzte Gesellschaft zu kommen und andrerseits, wenn sie Geschäfts-

leute sind, versprechen sie sich keine Wirkung. Den Vorteil davon hat der kleine Zeilenschinder, der sich auch fernerhin ungestört in der herrlichen Lage befindet, Seite nach Seite füllen zu können über Dinge, die ihm wesensfremd sind. Den Nachteil hat die ganze Nation. Und der Sündenbock? Steht warm im Stall bei den Regierungsvertretern, die es von Zeit zu Zeit nicht lassen können, die Presse in ihrem Ansehen und ihren Entwicklungsmöglichkeiten durch grobe Kritiken zu hemmen. — Aber Geduld ist eine deutsche Nationaltugend, und man soll sich über jede Gelegenheit freuen, eine Tugend üben zu können. Also kein Grund zum Pessimismus. Im Gegenteil! A. H.

KÖNIGTUM UND DEMOKRATIE

VON DR. ALBRECHT WIRTH

Die ersten Christen glaubten das Jüngste Gericht und den Gottesstaat, die ersten Sozialisten glaubten den Weltkrach und den Zukunftsstaat sehr nahe. Manche Prophezeiungen erstreckten sich nur auf wenige Jahrzehnte. Die Demokratie beteiligte sich zwar nicht an solchen Prophezeiungen, aber auch sie hegte einen ähnlichen Wahn, nämlich den, daß es mit dem Königtum so sachte abwärts gehe und in absehbarer Zeit ganz aus sein werde. Statt dessen sind die Herrscherhäuser nur immer noch an Macht gewachsen. Auch ist die Zahl der Könige statt geringer zu werden noch gestiegen. In Skandinavien walten jetzt drei Könige, früher nur zwei; n Bulgarien und Montenegro haben die Fürsten sich zum Zaren und zum Kral emporgezüchtet; aus der spanischen Republik ist wiederum eine Monarchie geworden, die immerhin auf stärkeren Füßen steht, als man noch vor einem Jahre angenommen hat.

Gerade durch den demokratischen Zug des Zeitalters haben die Dynastien gewonnen. Wieso? Nun, etwa folgendermaßen. Durch den Rechtsstaat sind alle Staatsangehörigen vor dem Gesetze gleich geworden. Praktisch ist das ja noch keineswegs ganz der Fall. Aber zum mindesten der Weg zu diesem Ziele ist beschritten worden.

Daraus ergibt sich, daß der Adel, der einstens den Königen machtvoll widerstanden hat, und zwar sowohl der hohe wie der niedere Adel, nunmehr zum Untertan des Souveräns wie jeder andere herabgedrückt worden ist. Man bedenke nur, daß heutzutage der Souverän der einzige Kriegsherr ist, während früher auch Grafen und Barone ihre eigene Kriegsmannschaft hatten. Gegenwärtig ist es in Rußland, Österreich und Deutschland in der Regel wichtiger, ein hoher Beamter oder Offizier, mithin ein geehrter Diener des Königs, als von Adel zu sein. Und ein hoher Beamter wird tatsächlich mehr geschätzt, weil er Wirklicher Geheimer Rat ist, als weil er zufällig außerdem noch Graf ist. Die Demokratie hat überdies das Zeitalter der Massen heraufgeführt. Die Bevölkerung hat sich seit einem Jahrhundert verdoppelt und verdreifacht. Folglich herrscht ein heutiger Souverän, selbst wenn sein Gebiet nicht, wie es meist der Fall ist, eine Vergrößerung erfuhr, über zwei- bis dreimal soviel Leute als vor hundert Jahren. Sein Einkommen — die Zivilliste — ist dementsprechend gestiegen.

In dem Anwachsen der Massen liegt nun allerdings auch eine große Gefahr. Je höher man steigt, desto tiefer kann der Sturz sein. Während zudem ein übermütiger Adel zwar einen Herrscher beseitigen mag, jedoch nur um einen andern an seine Stelle zu setzen, während er fast nie dem dynastischen Gedanken feindlich ist, trachtet umgekehrt die aufgewühlte Masse danach, nicht nur den augenblicklichen Träger der Herrschaft sondern den Monarchengedanken überhaupt zu vernichten. Nichts verderblicher daher für das Königtum, als wenn die Regierung selbst, wie sie es in Preußen und in Italien lange getan hat, den Staatssozialismus lange begünstigt. Auch weiß man es von Byzanz, wie abhängig der Autokrator von den Launen des Pöbels war. Umgekehrt ist der Fortbestand Englands und seines Königtums durch seine starke Aristokratie noch für lange gesichert.

Wenn die Macht der Krone durch die anschwellenden Volksmassen auf eine breitere Grundlage gestellt, wenn sie tatsächlich größer als früher geworden ist, so bezieht sich das indessen doch in der Hauptsache eben nur auf die Krone als Inbegriff, nicht auf die Souveräne als Menschen. Diese haben im Gegenteil an Machtvollkommenheit verloren. Auch hierfür ist der Grund in dem demokratischen Geist der Epoche zu finden. Die Kontrolle der Öffentlichkeit ist viel schärfer als ehedem. Regt sich

doch die Volksmeinung schon darüber auf, wenn einmal ein Herrscher zu seiner Erholung ein Kabaret kommen läßt. Man stelle sich einen Augustus, um von Commodus nicht zu reden, oder auch nur den absolutistischen Herzog eines deutschen Kleinstaates im 18. Jahrhundert in gleicher Lage vor. Auch das Leben der Souveräne ist heute bürgerlich geworden. Das war die Rache der Demokratie am Cäsarentum.

Auch die Friedensliebe der Massen beeinflußt das Königtum und zieht es herab zur kleinbürgerlichen Liebe für Ruhe und Gemächlichkeit und behaglichem Erwerb. Die Bevölkerung des kaiserlichen Italiens war dem Krieg abgeneigt, den sie in einem Zeitraume von 223 Jahren, von der Schlacht bei Aktium bis zur Erhebung des Pertinax im Grunde nur einmal, bei den Wirren 68/69 (von einem vorübergehenden Markomanneneinfall abgesehen), im eigenen Land erlebt hat. Auch die heutige Bürgerschaft, die zudem der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen ist, ist so ziemlich in den meisten Ländern in ihrer Mehrzahl gegen jeden Krieg. Was sie schätzt, ist Wohlstand und Behagen. Krieg ist ihr ohne weiteres Unglück und Barbarei. Hiermit ist es kein Widerspruch, daß, wenn einmal entfesselt, die Massen sich lärmend, ja fanatisch für einen Krieg begeistern können. Es kommt sogar nicht einmal allzuviel darauf an, ob Sieg oder Unsieg dem Lande zuteil wird. Die nationalen Instinkte werden in jedem Falle aufgepeitscht, und gerade geschlagene Völker verlangen am eifrigsten nach neuen Bluttaten, um die beleidigte Nationalehre wieder herzustellen. Auch unter dieser Volksstimmung hat wiederum eine Dynastie zu leiden. So wurde der Zar 1877 durch die von den Panslavisten aufgewühlte öffentliche Meinung zu einem Kriege fortgerissen, der den Russen viel Geld gekostet und ihre Stellung in Europa nicht gerade verbessert hat. Auch jetzt möchten gar zu gern die Russen wiederum einen Krieg führen, gleichviel gegen wen, lediglich um ihr gesunkenes Ansehen zu heben. Den Dynastien scheint diese Gefahr, die von der Leiterschaft der Massen ihrer Entscheidungsfreiheit droht, gar wohl zum Bewußtsein gekommen zu sein. Ein chauvinistisch aufgeregtes Volk ist für die Regierung niemals bequem. Selbst in dem kaisertreuen Japan kam es 1905 zu Aufständen ob des Friedens von Portsmouth, den man in weiten Kreisen für schimpflich erachtete. In demselben Japan stürzte 1868 der Schogun und in Persien 1909 der Schah, weil diese

beiden gegen das Ausland zu nachgiebig gewesen waren. Und wie war es schließlich 1809 und 1813? Auch damals wurden die zögernden und schwankenden Herrscher von dem ungeduldigen Volk überrumpelt, und es war nur logisch, daß Kaiser Franz Zeit seines Lebens die Führer des Tiroler Aufstandes haßte und einige davon sogar auf den Spielberg schickte, und daß gleichermaßen so manche Anreger und Führer der norddeutschen Erhebung von der Inquisition des Bundesrats als Demagogen verdächtigt und mehrfach bestraft wurden. Genug, ob das Volk im Recht sei, wie 1809 und 1813, oder aber von trüber Leidenschaft verblendet, in jedem Falle läuft sein Dichten und Trachten niemals dem der Herrscher ganz parallel. Auch aus diesem Grunde wahrscheinlich sind im letzten Menschenalter die Kriege so selten geworden, wenigstens in Europa. Kein Souverän weiß eben so ganz genau, auf welche Bahn ein durch Schlachten aufgeregtes Volk sich drängen lassen möge, und ob nicht etwa zuletzt die Kriegsaufregung seiner Souveränität zum Schaden gereichen werde.

Es ist wohl der Mühe wert, dies noch etwas näher auszuführen. Die Behauptung, daß die Kriege sich verringern, könnte verwundern. Es verhält sich damit genau so wie in der römischen Kaiserzeit. Damals verging kaum ein Jahr, daß nicht irgendwo die Trommel gerührt wurde; aber das Gefecht wurde weit in der Ferne geliefert, hinten in Dacien, droben im kalten Britannien, an der arabischen Grenze oder im unwirtlichen Armenien, Truppen, die halb zur Forschungs- halb zur Eroberungsexpedition entsandt wurden, durchstreiften den Hochatlas und das Gebiet des mittleren Nils. Auch in der Gegenwart brechen die auswärtigen Kriege und die Strafexpeditionen in den Kolonien niemals ab. Weder sind die Vereinigten Staaten von dem Kampf um Cuba, noch ist Großbritannien vom Buren-, Deutschland vom Hottentottenkrieg, noch endlich das europäische und sogar kaum das asiatische Rußland von dem gewaltigen Ringen in der Mandschurei im heimischen Territorium berührt worden. Seit 32 Jahren, seit dem Frieden von San Stefano, hat, außer den gewöhnlichen Balkanunruhen und den Straßenkämpfen in Moskau, Tiflis und Odessa, Europa keinen Krieg gesehen. Deutsches Land hat, wenn man von 1848 absieht, schon seit fast 100 Jahren keinen Kanonendonner mehr gehört. Also ganz ähnliche Verhältnisse wie im kaiserlichen Italien. Diese gesicherte Lage scheint nun

auch nach dem Herzen der Souveräne zu sein. Daß in Serbien und auch in Spanien die Dynastie durch einen unglücklichen Krieg nur verlieren kann, des hat niemand einen Zweifel; daß aber auch Dynastien in Deutschland selbst durch einen siegreichen Krieg verlieren könnten, das wird noch kaum bedacht. Bereits durch Elsaß-Lothringen hat der deutsche Kaiser an greifbarer Macht gewonnen. Nicht minder wurde bei unseren Kolonialkriegen die Frage aufgeworfen, ob denn der Kaiser verfassungsmäßig berechtigt sei, ohne weiteres Truppen außerhalb des Reichsgebietes zu schicken. Ob er nicht hierfür der Zustimmung des Bundesrates bedürfe. Nehmen wir für einen Augenblick an, daß dem Deutschen Reich ein neuer Zuwachs an Land zuteil werde: Da ist es von vornherein wahrscheinlicher, daß dieser Zuwachs dem Kaiser als irgendeinem anderen der sechsundzwanzig reichsdeutschen Souveräne zugute komme. Hieraus ergibt sich, daß die Wettiner und Wittelsbacher einen neuen Krieg, und wenn er zum Siege führte, nur mit gemischten Gefühlen begrüßen könnten.

Nichts ist verderblicher für die Erkenntnis, als die Erscheinungen des Lebens alle durch eine einzige Theorie zu erklären. Das Leben und besonders das politische gleicht den Verkehrsadern bei Pfalzburg in den Vogesen, wo Eisenbahn, Rhein-Rhonekanal und Landstraße in fortwährendem Wechsel bald nebeneinander, bald übereinander laufen usf., daß einmal sogar der Wasserweg stolz über den Schienenweg hinweggeht, dergestalt, daß der erstaunte Beschauer hoch sich zu Häupten die Masten der Schiffe erblickt. Gewiß, im Privatleben und beim Planen von Kriegen wird das heutige Königtum von der Demokratie beeinflußt. Dagegen ist es in der Diplomatie eher wiederum maßgebender als zu früheren Zeiten. Nicht gut kann heutzutage ein europäischer Krieg begonnen und ganz gewiß nicht mit Erfolg durchgeführt werden, für den sich nicht das ganze Volk begeistert, wohl aber ist die Prophezeiung derer zunichte geworden, die da wähnten, das Königtum werde aus der Diplomatie der Gegenwart völlig ausgeschaltet. Mit der wachsenden Größe der Reiche und der wachsenden Menge und Verwickeltheit auswärtiger Beziehungen, endlich mit der zunehmenden Konzentration des auswärtigen Dienstes durch den Telegraphen ist auch die Bedeutung der Zentralstellen wieder gestiegen. Früher konnte noch ein Generalgouvernator von Sibirien oder ein Landeshauptmann in

Afrika auf eigene Faust Kriege anfangen, konnte ein Gesandter in Peking 1/4 Jahr hindurch, solange der Peiho zugefroren war, ohne Nachricht von daheim bleiben. Jetzt empfangen solche Beamten von Petersburg oder Berlin aus drahtliche Weisung. Seinerseits jedoch ist der Minister des Auswärtigen jetzt viel abhängiger von seinem Souverän als vor 10, 15 Jahren. Bei Wilhelm II., Leopold II., Eduard VII., dem König von Italien und Zar Ferdinand hat man es gesehen, wie ausschlaggebend in der Diplomatie und ihren Verhandlungen der Wille, die persönliche Neigung oder Abneigung des Monarchen wirken kann. Im Grunde ist demnach das Habenkonto der Souveräne gegenüber dem Soll in der letzten Zeit doch stärker geworden.

DIE FRANZÖSISCHE PRESSE VON FRANÇOIS DE TURENNE (PARIS)

Im Ausland gibt es, wie man sagt, viele, die unsre Tageszeitungen als mustergültig preisen. Wenn ich solche Urteile in deutschen, englischen oder italienischen Büchern lese, lächle ich. Es ist zuweilen angenehm, wenn man verkannt wird und jeder Mensch freut sich über Schmeicheleien. Wenn es sich aber während meiner Reisen ereignet, daß jemand mir persönlich das Lob unserer Journale singt, dann werde ich verlegen und muß oft mühsam nach Phrasen suchen, die über diesen gefährlichen Gesprächsstoff hinweghelfen. Mir fällt dann immer wieder ein, wie mir vor Jahren einmal eine berühmte deutsche Sängerin die Schönheit der Pariserinnen pries. Den einzigen direkten Eindruck von Pariserinnen hatte sie gehabt, als sie einmal auf der Durchreise einige Stunden im Café de la Paix gesessen hatte. Dort flaniert die Halbwelt auf und ab. Ich habe nicht gewagt, ihr Ideal zu zerstören. Im Gegenteil, ich habe mich gefreut an ihrem Vorurteil von Unverdorbenheit, mit dem diese fremde Dame unser Straßenleben beobachtet hat. Ich sagte mir, unsere Halbwelt muß es vortrefflich verstehen, Fremden ein Ideal vorzutäuschen. Die französische Presse muß diese Gabe auch in hohem Maße besitzen; sonst würde sie im Ausland keinerlei Achtung genießen können. Ele-

ganz und schöne Gesten bestechen den Ausländer. Selten hat er Gelegenheit, hinter die Kulissen zu blicken. Er erfährt niemals, wie bei uns die Zeitungen gemacht werden. In meiner Biblothek stehen einige Bände, die sich les laideurs du beau Paris betiteln. In ihnen werden Skandale, unlautere Zustände der Justiz, des Handels, der Börse enthüllt. Ich entsinne mich noch, welches Aufsehen diese Bände unter dem Kaiserreich machten und wie sie der republikanischen Partei Zuwachs, Macht und Ansehen stärkten. In den ersten Jahren nach dem Kriege versuchte die Republik die unter dem Kaiserreich eingerissene Korruption zu bekämpfen und unschädlich zu machen. Die Journale standen ihr damals zur Seite. Aber bald verband sich die napoleonische Korruptionspartei mit den Skrupellosen der dritten Republik, die sich in dem einen Ideal des Geldes fanden. Mitte der achtziger Jahre sagte einmal ein Franzose: „Frankreich ist ein zu altes Land, um in Idealen schwärmen zu können. Wir Franzosen sind nüchtern, praktisch und zielbewußt.“ Die Presse spiegelt diesen Geist wider. Sie will nicht belehren und bilden, sie will nur noch Geld machen. Die Ausländer rühmen unseren Zeitungen nach, daß sie nicht durch Annoncen beschwert sind. Sie sehen auch darin ein Zeichen von Idealismus. Ich will Ihnen einmal eine große Pariser Zeitung analysieren, weniger um Ihnen ein Ideal zu zerstören als um Ihnen zu zeigen, daß die Pariser Presse offener und zugänglicher ist als die Presse irgendeines anderen Landes, allerdings nur, wenn man sich ihr mit gefüllter Börse nähert.

Die große Pariser Tageszeitung zu 15 Cts. beginnt auf der ersten Seite mit einem Leitartikel, der vier- oder fünfmal in der Woche von einem berühmten französischen Schriftsteller verfaßt ist. Diese Aufsätze werden den Verfassern ungewöhnlich hoch zwischen 50 und 1000 Fr. bezahlt. An den übrigen Tagen der Woche druckt die Zeitung Artikel von unbekannten Literaten, Gelehrten oder Politikern ab, für die die Autoren der Zeitung zwischen 1 und 4000 Fr. bezahlen müssen. Welche Tendenz diese Aufsätze verfolgen, ist absolut gleichgültig. An diesen Leitartikel schließt sich ein kleinerer Aufsatz über ein neues Buch, eine Soiree, ein Fest oder über einen einzelnen Künstler, die dem Betreffenden, der sie zu publizieren wünscht, 1—2000 Fr. kosten. Auch Ausländer, die sich in Paris lanzieren wollen, lassen in dieser Spalte Artikel über sich veröffentlichen. Ein in unserer Stadt

lebender junger deutscher Künstler hat sich in vornehmen, Pariser Kreisen sehr lächerlich dadurch gemacht, daß er in einer großen Pariser Tageszeitung unausgesetzt Entrefilets über sich selbst veröffentlichen ließ. Infolge der Unkenntnis der Deutschen über die hiesigen Presseverhältnisse hat er in seiner Heimat vielleicht damit besseren Erfolg. Die kleineren Echos, die diesen Hauptartikeln folgen, behandeln teilweise Informationen, Reisen des Präsidenten, der Minister und ausländischer Fürstlichkeiten, Gemälde- und Bibliotheksankäufe usw. Zwischen diese Nachrichten eingestreut sind versteckte, heimliche Reklamen in 10—20 Zeilen, die natürlich der Zeitung bezahlt werden. Sie handeln von des großen Herrn Rostands Befinden, der, das sei nebenbei bemerkt, im Laufe der ersten Jahre seines Wirkens eine Viertelmillion für seine persönliche Reklame ausgegeben hat; von Theater- und Ausstellungsankündigungen, von neuen Büchern, Mode- und Toiletteneuheiten. Die mondänen Nachrichten, Notizen über Gesellschaften, Hochzeiten, Bälle, Todesfälle werden nur von Abonnenten der Zeitung gratis aufgenommen. Die politischen Telegramme, Nachrichten und Artikel honoriert die Zeitung ihren Mitarbeitern. Es folgen die Theater- und Konzertnachrichten. Jedes Konzertunternehmen, jedes Theater und jede Künstlergesellschaft hat mit den großen, Pariser Tageszeitungen einen Jahresvertrag, der bestimmt, daß die Zeitungen gegen Zahlung einer bestimmten Summe sich verpflichten, eine gewisse Anzahl von Notizen und Nachrichten aufzunehmen. Voranzeigen von Premieren, der Premiere vorangehende Artikel über Stück, Autor und Darsteller, Interviews mit Künstlern müssen mit 200 bis 2000 Fr. extra bezahlt werden. Dieser Tribut, der den Vergnügungsunternehmungen von der Presse auferlegt wird, ist außerordentlich hoch. Schon aus diesen tatsächlichen Zuständen ergibt sich, daß keine Kritik einer Ausstellung, eines Konzertes, einer Theateraufführung ein objektives Bild gibt. Man liest elegante, hübsche Phrasen, aus deren Abstufung höchstens ein eingeweihter Franzose die wahre Zustimmung annähernd erraten kann. Aber viele Blätter ermöglichen es auch noch dem Unternehmer, diese feine Abstufung zu umgehen, indem er sich an die Kritiker persönlich wendet. Unsere Kunstkritiker besitzen fast alle große Galerien. Wie sie, die von ihrer Zeitung höchstens 5 bis 10000 Fr. Jahresgehalt erhalten, zu einer schönen und oft bedeutenden Bildersammlung gekommen

sind, braucht nicht erörtert zu werden. Eines schönen Tages veranstalten sie eine Auktion und streichen ihre 50 oder 100000 Fr. bar in die Tasche. Journalisten, die keine Kunstkritiken schreiben, sind im Nebenberuf Annoncenmakler, d. h. sie vermitteln für Zeitungen die vorhin erwähnten Reklame-Echos, erhalten dafür ihre Prozente, die wenigstens die Hälfte ihrer Einnahmen bilden. Andere wiederum teilen Börsengeschäfte. Kaum einer Erwähnung wert ist, daß alle Finanz- und Börsennachrichten, alle Industrie- und Handelsnachrichten in Pariser Zeitungen bezahlte Reklame sind. Als sich einst ein junger Engländer mit der Empfehlung eines Lords dem Besitzer und Direktor der verbreitetsten Tageszeitung in Paris vorstellen wollte, um eine Idee in Frankreich zu lanzieren, sagte der Zeitungsbesitzer zu seinem Sekretär, der den jungen Engländer anmeldete: „Was hat der Herr bezahlt?“ „Nichts.“ — „Sagen Sie, ich wäre nicht zu sprechen.“

Als er sich gekränkt über die unliebenswürdige Aufnahme fühlte, sagte ich ihm: „Und wenn Sie eine Empfehlung des Königs von England bringen, erst müssen Sie Ihren Tribut bezahlen.“ In ganz Paris gibt es nur vier Zeitungen, die nicht diese amoralischen Gesichtspunkte verfechten, die sich freihalten von Korruption, Sensation und Geldjagd. Es sind die beiden alten, ernsten und ehrwürdigen: Le Temps, Le Journal des Débats und die beiden jüngeren: L'action und Paris-Journal. Vier Zeitungen von Charakter für eine Stadt von über drei Millionen. Das ist wenig. Neidisch blicken die Besten von uns oft über die Grenzen. In keinem Lande kann die große Presse zu einem so gewöhnlichen Markt geworden sein. Vielleicht ist unsere Presse wirklich elegant; aber sie ist gleichzeitig gewissenlos, ohne Ideale und durch ihre Geldgier unfrei und lasterhaft.

WIRTSCHAFTSPOLITIK UND PARTEIPOLITIK VON OTTO CORBACH

Auf dem Kasseler Parteitage der nationalliberalen Partei hat der Führer Bassermann darüber geklagt, daß in der Zeit gesteigerten Kampfes ums Dasein, die wir durchleben, die Berufsorganisationen aus dem

Boden wachsen und mit gewisser Naturnotwendigkeit die großen idealen Ziele der Partei in den Hintergrund treten, materielle und soziale Interessen hingegen sich vorschieben. In solchen Zeiten, fügte er hinzu, sei das eine als bedauerlich zu bezeichnen, daß die Kassen solcher Berufsorganisationen sich stärker füllen als die Parteikassen. Um so energischer müsse jedoch für die Partei gearbeitet werden, in der Überzeugung, daß eine große politische Partei das einigende Band sein muß für solche verschiedene Berufsorganisationen. — Wie steht es nun um den Vorwurf, daß die Wirtschaftspolitik der Berufsorganisationen trennend, zerklüftend im öffentlichen Leben wirke. In der Sozialdemokratie, die sich schon mehr wie irgend eine andere Partei an und für sich auf wirtschaftliche Tatsachen stützt, liegt es ganz offen zu Tage, daß die stärkere Zusammenhangskraft in der Berufsorganisation und nicht in der Parteiorganisation, im Gewerkschafts- und nicht im Klassengedanken liegt; denn während unter den Gewerkschaften eine weitgehende Übereinstimmung der Zwecke und Ziele herrscht, liegen sich die Spezialisten des Klassengedankens bekanntlich fortwährend in den Haaren. Und wie liegen schließlich die Dinge im liberalen Bürgertum? Da reden die mit dem Hansabund gemachten Erfahrungen Bände. Elemente, die sich in der Parteipolitik bislang aufs bitterste befehdet hatten, konnten durch die Gründung des Hansabundes als eine „zum Schutz und zur Förderung der gemeinsamen Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie begründete wirtschaftliche Vereinigung“ fast spielend unter einen Hut gebracht werden; und die Anziehungskraft des Bundes auf Angehörige verschiedener bürgerlicher Parteien hat sich umso stärker erwiesen, je entschiedener die Leitung jede Aufforderung und Lockung von der Hand wies, sich in den Streit der Parteien einzumischen.

Das Neben- und Gegeneinanderwirken parteipolitischer und wirtschaftspolitischer Bestrebungen lehrt also allenthalben, daß parteipolitische Gegensätze fortgesetzt durch wirtschaftspolitische Interessengemeinschaften überwunden werden. Die Berufsorganisationen vertreten die ehrliche Arbeit in Stadt und Land, während in den parteipolitischen Organisationen allzu viele Elemente Unterschlupf finden, die mit der ehrlichen Arbeit auf ständigem Kriegsfuße leben. Die Arbeit bindet, weil bei ihr alle aufeinander angewiesen sind; und die Berufsorganisationen können nichts anderes bezwecken, als die öffentliche

Geltendmachung ihrer wirtschaftlichen Leistungen. Und da jeder wirtschaftswissenschaftliche Abcschütze heutzutage darüber aufgeklärt ist, daß jede Arbeit infolge der Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage ihren gerechten Lohn findet, wenn er ihr nicht mit politischen Machtmitteln verkürzt wird, so liegt es auf der Hand, daß parteipolitische Bestrebungen, die den reinen Wirtschaftsinteressen der einzelnen Berufsgruppen zuwiderlaufen, denen zugute kommen, die im wirtschaftlichen Leben ernten wollen, wo sie nicht gesäet haben.

ZUR RELIGIÖSEN FRAGE VON PROF. DR. TH. G. MASARYK (PRAG), MITGLIED DES ÖSTERREICHISCHEN REICHSRATS

Über den Verlauf des Berliner religiösen Kongresses ist in der Tagespresse hinlänglich berichtet worden, in der „Zeitschrift“ mag der Ideengehalt der Kongreßverhandlungen festgehalten werden, soweit dieselben ein Echo der allgemeinen religiösen Stimmung der Gegenwart bildeten.

Freies Christentum kann nur besagen, daß in den Kirchen die wissenschaftliche Forschung und das von der Wissenschaft Erforschte nicht nur verkündet, sondern auch praktisch angewandt wird; die Wissenschaft und die auf der Wissenschaft begründete Philosophie anerkennt als Quelle der Erkenntnis nur die Erfahrung des natürlichen Verstandes und damit ist für die Kirche und für die Kirchenreligion direkt und indirekt gesagt, daß die Offenbarung keine Erkenntnisquelle ist und daß es nie eine Offenbarung gegeben hat — das Wort natürlich in dem von der Theologie gebrauchten Sinne verstanden.

Die Wissenschaft kann kein Wunder anerkennen, es gibt und hat nie Wunder gegeben — die deterministische Gesetzmäßigkeit des Natur- und Geschichtsverlaufes ist nie durch ein Wunder, wie es die Theologie lehrt, unterbrochen worden.

Fällt die Offenbarung, so ergeben sich für uns Laien von selbst die logischen Konsequenzen; also: wir können

keine Inspiration akzeptieren, wir können Augustins Lehre von der Rechtfertigung nicht akzeptieren, wir können nicht mehr die reformatorische Rechtfertigungslehre annehmen, weil wir auch die lutherische Imputation aufgeben müssen, weil wir Jesus nur als Menschen und seinen Tod nur natürlich zu fassen vermögen, denn — und das alles ergibt sich notwendig aus der empiristischen Erkenntnistheorie — die ganze Auffassung von dem geschichtlichen Verlaufe der Menschheit ist nicht mehr die theologische.

Am Kongresse wurde, wie in der liberalen Theologie, die Mystik und das Irrationale für die Religion in hohem Grade in Anspruch genommen; ich habe davor Angst. Nicht selten wird unter den üblichen Ausdrücken: Gemüt, Gefühl, innere Erfahrung, inneres Seelenereignis, Persönliches u. dgl. der alte Offenbarungsglaube eingeschmuggelt. Da hat die Religionspsychologie, die Prof. Wobbermin als äußerst notwendig hinstellte, sehr viel, ja noch alles zu leisten; freilich ist dazu keine „Transzendentalpsychologie" nötig, es genügt die empirische Psychologie.

Das Problem ist: Geoffenbarte oder nichtgeoffenbarte Religion! Im Hinblick auf die Macht der Kirche und des Staates ist die religiöse Frage heute, mehr denn je, die Frage der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die Frage des Ja oder Nein, nicht aber des Ja und Nein!

Professor Bousset hat am Kongresse das beachtenswerte Wort gesprochen, die Theologie müsse vom einseitigen Historismus zum Rationalismus Lessings und Kants zurückkehren. Ganz richtig! Der einseitige Historismus hat mit seinem Relativismus das rationalistische Ja oder Nein verlernt, er ist zum Dilettantismus Renans geworden, wie ihn Bourget richtig analysiert hat, und darum ist er der religiosen Wahrhaftigkeit so gefährlich geworden. Es ist mir Nichttheologen immer peinlich zu sehen, wie die Theologen neuen Gedankenrichtungen, neuen Ideen sich anpassen wollen; gewöhnlich wird dadurch nur eine neue Art von Scholastik gezeitigt. Ich spreche von den vielen Anpassungsversuchen mit dem Sozialismus. Auch am Kongreß hat die Besprechung des Themas: Religion und Sozialismus eingeschlagen; aber das beweist nur, daß die Fragen, die der Sozialismus gestellt hat, allgemein als sehr ernste und zu lösende Fragen angesehen werden. Aber der Sozialismus ist nicht Religion und die Religion ist nicht Sozialismus. Ich glaube, das könnte schon allen, die sich mit den Dingen ernster befaßt haben, klar sein. Die Amerikaner haben die Sozialisierung ihrer Kirchen

als Muster hingestellt und Dr. Maurenbrecher (ich glaube, er war Theologe) hat die Identität des heutigen Sozialismus mit der heute möglichen höheren Stufe der Religion mit großer Verve vorgetragen. Ich hätte über die Sozialisierung der amerikanischen Kirchen manches zu sagen, aber ich frage, da die Lösung der sozialen Fragen praktisch vom Staate und den politischen Parteien und Vertretungskörpern, theoretisch von einer Reihe von Wissenschaften schon in Angriff genommen worden ist — was will und kann die Kirche und ihre Diener zu dieser Lösung beitragen? Soziale oder gar sozialistische Predigten, eine neue Auflage des theologischen Rationalismus? Der Geistliche kann die Freiheit haben, sich politisch zur Sozialdemokratie zu bekennen und ihr Programm ausführen zu helfen, aber damit gewinnt er selbst keine Religion und gewinnt dauernd andere für die Religion nicht; die Lösung der sozialen Frage kann als sittliches Gebot gefaßt werden, aber die Sittlichkeit ist nicht die ganze Religion. Und wie steht es mit dem Marxismus und seiner Weltanschauung? Die Begeisterung der marxistischen Arbeiter, ihre Opferwilligkeit und andere gute Eigenschaften sind nicht Religion; und der religiöse Kommunismus in der Apostelgeschichte war eben religiös, nicht juristisch, politisch und bloß ökonomisch.

Ich vermag die guten Gründe eines religiösen Menschen vollauf zu würdigen, der in seiner Kirche verharren will, Huß, Luther haben nicht leicht mit ihrer Kirche gebrochen; aber heute besagt das Programm eines liberalen Theologen, der sich der religiösen Krise der Zeit bewußt ist, in der „alten" Kirche die als wahr und richtiger erkannten Anschauungen der Wissenschaft zur Geltung bringen. Nur so hat dieses Programm Berechtigung. Allerdings entsteht die Frage, ob die „alte" Kirche mit ihrem eben eingesetzten Gerichtshof für Irrlehren dieses Geltendmachen zulassen wird. Möglich — der „alten" Kirche ist es aber auch nicht mehr um die Überzeugung ihrer Schafe, sondern um ihre Zahl und Zahlung zu tun, denn das liberale laisser faire hat auch die alten Kirchen zersetzt.

Aber ein Rothe gehörte auch zur alten Kirche und doch glaubte dieser, die Zeit der Kirchen sei um. Tatsächlich ist die Entwickelung seit der Reformation ein beständiger und fortschreitender Prozeß der Entkirchlichung. Die Philosophie, Wissenschaft und Kunst hat sich der Autorität der Kirche entzogen, die Moral und die sitt-

lichen Anschauungen haben sich entkirchlicht, sogar die Philanthropie macht der sozialen Gesetzgebung Platz, der Staat hat sich zum Teil und insofern entkirchlicht, als er die Kirche sich untertan gemacht hat: entkirchlicht sich am Ende nicht auch die — Religion, so daß sich die alte Theokratie gänzlich auflösen wird? Kann die „alte" Kirche, die ganz offensichtlich dem Staate dient und zum größten Teile dem Staate auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist, den religiösen Fortschritt auch nur wünschen, geschweige denn wollen und fördern? Troeltsch freilich sagt: „Sie (die Kirchen) können und müssen ihm (dem freien Christentum) Raum geben. Das freie Christentum muß aber auch seinerseits deren Traditionen und Geschiche achten." Und dieses Ja- und Neinverhältnis soll die von Troeltsch gewünschte „Umbildung der christlichen Idee im Zusammenhang mit der allgemeinen Lebensbewegung der Gegenwart" bewirken?

Der Berliner Kongreß hätte wohl auch über den religiösen Fortschritt verhandeln sollen, aber über dieses Thema wurde wenig gesagt. Religiöser Fortschritt besteht nicht bloß in dem Weglassen des Veralteten, Unbrauchbaren, nicht in dem bloßen Minus, sondern in dem Schaffen des Neuen, in dem Erzeugen neuer sittlicher und religiöser Werte.

In diesem Sinne müßte wohl auch die Reform des theologischen Studiums durchgeführt werden, über die Professor Weinel viel Gutes gesagt hat.

Über die Frauen im Kirchendienste (in Amerika sind schon 2000 weibliche Prediger) und einige andere Fragen, die am Kongreß verhandelt wurden, können wir kontinentalen Europäer vorläufig den Amerikanern und Engländern nur — zuhören.

STREIK

Nun, was sagen Sie — Frankreich ist bös dran. Man hört so allerlei vom Orleans und den kleinen Napoleons. Weiß ja nicht, was davon zu halten ist. Aber man wird doch besorgt. Wer weiß, wie lange es dauert. Und jeder Tag bedeutet Barverlust für einen

Geschäftsmann. Wenn man geduldig runterschluckt, was jetzt geredet wird, scheint die Welt unterzugehen. Mindestens der Rat: Hast du 10 Mark in Aktien anzulegen, sei vorsichtig. Gib 8 Mark nach Serbien, eine Mark kannst du dann gleich zum Fenster rausschmeißen, und wenn dir das zum zweiten Male keinen Spaß macht, gib den Rest für die Republik. Natürlich der dumme alte Zauber. Aber! Aber! Übrigens fahren Sie mit nach Paris? Ich muß Sonnabend drüben sein und habe eine feine Gelegenheit ausbaldowert, von Brüssel per Auto mit einem Bekannten ins Gelobte Land. Also?" Dieser Brief wurde mir vorige Woche zugestellt.

Was soll uns dieser Paroxismus, der überall in Deutschland noch zu hören ist. Wir können ihn ruhig ablehnen. In Hamburg gab es einen Werftarbeiterstreik, der uns die Gefahr dicht vor die Tür trieb. Es lohnt sich nicht, den Hals lang über die Grenze zu recken, um sich die Neugier dort an fetten Sensationen vollfressen zu lassen. Oft lagen unsere Werften brach, war keine Pfeife mehr im Hafen zu hören. Wir sahen randalierende Menschenhaufen durch die Straßen ziehen, während ängstliche Geschäftsleute ihre Siebensachen schnell hinter den Fensterläden bargen. Wir kennen das Elend, kennen die lähmende Stille und haben blutige Schlachten in größerem Umfange erlebt als neulich in Moabit. Kein Anreiz mehr, um in sinnlose Erregung zu geraten, wenn in Paris die Eisenbahner streiken, die Verkehrsadern durchschneiden und es darauf ankommen lassen, ob die Nation sich verblutet. Bei uns hat es gestern rumort und wird morgen wieder rumoren. Wir wissen nicht, ob sich nicht irgendwo wieder Unzufriedenheit zusammenballt und ob das altgewohnte Bild eines Streikes nicht morgen oder übermorgen wieder heranziehen wird. Mag sein, wie's will. Heute ist Frankreich an der Reihe. Soll sich nun für uns nicht eine Gelegenheit bieten, mehr aus der Sache zu ziehen als bloße Befriedigung einer Schaulust, während mühsam erworbene Kapitalien zinslos brach liegen. Ein kleiner Haufe von Hasenherzen stört wieder das ganze Konzept. Im Hintergrunde ist das Gemurmel zu hören von „Mene Mene tekel . . . Vom Unglück andrer, an dem wir lernen sollen . . . Von Abwehrmaßregeln, Vorbeugemitteln gegen Aufruhr" und dgl. mehr. Und jeder Ausländer zuckt die Achseln, wenn er's hört: Aha, bei denen steht's auch ziemlich faul. Sie können ihren Beamten auch nicht trauen. Werden wohl über kurz oder lang denselben Eklat er-

leben wie Franzosen, Russen, Engländer. Kein Mensch denkt daran, dem Auslande unter die Nase zu reiben, daß wir nach langer Mühe die Macht in Europa geworden sind, deren Fundierung am solidesten ist, deren Konstruktion die festeste ist. Wir haben gesehen, daß russische Eisenbahnen durch Streiks lahm gelegt wurden, haben gesehn, daß auch England nicht mehr makellos ist, und erleben nun die gänzliche Stockung in Frankreich. Wir sehen, wie die französische Regierung gezwungen ist, auf immer schmählichere Art zu paktieren. Einmal sind es Postbeamte, das andre Mal Militär und dann die Eisenbahner. Das mächtige stolze Frankreich, die Grande Nation bröckelt ab. Mag sie sich wieder zusammenflicken und ihre Risse verkleistern. Wir denken nicht daran, sie irgendwie zu stören. Mag Rußland sich einige Jahre mühsam im Zwange halten, mag das ramponierte England ohne Bundesgenossen weiter gegen uns intrigieren. Das soll uns alles recht sein. Wir aber kennen die Taktik, die man dem Auslande gegenüber einschlagen muß, und nutzen sie nicht aus: etwas lauter auf unsre makellose Disziplinierung hinzuweisen. Wir sind doch gar zu ungeschickt. Jeder tüchtige Kaufmann sucht seine Konkurrenz auszustechen und hebt bei jeder Gelegenheit seine eigene überlegene Leistungsfähigkeit hervor. In der Politik aber verstecken wir uns mit unsren Verdiensten und überlassen es fremden Nationen, sich selbst ihr Urteil darüber zu bilden, und beschweren uns dann, wenn man uns mit zuwenig Hochachtung begegnet. Mit der bekannten Pose, den Mund klafterweit aufzumachen, um ein Hurra und Deutschland, Deutschland über alles nach dem andren herausrollen zu lassen, ist es nicht getan, aber jetzt, wo Frankreich seine Schwäche zeigt, beliebt es uns nur in den neuesten Depeschen umherzuriechen und in der nächsten Minute das öde Gejammere über zerfahrene innere Zustände anzustimmen. Gestern war Portugal die Sensation des Tages. Dann kam Frankreich und morgen werden beide von irgendeiner andren Geschichte abgelöst und die kurze Freude ist durch die verpaßte Gelegenheit teuer genug bezahlt. Wir haben Glück — ein ungemeines Glück, das lange für uns gesorgt hat. Rußland wurde ausgeschaltet, weil es sich selbst zerfleischte, und nun schwächt sich auch der Nachbar auf der anderen Seite und mindert zu unserem Vorteil sein Ansehen bei den Nationen. Die Belgier, Schweizer, Dänen blinzeln erstaunt und ahnen, daß manche schöne Zukunftshoffnung in die

Brüche ging. Warum hilft niemand etwas mehr nach und erleichtert dadurch unsere Geschäfte im Auslande. Manches Blättchen, das sich von oben bis unten mit sinnlos zusammengerafften Drahtberichten aus Frankreich vollpfropfte, hätte hier gute Arbeit tun können. Mit spannenden Berichten und Schilderungen ist für die Nation noch kein Pfennig verdient. Oder steckt die geheime Angst, die vorher Mene Mene tekel und dergleichen murmelte, auch manchem im Gebein, der sonst gewohnt ist, am grünen Tisch der Redaktion der Nation ihr Schicksal vorzumalen. Deutsche Arbeiter sind viel zu sehr gewohnt, den Pfennig zu schätzen, den sie in der Tasche haben, als die Mark, die sie durch irgendein Glücksspiel erlangen sollen. Sie haben nicht die Freude am Risiko, die den Romanen in gewagte Experimente hineintreibt. Was uns an Streiks passiert, hat lokales Interesse, ist schmerzlich, kann viel Geld kosten, wird uns aber nicht so tief herunterbringen wie Frankreich und Rußland. Jeder Engländer ist stolz auf die Tradition seines Landes und weiß sie im Auslande für sich geschäftlich nutzbringend zu präsentieren. Bei uns aber qualmt der Patriotismus immer noch behaglich am Biertisch und weiß sich im Ausland wenig zu verwerten. Wenn's aber einer versucht, kommen die Leute von Anno dunnemals mit ihren Brillen und Schlotterhosen und möchten ihnen „deutsche Zurückhaltung" einspritzen.

Wenn dann die Erfolge nicht allzu reichlich fließen, rasselt man mit dem Schlachtschwert, gedenkt beruhigt der drei Millionen Bajonette und braucht mehr dergleichen antiquierte Mittelchen. Politik und Handel, die einander heutzutage unterstützen sollten, sind bei uns zweierlei. Was man dem Kaufmann an rücksichtsloser Schlauheit zugute hält, möchte man in der Politik als unfair bezeichnen. — Streik in Frankreich? Tolle, tolle Sache! Und was kommt nun als nächste Nummer? —H.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12 — Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 3 5. NOVEMBER 1910

DEUTSCHLAND — ÖSTERREICH.

Der November bringt Ruhe. Der große Lärm ist wieder vorbei und Becken, Trommeln und die große Posaune werden einstweilen in die Rumpelkammer gebracht. Die Portugiesen sind emsig dabei, regieren zu lernen und die Franzosen hören mit Befriedigung wieder ihre Rapides dahindonnern. Das übrige Europa aber, dem die Ohren gellten und die Augen schmerzten von atemlosem Hören und Sehen, pflegt nun der Ruhe. Heros Venizelos aus Kreta, für den auf der ersten Zeitungsseite lange kein Platz gewesen war, taucht wieder auf. Man hört wieder seine weisen Worte, sieht wie er ein Ministerium bildet und dergleichen Dinge mehr. Ein einzelner Mord, der gegen das Monstre-Morden in Lissabon gar nichts mehr bedeutete, findet wieder seine Beachtung. Diebstähle, die Pläne des Herrn von Bethmann-Hollweg, die kommenden Reichstagswahlen, der Besuch des Zaren, Unterschlagungen, Selbstmorde — immer kleiner werden die Kreise, immer stiller die Wirbel. — Grau werden die Tage, schwer und düsterer wird die Luft. — Da kommt langsam ein falsches Spiel zum Platzen, das zwei große Nationen miteinander spielen. Becken, Trommeln und die große Posaune können ruhig in der Rumpelkammer bleiben, wenn die klugen Köpfe ihr Interesse von Herrn Venizelos ein wenig abwenden und das Schlänglein, das ihnen so langsam in die Stube gekrochen ist, zertreten. Aus Frankreich kam die erste Kunde. Die Schlauköpfe hatten ihr Ohr schon lange auf die Erde gedrückt und freuten sich, als sie die erste sachte Erschütterung spürten, hielten ihre Meinung klüglich bei sich selbst und legten ein paar vorlauten Pariser Zeitungsschwätzern, die sich nicht gedulden konnten, immer zur rechten Zeit ein Pflästerchen auf den Mund. Aber hier und da ist ein

Achselzucken zu sehen oder ein bedenklich gerunzeltes Gesicht, wenn Deutschland und Österreich sich pathetisch umarmen und über die Festigkeit und ewige Dauer des Bündnisses nicht genug Worte finden können. Von aufmerksamen Beobachtern kamen Berichte aus Berlin, die allerlei Intimitäten über das Verhältnis Deutschlands zu Österreich zu sagen wußten, und langsam setzte sich in den Köpfen schon die Schadenfreude fest. „Von einer guten Fundierung des deutsch-österreichischen Bündnisses kann doch eigentlich nicht mehr die Rede sein." So verrät sie sich in intimen Gesprächen. „Wie lange haben wir uns durch einen Popanz äffen lassen. Wie haben Sie drüben hinter den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen auf die Reklametrommel gepocht. Und wie lange haben wir höhnische Reden mit anhören müssen über die Verschwisterung Rußlands mit Frankreich. 1756, 1866 waren vergessen. Eine Rivalität zwischen Deutschland und Österreich schien nie existiert zu haben. Beide Nationen ein Volk, eine in Waffen starrende Menge, die, wehe uns!, eines Tags die Faust gegen uns ballen würde, fiele es uns ein, auch nur im stillen zu murren, und der wir rettungslos verfallen wären. Allmählich, mon cher, gehen uns die Augen auf. Kein ewiges Bündnis, das die Natur zusammengefügt hat und zusammenhält, sondern eine Koalition, die brüchig wird, weil die Völker sich entfremden. Ein Familienbündnis zwischen den Häusern Hohenzollern und Habsburg. Überall hat Deutschland schlaue Politik getrieben. In Rußland, Frankreich und ihren Trabanten. Derweilen wurde der Bundesgenosse vergessen. Nach allen Seiten wurden Netze ausgelegt. Inzwischen stellte sich Österreich auf eigene Füße. Jetzt versuchen Sie, es finanziell in Abhängigkeit zu bringen. Ob's nicht zu spät ist? King Edward ist zuerst hinter die Sache gekommen, starb aber zu früh weg, um seine Angelpartie ausspielen zu können. Nach beharrlichen Wartestunden hätte der fette Karpfen festgesessen. Wir wissen doch zu genau, wie sich die Reichsdeutschen zu Österreich stellen. Von einer intimen Verbrüderung, mit der man uns schrecken möchte, keine Spur. Tünche, nichts als Tünche, wenn Ihr Kaiser nach Wien fährt und sich dort bejubeln läßt. Ändert alles nichts und blendet uns gar nicht die Augen. Deutsches Kapital mag nicht nach Österreich fließen, weil die deutschen Finanziers allen österreichischen Unternehmungen von Grund aus mißtrauen. Wir kennen sogar die schöne Bezeichnung ‚Nazi,' mit der man den Österreicher in

Deutschland tituliert. Wir sehen die Geringschätzung, die beinahe jeder Reichsdeutsche vor österreichischen Institutionen hat. Die österreichische Nation, in der sich Slowaken, Kroaten, Tschechen, Ungarn, Italiener mischen, wird mißachtet. Der straffe Norddeutsche kann dem Österreicher seinen Mangel an Disziplin nicht vergessen und traut ihm nicht über den Weg. Da tun sich Gegensätze auf, die durch keine gelegentlichen Sentimentalitäten zu überbrücken sind. Wollen Sie wirklich weis machen, der Gegensatz zwischen Nord und Süd habe sich plötzlich in Luft aufgelöst? Und glauben Sie, dem Österreicher sei die Protektionsmiene angenehm, mit der ihm jetzt der Norddeutsche auf die Schulter klopft? Der Gedanke, Österreich sei ihm momentan, solange sich nichts besseres findet, für seine Politik notwendig, bringt den Deutschen zum Verbergen seiner wirklichen Gesinnung. Und in Österreich? Traut man dem Frieden schon lange nicht mehr, fühlt sich bedrückt und sinnt auf Auswege. Begeisterung in Wien, wenn der deutsche Kaiser kommt? Ach, du lieber Gott. Fassadenpolitik. Nichts als Fassadenpolitik."

Führen wir uns von alledem nur ein Gränchen zu Gemüte, so muß es, sind wir nicht ganz von Gott verlassen, genügen. Russische Späher laufen treppauf, treppab und gehen zu unserem Schaden hausieren mit der Behauptung, sie hätten das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich abgeklopft und hohle Stellen gefunden. Wir sehen nach England — beobachten Frankreich, behorchen St. Petersburg, fühlen uns von allen bedrängt und stehen auf steter Lauer, um hier oder da parieren zu können, fürchten ihre wirtschaftliche Konkurrenz, betrachten russische Großwürdenträger mit ehrfürchtigem Staunen. Nichts von alledem für Österreich. In Wien aber hat man scharfe Ohren für dergleichen. Der bequeme Lehnstuhl, von dem aus wir die Politik für Österreich dirigieren, ist ein schädliches Möbel. Wir brauchen Österreich. Das wissen wir alle, handeln aber nicht danach, bemühen uns nicht genug um Österreich. Der deutsche Kaiser fährt nach Wien. Die preußische Regierung arbeitet mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, um drüben Sympathie zu erwecken. Die deutsche Presse notiert den Besuch als einen Beweis persönlicher Freundschaft, den ein Kaiser dem andern erweist und nach liebenswürdigen Worten, deren Wirkung nicht über den Papierfetzen hinausreicht, hat alles sein Bewenden.

Der politisch angehauchte Bürger schwätzt von unnützer Reiserei, die seinen Geldbeutel zu sehr kränke. Und in Wien darob nachträgliches Abflauen der Stimmung. — Fassadenpolitik. Sagt's ein Franzose zwischen treffenden Worten, so kann es uns recht sein.

Sind wir derselben Meinung und finden hinter allen Bemühungen der Regierung auch nicht mehr als Fassadenpolitik, so setzen wir uns dadurch immer tiefer in die Nesseln und werden das Brennen bald spüren. Österreich, das jahrhundertelang dominiert hat, ist in zweite Stelle gedrängt. Soll es ohne Mißgunst ansehen, wie der kleine Preuße sich emporgeschwungen hat und nun anfängt, Österreich als eine lächerliche Landschaft zu empfinden? Sollen die Worte, die hier in unsren Grenzen geratscht werden vom Zusammenbruch der Donaumonarchie, Völkermischmasch und dergleichen, dort drüben nicht endlich die Freundlichkeit ausätzen?

Vor kurzem war von einem österreichischen Minister zu hören: „Der deutsche Bundesgenosse wird in seinem Entwicklungsfieber bedenklich." Bei der Gelegenheit hörte ich ein bezeichnendes Geschichtchen: Eine deutsche Maschinenfabrik erhält von der türkischen Regierung halbwegs einen riesigen Auftrag zugesichert. Es ergaben sich jedoch diplomatische Schwierigkeiten. Der Auftrag muß wenigstens zum Teil an andre Nationen mitvergeben werden. Hauptbewerber sind außer der deutschen Firma eine österreichische und eine englische Gesellschaft. Die englische Gesellschaft erhält den Zuschlag. Der deutsche Fabrikant, der aber doch den Löwenanteil der Lieferung bekommen hat, wird von dritter Seite gefragt, warum er nicht seine Beziehungen ausgenutzt hätte, um der österreichischen Firma zu dem Auftrag zu verhelfen. Er sei politisch interessiert und begehe eine Inkonsequenz, wenn er die sehr beträchtliche Summe nach England abfließen lasse, statt den österreichischen Bundesgenossen dadurch zu stärken. Der Fabrikant meint achselzuckend, die österreichische Industrie verdiene eine Empfehlung nicht. Die Verstimmung glimmt unter der Asche. Ähnliches wird drüben sorgfältig gebucht. „Mit Kleinigkeiten ist uns oft zu helfen. Warum nun dies Mißtrauen in unsre Industrie, Verwaltung und geschäftliche Tüchtigkeit? In Böhmen, Bosnien, Österreichisch-Polen, überall entwickeln sich unsere Fabriken, vergrößern sich die Umsätze und Gewinne. Und während in deutschen Blättern die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands verfolgt wird, ist von unsrer Arbeit

nichts zu hören. Und wo wir uns beklagen, sehen wir Ungläubigkeit und geringschätzige Mienen.“ Magyaren, Tschechen, Italiener, Polen werfen ihr Scheit aufs Feuer und möchten es gern zum hellen Lodern bringen. Unsre Konkurrenten, Frankreich und England, würden sich daran die Hände wärmen. Geschäftspolitik? Ein Volk von Kaufleuten? Dann dürfen wir hier nicht falsch spekulieren und müssen dem wichtigsten Posten in unsrer Kalkulation mehr Beachtung schenken. Vorläufig basiert unsre Politik auf der Rückendeckung Österreichs. Kaiser Franz Josef ist alt geworden und es genügt nicht mehr, ihm zu seinen Geburtstagen oder Jubiläen Liebenswürdigkeiten zu sagen, an denen dann für ein Jahr lang die ganze österreichische Monarchie mitzehren soll. Der Thronfolger ist skeptisch und ist mit ein paar Brocken nicht abzufinden. Und Bosnien? Ein einzelner Baum macht keinen Wald. Frankreich und England? Tun uns von heute bis morgen nichts zuleide. Sollen wir die schöne Zeit mit Herrn Venizelos vertrödeln oder geruhsam warten, bis das politische Theater in Portugal seine Vorstellung wieder aufnimmt? Wenn wir nicht Narren sein wollen und unsre Ruhe und ruhige Entwicklung für lange Zeit sichern wollen, so treten wir zu Österreich in ein andres Verhältnis. Rammen den Pfahl, an den wir uns lehnen, tiefer ein, bevor wir weiter nach rechts und links schielen.

TEMPORA MUTANTUR? VON G. G. GERVINUS

Für eine deutsche Politik im großen Stile gibt es nur eine deutsche Hauptstadt, das ist Hamburg. Alles liegt daran, daß die Bedeutung dieser großen Maßregel begriffen werde, auf der die Möglichkeit des Bestandes und Gedeihens eines deutschen Bundes wesentlich, ja allein beruht. Die freie Stadt Hamburg, die zeitweilige Residenz des Schirmherrn und des Bundestags, mit dem Westende Altona, mit dem Südwerk Harburg, das knüpft vier Bundesteile aufs engste zusammen. Da ist ein fast fertiges deutsches London mit einem weit

mächtigeren Hinterlande und Flußgebiete. Dem übermäßigen binnenländischen Körper des Bundeslandes muß ein stärkstes Gegengewicht in dem Haupte gegeben werden, das in freister Luft atmen muß; dem kleinstaatlichen Verwaltungsgeist muß der weite seestädtische Geschäftskreis zu Hilfe kommen, der mit dem ganzen Weltleben vertraut ist; die kurzatmige Engherzigkeit des Spießbürgertums, Beamtentums, Gelehrtentums, Soldatentums muß den Mittelpunkt des Bundeslebens nicht berühren dürfen. An den deutschen Hochschulen konnte seit fünfzig Jahren die Erfahrung in aller Breite gemacht werden, wie schon die rührige Jugend der Hansestädte in einer ganz anderen Reife zu ihrem Studium kommt als alle anderen der deutschen Binnenstaaten. Es ist eine politisch unmündige Meinung, daß die Hauptstadt eine Binnenlage in möglichster Mitte des Landes haben müsse. Die Geschichte spricht mit tausend Beispielen, daß dies vielmehr die politische Nichtigkeit der Staaten bedeutet. Selbst ein Inselreich wie England würde nie geworden sein was es ist, wenn seine Hauptstadt mitten in Northumberland läge. Frankreich würden unendliche Schäden der Zentralisation erspart worden sein, wenn Paris am Meere gelägen wäre. Spanien war ein verkommener Staat, seit das zentrale Madrid seine eigentliche Hauptstadt wurde; seine große Zeit war, als Sevilla und Cadiz der eigentliche Mittelpunkt des Staatslebens waren. So kleine Staaten wie Genua und Venedig erhielten zeitweilig eine weit über ihre Größe wegreichende Bedeutung nur durch ihre maritime Lage; trotz der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung war Aragon ein armes Stätchen bis, seit der Verbindung mit Katalonien, der Schwerpunkt seiner Macht in Barcelona lag; nie hätte Portugal seine Unabhängigkeit behauptet ohne seine maritime Hauptstadt; Rußland wäre von Moskau aus niemals geworden was es war; Österreich ist nicht geworden was es werden konnte, weil es in seiner binnenländischen Hauptstadt den wegweisenden Stern zu seiner Staatsfahrt nicht kannte; wem ist das Wort Steins über Berlin vergessen? Preußen selber gäbe sich eine neue Bewegung, wenn sein König zugleich in Hamburg zuhause wäre, das nach englischer Fahrweise in zwei Stunden zu erreichen ist. Wer dies Werk hinausführte, Hamburg zu der Bundeshauptstadt zu machen, der würde sich um Deutschland dasselbe höchste Verdienst und denselben höchsten Ruhm erwerben, den sich Alexander durch die Anlage von Alexandria um Ägypten, den sich Peter

der Große um Rußland erwarb, als er St. Petersburg zum Haupte von Rußland machte. Eine gutherzige Rücksicht auf Frankfurts altes Anrecht müßte nie in eine so große Frage hineingreifen. Frankfurt kann durch den Sitz eines Bundesgerichts entschädigt werden.

Eine Hauptstadt wie Hamburg würde Deutschland entschieden auf die Wege einer friedlichen zivilisatorischen Politik hinweisen, die der Art des deutschen Geistes, der Natur des deutschen Charakters allein zusagt und geziemt."

Diese Sätze finden sich in den Schriften, die G. G. Gervinus, der berühmte Historiker, 1870 hinterließ.

SCHWEIZERISCHES VON BERNHARD IHRINGER

Als im Sommer mehr als siebzig französische Offiziere an den Manövern der eidgenössischen Bundesarmee teilnahmen, um mit Interesse zu beobachten, wie man eine „von Westen andringende Armee" an der „Durchbrechung des Juras" hindern kann, da wurde nicht nur in der ausländischen, sondern sogar in der einheimischen Presse laut und deutlich vor solchen übergroßen nachbarlichen Zärtlichkeiten gewarnt, die ganz geeignet schienen, der internationalen Stellung der Schweiz unabsehbare Schwierigkeiten zu machen. Ja, ein Berner Blatt wies mit besonderem Eklat darauf hin, wie wünschenswert es sei, daß nun auch Kaiser Wilhelm im nächsten Jahr den längst geplanten Manöverbesuch abstatte und daß von der Bundesregierung alles getan werde, um diesen Besuch herbeizuführen, sonst bekäme Herr Charles de Roche in Berlin wohl inskünftig noch grimmigere Gesichter zu sehen, wie in den Tagen des seligen Mehlzollkonflikts. Ganz abgesehen davon, daß das französische Massenaufgebot höchstens in ein paar „welschen" Kantonen populär war, in der gesamten deutschen Schweiz aber reichlich kühl besprochen wurde.

Vor noch nicht langer Zeit schrieb ein Schweizer Offizier in einem Artikel, die Engroseinladung sei nur deshalb gemacht und akzeptiert worden, um dem ominösen Manöverthema die Spitze zu nehmen. Der Mann hat recht:

die Spitze wird ihm nun freilich genommen sein, nachdem nicht nur Offiziere von Lyon, Toulouse und Nancy, sondern auch Angehörige algerischer Regimenter bequeme Gelegenheit hatten, das Terrain zu rekognoszieren. Entschieden eine sehr rücksichtsvolle Behandlung der Herren Comtesse und Genossen. Hoffentlich folgt auch die deutsche Reichsregierung diesem erhabenen Beispiel selbstmörderischen Großmutes und bittet zu den nächsten Nordseemanövern den britischen Generalstab zu Gast; der Geheimfonds des Foreign Office könnte dann wesentlich verringert werden.

Immerhin sollte man trotz des vielen Zeitungsgeschreibes nicht vergessen, daß die Manöverangelegenheit in erster Linie eine innerschweizerische Angelegenheit war. Ob die Schweiz sich selbst schaden will oder nicht, ist ihr Privatvergnügen, ebenso wie es das unveräußerliche Menschenrecht des Herrn Fallières ist, in Bern mit Appetit zu Mittag zu speisen. Daß Herr Comtesse dann ein paar freundliche Worte für die „Nachbarrepublik" übrig hat, ist ebenfalls eine Tatsache, über die man sich nicht aufregen sollte. Die Schweiz hat ihre Pflicht 1870 erfüllt und wird sie in einem ähnlichen Fall wieder erfüllen, wenigstens soweit es auf den Willen der Behörden ankommt. Man weiß ganz genau, daß das Land im Ernstfall ohne bewaffnete Neutralität nicht einen halben Monat als selbständiger Staat existieren könnte und hält darum auch mit äußerster Zähigkeit an der kleinen aber festen und straffen Heeresorganisation fest. Obwohl die antimilitaristische Propaganda nirgends eifriger gearbeitet hat als in der Schweiz, hat sie doch nur kümmerliche Erfolge zu verzeichnen. In einer jahrhundertelangen Entwickelung hat sich das demokratische Staatsideal, das neben den Rechten eben auch sehr ausgiebige Pflichten betont, so in den Köpfen festgesetzt, daß es gar nicht mehr erst „bewiesen" zu werden braucht; es genügt ein einfacher Hinweis auf die Geschichte, auf die ja so ausgiebig gepflegte und entwickelte patriotische Mythologie, um den Heeresdienst als eine schöne Auszeichnung erscheinen zu lassen. Seitdem nun auch die Studierenden keinen Aufschub der achtwöchentlichen Rekrutendienstzeit mehr zu beanspruchen haben, ist die volle Gleichheit ja durchgeführt und der letzte Senn aus Glarus kann sich mit dem stolzen Gedanken zur Musterung stellen, daß auch der reichste Basler Patriziersohn die Flinte tragen muß wie er.

Hier wird vielleicht auch der Unterschied deutlich, der

zwischen der schweizerischen Demokratie und der französischen besteht. Der alte Julian Schmidt sagte mal irgendwo, der Adelshaß und Freiheitsdrang der Franzosen bestehe in Wahrheit darin, daß jeder ein „gentilhomme" sein wolle. So paradox der Satz klingt, so berechtigt ist er. Zwischen Republik und patriarchalischem Staatssozialismus ist eben ein gewaltiger Unterschied. Die gallische Republik wird die Interessen des Individuums nicht antasten, einfach deshalb, weil sie am Individuum, an den Intellektuellen den stärksten Rückhalt hat. Umgekehrt wird sich die schweizerische Landsgemeinde nicht scheuen, dem „Glück der größtmöglichen Zahl" die Wünsche des einzelnen zu opfern. Sie hat den Absinth verboten und damit einigen hunderttausend Einwohnern wie eine vorsorgliche Mutter das gefährliche Spielzeug aus der Hand genommen. Alljährlich werden neue Initiativanträge gestellt, über die dann das ganze Volk befinden soll, und die in der Regel mit einem Sieg der Mehrheit über eine sehr respektable Minderheit entschieden werden. Man sieht, hier ist das Ideal der Landsgemeinde, das sich physisch für die ganze Schweiz nicht mehr verwirklichen läßt, zur höchsten entscheidenden Instanz gemacht worden. Man sieht aber auch, daß dieser so durchaus vernunftmäßig funktionierende Staatsmechanismus von Grund aus stabil und konservativ ist. Darum hat sich der Parlamentarismus in seiner schillernden, prickelnden und belebenden Gestalt die Schweiz nicht erobern können. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen." Und die Schweiz ist fertig. Sie ist das Land ohne Ministerkrisen. Ob nun diese Tatsache ein Minus oder ein Plus bedeutet, das ist selbst vielen Schweizern sehr unklar.

Alljährlich zu Beginn der Sommersaison passieren viele Tausende von Fremden die Grenze. Sie vergnügen und unterhalten sich, schimpfen über die hohen Hotelpreise und reisen wieder ab. Zu Hause wissen sie die Höhe der Jungfrau und die Tiefe des Vierwaldstättersees genau anzugeben. Sie kennen Grindelwald, das Matterhorn und den Säntis, Berner Schnitzereien, Klöppelspitzen und Emmentaler Käse, aber von dem bürgerlichen Leben und Treiben der Menschen, die sie täglich sahen, wissen sie nichts. Sie wundern sich höchstens darüber, daß es selbst in der „freien Schweiz" nicht erlaubt ist, auf die Polizisten zu schimpfen oder an verbotenen Stellen zu baden. Und so ist es denn, Dank der Isolierung in Riesenhotels soweit gekommen, daß das

am meisten bereiste Land der Welt in politisch-sozialer Beziehung herzlich wenig bekannt und erforscht ist. Was Sommerfrischler und Globetrotters an Kenntnissen mitbringen sind Karrikaturen. Und wenn das auch gleichgültig ist, so bleibt es doch ein bedauerliches Faktum, daß solche Karrikaturen, vermischt mit allerlei Bädekernotizen, ein längeres Leben haben, als noch so gründliche und sachliche Studien es jemals haben können. Die öffentliche Meinung erweist sich eben auch hier leider oft als Mache verärgerter Portemonnaies.

Die Verfassung des Landes bringt es mit sich, daß der Schwerpunkt nach außen selbstverständlich nicht auf dem Politischen, sondern auf dem Wirtschaftlichen und Kommerziellen liegt. Die Republik ist ja „neutral", durch Verträge geschützt und somit eigentlich aus dem internationalen Konzert ausgeschaltet. Aber es bleibt doch ein Zeichen der Zeit, daß damals zur Zeit des Mehlzollkonflikts, als die Beziehungen zwischen Bern und Berlin auch noch durch andere Streitpunkte sehr kühl geworden waren, in der angesehensten Schweizer Halbmonatsschrift ein Artikel erscheinen konnte, der sich im vollen Ernst mit der Frage beschäftigte, ob diese Neutralität wirklich eine für alle Zeiten festgelegte Verbindlichkeit bleiben solle. Die nach Schweizer Sprachgebrauch freisinnige, d. h. regierungstreue Presse verulkte diesen Artikel eines Züricher Doktor philosophiae zwar weidlich, konnte aber doch den Eindruck nicht abschwächen, den ein solches Wort zu einer solchen Zeit wohl machen konnte. Daß die Spitze zufällig gegen Deutschland gerichtet war, ändert nichts an dem prinzipiellen Charakter jener These, die auch noch in andern Köpfen spukt und von Zeit zu Zeit immer wieder zum Vorschein kommt. Es ist derselbe Geist des überhitzten Chauvinismus, der vor ein paar Jahren die Studenten gegen Professor Vetter in Bern oder den Pöbel gegen die Magazine der „Woche" in Zürich mobil machte. Daß solche Erscheinungen in der Schweiz nachhaltiger und ingrimmiger zu sein pflegen als anderswo, ist bei dem lebhaften politischen Interesse des ganzes Volkes ganz natürlich. Und so ist es denn auch im höchsten Grade bezeichnend, daß der letzte Krieg, den die Schweiz — in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts — erlebte, ein — Bürgerkrieg war.

DIE POLITISCH-RELIGIÖSE LAGE IN FRANKREICH VON A. AULARD, PROFESSOR AN DER SORBONNE (PARIS)

Wie kommt es, daß in Frankreich, wo der Glaube im Abnehmen ist, die Macht der katholischen Kirche sich zu vergrößern scheint und das seit die Trennung von Staat und Kirche sich vollzogen hat.

Ehemals schloß Napoleon Bonaparte aus Ehrgeiz, um Kaiser zu werden, um sich mittels des Papstes zum Herrn der gläubigen Katholiken zu machen, das Konkordat. In dem mit dem Papst geschlossenen Vertrag sind keineswegs die geschriebenen Klauseln (Erlaubnis zur Ernennung der Bischöfe, Gehalt der Geistlichkeit) die wichtigsten sondern die nicht geschriebenen, d. h. Napoleon Bonaparte unterdrückte den Zwiespalt der gallikanischen Kirche und zwar zugunsten des Papstes, indem er die konstitutionelle Kirche errichtete, die nach dem Konkordat nicht mehr bestehen konnte. Er erreichte auf diese Weise die Einheit der römischen Kirche in Frankreich und erwies damit der Päpstlichkeit den größten, unvergeßlichen Dienst. Von da ab bildete die katholische Kirche in Frankreich eine einzige, nicht mehr in Sekten zerfallene enorme Macht, der weder die zu geringe protestantische Gruppe, noch die Israeliten, die sich mehr mit dem Handel als mit dem religiösen Einfluß befaßten, noch die Freidenker beikommen konnten.

Als dann Frankreich im Jahre 1871 gezwungen war, Elsaß-Lothringen an Deutschland abzutreten, verlor es den größten Teil seiner protestantischen Bevölkerung. Die Übermacht der katholischen Kirche nahm noch zu.

Durch die Unfehlbarkeitserklärung, durch das unbestimmte Verschieben des Konzils, hat dann der Papst die halbmonarchische, halb republikanische Konstitution der Kirche in eine absolute Monarchie der Kirche umgewandelt. Der Papst war Herr der französischen Geistlichkeit geworden, mehr als er es zur Zeit Napoleon Bonapartes war.

Als die französische Republik vor fünf Jahren das Konkordat auflöste, als sie Staat und Kirche trennte, war es also unmöglich, daß sie für sich aus dieser Trennung die gleichen Vorteile zog, die sie zu Ende der französischen Revolution und zu Beginn des Konsulats errungen hatte. An Stelle einer in zwei Sekten gespaltenen katholischen Kirche hatte sie es mit einer soliden einheitlichen katho-

lischen Macht zu tun, unter einem absoluten fremden Führer, dem weder die numerisch zurückgegangenen Protestanten noch die Israeliten, die übrigens unpopulär geworden sind, und auch nicht die Atheisten schaden konnten.

Es war jedoch klar, daß der Glaubenseifer überall nachgelassen hatte, beim Mittelstand, den Arbeitern und Bauern. Selbst die Geistlichkeit verfiel dem philanthropischen Geist durch tausend fortgesetzte Einwirkungen. Die französischen Republikaner hofften, daß diese Bewegung, dieses Nachlassen des Glaubens sie bald gegen die politische und soziale Macht der Kirche sichern würde.

Aber gerade dadurch ist die Spaltung der Kirche erschwert. Sogar die Tatsache, daß der Glaube im Abnehmen begriffen ist, wendet sich gegen die Freidenker. Es scheint, daß eben nicht mehr genug Gläubigkeit vorhanden ist, um einen Priester, der sich im Grunde seines Herzens von seinem Dogma befreien möchte, in seinem Vorhaben zu bestärken. Er fürchtet, daß ihm nicht genug Gläubige folgen würden. Er bleibt, stöhnend zwar, aber er bleibt da, wo er gewesen ist. Man kann in Frankreich eigentlich nur von einer einzigen Macht sprechen, die genug organisiert ist, um der Kirche entgegenzutreten. Das ist der geeinigte Sozialismus. Aber auch er verharrt untätig.

Bei den geschichtlichen Verhältnissen, welche die Republikaner ungeschickt ausgenutzt haben, wird die Macht des Papstes in Frankreich nicht gefährdet. Die französische Geistlichkeit, früher von der Regierung ernannt, jetzt, nach der Kündigung des Konkordates vom Papste eingesetzt, gehorcht ihm mit Schmerz und Unruhe. Jedoch ist dieser Gehorsam unbegrenzt. Der neue französische Klerus, von Pius X. regiert, ist ebenso fanatisch wie unterwürfig. Obgleich die Mehrzahl der Pfarrer, namentlich die alten, mit dem modernen Frankreich sympathisieren, bildet die ganze Geistlichkeit nun, unter dem direkten Befehl eines fremden und absoluten Herrn, ein festgeschlossenes Kriegsheer gegen Republik und Demokratie.

Viele Franzosen sind der Meinung, daß dieser Zustand nicht andauern kann. Entweder entschließt sich die französische Regierung, mit dem Papst zu verhandeln, oder aber sie entschließt sich, das Gesetz der Loslösung dergestalt zu ändern, daß dem Staat wie der Kirche die wesentlichen Garantien, die zur Existenz nötig sind, gewährleistet werden. Der Zwischenzustand schädigt die ganze Nation.

Ein neues Reich ist geworden. In diesen Tagen, am 4. November, wird die schon fast ein halbes Jahr formell bestehende Union von Südafrika faktisch und lebenspositiv. Unter dem üblichen Gedröhne eröffnet der Herzog von Connaught das erste souveräne Parlament auf afrikanischer Erde.

England hat binnen kurzem drei Reiche gebaut. Aus fessellosen Konglomeraten, Nichtigkeiten und Feinden große Ringe gebildet, Gemeinsamkeiten geschaffen und den in den Jungfräulichkeiten von Völkern und Ländern schlummernden Möglichkeiten Fähigkeit und Kraft des Ausdrucks eingeflößt. Schritt für Schritt arbeitet es sich zu seinem großen Endziel durch, der Vereinheitlichung und logischen Gliederung seines Riesenreiches, in der Erkenntnis, daß nur die großen, in sich fertigen Massen in der Zukunft mitzureden haben. Daß alle Wirtschaft und Politik von Morgen nach wenigen großen und mit gewaltiger latenter Kraft durchtränkten Schwerpunkten Gruppierung sucht und daß allem Kleineren und Schwächeren zur Bestimmung werden muß, bei diesen großen wirkenden Maschinen Zuflucht zu finden. Der Engländer nüchterner Sinn sagt ihnen dabei, daß nur nach klarer Rechnung Gleiches zu Gleichem sich schließen kann und daß aller Klang der Phrasen vom gleichen Blut, von Verwandtschaft der Seelen und der Ideale restlos verflattern muß vor dem brutalen: „Was gibst du mir?!“ und: „Was hast du für mich?!“

Der neue Bundesstaat schließt die vier früheren Kolonien und Republiken Transvaal, Oranje-Freistaat, Natal und die Kapkolonie in sich. Von den früheren staatlichen Grenzen und Kompetenzen bleibt nicht viel, kaum mehr als eine Art von Provinziallandtagen zur Bestreitung und Bewilligung der lokalen Bedürfnisse. Eisenbahn-, Zoll-, Post- und Telegraphenwesen werden gemeinsam geregelt und sind nach einem einheitlichen Schema Sache des souveränen Zentralparlaments, das in Kapstadt tagt. Um Ambitionen zu genügen, hat man Legislative und Exekutive getrennt, zum Sitz der Regierung Pretoria, zu dem des obersten Gerichtshofes Bloemfontein bestimmt. Neben dem Unterhaus mit seinen 121 Mitgliedern steht der vierziggliedrige Senat, zu dem der Generalgouverneur acht Mitglieder ernennt und jede Provinz die gleiche Anzahl delegiert. Im Hintergrunde thront der König von

England, dessen einzige Ausdrucksform hier der Hight Commissioner mit kaum mehr als Ordens- und Titelrechten ist. So souverän regiert das Unterhaus, daß es in Geldsachen in letzter Linie allein ausschlaggebend ist. Aktives und passives Wahlrecht in die gesetzgebenden Körper auch der Provinzen haben nur Leute weißer Abstammung und mit einem fünfjährigen Aufenthalt im Lande als ein britisches Subjekt. Nur die Kapkolonie macht hier eine Ausnahme, denn nach einer alten, unglückseligen Verordnung haben hier auch Mischlinge und Neger Wahlrechte, deren sie nur durch eine zweidrittel Majorität der beiden gemeinsam tagenden Häuser der Union beraubt werden können.

Eins der bittersten Probleme, vor denen noch mit ungewissen Händen der junge Staat von heute steht, ist damit angeschnitten. Neben höchstens 1 1/4 Million Weißer stehen mehr als 5 Millionen Schwarze. Seltsamerweise vermag ihnen Schnaps, Missionar und das übrige Segnungsassortiment unserer Kultur kaum etwas anzutun. Im Gegensatz zu anderswo degenerieren sie nicht und vermehren sich kräftig in weit größerem Prozentsatz als es die Weißen zu tun vermögen. Damit wächst ihre Überzahl ständig und wird auch kaum durch Einwanderung zu brechen sein. Es sind meistens starke und intelligente Völker, die sogar aus der Taufe ein politisches Motiv zu schneidern gewußt haben: die äthiopische Bewegung, die schwarze Priester für schwarzes Volk beansprucht, in letzter Konsequenz aber und nach bewährtem Muster sehr irdisch „Afrika den Afrikanern!" reservieren will.

Ein anderes Problem, nicht viel leichter zu lösen, ist das der Arbeiterbeschaffung für die großen Minenbetriebe am Rand und auch, zum Teil, für den aufstrebenden Farm- und Viehbetrieb im flachen Land. Der weiße Arbeiter ist nicht zu bezahlen, läßt sich die Demütigung der Einschließung in den Minen nicht gefallen und hält die Arbeit meistens auch nicht aus. Der schwarze ist aus vielen Gründen nicht immer erwünscht, auch ist der Zustrom von Kräften bei weitem nicht genügend. So ist man darauf verfallen, fremdes Material einzuführen. Die leidige Chinesengeschichte ist noch in aller Erinnerung, man hat es zum Ersatz darauf mit indischen Kulis versucht. Von diesen ist aber heute zum mindesten die Hälfte schon wieder aus eigener Initiative aus dem Lande gegangen, weil sie sich den fast sklavenhalterischen Insinuationen der Johannisburger Magnaten nicht hat fügen

wollen. Mit dem Indiertum ist aber statt der Hilfe eine neue Plage eingezogen, die immer mehr den weißen Kaufmannsbetrieb außer Konkurrenz setzt und zugrunde richtet, dazu große Summen ständig aus dem Wirtschaftsleben zieht und in die Fremde, heim nach Indien, sendet. Diese Plage ist der Hindukaufmann, der infolge seiner absoluten Anspruchslosigkeit von Lebensspesen nichts weiß und infolge seiner östlichen Geriebenheit gerade seinem westlichen Konkurrenten weit überlegen ist. — Zwei große Interessengruppen stehen sich hier gegenüber, die Randmagnaten mit ihren rein industriellen Anschauungen und der Rest des Landes, die Ackerbauer und Handeltreibenden, denen gerade das den andern Peinliche genehm sein muß.

Wenn nicht alle Anzeichen täuschen, scheint es, als ob die unversöhnlich gedachten Gegensätze zwischen Bur und Brite langsam sich verwischten. In dem neuen Staatskörper wächst eine neue Nation hoch, deren einzige Leitlinie „Südafrika“ ist, eine Nation des Bodens und der neuen Heimat mit allen Nuancen, Eigenheiten und Sonderinteressen solcher Pioniergenossenschaften übersee. Zwar haben die unlängst erfolgten Wahlen für das erste Parlament noch die alten Gegensätze betont. Eine knappe Majorität von Burentum steht einer starken Minderheit gegenüber, die aus Engländern besteht. Doch ist diese letztere einheitlich und in sich geschlossen, jene dagegen ein Gemisch von drei Parteien, von denen ein gut Teil, besonders die Gefolgschaften der Merriman, Hertzog usw. stark reaktionär, ein wenig unversöhnlich und nicht gerade lebensbejahend sind. Stark spricht für dieses Werden einer neuen Nation der Umstand, daß man allenthalben daran denkt, die Arbeitsfreudigen, Positivisten und nüchtern Denkenden unter dem Schlagwort wirtschaftlicher Gesichtspunkte zusammenzufassen und so die alten starren Gegner Botha und Jameson zu einer imperialistischen Parteigruppe zu schweißen. Die Opposition gäbe in dem Falle dann das reaktionäre Afrikandertum der Kolonie und der einstmaligen Republiken.

Richtlinie der Union in inneren Fragen ist die vollkommene Gleichberechtigung in Sprache und Schule. Doch sind manche Schwierigkeiten hinter sich zu bringen, manche Unversöhnlichkeit zu überwinden und manche Ambition zu verkleinern. Wie sich die Verbreitungsgebiete der beiden Sprachen gestalten werden, ist schwer zu sagen. Immerhin hat die englische die größte Wahrscheinlichkeit

des Wachstums in sich, weil sie mit der Industrie und dem stark vordringenden Handel geht, die holländische dagegen sich fast nur auf die ackerbauende Menschheit beschränkt. Auch das Verhältnis der Volkszahl wird wohl zugunsten des Engländertums verschoben werden, trotzdem der Kinderreichtum in den Burenfamilien ein weit größerer ist. Doch kann der so ersehnte Einwanderer immer nur englisches Blut ins Land bringen oder er wird doch, als Fremdling anderer Nation, sich weit eher zur Weltsprache kehren als zu einem enklavistischen Dialekt.

Heiß ersehnt ist dieser Einwanderer. Von ihm hängt alle Zukunft ab. Heute ist Weiß nur eine Oberschicht über dem ungeheuren Meer von Schwarz und jeder außerindustrielle Fortschritt muß schlafen. Man spricht viel von der großen Zukunft des Landes als Mitbewerberin im Getreideexport neben Argentinien und Kanada. Grundbedingung dazu ist der große und kleine Farmer, der das heute Brachliegende in der endlosen Karroo unter den Pflug nimmt. Ob die Aussichten wirklich so rosige sind, mag dahingestellt sein. Das Wasser mangelt an allen Orten, nicht überall vermögen Dämme und Brunnen den fehlenden Regen zu ersetzen. Auch ist die Humusschicht des Bodens vielfach so dünn, daß sie schwere Inanspruchnahme kaum verträgt. Eher mag die Viehzucht nach australischem Muster gelingen, auch dazu aber ist der weiße Emigrant Bedingung. Reiche Schätze, heute noch so gut wie ungehoben, birgt der Boden an Kohle und Erz, an Blei und Zinn.

SCHILDBÜRGER

Am 22. Oktober, während der deutsche Kaiser nach Brüssel reist, veröffentlicht Camille Lemonnier in der „Zeitschrift“ einen Artikel über die „Eroberung Belgiens durch Deutschland“. Der Artikel wird in der Presse glossiert. Z. B. die „B. Z. am Mittag“ schreibt:

> Die erfreuliche Wärme der in Brüssel gewechselten Trinksprüche darf uns über die Tatsache einer in Belgien ziemlich verbreiteten antideutschen Stimmung nicht hinwegtäuschen. Der folgende Aufsatz des bekannten bel-

gischen Schriftstellers, den wir dem neuen, von Albert Helms herausgegebenen Halbmonatsorgan „Die Zeitschrift" entnehmen, ist ein bemerkenswerter Ausdruck dieser Stimmung, die, durch gewisse Fehler unsrer Parteipolitik genährt und durch französische Hetzereien, ihren Grund letzten Endes doch in einer Erscheinung hat, auf die stolz zu sein wir Ursache haben, in der wirtschaftlichen Erstarkung Deutschlands, in der Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns.

Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" fühlt sich gleichfalls zu einem Leitartikel inspiriert, bläht sich aber vor Entrüstung:

Es ist gewiß zu bedauern, daß eine deutsche Zeitschrift sich dazu hergibt, gerade in den Tagen des deutschen Kaiserbesuches eine so hämische Schilderung der deutschen Kaufleute in Belgien an leitender Stelle zu veröffentlichen. Da „Die Zeitschrift" in Hamburg erscheint, ist ein solcher Mangel an Ehrgefühl doppelt verwunderlich.

Da erweisen sich die Köpfe als zu hart, speien Grobheit und Beleidigungen, wenn's jemand anders macht als der große Haufe. Hier heißt's in Depeschen: Der deutsche Kaiser wurde mit einer Herzlichkeit empfangen, die bezeichnend ist für die Stimmung des belgischen Volkes. Anderswo: Wir begrüßen mit Freude, daß sich die Beziehungen der beiden Länder offenbar bessern. Wieder anders: Belgien und Deutschland. Der alte Groll beginnt zu schwinden. Der Empfang sei uns ein Symptom dafür, daß Belgien sich seiner Pflichten gegen Deutschland entsinnt und sich der französischen Propaganda entzieht. Und so weiter, bis zum Überdruß. Von einem Hosiannah bis zum andren, als sei alle Mißgunst weggeblasen, alle Feindschaft ausgelöscht, nur Liebe und Freundschaft zu spüren. — Die belgischen Arbeiter haben sich zusammengetan, um gegen den Besuch zu protestieren. Die belgischen Provinzblätter bleiben kühl bis ans Herz, wagen sogar offen zu opponieren. Höchstens liebenswürdige Worte für die Person des Kaisers, aber nicht für die deutsche Nation. Bei uns ist nichts davon zu hören. Könnte die Limonade versalzen. Hätte ich irgendeinen andren als Camille Lemonnier zu Worte kommen lassen, irgendeinen unbekannten und unbedeutenden Narren, der in seinem Lande keinen Anhang hat und nicht typisch ist für soundsoviele Tausende seiner Landsleute, nur Unflätigkeiten und sinnlose Rüpeleien zu so seltsamer Stunde anbringen wollte — sicher hätte ich's hinnehmen müssen, daß man mir auf die Füße tritt. Einem Temperament, dem seine

Bedeutung das Recht zum Reden gibt, durfte ich nicht mit dem Blaustift drohen, nicht Worte dämpfen, nicht statt eines Zornausbruches törichtes Gesäusel setzen, wie's bei uns so liebe, alte Sitte ist. Belgien ist nun mal der Ansicht, daß es von Deutschland bedroht wird. Uns, die wir kommerziell mit Belgien zu tun haben und unsre Maßnahmen treffen nach der Kenntnis, die wir von Belgien erlangen, ist es nötig die wahre Stimmung des Landes zu erfahren. Und unverhohlene Worte, die früher einen Pfennig wogen, gewinnen in einer Stunde, in der uns offiziöser Dampf die Sinne nebelt. Sollte ich Worte, die blitzschnell eine Situation erleuchten, abweisen, weil sie nicht im Ton alter Jüngferchen geschrieben waren, mußte ich nicht glauben, auf jeden Fall durch solche Worte zu nützen, während hundert andere den Tatbestand verdunkelten? Die kindische Freude an einem Feuerchen, das durch keinen Windhauch gestört werden soll, paßt nicht in die Politik. Die „Rheinisch-Westfäl. Zeitung" bekrittelt Lemonnier's unverhohlene Worte, macht zugleich den infamen Vorwurf: „Mangel an Ehrgefühl". Es ist nicht meine Sache, weiter Seite auf Seite zu füllen, weil irgendeine Zeitung sich im Tone vergriff. Hätte sie, statt mit plumper Grobheit umherzutapfen, an Lemonnier gelernt, wie man eine abfällige Meinung mit sachlichem Witz, mit Verve und Esprit vorbringen kann — sie hätte wenigstens den Ton der Presse verbessert, so hat sie ihn bedenklich verschlechtert. A. H.

TOLSTOI UND PAUL BOURGET
VON BARON ERNEST SEILLIÈRE

Graf Leo Tolstoi, der große russische Mystiker, will alle menschlichen Beziehungen lediglich durch das Gesetz der Liebe regeln. Er verwirft Polizei, Gerichte, Heere, Steuern und überhaupt den ganzen Mechanismus des modernen Staates. In einem seiner letzten Werke, „Das Gesetz der Liebe und das Gesetz der Gewalt", wiederholt er von neuem, daß die menschliche Natur vernünftig und liebevoll sei, daß unser „Ich" ein göttliches, an unsern Körper gebundenes Prinzip

sei, das sich in uns durch die Liebe kundgibt. „Die Privilegierten des heutigen Staates", schreibt er wörtlich, „wähnen, daß das Fehlen jeder staatlichen Organisation zur völligen Anarchie und zum Kampf Aller gegen Alle führen müßte, gleich als ob die Menschen nicht nur Tiere wären (diese leben friedlich ohne Bedürfnis nach einer Staatsgewalt), sondern irgendwelche Ungeheuer, die sich in ihren Handlungen lediglich von Haß und Wahn bestimmen lassen. Sie schreiben den Menschen solche Tendenzen zu, weil sie ihnen naturwidrige Anlagen beilegen, die in Wirklichkeit aus dem von ihnen aufrecht erhaltenen Zustand entspringen."

Nun aber ist der Gutsherr von Jasnaja Polnaja, der die europäische Literatur mit Aufmerksamkeit verfolgt, aus seinen lächelnden Zukunftsträumen kürzlich durch den Erfolg eines sozialen Dramas aufgestört worden, das den Titel „Die Barrikade" trägt und dessen Verfasser Paul Bourget ist. „Die Barrikade" ist im Rahmen einer Liebesgeschichte, wie sie für das französische Theater nun einmal unerläßlich ist (übrigens ist sie mit Meisterhand gezeichnet) eine „Chronik des sozialen Krieges 1910" (so lautet der reiflich erwogene Untertitel). In der Tat ist die Kampfweise, die ein Teil des französischen Proletariats neuerdings anwendet, hier sehr wirkungsvoll in Szene gesetzt, und die Theorie dieser neuen Methode wird von einer Figur des Stückes, dem Meister Langouet in einer Pariser Möbelfabrik, planvoll vertreten.

Dieser Langouet erscheint als bewußter Parteigänger des Klassenkampfes (klassenbewußt, wie der marxistische Ausdruck lautet): aber der Streik, diese offene, ehrliche Kampfweise, erscheint ihm als unzureichend zur Herbeiführung des Sieges der von ihm vertretenen Ideen. Nach seiner Meinung ist die Arbeiterklasse in der modernen Gesellschaft nicht frei, sondern sie bleibt im Sklavenzustand. Seine Definition der Sklaverei lautet: „Sklave ist, wer zum Leben nichts hat als seiner Hände Arbeit und wer mit einem kapitalistischen Unternehmer verhandeln muß. Dieser kann warten und sein Kapital verzehren, während der Arbeiter nicht warten kann. Wenn er nicht arbeitet, so hat er nichts zu essen, und essen muß man täglich. Der Kampf ist zu ungleich." Um diese fundamentale Ungleichheit zu beseitigen, sind die neuesten Mittel des Proletariats erstens das hinterlistige Zugrunderichten des kapitalistischen Brotherren und seiner Industrie durch Boykottierung seiner Fabrikate und Ausschaltung

seiner Kundschaft, zweitens der prinzipielle Streik, auf Anforderung von Leuten, die mit der Fabrik (und oft auch mit dem Berufe) nichts zu tun haben, und zwar der Streik bis zur völligen wirtschaftlichen Vernichtung des Fabrikherrn; und schließlich die obligatorische Genossenschaftsbildung und das Vorgehen mit Messer und Revolver gegen Streikbrecher, d. h. gegen die, welche dem Revolutionskomitee nicht blindlings gehorchen.

Als Gegenspieler des „Klassenbewußten" Langouet läßt Bourget nun gleichfalls klassenbewußte Vertreter der Bourgeoisie auftreten, die durch die Haltung ihrer Arbeiter gezwungen, sich gleichfalls bitterernst zum Kampfe rüsten. „Ich bin ein Bürgersmann", sagt einer von ihnen, „und sehr stolz darauf. Und für einen echten Bürgersmann ist Geld Geld, d. h. das erste Zeichen und Werkzeug sozialer Macht in einer Gesellschaft, die durch Gesetze der Willkür und Gewalttat des Individuums enthoben ist. Es verdient weder Anbetung noch Verachtung; es verdient gezählt zu werden." Sehr deutlich hat Bourget den bewußten Vertreter der Bourgeoisie dem klassenbewußten Proletarier gegenübergestellt und jenem geraten, den unversöhnlichen Kampf, zu dem man ihn herausfordert, offen anzunehmen, um an Stelle der Sympathie seiner Gegner, die er doch nie erringen wird, wenigstens ihre Achtung zu gewinnen.

Wie gesagt, wurde Tolstoi durch ein paar Pariser Freunde auf dieses Drama aufmerksam gemacht. Er las „Die Barrikade" sowie einige Kritiken, die das Stück in der Pariser Presse hervorgerufen hatte, und da eine zweite französische Auflage seines oben erwähnten neuen Werkes „Das Gesetz der Liebe und das Gesetz der Gewalt" gerade vorbereitet wurde, so beeilte sich der Patriarch des Anarchismus, dieser einen Brief vorauszuschicken, in dem es heißt: „Was mir in den Debatten über Bourgets Drama am meisten aufgefallen ist, das ist die merkwürdige Mischung von tiefem Wissen, hohem Verstand, ungewöhnlicher Eleganz der Sprache und feinster Ritterlichkeit gegen den Feind in Verbindung mit brutalster, nur an sich und an das Klasseninteresse denkender Selbstsucht und absoluter Unkenntnis jener religiös-moralischen Grundsätze, die für das Leben jedes Menschen durchaus unerläßlich sind und ohne die der Mensch fast auf den Standpunkt des Tieres herabsänke, trotz der wunderbarsten Flugmaschinen und trotz des vollendetsten Spiels im Théâtre français . . . ." Und weiterhin spricht er von der „furchtbaren Entartung",

der manche französische Schriftsteller verfallen seien, nicht in ihrem Denken, wohl aber in ihrer Vernunft, nicht in Glanz und Glätte, wohl aber in ihrer Moralität.

Man muß anerkennen, daß Tolstoi hier konsequent bleibt.

Aber er ist es nicht immer gewesen, und in mehr als einem seiner früheren Werke, die noch heute in den breiten Massen gelesen werden, hat er die revolutionäre Gewalttat offen gepredigt. Wir denken hier an die „Morgenröte", die „Worte eines freien Mannes" und vor allem an das giftige Pamphlet „Was sollen wir denn tun?" Bald protestiert Tolstoi hier gegen die Bestrafung eines Bergmanns, der aus dem Bergwerk, in dem er arbeitet, ein Kilogramm Blei stiehlt und es in seiner Bluse versteckt fortträgt — ein Diebstahl, zu dem das Gesetz der Liebe also ermutigt. Bald entrüstet er sich angesichts eines Streiks in Holland darüber, daß man Militär requiriert habe, um die Fabriken und die Wohnung des Fabrikherrn gegen die Zerstörer zu schützen, die nach seiner Meinung „völlig in den Grenzen ihres Rechtes handeln", wenn sie die Habe ihres „Ausbeuters" vernichten. Auch dies ist eine unverhoffte Wirkung des Gesetzes der Liebe! Schließlich hat dieser alte Moskowiter sich dazu verstiegen, auf seinen Zaren das Bibelwort anzuwenden: „Der Kaiser ist ein Fremdling, den wir hassen"; während er das Gebot Christi: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", hier unbedenklich verwirft. Und diese früheren Ratschläge sind besser gehört worden als die heutigen, die übrigens nach wie vor in einem Flutschwall von Schmähungen gegen die Regierenden stecken.

(Aus dem Manuskript übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.)

PÄPSTLICHE POLITIK VON L. FERARI (MAILAND)

Jawohl, nun können sich die Propheten des Liberalismus wieder auf den Weg zum Kirchhof machen, auf dem sie schon so manche schöne Hoffnung begraben haben. Diesmal tragen sie an einer besonders schweren Last. Der Vatikan, dem sie den Untergang vorausgesagt haben, rührt sich nicht. Die klugen Lehrmeister in Rom, die für

unzweifelhafte Esel erklärt wurden, als sie die Borromäus-Enzyklika veröffentlichten, erwiesen sich als Schlauberger. Welche Vorstellungen herrschen nur von vatikanischer Politik. Als säßen an dem Platz, an dem durch Jahrhunderte hindurch die Fäden der Politik am feinsten gesponnen wurden, rohe Dilettanten. Dabei hat sich weiter nichts geändert als die Mittel, weil man sich der Zeit anpassen mußte. Wo früher Kabinettspolitik getrieben wurde, arbeitet jetzt eine Art von Bauernschlauheit. Die Mittel sind im Zeitalter der Parlamente gröber geworden. Das ist alles. — Mit Vergnügen benutze ich die Aufforderung, in einer deutschen Revue über vatikanische Politik reden zu können, weil es sich dabei immer noch um das wunderbar Raffinierteste und Delikateste aus unsrem öffentlichen Leben handelt. Lassen Sie mich über den Schachzug sprechen, der in Deutschland wohl am meisten diskutiert wird — die Borromäus-Enzyklika und Sie werden sehen, daß die Dinge doch anders liegen, als von gänzlich Fernstehenden geurteilt wird. Und lassen Sie mich von dem konfessionellen Hintergrund absehen und die vatikanische Politik als eine Kunst für sich beurteilen. Papst Pius trat das Erbe einer Politik an, die mit ihrer Raffinesse zu exklusiv war, um auf die Menge wirken zu können. Sie war mehr für Feinschmecker berechnet als für die Masse und trägt darum eigentlich die Schuld an den jetzigen Mißerfolgen in Frankreich, Spanien und Portugal. Die neue vatikanische Regierung, die ihr Auge dieser Erkenntnis nicht verschloß, mußte einen neuen Kurs einschlagen und ließ es sich angelegen sein, nach neuen Mitteln und Methoden zu sinnen. Am meisten hatte die Kirche, deren Macht der vatikanische Diplomat mehren sollte, durch die Toleranz gelitten, die eine Art Frieden zwischen Katholiken, Protestanten und Freigeistern ermöglicht hatte. Besonders in Deutschland war der Schade zutage getreten. Die Kluft zwischen den beiden christlichen Konfessionen war nicht mehr so breit, daß der gläubige Katholik unbedingt geschützt war. Zwischen katholischen und protestantischen Familien hatte sich sehr oft ein intimer Verkehr angebahnt. Sogar katholische Geistliche verkehrten in protestantischen Familien. Es war den neuen Ideen des Modernismus und der modernen freigeistigen Wissenschaft zu oft Gelegenheit geboten, mit dem Dogma gläubiger Katholiken in Berührung zu kommen. Die Schäden zeigten sich nicht nur in offenbaren Abfällen von der Kirche, sondern allerorten in

kleinen Unbotmäßigkeiten, über welche die Pfarrer und Bischöfe sich beklagten. Im Vatikan war man zu einer Aktion gedrängt, die die Katholiken wieder unter ein Banner zusammenrief und sie dem Verkehr mit fremden Elementen entzog. Hier verstehe ich es, wenn man das Mittel, welches der Vatikan anwendete, bekämpft. Aber daß man es dumm findet...! Oh, wieviel Unbegreiflichkeit steckte doch in dem Mute, die römische Diplomatie an den Ohren zu ziehen und nicht nach Gründen zu forschen, warum sie wohl entgegen ihrer bisherigen Taktik eine so abweichende äußerlich grobe Kampfesart einschlug. Nun, ich will dämpfen und zugeben, daß auch überzeugte Anhänger der Kurie zuerst mit dem Kopf schüttelten. Aber nun hat sie doch alles erreicht, was sie wünschte! Ein paar Hundert — aber auch nur ein paar Hundert — haben sich im ersten Taumel der Entrüstung von der katholischen Kirche abgewendet. Damit hat man in Rom gerechnet. Dadurch ist der Stall nur gereinigt worden. Aus dem deutschen Süden, aus Polen, Österreich und überall, wo Katholiken und Protestanten zusammentreffen, ist von Erfolgen zu hören. Wo früher eine für die Kirche schädliche Intimität mit andren Konfessionen bestand, herrscht jetzt wieder Mißtrauen, sogar offene Feindschaft. Die katholische Kirche hat in grober Sprache, die grade der Menge verständlich ist, die Gläubigen wieder zusammengerufen. Besonders Arbeiterkreise, in denen sich mancher Wankelmut gezeigt hat, finden sich wieder zu ihrem alten Standpunkt zurück. Die sozialdemokratisch Organisierten beschimpfen seit Erscheinen der Enzyklika die katholische Kirche und ihre Anhänger besonders heftig, wodurch bei diesen Anhängern eine Gegenbewegung ausgelöst wird. Die Kluft, die sich gefahrdrohend verengert hatte, ist wieder erweitert worden. Die Gläubigen sind isoliert und schädlichen Einflüssen weniger ausgesetzt, und die Kirche hat es fertig gebracht (das schwerste Kunststück einer Diplomatie), Fanatismus zu erzeugen. Und dieser Fanatismus bringt ihr wieder Opfer, soviel sie braucht. Ich meine, man kann doch einer Staatskunst, die sich so schnell neuen Bedürfnissen anpaßt, die Bewunderung nicht versagen. Es ist nicht viel mehr als lächerlich, wenn hier so seltsame Worte wie Perfidie und provokatorische Politik entgegengeschleudert werden. Diese Worte haben viel mit Ignorantentum zu schaffen oder zum mindesten mit Inkonsequenz. Alle Leute führen heute das Wort „praktische Politik“ im Munde. Dann darf man sie auch

denjenigen, die Meister in dieser Kunst sind, nicht zum Vorwurf machen. Aber viel schlimmer ist der Vorwurf der Ungeschicklichkeit, den man dem neuen römischen Regime macht, weil er in der Lächerlichkeit schon so weit steigt, daß er beinahe peinlich wird.

Gerade weil die kirchliche Diplomatie nur mit gegebenen Verhältnissen rechnet, brach sie mit ihrer bisherigen Tradition. Mit den groben Mitteln eines Volkstribunen ist für ein Ziel heute mehr zu erreichen als mit der bekannten „Fuchsschlauheit". So sind von den einflußreichen Stellen alle diejenigen zurückgetreten, die mit den Mitteln eines Tayllerands wirkten. Die neuen Männer wissen sich mit ihrer Zeit besser abzufinden. Um deutlich den Wendepunkt zu markieren, waren die Worte im Anfang etwas stark. Lassen Sie einige Zeit vergehen und Sie werden auch an den Formen nichts mehr auszusetzen haben. Und ich glaube, es ist für alle Teile gesorgt. Die Gläubigen finden sich wieder zusammen, und der Feind weiß besser, woran er ist, und der Freund einer schönen Diplomatie kommt nicht zum wenigsten auf seine Kosten. Oh nein, Rom ist nicht wankend geworden. Nur klüger! Im Vatikan zuckt man die Achseln über alle Befürchtungen. Ein Krieg, der durch neunzehn Jahrhunderte währt, kann nicht immer siegreich sein.

NACH DER REVOLUTION VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Alle Welt sah den Umsturz in Portugal voraus, nur der König nicht. Zur Durchführung genügten die äußerst spärlichen Mittel, die den Republikanern zu handen lagen. Lockerung der letzten Disziplinbande bei der Armee und Flotte, ein bißchen Gelegenheit für den hungernden Mob im Verein mit der Soldateska, sich einmal an Beute satt zu essen, wozu die vielen Klöster und Kirchen verlockend genug schienen, Überrumpelung des rückständigen, verarmten Dorfes durch das Beispiel der Stadt und reichlicher Gebrauch von großen Phrasen und Worten über eine politische und wirtschaftliche Wiedergeburt Portugals. Das reichte ge-

rade fürs erste hin. — Ich kenne Portugal und den portugiesischen Volkscharakter ziemlich genau. Und wenn ich einer Renaissance des kleinen Landes, ungeachtet der an sich erfreulichen Befreiung von der klerikalen Hörigkeit, sehr skeptisch gegenüberstehe, so stütze ich diesen Unglauben auf mehrfache, positive Unterlagen. Vorerst bietet die Geschichte kein Beispiel, daß es einem kleinen Agrarvolk gelungen sei, sich ohne irgendeinen soliden, inneren Kernpunkt für die staatliche Neuordnung, ohne Mittel und ohne wirtschaftlichen Kredit, aus dem rückständigen Status, in dem sich Portugal befindet, ohne tiefeingreifende, äußere Hilfe, aufzurichten. Portugal hat, wie die Dinge stehn, aber auf keinen fremden, politischen Kredit zu hoffen. Was der englischen Politik am heutigen Portugal brauchbar erscheint, erreicht sie besser und leichter von einem wirtschaftlich windelweichen Portugal als vom Gegenteil. Weiter trennt die an fremden unverdauten Lehren gebildete, an der Spitze der Republik marschierende Klique, in der sich zwar einige grundehrliche, idealistische Republikaner befinden, die bald von der Staatskrippe verdrängt werden dürften, eine ungeheure Kluft vom portugiesischen Bauerntum, vom Dorf, das in seiner beispiellosen Indolenz, Unwissenheit und Trägheit den Führern gar nicht folgen kann. Da es nun auch an einem besitzenden, als Übergang unerläßlichen, soliden Mittelstand fehlt (die Industrie zumeist in fremden Händen liegt), werden sich die Führer, die Generale der Bewegung, eines Tages doch nach rückwärts umsehn und gewahr werden, daß die Soldaten, das Volk ihnen gar nicht gefolgt sei. Und dann muß dieser Mangel an Rückhalt, an Kontrolle aus der Republik eine jener Kliquewirtschaften zeugen, wie sie rasseverwandte, republikanische Kleinstaaten in Amerika aufweisen. Was ich aber unter meinen Zweifeln an der Zukunft Portugals am höchsten einwerte, ist die am lebendigen Leib des Portugiesen gewonnene Überzeugung, daß die portugiesische Nationalität, die einst hervorragend kaufmännisch begabte Händler, wagemutige Seefahrer etc. hervorbrachte, der am meisten erschöpfte und fast aller belebenden Kraft verlustig gewordene, nahezu dürre Trieb am romanischen Rassenbaum ist. Es steckt beinahe nichts mehr drin im Portugiesen. Die große Indolenz, die Entartung der Rasse — welche aus dem geschickten Kaufmann nach und nach den kleinlistigen Händler, der mir elf für ein Dutzend verkauft, gemacht hat, welche Wagemut und Tapferkeit in Servilismus und

Rückengrausamkeit gewandelt hat, — diesen Krebs, der am portugiesischen Leib seit langem frißt, kann die Republik ohne eiserne Faust, ohne den Zufall eines fähigen Diktators, etwa wie er Mexiko auf den Damm brachte, niemals erfolgreich bekämpfen. Die Republik Portugal müßte — angesichts der vorhandenen, schweren Hindernisse gegen eine erfolgreiche Neuordnung — nur ein Gebot für den Portugiesen (dies aber mit drakonisch strenger Durchführung) erlassen. Es müßte lauten: „Arbeite."

Wer aber daran glaubt, daß der heutige Portugiese dieser inneren Umwandlung noch fähig ist, kennt ihn entweder nicht oder ist in Utopien geboren.

MILLIONENVÖLKER UND PATRIOTISMUS VON FRIEDRICH FREKSA

Mangel an patriotischem Gefühle ist einer der ältesten und beliebtesten Vorwürfe in unserm politischen Leben. Eine ganze große Partei konnte mit dem Worte „Vaterlandslose Gesellen" gebrandmarkt werden, und der stramme „Patriot" blickt mit Verachtung sogar auf den politisch Indifferenten, als einen Menschen, der keines echten Idealismus fähig ist.

Daß Vorwürfe dieser Art Kraft genug besitzen, den Getroffenen zu verwunden, beweist das Beispiel Bebels, der als Begründer einer Partei mit unstreitig internationalen Tendenzen dennoch Außerungen getan hat, aus denen hervorgeht, daß er sich dem Drucke patriotischer Vorstellungen doch nicht ganz entziehen kann, und andere zur Regierung gelangte Größen der sozialistischen Anschauungsgruppe erhärten es durch ihre Praxis, daß sie im Banne dieses Begriffes stehen.

Überall wird von Staats wegen die Liebe zum Vaterland gepredigt, propagiert und ausgezeichnet. Um dieses Gefühl für das eigene Land zu steigern, werden gern alle andern Nationen als minderwertig in moralischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung geschildert. Von den Zeiten der Griechen, denen alle anderen Völker als

Barbaren erschienen, bis auf unsere Tage können wir immer dieses selbe Streben verfolgen.

Allein sobald die Menschen älter und durch Reisen und freie Selbstbetätigung umgetrieben werden, beginnt dies Gefühl merkwürdig schwach zu werden. Auch ernsthafte patriotische Veranstaltungen erhalten selbst für den, der sich verpflichtet hält, daran teilzunehmen, einen merkwürdigen Beigeschmack. Kunstwerke, die der patriotischen Verherrlichung dienen, haben einen besonders schweren Stand vor der Kritik, und für den Künstler selbst hat die vaterländische Idee, die sich im Kunstwerke manifestiert, leicht etwas Kitschiges! Und dennoch, es hat Zeiten gegeben, wo die höchsten Kunstwerke aus der vaterländischen Idee herausgeschaffen wurden, ich erinnere nur an die Perser des Aischylos.

Eine leise Scham vor dem Patriotismus finden wir bei den meisten Menschen, die nicht gedankenlos sich jeder Massenstimmung hingeben, unstreitig, — und dennoch, unpatriotisch gelten möchte dennoch so leicht keiner. Der wirkende und schaffende Staatsbürger jedoch, der sich aufrichtig selbst prüft, wird gewöhnlich ohne Umschweife zugeben, daß seine Gefühle zu seiner engeren Heimat stärker sind als die Hingabe an das große Vaterland. Und je älter er wird, desto mehr wird sich die Neigung zur Heimatstadt, zur Landschaft, zur Provinz steigern, bis er endlich im vollen Maße das besitzt, was der „stramme Patriot" verächtlich als Lokalpatriotismus oder Partikularismus bezeichnet.

Nicht nur in dem dafür besonders prädestinierten Deutschland findet sich diese Tendenz; in England, Frankreich, Österreich, Italien herrscht sie genau wie bei uns; sogar in der großen transatlantischen Union erleben wir dieselben Triebe: Jeder Staat stellt seine besondere Einheit dar, und der Ohiomann und der Texasmann haben ihren besonderen partikularistischen Stolz, hinter dem die Bewohner der sogenannten alten Staaten an der Ostküste nicht zurückbleiben, zumal viele ihrer Bewohner, die auf mehr als drei Generationen nach der Einwanderung zurückblicken können, überhaupt glauben, Menschen besseren Stammes zu sein.

Überall hängen die Menschen an dem kleinen Fleckchen Erde, das ihre Jugend sah, und auf dem sie ihr Leben aufbauten, mit besonderer Kraft. Durch Gewohnheit erzeugte Neigung, Lebensinteresse und Dankbarkeit für erlangten geschäftlichen Nutzen prägen da einen be-

sonderen Gefühls- und Vorstellungskomplex, der zu den stärksten Imponderabilien des staatlichen Lebens gehört. Dieser „Lokalpatriotismus" steckt in jedem seßhaften, und damit imanent staatserhaltenden Menschen. Selbst viele umtreibende Existenzen, die da scheinbar nach dem Grundsatze leben „la patrie c'est ma poche", lenkt dies Heimatsgefühl an den Ort ihrer Geburt zurück und nagelt sie dort fest. Wie oft kann es der Deutsche, der „draußen" einen waschechten Amerikaner oder Australier trifft, erleben, daß solch ein Mann, der demonstrativ die Flagge seines Landes auf die Hoteltafel pflanzt, sich plötzlich mit Lebhaftigkeit und Enthusiasmus als Hamburger, Westphale oder Bayer entpuppt, es aber nachdrücklich abwehrt, Deutscher zu sein. Diese Beobachtung erhält ihre besondere Spitze noch durch die Erfahrungstatsache, daß gerade solche Einwanderer die besondere staatliche Idee des Landes, das sie sich zum Vaterlande erwählen, besser und schärfer erfassen als die Ureinwohner. Errungenes Gut ist ihnen diese Idee, die sie im Notfalle gegen die eigene Heimat verteidigen (Engländer in Südafrika, in Kanada, in Australien), während der Ureinwohner sein gesamtes Vaterland selten überschaut und nur in seiner Landschaft, in seiner Stadt und damit im Lokalpatriotismus beharrt.

Und damit ist der Kern des Problems berührt. Nur durch die Idee vermag der Mann des Millionenvolkes Patriot zu werden. Nur durch die Idee, die einen bestimmten historisch zusammengewachsenen Landkomplex mit besonderen wirtschaftlichen Bedingungen zusammenhält. Und dieses Ergreifen einer Idee durch Sympathie, Erfahrung, Gewöhnung, Intuition, bei der sich vielfaltige Widersprüche erheben, kann sicherlich kein Gefühl von einer ursprünglichen Kraft erzeugen. Warum soll der Deutsche zum Beispiel für die Deutschen jenseits der Reichsgrenzen keine Gefühle mehr haben, da sie Ausländer für den Staat sind? Viel enger verwandt fühlt sich der Bayer dem Österreicher, als dem Oldenburger! Der Bewohner von Nizza dem Italiener als dem Franzosen und der Navarrese dem Spanier. Gewöhnen wir uns doch daran, das Ding mit rechtem Namen zu nennen, es wird ja von Staats wegen gar nicht Vaterlandsliebe gefordert, sondern Staatsliebe, und zur besseren Verkappung dieser Tatsache ward das Fremdwort Patriotismus erfunden.

Die engere Heimat ist es, die eine wirklich zwingende Macht ausübt, und der schärfere Beobachter erkennt in diesem so oft leichtherzig verachteten Lokalpatriotismus die Wurzeln der Vaterlandsliebe überhaupt.

Eins waren dem Römer, dem Griechen, Staat und Stadt! Die Sorgen um die Landschaft, die sich besonders in der Gerichtshaltung zeigte, und die Feste verbanden die Männer des Mittelalters. Damals vermochte noch wirklich der einzelne Mann für seine Heimat, seine Stadt, seine Polis sich notwendig und wirkend zu fühlen und damit politisch recht zu handeln.

Klugheit eines aufgeklärten Despotismus war es, der die politischen Instinkte der wachsenden Bürgermassen auf die Gemeindeverwaltung ablenkte. So vermochte der Herrscher den Staatsgedanken unbeirrt absolut aus sich zu verkörpern. Und wie in den Millionenreichen des Altertums ward in den Millionenreichen der Gegenwart die Liebe zum Herrscher das Surrogat für die Liebe zum Vaterlande, dessen Idee zu kompliziert und zu fremd für die unzählbare Menschenmenge ward.

Was aber der Lokalpatriotismus, der sich als Staat findet, schaffen kann, zeigt das Beispiel Hamburgs, das unter den „seelenbezwingenden Fittichen" des Preußenadlers sicher nie die Blüte erreicht hätte, die es jetzt hat.

Mehr und mehr verblaßt das ideelle patriotische Gefühl in den Millionenvölkern. Mehr und mehr wird es durch das partikulare Gefühl abgelöst. Denn der moderne Staat legt dem Bürger viel Lasten auf, wenig aber vermag er ihm an erhebenden Lebensmomenten gewähren, an Hochgefühlen, an denen der Kleinstaat der alten Zeit so reich war.

Auf der anderen Seite aber schließen sich die Massen zu Interessengemeinschaften zusammen, die mehr und mehr die Tendenzen eines Weltbürgertums zeigen. Eines allein scheint sich als neues Gebilde starker Art aus dem vielfältig durchfurchten Boden zu erheben, das Gefühl für völkische Eigenart, die sich identifiziert mit den Grenzen der Sprache. Statt des Vaterlandbegriffes, der bei den Millionenvölkern ein willkürlicher geworden ist, erwächst der Begriff der Sprachgemeinschaft. Hier den oft gebrauchten, nie präzis definierten und stets schwankenden Rassebegriff einzuführen, wäre unzulänglich.

Gleiche Sprache bedeutet ähnliches Denken, ähnliche Gesinnungen und ähnliche Kulturbedingungen. Verkehr und Geschäft ergeben sich durch gleiche Sprache leichter,

und damit ist das robuste Interesse geschaffen, das stets zum Zusammenschluß führt. Nordwest- und Mitteldeutsche wissen gar wenig von den vielbeschrienen Ostmarken, doch wenn dort an eine andere Sprachgemeinschaft Absatzgebiete verloren gehen, so spüren sie es am Beutel.

Es ergibt sich also tatsächlich, daß sich der Idealismus des einzelnen in dem engeren Heimatsgefühle manifestiert, während das Volksgefühl der Sprachgemeinschaft gesättigt ist mit materiellem Interesse. Der Patriotismus aber für den historisch gewordenen Staat erscheint als etwas Abstraktes, da nur sehr schwer die Notwendigkeit eines weder völkisch noch geographisch stark begrenzten Gebildes eingesehen werden kann.

Starken Rückhalt wird daher die Regierung eines Millionenvolkes nur dann bei den Massen finden, wenn sie die Massen bei den materiellen Interessen packt, oder aber es versteht, klar zu erweisen, daß der Regierungswillen die gesamten lokalpatriotischen Interessen fördert. Daher besitzt bei einem ausbrechenden Kriege die Losung, ein jeder zöge für den eigenen Herd ins Feld, eine so suggestive Kraft, wenn diese Losung glaubhaft wird. Hingegen ist es mit nationalem Ehrgefühl bei den Millionenvölkern eine eigene Sache; auf diesem besonderen Instrument dürfte heutigen Tages selten noch mit Erfolg gespielt werden können. Stärker denn je werden die Millionenmengen der modernen Staaten durch rein materielle Interessen geleitet.

Das Wort „patriotisch" aber hat seine zwingende Kraft einer Konvention zu verdanken, die von allen Regierungen aus Staatsinteresse erhalten wird.

•

REMINISZENZEN VON REICHSRATSABGEORDNETEN ADALBERT GRAFEN STERNBERG (WIEN)

Die Geschichte der Literatur ist eine Geschichte des Elends und der Verfolgung. Nicht vae victis!, sondern vae veritati! Leben heißt lügen! Zwei Drittel dessen, was der Mensch denkt, ist erlogen, ge-

heuchelt, künstlich beigebracht. Und das Resultat von Millionen Lügen und noch mehr Vorurteilen ist die Weltgeschichte! Alles haßt den Poeten. Schon im Altertum ging es den Dichtern schlecht und Todesurteil, zumindest häßliche Verleumdung, folgte den Versen auf dem Fuße. Armer Cornelius Nepos! Armer Petronius, der du dein „Gastmahl des Trimalchio" so teuer bezahlen mußtest! Und später sehen wir Voltaire fern von seiner Heimat, verbannt, den größten Teil seines Lebens verbringen und als er, 84 Jahre alt, nach Paris kam, um in der Akademie seine Hand in die Franklins zu legen, überraschte ihn der Tod in dem Augenblicke, als ganz Frankreich ihm zum ersten Male entgegenjubelte. Ibsen lebte, aus seinem Vaterlande vertrieben, in Rom im bittersten Elend und Oskar Wilde bezahlte seine Satiren mit drei Jahren Kerker, die ihm allerdings unter einem anderen Vorwande zudiktiert wurden. Seine Leidensgeschichte wird ewig eine Schmach für die ganze Kulturwelt bleiben — de profundis! Grillparzer, dieser inoffensive, liebenswürdige Dichter, war ebenso die Zielscheibe der Verfolgung wie Havlicek, der bedeutendste böhmische Schriftsteller seiner Zeit, der fern von der geliebten Heimat sein Leben aushauchte.

Und warum diese Hetze? Weil Dichten die Wahrheit schreiben heißt! Die Leiden der Dichter sind die Kriegskosten im Kampfe um die Wahrheit! Die alten Griechen haben, um ihre großen Männer zu beseitigen, ein eigenes Verfahren erfunden, den Ostrazismus, und haben sich auch nicht gescheut, durch falsche Prozesse Todesurteile zu verhängen, wofür Sokrates ein trauriges Beispiel bietet. Und wer weiß, welches Schicksal Euripides beschieden gewesen wäre, wenn ihn nicht die Hunde im Walde zerrissen hätten! Und ist nicht auch das Ende des Aischylos zweifelhaft, der seinen Tod dadurch gefunden, daß ein Adler, der die Glatze des Dichters offenbar für einen Stein ansah, von des Himmels Höhen eine Schildkröte darauf fallen ließ?

Wenn jemand das Recht hat, bitter zu schreiben, bin ich es. Der Aufrichtige hat heutzutage nichts anderes als bedingungslose moralische Lynchung zu erwarten, und da spielen konfessionelle, Rassen- und nationale Momente eine so große Rolle, daß der bloße Umstand der Zugehörigkeit zu dieser oder jener politischen Richtung, zu dieser oder jener Nationalität, z. B. der böhmischen schon genügt.

Ich begrüße die Entstehung Ihres Blattes!

DIE UNBELIEBTHEIT DER DEUTSCHEN VON F. MC. CLOUSKEY (BROOKLYN)

Nach meiner Meinung und nach der Meinung vieler Amerikaner sind die Deutschen in Amerika auffallend unbeliebt. Ebenso wie in allen Ländern, in denen sie sich festsetzen. Unbeliebter als die Engländer und Amerikaner, die mit ihnen konkurrieren. Sie haben, während sie sich daran machen, die Welt zu erobern, noch nicht gelernt, wie Welteroberer aufzutreten. Es ist ähnlich wie mit den Japanern. Die beiden Völker sind von derselben Tüchtigkeit, aber sie haben die Manier, sich überall, wo sie ein neues Geschäft anknüpfen wollen, auf eine merkwürdige Art unbedeutend zu zeigen und persönlich nicht großzügig. Ich meine, daß von dem durchschnittlichen Amerikaner und Engländer niemand, der mit ihnen in irgendwelche Beziehungen tritt, etwas andres erwartet als krassen Egoismus und, wenn ich offen spreche, Brutalität. Jeder weiß, woran er sich zu halten hat, und ist nicht besonders erstaunt, wenn der Amerikaner, das heißt der tüchtige Amerikaner, seinen Willen durchsetzt. Beim Deutschen aber ist man noch frappiert, wenn er sich zum Herrn einer Situation machen will, weil das scheinbar gar nicht zu seinem Wesen paßt. Er kommt als biederer Mensch, der den Anschein erweckt, als ob er sich nirgends hervortun würde. Nach ganz kurzer Zeit entpuppt er sich aber als ungewöhnlich energischer Kaufmann, der Geld verdienen will und mehr kann als die andren Leute, die ihn zuerst für ihresgleichen hielten. Diese plötzliche Entpuppung wird von den meisten fälschlich als List aufgefaßt, wie sie bei Japanern zu vermuten ist. Daraus entsteht dann das ärgerliche Gefühl, überrumpelt zu sein. Wenn die Deutschen mehr Stolz zeigten, würde das anders sein. Sie kommen aus ihrem Vaterlande und gehen jeder für sich allein, Geschäfte machen. Selten fühlen sie sich als Repräsentanten einer ganzen Nation. Das gibt ihnen die Unsicherheit, durch die sie sich von Engländern und Amerikanern abheben. Sich selbst erschweren sie im Anfang die Arbeit und andren Völkern bringen sie auch ganz unnötigerweise eine schlechte Meinung von sich bei.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 22, Wagnerstr. 70 — Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 4 19. NOVEMBER 1910

BRIAND-STURM IN FRANKREICH

VON STAATSMINISTER A. D. CAMILLE PELLETAN, MITGLIED DER KAMMER DER DEPUTIERTEN (PARIS)

Frankreich beschäftigt wieder die ausländische Presse über alle Maßen. Es wird nützlich sein, unerhört falsche Vorstellungen zu beseitigen. Man hat dazu nur Tatsachen anzuführen.

Die Demokratie hat erst gegen die Monarchie, dann gegen die klerikale und soziale Reaktion einen Kampf geführt, der nicht weniger als vierzig Jahre gedauert hat und der noch nicht zu Ende ist. Hoffnungen auf eine neue Monarchie sind so ziemlich verschwunden oder verkriechen sich ängstlich in ein Mauseloch. Die konservativen Parteien sind entsetzt über die demokratische Bewegung des Jahrhunderts und hassen die fiskalischen oder sozialen Reformen, die die Privilegien der vom Glück Begünstigten bedrohen. Die katholische Kirche, die eine so eigentümliche Art hat, das Evangelium auszulegen, macht gemeinsame Sache mit diesen Leuten und diese erdulden dafür aus geschäftlichen Gründen die Direktion der Kirche. Die Mehrheit der gemäßigten Republikaner, die ich vor ungefähr zwanzig Jahren tapfer mit uns gegen die klerikale und monarchistische Reaktion habe kämpfen sehen, ziehen jetzt mit ihr an einem Tau. Aber gleichzeitig hat sich die Mehrheit der ländlichen Bevölkerung ziemlich rasch der beispiellosen Verdummungspolitik der französischen Konservativen entzogen. Die Wahlen beweisen, daß sogar die alte royalistische und katholische Bretagne in ihrer großen Mehrzahl glühend republikanisch wird.

Durch zahlreiche gemäßigte Republikaner der Parteien der Herren Mélinet und Ribot verfielen die konservativen Parteien doch vor dem allgemeinen Wahlrecht in einen Zustand lamentabler Ohnmacht. Die wenigen Tausend

reichen Bürger, die in ihre Reihen treten, sind nur ein schwacher Ersatz für die vielen Massen Bauern, die von ihnen abfallen. Aber die hohe Finanz und die wenigen Getreuen, denen die Kirche stark zugesetzt hat, öffnen ihre Säckel und bringen unentwegt große Opfer.

Das hat allerdings gewisse Republikaner zu gefährlichen Bestrebungen verlockt. — Eine Macht, die von der Reaktion gestützt wird, nimmt einen mehr oder minder diktatorischen Charakter an. Dann bringt sie die Führer in die Welt des Reichtums und des Vergnügens. Endlich entbindet sie von einer reformatorischen Arbeit, die immer mühsam und voller Gefahren ist. Auch mehr als einer der Unsrigen hat sich mehr oder minder offen zur anderen Seite geschlagen und hat versucht, mit der faktisch besiegten Reaktion und mit einem Teil enttäuschter Republikaner einen Stillstand oder sogar eine Rückschrittsregierung der demokratischen Bewegung zu schaffen. Jedermann weiß, daß so der General Boulanger handelte, der erst durch die Radikalen zur Macht gelangte. Und ebenso wie er handelte Monsieur Doumer. Es war eine der schmerzlichsten Enttäuschungen meines Lebens, als auch Monsieur Clémenceau, dem ich seit so vielen Jahren der intimste Mitarbeiter war, der während seiner ganzen Karriere der glänzendste Vertreter der Vereinigung aller Kräfte des demokratischen Fortschritts war, sich in den Kopf setzte, das Werk seines Lebens zu vernichten, die Partei, die er sozusagen geschaffen hatte, zu ruinieren, die Opposition zur Rechten zu entwaffnen und die Unterstützung der reaktionären Presse zu erlangen und zu verdienen.

Der Erfolg dieser Überläufer, die doch nicht anders als Verräter zu bezeichnen sind, war nicht ermutigend. Frankreich will in seinen alten Geleisen vorwärts marschieren und kehrt alle Hindernisse hinweg. Man weiß, wie der berühmte General mit dem schwarzen Pferd geendet hat, nicht nur, daß Monsieur Doumer nicht Präsident der Republik wurde, er wurde sogar von seinen Wählern aus der Kammer verwiesen. Monsieur Clémenceau hat in einem Jahre die Stellung verloren, die ihm seine vierzigjährigen hervorragenden Verdienste verschafft hatten. Von einem Wanken der Republik kann nirgends die Rede sein. — Diese Beispiele haben nun aber Herrn Briand nicht abgeschreckt, unter ungleich ungünstigeren Bedingungen Gleiches zu tun. Er ist kein kluger Staatsmann, sondern ein Mensch, der eine unnatürliche und inkonsequente Handlung beging, die ihm

morgen dafür das Genick bricht. Kein Grund ihn zu feiern.

Offen gesagt: Seine Vergangenheit ist nach meiner Meinung wirklich ein wenig genierend. Es genügt nicht, wenn man sagt, er war Sozialist — er schien sogar nahe daran, Anarchist zu sein. Er rühmte sich, der eifrigste Vorkämpfer des Generalstreiks in Frankreich zu sein und drückte die Hoffnung aus, daß, wenn ein solcher Konflikt ausbrechen sollte, die Gewehre der Soldaten auf die Brust der Offiziere gerichtet sein sollten. Das war keineswegs im jugendlichen Feuer gesagt, nein, er verkündigte diese aufreizenden Gedanken als reifer Mann vor seinem Eintritt in die Kammer. Es hat nach meiner Meinung doch auch für die, die augenblicklich von seinem Streiche profitieren, etwas Abstoßendes, zu sehen, daß ein Mann, der — und das ist eben das Tolle an der Sache und der Punkt, über den keine knifflichen Rabulistereien hinweghelfen — die Arbeiter erst so gefährlich aufgestachelt hat, gereizt, verlockt, gezwungen hat, die Handlungen, deren Urheber er selbst durch seine eigenen Ratschläge gewesen ist, oder vielmehr die viel geringeren Fehler im Vergleich zu den unerhörten Exzessen, zu denen er sie überredete, ohne das geringste Mitleid und ohne die geringste Einschränkung verurteilt. Es ist zweifellos erlaubt, Ansichten zu ändern, wenn inzwischen Vernunft und Erfahrung anders gelehrt haben. Aber es gibt auch Gegensätze, die zu scharf sind, um von der Mehrzahl hingenommen zu werden. Und besonders etwas drückt einem immer und immer wieder das Herz zusammen, wenn man sieht, wie ein Ehrgeiziger keinerlei Nachsicht übt für Irrtümer, an denen er selbst teilgenommen hat, für die er selbst propagiert hat. Und das hat er getan, mag es auch hundertmal von allen möglichen Blättern so oder so gedreht oder gedeutelt werden.

Um sich halten zu können, genießt er auch nicht den Kredit, den frühere Verdienste gewähren, wie es doch bei Clémenceau der Fall war. Sein Ruhm ist schnell gewachsen wie ein Champignon, und wie ein Champignon wurzelt er auch nicht im Boden.

Seiner Redekunst verdankt er einzig und allein seine politischen Erfolge. Ich kenne keinen Redner, der mehr begabt wäre, seine Zuhörer zu fesseln, sei es im Zimmer oder in einer öffentlichen Versammlung. Keiner weiß so gut wie er zu erraten, was sein Auditorium zu hören wünscht. Keiner kommt ihm gleich an Schmeicheln,

 Streicheln, Einlullen des Auditoriums. Seine Stimme, seine Geste tragen zu diesem Verführungseffekte bei. Aber sobald man den Saal verlassen hat, ist der Zauber vorüber. Diejenigen, die ihn am Abend gehört haben, reiben sich am Morgen den Kopf und suchen vergeblich nach Gedanken und Argumenten. Auf die Menge, die in der Ferne nichts von seinen Worten hört, wirkt er nicht. Briand ist am wenigsten der Mann, der durch das Fenster sprechen kann. Eine jede seiner Programmreden hat dazu beigetragen, ihm die republikanischen Massen zu verscherzen. Seine Reden geben ihm Einfluß auf das Parlament, aber auf das Land vermögen sie nicht zu wirken. Es ist also wenig wahrscheinlich, daß er unter diesen Bedingungen Erfolg haben sollte, wo Größere Schiffbruch litten.

Die radikal-sozialistische Partei ist die zahlreichste der Kammer. Wir sind mehr als 150 auf 650 Deputierte. Unsre Nachbarn, kurz die Radikalen genannt, sind nicht ganz so zahlreich. Mit den sogenannten unabhängigen Sozialisten, die sich nur durch einfache Nuancen oder vielmehr durch rein theoretische Fragen von uns unterscheiden, würden wir Republikaner die Mehrheit der Kammer ausmachen, ohne die geeinigten Sozialisten nötig zu haben. Aber es ist notwendig, daß alle diejenigen, welche mit uns zusammengehen wollen, sich auch danach aufführen. Für viele ist es eine Heldentat, gegen ein Ministerium zu stimmen, dem sie täglich Gesuche unterbreiten müssen. Bedenken Sie die kameradschaftlichen Bande mit diesem oder jenem Minister, die Hoffnung, bald selbst ein Portefeuille zu erhalten, wenn man sich gefügig und recht hasenherzig zeigt. Bedenken Sie, daß, anders als in Deutschland, besonders seit den letzten Wahlen von 1906 und 1910 viele nur radikal oder sozialistisch sind, weil ihre Wähler es sind. Clémenceau hat mit seiner Majorität bis ans Ende ausgehalten. Er hat ungefähr neun Zehntel der radikalen Sozialisten und fast die Hälfte der Gruppe, die sich unabhängige Sozialisten nannte, weil sie nämlich weder unabhängig noch sozialistisch war, für sich gehabt. Die Resultate ließen nicht auf sich warten. In ungefähr zehn Parteiwahlen, die während der letzten Monate des Ministeriums Clémenceau nötig waren, hat bald mehr als die Hälfte aller Wähler für die geeinten Sozialisten gestimmt, im Norden sowohl als auch im Süden Frankreichs. Wenn das Ministerium Clémenceau nicht rechtzeitig gefallen wäre, hätte meine Partei, die die stärkste war, riskiert,

Wenn die Gefälligkeiten gegen Briand fortgesetzt würden, kämen sie noch teurer zu stehen.

Briands Sturz ist aber ohnehin nur eine kurze Zeitfrage. Briand hat schon zum letzten Mittel gegriffen, das sich einem Minister bietet — er hat „das rote Gespenst" heraufbeschworen. Er trachtet die durch den unglückseligen Eisenbahnerstreik hervorgerufenen Befürchtungen zu seinen Gunsten auszunützen. Er versucht sich als Retter der Gesellschaft aufzuspielen, die nun bedroht wurde durch eins jener revolutionären Komplotte, wie er sie vor zehn Jahren selbst zu organisieren versucht hat. Unsre Gesellschaft ist zu vielerfahren, um sich nun noch Paniken hinzugeben, in deren trübem Dunkel sich die Diktatoren emporringen. Und wenn die internationale Reaktion geglaubt hat, daß Frankreich überrumpelt sei und ihr mit drakonischen Maßnahmen vorangehen werde, dann — ich versichere es — hat sie sich in Frankreich geirrt.

WIRREN VON A. H.

Ein Wort, das allen bleischwer auf der Zunge liegt und niemandem über die Lippen will: Krieg. Da zählt der Rentner die Groschen und stöhnt: Um Gottes willen!, beteuert der Behagliche, der Liberale seine Friedensliebe und setzt bei allen, die im Deutschen Reiche öffentliche Meinung machen, die Gymnastik ein mit Achselzucken, Abwehren, Pst! Pstrufen und dergleichen. Tausende gibt es, die davon leben, immer wieder zu sagen: „Liegt gar kein Grund vor, schwarz zu sehen. Oder sehen Sie eine Trübung am Horizont? Keine Spur. Und wenn eine da ist — wird schon wieder vergehen. Wir leben im Zeitalter ruhiger Arbeit. Und Haag und die ewige Bertha von Suttner — etwas ist die Sache immerhin wert. Kaufleute, Bankleute wollen den Krieg nicht, wissen den Krieg zu hindern, geben kein Geld. Na also . . ." So spielen sie mit offenen Augen Blindekuh und werden sich in der nächsten Minute die

 Nase zerstoßen. „Abkehr der Gebildeten von der Politik", schrieb ein Herr Professor vor ein paar Jahren und hat manchen, der sich allerdings wohl ohnehin nicht sonderlich zu verwerten wußte, in die faule Ecke am Ofen getrieben. Die Politiker aber stutzten: Ist es soweit gekommen? — Ja, das war und ist es allerdings. Die Krämerei, bei der nichts herauskam, kein knallender Erfolg, kein Sensatiönchen und bei dem der reelle Erfolg kaufmännisch sachte und den Augen nicht auffällig gedeichselt wurde, war langweilig. Jeder für sich in seinen vier Wänden hatte Besseres zu tun. Endlich: Reichstagsauflösung! Interview mit dem Kaiser! Marokko! England? Ach nein. Nur hier und da. Dann flaute das Wetter ab. Genährte Gesichter zeigten keine Falten mehr.

Finanzreform. — Was weiter? . . Nochmals Finanzreform. — Dann wird schon der Ofenwinkel bezogen. Und keiner will einsehen, daß es nicht so weitergehen könne, nicht so weitergehen würde. Die Helden der Parteipolitik schlagen bereits mit Keulen los: Schwarzblauer Block! 120 Sozialdemokraten! — Aber keine Katze rührt sich. Abkehr der Gebildeten von der Politik, von der ödesten, langweiligsten Sache, die es gibt, ist wieder in Blüte. — Aber schon wird ihnen der Strick gedreht.

Eine Weile hat es den Herren von der Regierung Spaß gemacht. „Nun schön, wenn sie uns nicht mehr dreinreden wollen und uns nicht mehr mit Klugschwatzereien unnütze Arbeit machen wollen." Da drehte sich aber schon das Blatt und zeigte die Kehrseite. „Ein Volk, dem die Nation Nebensache ist? Dem alle anderen Dinge schließlich mehr wert und interessanter sind als die gemeinsamen, die stets in der Politik münden? Dann stehen uns böse Zeiten bevor. Früher haben wir bittere Erfahrungen gemacht mit der verschlafenen Nation, morgen werden wir sie machen mit der verärgerten Nation. Eins wie's andere." — Dann drängt sich das Wort hervor: „Krieg? — Die Armee wünscht ihn, ist nicht philiströs genug um sich mit der mageren Statistenrolle von ‚Friedensschützern' auf die Dauer zu befreunden. Und die Nation? Wenn sie verärgert wird, braucht sie ihn!" — Der Mann am Ofen aber, der Sünder, der alles heraufbeschwört, merkt noch nichts. — Und sogar aus liberalen Kreisen, den sonst so behaglichen Kreisen, ist zu hören: „Wahlrecht. Wer gibt es uns. 120 Sozialdemokraten werden es nicht er-

zwingen. Und ein dritter Reichstag und ein neuer Landtag werden es nicht erzwingen. Alle Mahnungen auf ruhige Geduld werden unerträglich. Revolution? Ausgeschlossen! — Krieg. Sollte nicht schließlich Junkern und Machthabern wieder gezeigt werden, wie wenig sie ohne uns sind? Sollen wir wieder unser Blut verspritzen, um diesmal, wie 1870 das geeinte Reich geschaffen wurde, auf dem Schlachtfelde ein neues Reich und neue Rechte zu erzwingen?" Diese Eigenbrödler wagen nur leise zu flüstern. Nach einer Stunde finden sie den Einsatz zu hoch und den Einfall absurd. — Aber das Wort Krieg wird jetzt allen leichter über die Lippen gehen.

EINE RUSSISCHE FÄHIGKEIT VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Der österreichische Verfassungsdilettant, Minister Schmerling, hat auf das politische Österreichertum einmal das Wort geprägt: „Wir können warten." Weit zutreffender und immer noch voll aktuell, hätte ein Kenner Rußlands es auf das russische Volk anwenden können. Man muß dessen schwerfällig-zähe Geduld aus eigener Anschauung kennen, um die latente Kraft der Russen, die sich aus dem Wartenkönnen ergibt, richtig einzuschätzen. Als ich Rußland unmittelbar nach der großen Enttäuschung der letzten Revolution bereiste, sagte ich den ungestümen Führern der Bewegung ins Gesicht, es fehle ihnen an der primärsten Kenntnis des russischen Volkscharakters, der auf Warten gestimmt ist. Der Russe ist ein langsamer Treppengänger, der sich nicht hinaufdrängen und emporstoßen lassen will, der sein konservatives Stehenbleiben auf jedem Treppenabsatz geradezu gegen die Nachdränger verteidigt, der erfolgreich nur durch die Täuschung eines trottoir roulant vorwärts gebracht werden muß. Sonst wartet er lieber — weil er darin Meister ist. Das Scheitern der Bewegung, die ja bekanntlich nicht durch die Übermacht der zaristischen Kraft zum Stillstand kam, sondern durch das nur beschränkte Mitgehen der Masse, die das Tempo der Minder-

heit nicht mitmachen konnte, war dem typischen Wartenkönnen der Russen zuzuschreiben. Alles in Rußland ist auf Warten eingerichtet. Die korrupte Verwaltung schreit zum Himmel. Jede Revision deckt neue Schäden, neuen Betrug auf und verdeckt sie dann wieder. Aber das Volk selbst wartet auf eine langsame, unmerklich durchgeführte, große Zukunftsrevision. Nicht gerade so wie sie sich die Reformrussen, die Revolutionäre, denken. Die russische Politik verträgt Fehlschläge und Mißerfolge, die für jede andere Macht unerträglich wären. Sie wartet. Die russische Armee kann noch zehnmal geschlagen werden, wie in der Mandschurei, sie verzweifelt nicht. Sie wartet. Selbst das quantitativ die russische Stadt majorisierende „Dorf", das ja versuchte, aus der Bewegung eine Lösung der Agrar- und Brotfrage zu erlangen, hat ruhig wieder auf sein Grundprogramm verzichtet und wartet weiter. Alles wartet — alles versteht zu warten.

Es liegt ein dem Türkischen weit überlegener Fatalismus in diesem Warten. Aber gleichzeitig eine enorme, latente Kraft. Wir Westeuropäer haben ein ganz falsches Maß zur Beurteilung von Rußland. Wir messen es immer nach uns, nach unserer Elastizitätsgrenze. Und da kommen die vielen, grundirrigen Einschätzungen, daß es mit Rußland nicht so weiter gehen könne, daß das russische Volk sich dagegen erheben müsse — oder die Macht des Zarenreiches sich brechen werde, durchaus aus dem kleinen Milieu der Extremen, der kleinen Intelligenzminderheit geschöpft, die der echt russischen Fähigkeit des Wartens durch nichtrussische Bildung entfremdet worden ist.

Auch ich hatte einst Rußlands industrielle und kommerzielle Energien dank der Erwägung, daß ihre bekanntesten Vertreter zumeist Ausländer sind und an der Hand des europäischen Maßstabes arg unterschätzt — als ein Moskauer Großkaufmann mich eines anderen belehrte und mir darstellte, wie russische Produktion und russischer Handel niemals nach Europa schielen, geschweige an dortigen Wettbewerb denken, sondern ihren Schwerpunkt durchaus in eine andere Welt verlegen, nämlich nach dem geographisch, kulturell, sozial, kommerziell so ganz von Europa verschiedenen asiatischen Weltteil: dort ist das Arbeitsfeld für die russische Produktion zu suchen.

Erst wenn man in Europa gelernt haben wird, Rußland nach seinem eigenen Maß zu werten und nicht zu-

letzt die Eigenschaft des Wartenkönnens im Russentum voll zu erkennen, wird man die russische Kraft richtig einschätzen. Vorläufig schwankt man doch stets zwischen Über- und Unterwertung — zu eigenem Schaden . . .

DER NOBEL-PREIS FÜR PAUL HEYSE? VON DR. STEFAN ZWEIG (WIEN)

Der französische Schriftsteller: Ich lese soeben in der Zeitung, daß der Nobelpreis für dieses Jahr Paul Heyse zugedacht werden soll.

Der deutsche Schriftsteller: Ich würde mich freuen, wenn es sich bewahrheiten sollte, denn dann käme ja zum ersten Male ein deutscher Dichter zu dieser Auszeichnung.

Der franz. S.: Aber verzeihen Sie meine Unbildung und belehren Sie mich ein wenig über Paul Heyse. Sie wissen ja, wir Franzosen sind im allgemeinen herzlich schlecht über das Ausland orientiert. Ist er ein großer Dichter?

Der deutsche S.: Ein Dichter sicherlich.

Der franz. S.: Ja, also erklären Sie mir, was hat Paul Heyse geschaffen? Dramen, Novellen, Romane, Gedichte . . .

Der deutsche S.: Alles von dem und außerdem vortreffliche Übersetzungen aus dem Italienischen.

Der franz. S.: Und was ist sein repräsentatives Werk — ?

Der deutsche S. (nachsuchend): Sein bestes Werk . . . Sein repräsentatives Werk . . . Verzeihen Sie, ich kann mich nicht so rasch darauf besinnen.

Der franz. S.: Das ist kein gutes Zeichen. Das größte Werk muß gewissermaßen eins werden mit dem Namen eines Künstlers.

Der deutsche S. (hastig): Ja, ja, ich besinne mich. Die „L'arrabbiata" . . ., der „Andrea Delfin"!

Der franz. S.: Sind das Romane?

Der deutsche S.: Nein, nein, Novellen.

Der franz. S.: Ah so, Paul Heyse ist also ein Kleinkünstler, ein Meister der deutschen Novelle, der beste deutsche Novellist. Nicht wahr?

Der deutsche S. (erschrocken abwehrend): Nein, nein, der beste ist er nicht!

Der franz. S. (erstaunt): Ja, aber dann, wieso kommt es, daß gerade Paul Heyse für den Nobelpreis vorgeschlagen worden ist.

Der deutsche S.: Das ist schwer zu erklären. Sie müssen wissen, Paul Heyse ist irgendwie repräsentativ. Er ist alt, er ist würdig, ist harmonisch, seine Weltanschauung geht auf etwas Sympathisches hinaus, was ja für den Nobelpreis verlangt wird. Er ist einer jener Vorkämpfer des Ideals des Schönen, des Wahren, des Guten.

Der franz. S. (ein wenig mißtrauisch): Ah, ja, solche Deutsche haben Sie ja. Also Sie meinen, er ist ein Förderer der deutschen Kunst, aller großen Geschehnisse und künstlerischen Persönlichkeiten des letzten halben Jahrhunderts gewesen.

Der deutsche S.: Nein, nein, durchaus nicht. Im Gegenteil! Paul Heyse war eigentlich der Gegner aller großen Erscheinungen. Er hat Wagner nicht gefördert, auch Nietzsche und Hebbel nicht propagiert, er ist dem Naturalismus in den Weg getreten, er war eigentlich der modernen Entwicklung viel mehr schädlich als förderlich.

Der franz. S.: Ja, also dann erklären Sie mir, wieso ist Paul Heyse so berühmt und so beliebt in Deutschland?

Der deutsche S.: Das ist nicht ganz leicht zu erklären. Paul Heyse war in jener sterilen Zeit, bevor die moderne Zeit begann, der Liebling des deutschen Publikums. Er war von der Natur begnadet, ein schöner Mann, schön in allen seinen Erscheinungen. Er schrieb reine, klare und auch wertvolle Novellen in einer abgetönten Sprache, er entdeckte die Poesie Italiens durch seine eigenen Schilderungen, durch seine wirklich vortrefflichen Übersetzungen. Paul Heyse sammelte in München, das damals unter dem Könige das Emporium der Kunst war, die Besten der Gleichgesinnten um sich, kurz, er war in jener armen Epoche der sympathischeste und beliebteste Dichter; denn die andern, sprödern, wie Gott-

fried Keller und Konrad Ferdinand Meyer kamen erst nach ihrem Tode zur rechten Würdigung. Als dann, vor zwanzig Jahren, die wirklich großen Talente des heutigen Deutschland auftauchten, Gerhart Hauptmann, Liliencron, Dehmel, Nietzsche, trat er natürlich in den Hintergrund und wurde beinahe vergessen. Erst zu seinem siebzigsten Geburtstag besann man sich wieder auf ihn, merkte, daß man ihm ein wenig unrecht getan hatte, und jetzt, als er gar achtzig wurde, vereinte sich ganz Deutschland zu einer Huldigung für ihn, der Kaiser eröffnete die Reihe der Widmungen, er wurde in den Adelsstand erhoben, das ganze literarische Deutschland widmete seiner sicherlich sympathischen Person alle Verehrung —.

Der franz. S. (ein wenig maliziös): Ja, ja, aber eine solche Einstimmigkeit der Ehrungen ergibt sich doch nur, wie soll ich's schonend ausdrücken, einem Unschädlichen gegenüber, einem, dessen Talent nicht zu befürchten ist. Für eine internationale Ehrung, wie den Nobelpreis, ist das wohl nicht genug.

Der deutsche S.: Selbstverständlich bedeutet uns Gerhart Hauptmann unendlich viel mehr. Auch Richard Dehmel, ja selbst weniger literarisch geeichte Persönlichkeiten wie Rosegger oder Frenssen hätten meinem Empfinden nach mehr Anwartschaft auf eine solche Auszeichnung.

Der franz. S.: Und dabei wäre noch der Vorteil, daß, rein materiell genommen, solchen Dichtern, die noch in der Mitte ihres Wirkens stehen, das äußere Leben durch die Festgabe bedeutend erleichtert werden könnte. Der Nobel-Preis — von dem bei uns höhnisch gesagt wird, daß er fast immer unbedingt tödlich wirkt — sollte doch nicht ausschließlich Greisen verliehen werden, sondern Männern. Es sollte nicht so sehr eine Entschädigung bedeuten für das Getane, als Ermunterung, eine Ermöglichung fruchtbaren weiteren Schaffens. Ich sehe mit Vergnügen, daß Ihnen also die Zuteilung des Preises an Paul Heyse auch antipathisch wäre.

Der deutsche S.: Das kann ich nicht recht sagen. Paul Heyse ist immerhin doch ein Dichter. Seine Gestalten haben viel Anziehendes und dann vor allem, es wäre zum ersten Male ein Deutscher, der diese Auszeichnung bekäme und das ist wohl nötig, denn sonst wäre das Ausland gleich der Meinung, die deutsche Literatur

von heute stünde der der anderen Nationen beträchtlich nach, was wahrhaftig nicht der Fall ist.

Der franz. S.: Aber mein Lieber, sehen Sie denn nicht, daß es noch ungleich verhängnisvoller und schädigender für das Ansehen der deutschen Nation wäre, wenn der erste Dichter aus Deutschland, der diesen Preis bekommt, nicht zugleich der würdigste und ein wahrhaftig großer Dichter ist? Jeder Franzose, jeder Engländer, jeder Italiener wird am Tage der Verteilung die Frage stellen: „Paul Heyse?" „Was ist sein Werk?" — diese Frage, mit der unser Gespräch begonnen hat. Und wenn ihm dann nur diese Antwort gegeben wird, die Sie mir gegeben haben, daß er einige recht respektable, aber durchaus nicht ewige Novellen geschrieben habe, wenn nichts von dem im heutigen Deutschland geschweige im Ausland lebendig ist, werden die Leute dann nicht sagen: „Mein Gott, wenn das Schaffen der ersten Dichter Deutschlands so ist, wie müssen dann die andern sein." Wenn Mistral den Preis bekam, so antwortete ein jeder: „Ja, für den Mirèio", bekam ihn Selma Lagerlöf, so nickten alle und sagten: „Der Gösta Berling ist ein unsterbliches Buch." Selbst von dem unglückseligen Sully-Prudhomme ist ein Gedicht da, das jeder Franzose auswendig kann. Wäre es nicht ungleich klüger, Sie würden ihn mit aller Gewalt bekämpfen und lieber die Kandidatur Gerhart Hauptmanns oder Richard Dehmels fördern? Bekäme Gerhart Hauptmann den Preis, so würde sich im Ausland niemand wundern können, denn wir kennen ebenso die „Weber" und andere Schöpfungen dieses unvergleichlichen Dramatikers, wie Sie selbst.

Der deutsche S.: Ja, aber —.

Der franz. S.: Ich weiß, was Sie sagen wollen. Es ist schwer, einem alten und so verdienten Manne eine solche Auszeichnung streitig zu machen. Aber reden wir doch offen! Stellen wir die Frage ganz offen. Es gibt doch ein Kriterium der Bedeutung. Glauben Sie, daß sich an der deutschen Literatur irgend etwas verändert hätte, wenn Paul Heyse nie eine Zeile geschrieben hätte?

Der deutsche S.: Nein.

Der franz. S.: Dann ist die Frage ja entschieden. Denn wenn einer nicht einmal die Physiognomie seiner eigenen Literatur durch seine Werke zu ändern vermochte, um

wieviel weniger ist ein solcher eines Weltpreises würdig. Ich glaube, Sie müßten in Deutschland hier entschiedener auftreten.

Der deutsche S.: Ja, aber ich kann es Ihnen nicht verhehlen, daß Paul Heyse bei alledem eine sehr sympathische Erscheinung ist.

Der franz. S.: Sympathisch oder nicht, das ist nicht die Frage. Hier handelt es sich um mehr. Es handelt sich um das ganze Ansehen Ihrer Nation. Die übermäßige Ehrung Paul Heyses kann in diesem Falle ganz Deutschland viel mehr schaden, als ihm diese wohl unverdiente Auszeichnung nützen kann. Für mein Empfinden müßten Sie alle entschlossen gegen ihr Gefühl, das Sie lehrt, einen alten Mann zu ehren und mit allem Respekt, den Ihnen seine Persönlichkeit aufzwingt, doch öffentlich seine Kandidatur bekämpfen und einen, den sie wirklich und wahrhaftig für würdig halten, dazu vorschlagen. Ich weiß, daß Sie wenig Dank mit einer solchen Anregung ernten werden, daß man Sie Ihnen womöglich noch als deutschfeindlich auslegen wird, aber das muß Sie nicht kümmern. Soll der Nobel-Preis, der eine großartige Schöpfung und eine wirklich bewunderungswürdige Institution ist, nicht herabsinken zu einer Pension für Dichter, die sehr alt geworden sind und keine allzu originellen Werke geschrieben haben, so müssen sich in allen Ländern alle guten und ehrlichen Geister zusammentun, um immer vor der Verteilung selbst mit allem Nachdruck ihrer Persönlichkeit die richtigen Kandidaten zu bestimmen, so daß eigentlich die Nation selbst entscheidet und nicht die Herren von der schwedischen Akademie, die ja verzweifelt wenig davon verstehen. Ich sage Ihnen also, beginnen Sie und fördern Sie eine andere Kandidatur, die Hauptmanns, die Dehmels, irgendeines großen Deutschen, damit der Nobel-Preis nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf den würdigsten Deutschen falle.

Der deutsche S.: Sie haben vielleicht recht. Ich will es mir überlegen.

IMPERIALISMUS VON DR. ALBRECHT WIRTH

Der Kampf ums Dasein erzeugt neue Gebilde in der Gegenwart. Nur die Masse kann sich behaupten, nicht der einzelne. Ein Rufer im politischen Streite bedeutet nichts; nur die Einflüsse werden gewogen, nur die Mengen werden gezählt, die hinter dem Führer stehen. Überall herrscht der Großbetrieb. Das Warenhaus bringt den Kleinkrämern und den Handwerkern den Tod. Orchester von tausend Köpfen schlagen die Kammermusik tot. Früher lud man drei, vier Freunde ein, jetzt geht man in einen Bierpalast, wo Tausende lärmender Unterhaltung pflegen. Was ist ein Philosoph? Ein Rohr im Winde. Was beachtet wird, ist der Eichenwald der Volksversammlungen. Sind die fünfzigtausend Arbeiter, die in Paris zu dem Streik-Meeting kamen, oder die dreimalhunderttausend Leidtragenden, die Lueger zum Grabe geleiteten. Wer nicht mitmacht, ist out of the run. Wer im Völkerleben keine Kraft besitzt, der kleinere Staat, der wird im Wettbewerbe an die Wand gedrückt. Der Imperialismus ist die Tragödie der Schwachen.

Nicht anders als wie beim Trust! Auch dort wird der Kleinbetrieb getötet. Wer kann sich gegen Rockefeller und Carnegie, wer gegen den Stahlwerkverband und das Kohlensyndikat behaupten? Die Hamburg-Amerikalinie und der Norddeutsche Lloyd nebst Wörmann schlucken alle Nebenbuhler auf, der Ozeantrust Morgans beherrscht das Atlantische Meer. Ähnlich in der Wissenschaft. Ein Kartell der Akademien ist entstanden, umfassende Aufgaben gemeinsam zu lösen. Weltgeschichten, Handbücher der Technik, der Medizin, der Chemie werden von Syndikaten verfaßt. Niemand darf hoffen, gegen die überlegene Zusammenfassung des Spezialistentums, gegen den Trust der wissenschaftlichen Arbeitsteilung aufzukommen. Ein gleiches im Bankwesen. Neue Großbanken mit zusammen 2 Milliarden Mark beherrschen Deutschland und diktieren anleihebedürftigen Staaten, wie Peru, Siam und selbst der engeren Heimat, dem stolzen Deutschen Reiche, die Bedingungen. Sie sind ein imperium in imperio.

Das ist überhaupt das merkwürdigste Phänomen der ganzen jüngsten Entwicklung: der Gegensatz zwischen dem allumfassenden, nie gesättigten, expansionsdurstigen

Staate und den ebenfalls die Erde umfassenden, ebenfalls nach Allgewalt hungernden Trusts. Eine Parallelbildung, durch den Kampf gezeugt. Starker Stoß ruft starken Gegenstoß hervor. Gegen Napoleon ballt sich ein ganzer Kontinent zusammen, gegen Bismarck der Papst und das Zentrum. Der alte Nestor erzählte von dem Übermute der Awaren, wie sie in Böhmen schöne Weiber vor ihre Wagen gespannt, wie sie Mädchen und Frauen vergewaltigt hätten, und wie dann aus der erzwungenen Leidenschaft Söhne entsprossen, die, an Kraft den Vätern gleich, die Mütter an den Verführern rächten und die Awaren vertrieben. Der Staat der Gegenwart wollte in grenzenloser Selbstsucht alles andere außer sich erdrücken und vernichten, alle Einzelwünsche dem Moloch Staatsgedanken opfern, wollte alles allein bestimmen, ordnen, schaffen — und nun entstehen ihm durch ihn belehrt, von seiner Kraft genährt, mit seinen eigenen Waffen ausgerüstet, die größten Gegner in seinem eigenen Hause. Der Staat befördert Industrie und Handel. Er erzwingt Handelsverträge mit dem Ausland. Wer aber hat den Nutzen davon? Die Handelsherren und die Bankmagnaten. Und sie, die er großgezogen, sie wenden sich gegen den eigenen Erzeuger und zwingen ihm ihren Willen auf. Die Kapitäne der Industrie werden Prätorianerpräfekte und usurpieren die Gewalt. Wörmann befiehlt in Südwestafrika, Krupp fordert einen Druck auf Serbien, die Deutsche Bank einen solchen auf die Türkei. Großindustrielle raten zur Nachgiebigkeit gegen Nordamerika und Rußland, Stinnes und Thyssen hält es für einen „guten Witz", für eine Lächerlichkeit, ihm einen preußischen Ministerposten aufreden zu wollen. Er, der mächtiger als viele Minister ist, sollte gehorchen, wo er befehlen kann? Was aber noch gefährlicher ist, die Industrietyrannen überschreiten die Grenzen der Heimat, sie setzen sich, durch eigene Gesandtschaften, ihre Finanzagenturen, mit fremden Staaten in Verbindung, sie werden international. Die Deutsche Bank arbeitet zusammen mit französischem Kapital an der Bagdadbahn, mit englischem in Peru und China. Die Bohrgesellschaft Erkelenz beutet französische Kohlenlager aus. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft wirkt in Rußland, an den Victoriafällen des Sambesi, in Valparaiso und kartelliert sich mit nordamerikanischen Betrieben. Deutsche Petroleumgesellschaften paktieren mit Rockefeller. Deutsche, französische, englische, amerikanische, österreichische, hollän-

dische Kapitalisten finanzieren russische Anleihen, manchmal geradezu gegen den Willen der heimischen Regierung. Zudem: das Kapital kann leicht den Ort, kann sein Vaterland wechseln. Einem Waldorf-Astor gefällt es nicht mehr in Amerika? Gut, er nimmt seine halbe Milliarde und läßt sich in England nieder, kauft sich ein Landgut, eine Zeitung, eine Parteigruppe und wird überzeugter Engländer. Der Gewinn der Hochschutzzölle der Union kommt so zum Teile gerade den Gegnern zugute, wider die diese Zollmauer errichtet war. Ähnlich ist das Haus Rothschild von Frankfurt weggezogen. Es ist jetzt dafür in Wien, Paris, London vertreten.

Die Internationalität des Kapitals ist der direkte Widerstreit des Imperialismus, der sich auf den Nationalismus gründet. Wenn man aber genauer zusieht, so entpuppt sich auch der Nationalismus als ein Feind. Der Weltstaat will herrschen, auch über andere. Die Union ist dadurch imperialistisch geworden, daß sie Rassenfremde, Kubaner und Tagalen, unterjochte, Japan dadurch, daß es Korea besetzte. Englands ganze Weltstellung ist auf Indien aufgebaut. Deutschland gebietet über Afrikaner und Papuas, Frankreich über Araber, Berber, Annamiten, Madagassen; Rußland vollends über fünfzig verschiedene Rassen. Ich habe dargelegt, wie das Gefühl der überlegenen Rasse bei der Gründung des Imperialismus mitgewirkt hat. Das Gefühl muß sich äußern, der Gedanke muß in Tat umgesetzt werden. So ist die Beherrschung durch eine andere eine wesentliche Bedingung des Weltrufes. Andererseits aber ist das Rasse-, das Volksgefühl auch bei den andern, auch bei den Unterworfenen in der Gegenwart rege geworden. Nationalistische Bewegungen haben sich bei Arabern und Persern, bei Japanern und Chinesen, ja selbst bei den Südafrikanern gezeigt. Die Farbigen wollen nicht mehr gehorchen, noch viel weniger aber Weiße, daher der Kampf der Kleinrussen und Polen gegen die Großrussen, der Buren gegen die Briten. Ja, selbst einstige Briten, die Kanadier, die Australier, sie wollen selbständig werden. So erheben sich wiederum gegen den Imperialismus die eigenen Söhne. Die Süßigkeit des Mostes enthält schon die Gärkeime, von welchen sie unaufhaltsam zersetzt wird.

SELBSTMÖRDER VON MARCEL VERDIER (MARSEILLE)

Eine schöne Frau, der man so wenig nachsagen konnte, daß ihre Reputation darunter litt, hat sich kürzlich auf eine grauenhafte Art getötet. Sie zerfleischte sich den Leib, schoß sich eine Kugel — ins Bein und öffnete sich schließlich die Pulsadern. Sie feierte eine Orgie von unnötigen Grausamkeiten gegen sich selbst. — Ein italienischer Pfarrer machte den Versuch mit Harakiri. Als er bis zur Hälfte gekommen war, schleppte er sich, wie die Blutspuren bewiesen, bis zum Spiegel und stopfte eine kleine Bibel in die offene Wunde. Und ein kleiner Kontorist hackte sich die Hand ab, um langsam zu verbluten. Einige Tage später fand man einen Freund dieses Kontoristen, der sich die Zunge abzubeißen versucht hatte, bevor er sich erhängte. Utilitarismus, nichts als Utilitarismus. Der Tod, der früher eine Erlösung von einer Leidenskette war, ist dem Vergnügen dienstbar gemacht worden. Er ist zum Experimentieren erniedrigt worden und muß dem Satanismus als eine Quelle neuer Lüste dienen. Ich rechne den Fall eines deutschen Bauernjungen gar nicht hierher. Der kleine neugierige Junge hatte sich erhängt, weil er „sehen wollte, was wohl im Jenseits los ist". Aber die ausgezeichnete Raffinesse, mit der jetzt in unsren Kulturzentren ein Selbstmord ausgeübt wird. Es gibt wahre Künstler auf diesem Gebiet. Es ist dahin gekommen, daß die Mittel die Hauptsache sind und nicht mehr das Resultat. Wie beim Beischlaf die Lust und nicht der Gedanke an das Kind vorherrscht, so gibt es seltsame Menschen, denen eine orgiastische Verletzung ihres eigenen Körpers durch sich selbst unbedingt notwendig erscheint, während der Tod dann nur zweite Sache ist, die nicht mit auf der Rechnung steht. Man kennt das schöne Gefühl der Ruhe nach einer schweren Arbeit. (Man sucht darin eine Erklärung. Aber diese Erklärung versagt bei komplizierten Fällen.) Dies Gefühl bilden diese Leute zu einer Wollust aus. Sie kosten eine ungeheure Wonne, wenn sie fühlen, wie die Schmerzen langsam nachlassen und in einen Zustand der Apathie übergehen. Wie beim Haschisch, für den also die sehr Klugen einen Ersatz gefunden haben. Von Jahr zu Jahr wird die Zahl derer größer, die den Tod auf diese Weise an der Nase herumführen.

— — — Von Jahr zu Jahr rückt vor allem die romanische Rasse dem Orient näher. Das, meine ich, ist das Interessante an alledem.

KAUFMÄNNISCHE, POLITISCHE UND KRIEGERISCHE ARBEIT VON GRAF ERNST REVENTLOW (BERLIN)

Unter der Überschrift „Expansion" erschien in der ersten Nummer der „Zeitschrift" eine Betrachtung über das wirtschaftliche Eindringen Deutschlands in fremde Marktgebiete und über die unwiderstehliche Kraft, mit der dieses Eindringen erfolge. Die leise, bisweilen langsame, aber immer unwiderstehliche Tätigkeit des deutschen Kaufmannes bilde einen Gegenstand wachsenden Unbehagens in anderen Ländern, denn man könne der Gefahr nicht wirksam begegnen, weil sie eben aus der größeren Geschäftstüchtigkeit der Deutschen erwachse. Die Methoden der Expansion seien heute andere als früher, wo sie mit Gewalt erfolgte: früher die Vertreter der Gewalt, heute der moderne Geschäftsmann. Deshalb sei auch diese Art stille Arbeit geschäftlich am günstigsten. „Wir brauchen wahrlich keine großen Geister in der Diplomatie, nur stille Drahtzieher, die mit Vorsicht und mit fleißiger Arbeit dafür sorgen, daß hinter den Kulissen nichts in Unordnung gerät." Man kann in einem Kriege nicht so viel gewinnen, wie im Frieden durch unsere Geschäftstüchtigkeit. „Wir dürfen darum auch ohne Schaden in der hohen Politik dem Auslande Konzessionen machen, dürfen uns ruhig ein wenig auf die Füße treten lassen, ohne dem anderen gleich die Forderung zuzustellen. Ein so vorsichtiges Verfahren heißt hundert Mark ausgeben, um tausend dadurch zu verdienen."

Diese Betrachtungen enthalten zweifellos eine Wahrheit, aber ich bin doch der Ansicht, daß hier diese Wahrheit recht weit über die Grenzen ihrer Gültigkeit ausgedehnt wird. Andererseits entspricht die ganze Richtung dieser Betrachtungsweise einem Zuge, der im modernen Deutschland aus dem ungeheuren Anwachsen von Industrie und Handel seit vierzig oder, besser gesagt, seit dreißig Jahren hervorgegangen ist. Ihre Träger fühlen die eigene Kraft, sehen die Erfolge und auch, daß sie stärker sind als die mit alten Besitzständen und Traditionen arbeitenden Kaufleute anderer Länder — kein Wunder, daß es ihnen vielfach so scheint, als ob sie allein es wären, die das moderne Deutschland trügen, und als ob ihre auf den persönlichen Erwerb berechneten Methoden die Arbeit und die Leistung er-

setzen könnten, die auf dem politischen Gebiete von der Regierung des Landes wenn vielleicht nicht immer geleistet wird, so doch immer geleistet werden müßte. Wie gesagt, es ist begreiflich, daß heute in Deutschland manche so denken, in ähnlichem Sinne begreiflich, wie vor hundert Jahren viele Deutsche dachten, durch deutsche Dichtkunst und deutsche Philosophie könne die „Menschheit", dieser ungreifbare Wahnbegriff, deutsch durchdrungen und so auf eine gleichmäßige und gleichzeitig erhabene Höhenlage gebracht werden.

Vor dreißig Jahren, sagten wir, begann der industrielle und kommerzielle Aufschwung Deutschlands, den die anderen Völker mit Staunen und Mißgunst betrachten. Zehn Jahre waren verflossen seit der Reichsgründung, zehn Jahre des Friedens nach dem stürmischen siebenten Jahrzehnte. Das Reichshaus war aufgerichtet worden, man begann es im Innern wohnlich zu machen, und gleichzeitig griff das Bewußtsein Platz, daß die Sicherheit nach außen, die Achtung und Furcht der ganzen Welt vor den siegreichen Heeren und ihren Führern und vor dem gewaltigen Staatsmanne eine reiche Kraftquelle bildete für wirtschaftlichen Unternehmungsgeist und seine Betätigung auf allen Gebieten. Freilich war erst die Krisis der Gründerjahre zu überwinden und dann galt es, das deutsche Volk, wie Bismarck sich ausdrückte, vor dem Eintritt der „wirtschaftlichen Blutleere" zu bewahren. Das geschah durch den Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll Ende der siebziger Jahre. Erst von da an gewann unsere Industrie Kraft genug, um die Leistungen der kommenden Jahrzehnte anzubahnen. Nach diesem ganz kurzen Rückblicke wäre also zunächst als eine nicht bestreitbare Tatsache festzustellen, daß die Kraft, die Leistung und der Erfolg des deutschen Kaufmannes — den Begriff Kaufmann im weitesten Sinne gefaßt — erst durch erfolgreiche Arbeit der Waffen unter der Führung eines staatsmännischen Genies, eines im Sinne des Wortes gewaltigen Mannes überhaupt erst möglich geworden, ja erzeugt worden ist. Mit Beziehung auf jene Vergangenheit wird also der Aufsatz „Expansion" sicher nicht seinen Ausspruch vertreten wollen: „Wir brauchen wahrlich keine hohen Geister in der Diplomatie." Er wird aber wahrscheinlich sagen, und mit ihm werden es viele andere tun: Ja, das sei einmal alles nötig gewesen; mit Gewalt der Waffen und mit allen Mitteln einer weitschauenden Politik und Diplomatie habe das Deutsche Reich geschaffen werden müssen. Jetzt sei es aber da, Industrie und Handel seien in den Sattel gesetzt worden, ihre Kräfte wüchsen jetzt weiter durch die eigene Arbeit, außerdem seien die Zeiten anders geworden, und — wie auch der Artikel „Expansion" andeutet — die Arbeit des Kaufmannes an sich bewirkt unwiderstehlicher, ohne das öffentliche Risiko der früheren öffentlichen Mittel und außerdem unblutig, das Vordringen der deutschen Herrschaft nach allen Seiten. Zwischen den Zeilen las ich noch ein Glied der Beweiskette, nämlich die auch neuerdings oft aufgestellte Behauptung: für das deutsche Volk arbeitet die Zeit ganz allein; wir müßten nur verstehen zu warten und die Geduld zu haben. Auch darin liegt etwas Wahres, jedenfalls in der Theorie, hauptsächlich insofern, als wir Deut-

schen zum Teil wirklich etwas ungeduldig sind, verwöhnt durch die Erinnerung an die Zeiten, wo die großen Erfolge und Ereignisse Schlag auf Schlag kamen. Aber die Zeit! Sie arbeitet im täglichen Leben auch nur für den, der sie zu eigenem Arbeiten benutzt. Ich höre die Antwort: Das meinen wir ja gerade, und wen gäbe es wohl, der die Zeit besser und ausgiebiger nutzte als der deutsche Kaufmann!

So kommen wir also dem Kernpunkte der Differenz nicht näher, versuchen wir es auf anderem Wege. „Wir brauchen keine hohen Geister in der Diplomatie, wir dürfen auch ohne Schaden in der hohen Politik dem Auslande Konzessionen machen und uns ruhig ein wenig auf die Füße treten lassen, ohne dem anderen gleich die Forderung zuzustellen!" Da erhebt sich die Frage, wie klein denn die Geister sein können und dürfen, die in der deutschen Diplomatie Verwendung finden können, wie groß die Konzessionen dem Auslande gegenüber, wie stark die Fußtritte. Darauf werden die Vertreter der anderen Ansicht keine bestimmte Antwort geben, sondern vielleicht sagen, das sei nur von Fall zu Fall zu beurteilen und richte sich überhaupt nach den Umständen. Nehmen wir also einen Fall an, nämlich den, daß längere Zeit hindurch die politischen Leiter des Deutschen Reiches, und zumal die der auswärtigen Politik, durch Geben solcher Konzessionen und Empfangen solcher Fußtritte den Tatbeweis geführt haben, daß sie zu den hohen Geistern nicht gehörten. Würde der deutsche Kaufmann davon auf die Dauer ganz unberührt bleiben? In einigen Gebieten sicherlich für einige Zeit, in keinem auf die Dauer! Über die deutsche Marokkopolitik ist seit sechs Jahren viel geschrieben und geredet worden, sie war eine Politik, wie sie nicht sein darf. Im richtigen Zeitpunkte begonnen (sie wurde tatsächlich und nachweisbar zu spät begonnen), mit Stetigkeit und Kraft durchgeführt, hätte sie dem deutschen Kaufmanne riesige Arbeitsfelder und Zukunftserfolge erschlossen, die ihm jetzt bis auf einen kleinen, vielleicht verschwindenden Bruchteil entgangen sind. Gerade in der Marokkopolitik haben wir in der hohen Politik dem Auslande Konzessionen gemacht und uns auf die Füße treten lassen, ohne daß es notwendig war. Ja hätten wir denn den Krieg erklären sollen? Diese Frage ist damals vielfach aufgeworfen worden, ich möchte sie nachträglich nicht entscheidend beantworten, denn die Frage trat erst in einem Augenblicke an uns heran, als die Marokkopolitik bereits vollkommen verfahren war, und es ist fast immer ein Fehler, sich durch die eigenen Mißgriffe zu einem Kriege drängen zu lassen, den man der Sache nach nicht geführt haben würde, oder aus anderen Gründen von vornherein in eventuelle Aussicht genommen hatte. Wäre dagegen diese Absicht von vornherein vorhanden gewesen, Frankreich vor die Alternative zu stellen und unter Umständen der Drohung auch tatsächliche Folge zu geben, so ist es doch sehr die Frage, ob nicht ein Krieg, der uns ein für allemal jeder Festlandsgefahr entledigte, und das hätte damals ein Krieg gegen das nicht vorbereitete Frankreich getan, abgesehen von allem anderen auch dem deutschen Kaufmann Erfolge geschafft und das Feld für solche bereitet haben würde, wie sie sonst nicht eingetreten wären.

Man braucht aber gar nicht derart extreme Fälle ins Auge zu fassen. Betrachten wir nur die Kämpfe um die sogenannte offene Tür, um „die Handelsfreiheit ohne jede Ungleichheit", wie die Algecirasakte so schön sagt. Die offene Tür wird erfahrungsmäßig immer von der Macht proklamiert, welche die Kraft und den Willen hat, die Tür zu schließen, und meist in dem Augenblicke, wo sie im Begriffe ist, es zu tun. Dieses Bild zeigt nicht nur Marokko, nicht nur Ägypten, Korea, Tunis, Algier, sondern es zeigt auch das heutige Persien, über das seit drei Jahren Rußland und England ununterbrochen das Todesurteil der „offenen Tür" fällen, ebenso wie sie die unantastbare Selbständigkeit des Landes erklärten, im Augenblicke, wo sie ihm die Selbständigkeit nahmen. Noch im vergangenen Sommer, als die Perser gerne eine Anleihe auf dem deutschen Geldmarkte placieren wollten und von einer Eisenbahn die Rede war, welche die Bagdadbahn mit Kanikin verbinden sollte, erhob sich nicht nur gewaltige Entrüstung in der englischen Presse, sondern es gab sehr ernsthafte diplomatische Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Reiche und den beiden Primolozisten auf dem persischen Markte, England und Rußland. Alte Verträge wurden gegen die deutschen Absichten und gegen die persischen Wünsche ins Feld geführt; es wurde nichts aus der Erfüllung beider. Und gerade eine solche Straße wäre die Bedingung für Eindringen des deutschen Handels und läge im Begriffe der offenen Tür, denn die russischen Bahnen nach Persien befördern außer Tee nur russische Waren, und die südlichen Straßen, welche die Engländer beherrschen, werden schon jetzt annähernd ausschließlich für englische Ware in Anspruch genommen. Das wird in noch viel höherem Grade der Fall sein, wenn England sich einmal tatsächlich in Süd- und Mittelpersien festsetzt. Der deutsche Kaufmann würde unter Umständen einen Zukunftsmarkt von unberechenbarer Entwicklungsfähigkeit sich versperrt sehen, also ihn verlieren, weil die deutsche Diplomatie sich nicht in der Lage sah, die nötigen Vorbedingungen zu schaffen. Ob und inwieweit hier die Schuldfrage erhoben werden kann, kommt für diese unsere Untersuchung nicht in Betracht. Hier soll nur festgestellt werden, daß jenes leise, unaufhaltsame Vordringen des deutschen Kaufmannes überall da enorm erschwert, auf ein Minimum reduziert oder ganz unmöglich gemacht wird, wo der Kaufmann anderer Mächte durch eine Diplomatie gestützt wird, welche die wirtschaftlichen Fragen mit Mitteln der Machtpolitik behandelt. Diese Lehre ist dem Deutschen Reiche nach Bismarcks Zeiten recht häufig erteilt worden. Bismarck erreichte infolge seiner ungeheuren Autorität und der Angst, welche die Diplomaten der ganzen Welt vor ihm hatten, auch manchmal ohne Machtmittel, was er wollte. Man denke nur an seine Kolonialpolitik gegen den erbitterten Widerstand der englischen Diplomatie. Nach seinem Rücktritte änderte sich die Lage sofort, und auch im Auslande gingen die Diplomaten, wie Hohenlohe von den deutschen Staatssekretären und Ministern sagte, auf wie die Schwämme, nachdem der von dem großen Manne ausgeübte Druck nicht mehr da war. Es kam hinzu, daß gerade in den neunziger Jahren das gewaltige Steigen der deutschen Industrie-

und Handelstätigkeit außerhalb der Reichsgrenzen den anderen Mächten zum Bewußtsein gelangte, auch übrigens uns Deutschen. Aus dem Gefühl der Schutzlosigkeit aller dieser ungeheuren Werte ist die Schaffung unserer Kriegsflotte auf umfangreicher Basis und unter gesetzlicher Sicherung erwachsen. Die Schutzbedürftigkeit bezieht sich aber nicht nur auf die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes, sondern auch auf die Rückenstärkung, der Engländer nennt es „backing", der auswärtigen Wirtschaft und des Handels in Friedenszeit; über dieses Gebiet allein ließe sich ein Buch schreiben, und sein Inhalt beträfe nicht die Freude am „chauvinistischen" Säbelrasseln, sondern einerseits eine diplomatische und moralische Unterstützung der deutschen Interessen im Auslande und ihrer Träger, andererseits die Notwendigkeit, daß hinter jenen Auslandschiffen eine geschlossene adäquate Flottenmacht in den heimischen Gewässern vorhanden ist. Und eine weitsehende und kraftvolle Politik mit geschickter Diplomatie muß den leitenden Kopf für die kräftigen Glieder abgeben, um die richtigen Futterplätze zu finden und gegebenermaßen auf die eine oder andere Weise um sie zu kämpfen.

Nach der Theorie, welche das militärische und machtpolitische Moment für unwesentlich hält, müßten die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon längst ein deutsches Land geworden sein. Viele, viele Millionen tüchtiger Deutscher sind dahin ausgewandert. Wenn sie anstatt dessen heute mit anderen zusammen ein amerikanisches Volkstum bilden, und wo sie noch deutsch sein wollen, doch einen verhältnismäßig ganz geringen politischen Faktor darstellen, so ist man wohl berechtigt zu fragen, ob das auch eingetreten wäre, wenn die auswandernden Deutschen von Anfang an einem geschlossenen, zu Lande und zur See mächtigen Deutschen Reiche angehört hätten! Vermutlich würde man dann heute in den Vereinigten Staaten deutsch sprechen und nicht englisch. In das gleiche Gebiet fällt die noch heute vielfach bestehende Tatsache, daß zahlreichen deutschen Kaufleuten im Auslande vollkommen gleichgültig ist, mit was für Werten sie handeln, ob mit englischen, französischen oder deutschen. Auch das ist ein Überbleibsel aus der reichlosen Zeit. Heute sind es nicht „nationalistische" Wünsche und Bestrebungen allein, sondern solche einfach volkswirtschaftlicher Natur, die auf Nationalisierung solcher Deutschen im Auslande hinstreben. Das Rechenexempel ist einfach genug, und den Engländern hat es in ihrer Praxis niemals Schwierigkeiten gemacht, sie haben ebensowenig den Ehrgeiz gehabt, auf dem Gebiete der Kultur wie auf dem einer internationalen Wirtschaft die stolze Rolle des Düngers zu spielen. Wollen wir Deutsche aber auf diesem Wege weiter fortkommen, dann kommt man gerade den selbstverständlich für sich arbeitenden Auslanddeutschen gegenüber mit volkswirtschaftlichen Theorien nicht auf, sondern muß auch an das nationale Gefühl appellieren. Wer es hat, dem sind gewiß solche Appelle langweilig, sie scheinen ihm überflüssig und abgeschmackt; der Gesunde liebt die Medizin in den wenigsten Fällen, und für ihn wird sie auch nicht gemacht.

Alles in allem bin ich der Überzeugung, daß das nationale

und das kaufmännische Moment einander durchdringen müssen, wenn das Ganze gedeihen soll. Wo das nationale fehlt oder zu schwach wird, da hilft aller persönliche Fleiß und Unternehmungsgeist nichts, es tritt zunächst die Auflösung des Volksganzen ein und in das Vakuum stürzen sich die politisch geschlossenen und kräftigen Nationen. Von diesem Prozesse gibt die Geschichte genügend Kunde und ex contrario bestätigt es das englische Weltreich.

MODERNE PRIESTER VON L. FERRARI (MAILAND)

Ich sehe, daß unser Katholizismus für die Intelligenz und insonderheit für die deutsche Intelligenz nur noch ein Popanz ist, ein überlebtes Monstrum. Ich sehe, daß diese Intelligenz sich kopfschüttelnd die Frage stellt, ob es möglich sei, daß römische Priester, deren Klugheit außer Zweifel steht, wirklich das glauben, was sie sagen, oder ob sie als gemeine Heuchler dastehen, oder als pfiffige Rabulisten oder als irgendwelche Betrüger. Nach der Meinung der Liberalen scheint der Katholizismus ein sinkendes Schiff zu sein, auf dem jeder, der sich hinauf gewagt hat, nur noch den Drang haben könne, für sich und sein eigenes Wohl zu sorgen. So liegt es aber nicht. Das Schiff segelt ausgezeichnet. Und alle, die an Bord sind, glauben Zeit genug zu haben, sich um alles andere mehr als um das eigene Ich kümmern zu können. Ebensowenig wie es einen deutschen Reichskanzler oder Minister gibt, der nicht vom Kaisertum überzeugt ist, ebensowenig gibt es jetzt einen Kirchenfürsten, der nicht vom Katholizismus überzeugt ist. Es hat zu allen Zeiten Ehrgeizige gegeben, die auf den Sprossen der Kirche hohe Ämter erreichen wollten. Aber unter dem jetzigen Papst ist aufgeräumt worden. Ich gebe auch zu, daß unter kleinen Klerikern, die manchmal nur gut gespeist zu werden wünschen, aber über die Ziele, weil sie mit der römischen Diplomatie keine Fühlung haben, nicht unterrichtet sind, mancher häßliche Ehrgeiz vorhanden ist oder auch unliebsame Heuchelei. Aber führen Sie sich die Stellung der

Kirche im Jahre 1910 vor Augen. Sie werden sehen, welchen Hoffnungen sich jeder hingibt, der mit den Zielen der vatikanischen Politik vertraut ist. Sie werden, jedenfalls ohne die Ziele zu billigen, doch verstehen, daß aus einer solchen Machtlage selbst bei Männern, die hier und da vom Skeptizismus erfaßt wurden, Glaube, Unterwerfung, Überzeugung, bedingungsloser Fanatismus für die Sache der Kirche entstehen kann. Nichtgläubige, die es aber gut mit der Kirche meinen, weisen auf den Mystizismus hin, auf die Kunst, auf den Weihrauch. Damit glauben sie, die den Führern der Kirche nicht offen Heuchelei vorwerfen wollen, einen Kompromiß zu einem Verständnis zu schaffen. Aber an solchen Kleinigkeiten liegt es nicht. Von solchen Kleinigkeiten kann man sich wohl eine momentane Wirkung auf skeptische Gemüter versprechen. Aber der jetzt wieder gerade unter dem Papst Pius im Klerus entstandene Glaube an die Zukunft der Kirche, das ist das Zwingende.

Die katholische Kirche gewinnt an Macht. Sie muß an Macht gewinnen, weil die Regierungen gezwungen sind, sie wieder mehr zu unterstützen, mit aller Kraft zu unterstützen, oder jedenfalls nicht mehr auf den Gedanken kommen dürfen, sie irgendwie endgültig kalt zu stellen. Die katholische Kirche oder ihre Führer sind des Glaubens, daß ein Europa, das in viele Nationen zerfallen ist, in viele Rassen und von sozialen Kriegen aufgewühlt wird, keine geschlossene Macht bildet gegen den Osten und gegen den Westen. Hier Rußland, hinter ihm Indien und Japan und China. Auf der anderen Seite Amerika. Wie wehrt sich Europa gegen diese jungen unverbrauchten Völker, wenn es zerfallen ist in eine Menge, die nichts gemeinsam hat als ihr erbärmliches Kollektivwort „Europäer", die sich in nichts zusammenfinden kann, die keine gemeinsame Empfindungswelt hat, kein gemeinsames Streben, als Sozialismus und Katholizismus. Nur in diesen beiden Dingen kann sie sich finden und eine einzige geschlossene Macht zur Abwehr bilden. Gemeinsame wirtschaftliche Interessen sind, wie die Geschichte lehrt, nach der Meinung der Kleriker nicht stark genug, um gegen den Enthusiasmus unverbrauchter Völker bestehen zu können. Der Prostestantismus, als ein Band, das einigen sollte, hat seine Mission verfehlt. Das Judentum hat keine Zukunft und der Atheismus zersetzt mehr als er bindet. Nur der Katholizismus bietet einen Unterschlupf für alle. Und ist mächtig genug, um siegen zu können. Denken wir an Böhmen, wo sich

die Tschechen und die Deutschen aufs bitterste gegenüberstanden. Plötzlich ist es stille geworden. — Warum? Weil die Kirche Frieden haben wollte. Die Regierungen mit ihren Vermittlungsvorschlägen haben versagt und alle anderen Bestrebungen versagten. Die Kirche aber gebot Halt! und nun ist es stille geworden. Nach solchen Machtproben hat der Kleriker dann sein unerschöpfliches Lächeln bereit, wenn ihm der Liberalismus erklärt, die Kirche habe abgewirtschaftet und habe damit bewiesen, daß sie keine ewige und also auch keine göttliche Institution sei. — Ist es nun wirklich so unverständlich, daß jemand, der diese ungeheure Macht an tausend Proben beobachtet, von dieser Macht überzeugt ist? Daß es ihm mehr Seligkeit bereitet, für diese Macht, deren Größe erwiesen ist, zu arbeiten als für das eigene kleine Ich, an dem die wenigsten Freude haben können. Nennen Sie die führenden Kleriker ruhig Menschen, die in einem Irrtum befangen sind, oder solche, die auf Dinge schwören, die Sie für dumm halten, aber Heuchler sind sie nicht.

Ich will immer wieder zugeben, daß unter Papst Leo, dessen allzu feine und nicht volkstümliche Kabinettspolitik ich bereits in einem früheren Artikel für die jüngsten Mißgeschicke der Kirche verantwortlich machte, einzelne Machthaber im Vatikan lebten, die das Mißtrauen der Liberalen vielleicht rechtfertigten. Das lag in dem System, in der überfeinerten degenerierenden Atmosphäre, die zum Schaden für die äußere Machtstellung der Kirche am Vatikan herrschte. Das jetzige straffere Regiment, das mit gröberen aber zeitgemäßeren Mitteln arbeitet, übt mehr Disziplin. Kunst und skeptische Wissenschaften, die wegen ihrer Schönheit früher im Vatikan geliebt wurden wie in einzelnen Phasen des Mittelalters, sind verwiesen. Es herrscht nicht mehr das raffinierte Wohlleben eines aristokratischen Hofes, sondern die unermüdliche und für ehrgeizige Elemente weniger zusagende puritanische Arbeitsleistung.

Das Thema verdient meines Erachtens auch die Aufmerksamkeit derjenigen Kreise, die sich mit der Frage des Ergehens unserer Industrie wenig beschäftigen. Leider sind diese Kreise in Deutschland sehr groß und, wenigstens soweit die öffentliche Meinung in Betracht kommt, auch sehr einflußreich. Leider, sage ich, weil die Nichtbeachtung der in der Industrie verkörperten Kraft des Wirtschaftslebens ein großer Schaden für unser Volkstum ist. Diese industrielle Kraft ist seit der nationalen Einigung Deutschlands bekanntlich in fortwährender, starker Entwickelung begriffen, sowohl der darin beschäftigten Anzahl „der Hände", als dem Umfang und dem Wert der von ihr erzeugten Güter gemäß. Sie ist ganz fraglos diejenige Erscheinung, die dem Auslande den stärksten und maßgebendsten Eindruck von Deutschland vermittelt. Nun wird diese gewaltige Kraftentfaltung, die die deutsche Industrie darstellt, von den maßgebenden politischen Kreisen in Deutschland, genauer von den führenden Politikern in Deutschland, insofern nicht richtig eingeschätzt, als man meint, ihr unbesehen die größten öffentlichen Lasten auferlegen zu können. Reich, Staat und Gemeinde übertreffen sich förmlich gegenseitig in der Heranziehung der Industrie zu den öffentlichen Lasten, die nur zum Teil ziffernmäßig darstellbar sind, die aber insgesamt ein gewaltiges Gewicht erreicht haben und noch eine weitere erhebliche Steigerung in Kürze erfahren werden durch die neuen sozialpolitischen Gesetze, die ihrer Erledigung durch die Volksvertretung harren. Ich nenne hier das Arbeitskammergesetz, die Reichsversicherungsordnung und die Privatbeamtenversorgung. Während das erstere zu derjenigen Gattung von Gesetzen gehört, die die ziffernmäßig nicht nachweisbare Belastung der Industrie durch die Verordnungen und Vorschriften über die Einrichtung des Betriebes, namentlich in bezug auf Benutzung der menschlichen Arbeitskraft, auf die Betriebssicherheit usf. darstellt, zählen die Reichsversicherungsordnung und besonders das Privatbeamtenversicherungsgesetz zu denjenigen Auflagen, die ziffernmäßig sehr stark in die Erscheinung treten werden. Beide treffen übrigens die Industrie nicht allein, sondern auch alle anderen Geschäftstreibenden bzw. Arbeitgeber.

Was die Industrie insbesondere angeht, so leidet sie

in Deutschland unter der sozialpolitischen Richtung, die seit der Gründung des Reiches in der Gesetzgebung und in der Wissenschaft vorherrschend ist und mit dem Grundsatz des Schutzes der Schwachen in kürzester und allgemeinster Weise sich bezeichnen läßt. Dieser an sich sehr schöne und edle Grundsatz ist auf den verschiedensten Gebieten unseres öffentlichen Lebens mit dem den Deutschen innewohnenden Hang zum Idealismus und zur Weltfremdheit zur Anwendung gelangt. Möglichst weltfremd sind diejenigen Theoretiker in der National- und Sozialökonomie, die, wie sie auf der einen Seite noch unentwegt für den Freihandel schwärmen, der das Gegenteil der Schutzzollpolitik bedeutet, unter der unsere Industrie notorisch groß geworden ist, so auf der anderen Seite mit dem wärmsten Herzen, aber mit der größten wirtschaftlichen Unerfahrenheit in geschäftlichen Dingen den Unternehmer als den gewissenlosen Ausbeuter des armen Arbeiters ansehen und über ihrer grauen Theorie ganz vergessen, daß der goldene Baum des industriellen Lebens lediglich dem Unternehmungsgeist, der Tatkraft und Tüchtigkeit, dem Wagemut und nicht zuletzt der Entsagungsfähigkeit unserer industriellen Unternehmer sein Blühen und Gedeihen verdankt. Zu dieser ehrlichen, aber irrtümlichen Überzeugung der Volkswirtschaftslehrer, die allerdings glücklicherweise nicht mehr die ausschließlich herrschende ist, gesellen sich nun viele andere, weniger edle und vornehme Beweggründe im öffentlichen Leben, darunter leider auch der Neid gegen die reichen Industriellen, weniger noch seitens der niedrigen Volksklassen, als der gebildeten, die sich zuweilen auch durch manche unerfreuliche Erscheinungen im Entwickelungsgange der neuen Herrenkaste unangenehm berührt fühlen. Es fehlt schließlich an geschichtlichem Eindruck des großen Unternehmertums, weil unsere Industrie verhältnismäßig jung ist. So kommt es, daß sie viel mehr Feinde als Freunde im öffentlichen Leben hat, obgleich sie berechtigten Anspruch auf größte Dankbarkeit des Volkes besitzt vom unentwegtesten Agrarier bis zum radikalsten Freihändler, vom kleinsten Ackerknecht bis zum vornehmsten Facharbeiter in der mechanischen Industrie: Denn sie alle haben von der industriellen Tätigkeit den allergrößten Nutzen gezogen und ziehen ihn auch heute noch in Gestalt von hohen Löhnen, gehobener Lebenshaltung, guter Preise und bequemer Absatzgelegenheiten für landwirtschaftliche und industrielle Erzeugnisse, reicher Staats- und Gemeinde-

einkünfte für alle möglichen Zwecke des öffentlichen Lebens, besonders auch für die höchsten Kulturaufgaben durch Errichtung und Unterhaltung von Schulen, Akademien, Museen, Kunstanstalten, Krankenhäusern, Erholungsanstalten, Wohlfahrtseinrichtungen usw. usw.

Ich habe an Hand der Geschäftsberichte großer Aktien-Gesellschaften für das Jahr 1909 oder 1908/09 ziffermäßig nachgewiesen, wie gewaltig die auf der deutschen Industrie ruhenden öffentlichen Lasten sind, und auf die Gefahr für unsere Volkswirtschaft hingewiesen, die sich daraus für die Fortentwickelung und die Wettbewerbsfähigkeit unserer Industrie gegenüber der weniger belasteten ausländischen ergibt. Die Belastung ist nach den Gattungen der Industrie verschieden; am stärksten ist sie im Bergbau und Hüttenwesen, also in den Grundpfeilern unserer mechanischen Industrie. Hier erreichen die Steuern, Abgaben, Arbeiterversicherung öfter 5 bis 10 % des Grundvermögens der Gesellschaften und in der Regel 40—60 %, zuweilen aber auch 80 % (bei Krupp fast 82 %) des Reingewinnes. Den Hauptanteil daran haben die sozialen Lasten, die meist 25 % und mehr (bei der Dortmunder Union über 64 %) des Reingewinnes, je nach dessen Betrag, ausmachen und namentlich in dieser Höhe der ausländischen Industrie unbekannt sind. Neben ihnen sind es insbesondere die Gemeindesteuern, die in den verschiedensten, oft höchst „sinnreichen" Formen den großgewerblichen Unternehmungen auferlegt werden. In den anderen Zweigen der Industrie sind die öffentlichen Lasten nicht so ungeheuer hoch, aber doch immerhin, je nach der Art des Betriebes, der Zahl der beschäftigten Arbeiter, wie auch nach den örtlichen Verhältnissen, sehr bedeutend. Sie betragen z. B. in der Metallindustrie über 20—30 % des Reingewinnes; ähnlich verhält es sich in der Textilindustrie und in verschiedenen andern Zweigen des Großgewerbes. Zu den öffentlichen Lasten sind auch überall die freiwilligen Zuwendungen, die die Unternehmer ihren Arbeitern zuteil werden lassen, gerechnet; denn sie gehören auch zu den Erfordernissen des Betriebes, weil sie die nach Lage der Dinge wünschenswerte oder notwendige Ergänzung der gesetzlichen Auflagen zugunsten der Arbeiter darstellen. Die ungeheure Höhe dieser öffentlichen Lasten der Industrie ergibt sich aus einem Vergleich mit den entsprechenden Aufwendungen anderer Geschäftszweige, wie insbesondere der

Banken, die nur etwa 8—12 % ihres Reingewinnes an Steuern, sozialen Lasten und Wohlfahrtseinrichtungen, d. h. Versorgung ihrer Beamten, aufzubringen haben.

DIE PIQUEURS, EINE ZEITGEMÄSSE HISTORIE, MITGETEILT VON EWALD SYLVESTER

In dem während der Jahre 1826—1831 erschienenen 37bändigen Geschichtswerke „Geschichtliche Übersicht der merkwürdigen Ereignisse von 1789—1830" des ehemaligen kaiserlich-französischen Offiziers Carl Strahlheim finden sich unter dem Titel „Die enthüllte Polizei oder Die Taten der französischen Polizei-Verwaltung unter Villèle, Delavan und Franchet" eine Reihe von Begebenheiten aufgezeichnet, die nicht nur grelle Streiflichter auf die damalige Gewaltherrschaft der Pariser Polizeipräfekten werfen, sondern auch manches andere zeitgeschichtlich und kulturell Interessante der Nachwelt übermitteln.

Eine Geschichte, „Die Piqueurs" benannt, scheint mir in unseren Tagen eines gewissen aktuellen Reizes nicht zu entbehren.

Die Geschichte lautet:

Um die Pariser ein wenig von der Politik abzuziehen und sie ihrem eigentümlichen Charakter, der Maulafferei, gemäß zu beschäftigen, glaubte die Polizei, es würde gerade nicht uneben herauskommen, wenn sie einmal dem Schöpfer ins Handwerk griffe und auch etwas zu erschaffen versuchte, nämlich Piqueurs (Stecher).

Schon Kardinal Mazarin, italienisch-arglistigen Andenkens, sagte von den Parisern: „Wenn sie lachen, so zahlen sie auch." Die Mazarins unserer Tage ändern dies dahin ab, daß sie sprechen: „Wenn sie lachen, denken sie nicht ans Budget." Zufolge dieser eben so geistreichen als richtigen Reflexionen, welche die Schöpfer der Piqueurs machten, erscholl auf einmal, im Dezember 1819, in der Hauptstadt das Geschrei, daß sich Leute das grausame Vergnügen machten, junge Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren, welche der Zufall auf den Straßen und Plätzen, ja selbst auf den öffentlichen Promenaden ihnen in die Hände führte, teils mit Pfriemen, teils mit langen Nadeln, an Stöcken und Regenschirmen befestigt, zu stechen.

Die öffentlichen Blätter verstärkten ihrer Gewohnheit nach diesen Lärm noch mehr, und bezeichneten sogar Personen, welche gestochen worden sein sollten.

Schrecken verbreitete sich in ganz Paris, und bald hörte man von allen Seiten, daß es so arg würde, daß sich keine Dame mehr anders, als undurchdringlich gepanzert, und selbst dann nur in Begleitung ihres Mannes auf den Straßen zeigen dürfe, wenn sie nicht die größte Gefahr laufen wolle. Dies wäre denn doch für beide Teile in gewissen Fällen etwas unangenehm gewesen, denn bekanntlich ist man manchmal lieber allein.

Kaum erhielt die für ihre Schutzbefohlenen so wohlwollend und väterlich gesinnte Polizei Nachricht von diesem Unfuge, so stellte sie mit ihrer bekannten Tätigkeit die genauesten Nachforschungen an, und erfuhr denn auch bald, daß Demoiselle C. in der Kürschnerstraße, Demoiselle F. in der Bösen-Buben-, und Madame Q. in der Einhornstraße gestochen worden seien. Der damalige Polizei-Präfekt Anglès, dem Anscheine nach ein geschworener Feind der Piqueurs, schickte Agenten aller drei Klassen, der Supernumerärs und Aspiranten nicht zu gedenken, gegen sie zu Felde, und versprach demjenigen, der einen Piqueur auf offener Tat erwischen würde, eine gehörige Belohnung, wobei er sich vielleicht in Beziehung auf die Untersuchung der Verwundeten gute Unterhaltung versprach, dies natürlich aber nicht merken ließ, sondern seinen Eifer, die Art des Verbrechens zu entdecken, zum Mantel der Liebe, der bekanntlich alles deckt, nahm.

Die Herren Observateurs der Rue Jérusalem flogen nun aus, um Paris in seiner ungeheuren Ausdehnung mit Argusaugen zu durchspähen. Obwohl man aber denselben die Schärfe der Augen des Luchses beimißt, so sollen doch einige für nötig erachtet haben, bei dem Optiker Chevalier sich Brillen zu kaufen. Ungeachtet die Friedens-Beamten Rivoire, Bunel und Dabasse mit ihren zahlreichen Brigaden ganz Paris in allen Richtungen durchstreiften, so vergingen doch vier Tage, ohne daß ein Piqueur entdeckt worden wäre — und ihre Berichte wurden nachgerade in sehr weinerlichem Stile über den schlechten Erfolg ihrer Anstrengungen verfaßt.

Der Präfekt, ungehalten über diese Berichte, wollte nun durchaus, daß man wohl oder übel einen Piqueur entdecke, und (wir sagen es unsern Lesern im Vertrauen) ein Präfekt läßt sich nicht leicht andern Sinnes machen.

Was nun zu tun? Einen Piqueur mußte man bekommen, gehe es wie es wolle. Die Herren von der Polizei, die darauf Anspruch machten, Geist zu haben (und es soll wirklich solche unter ihnen geben), strengten ihren ganzen Witz an, und siehe da! — so ging's! ja, das konnte nicht fehlschlagen, das Mittel war gefunden. — Gold mußte helfen, Gold allein konnte diese neumodischen Verbrecher, diese Stechkünstler aus ihrem Verstecke ans Tageslicht bringen.

Nach reiflichem Erwägen, auf welche Weise das Gold hier seine Dienste leisten solle, erschien als das beste, daß man zwanzig Freudenmädchen aus verschiedenen der vielen liederlichen Häuser in Paris nehmen wolle, welche, das Stechen und die Stecher verlachend, kühn die Straßen durchstreifen und ihren Leib dem öffentlichen Wohle einmal preisgeben sollten, was ja privatim ohnehin oft genug geschieht. Die Agenten, so wurde festgesetzt, mußten ihnen zerstreut nachfolgen, um sie nötigenfalls zu beschützen, vorzüglich aber, um einen Piqueur in offener Tat, wie befohlen war, zu ertappen. Wie gedacht, so getan; man versprach den Mädchen fünf Franken für den Tag, denn jeder Arbeiter ist doch seines Lohnes wert, und die Polizei durfte sich gegen Damen nicht knickerig zeigen. Diesen Priesterinnen der Venus cloacina wurde nun eingeschärft, daß sie sich, soweit es ihnen möglich sei, das Ansehen ehrbarer Frauenzimmer geben und die Augen fein züchtig niederschlagen sollten, wenn sie auf den Straßen erschienen, damit die Herren Piqueurs in Versuchung geführt würden, ihre Kunst an ihnen auszuüben.

Die Schülerinnen mußten die empfangenen Bescheidenheitslehren repetieren, um zu sehen, ob sie die Lektion auch begriffen hätten, und nachdem diese moralische Prüfung zur Zufriedenheit der Herren Examinatoren ausgefallen war, so erhielten die jungfräulichen Opfer des allgemeinen Wohles, die sich indessen sehr glücklich schätzten, daß die Schnupftücher der Polizei-Sultane gerade ihnen zugefallen waren, den Befehl, sich jeden Morgen um neun Uhr in dem Wirtshause zum weißen Kreuz an dem Scheidepunkte der Straßen Croix des petits Champs und du Boulai, wo das Hauptquartier aufgeschlagen wurde, einzufinden; dort sollten sie ein tüchtiges Glas weißen oder roten Wein ad libitum leeren und sich dann in Marsch setzen.

Die Friedens-Beamten Rivoire, Dabasse und Bunel waren die Anordner und Leiter dieser pikanten Spazier-

gänge, allein acht Tage vergingen ohne Erfolg, es zeigte sich kein Piqueur, und es wurde daher auch keiner ertappt; die Herren Agenten verzweifelten je einen zu erwischen, trotzdem, daß man täglich 110 Franken auf das fromme Werk verwendete. Die Journale fingen wieder an zu klagen und die Polizei machte nun auf einmal das Signalement eines Piqueurs in einer (einem Ermahnungsschreiben höchst ähnlichen) Ordonnanz bekannt. Gesehen hatte sie zwar keinen Piqueur, aber was machte das? Sobald die Präfektur nur wollte, so war er, oder wenigstens sein Ebenbild, auf der Stelle gefunden. Man ließ nun die Bewachung, welche ihr Ziel so weit verfehlt hatte, eingehen, nachdem man 880 Franken ausgegeben, um zwanzig Schönheiten (die aber eben nichts Pikantes an sich haben mußten) öffentlich sehen zu lassen. Schon verzichtete man darauf, einen Piqueur zu erhaschen, als der Friedens-Beamte Dabasse anzeigte, daß ein Schneider von ungefähr vierzig Jahren, mit einem olivengrünen Gesichte, jemanden gestochen habe. Man verfügte sich in die Straße Croix des petits Champs, wo in Nr. 42 ein Schneider wohnte, auf den die obige Beschreibung paßte. Um ihn aus dem Hause zu bringen, bestellte man ihn in das Hotel de Hollande in der Straße des Bons Enfants, wo er vorgeblich ein Kleid anmessen sollte.

Dabasse und eine Demoiselle, die gestochen worden sein wollte, warteten auf der Straße in einem Kabriolett, um zu sehen, ob dieser der Schuldige sei.

Der Schneider kam,
Das Fräulein sah!

aber leider nicht den Gesuchten. Das war der Piqueur dieser Dame nicht.

Man muß gestehen, die Polizei hatte Unglück; wie kränkend mußte es für sie sein, nichts entdecken zu können! Die Präfektur aber hütete sich wohl, dieses Rätsel zu lösen. Vidocq verhaftete noch einen Schneider, der schon wegen anderer Vergehen verurteilt war; man änderte das Urteil den Worten nach ab, und er wurde nun als Piqueur auf sechs Monate eingesperrt; jetzt wollte niemand mehr etwas von Stechen oder Piqueurs wissen.

In Paris wird alles zur Modesache, nichts dauert lang, aber ist dies nicht in der ganzen Welt so?

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12;
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 5 3. DEZEMBER 1910

GLOSSARIUM

ORIENT

Kaum ist das Geschäft mit der Türkei abgeschlossen, regen sich die bedenklichen Gemüter. „Eine schöne Anzahl von Millionen sind zum Lande hinausgelotst worden und schwimmen da irgendwo im Orient umher, wo sie's so gut verstehen, anderen Leuten die Taschen zu leeren und sich die Bäuche mit gestohlenen Schinken vollzustopfen. Darum also die Nachgiebigkeit in Paris. Aha! Wir sollten geschwächt werden. Das war die Pointe. Wenn die Franzosen ein Geschäft verschmähen, brauchen wir nicht wie gierige Raben drüber herzufallen. Jetzt sind wir die Geschröpften und können sehen, wie die Millionen wiederzuerlangen sind. Ein Teil des Nationalvermögens liegt in Rußland, ein anderer Teil liegt im Orient. Und während sich die Borger auf unsere Kosten neu ausstaffieren, klopfen wir auf die Taschen und finden, daß sie leerer und leerer werden. Und wenn Krieg droht? Heute, morgen oder übermorgen? Sind wir finanziell so gut vorbereitet, daß eine Million nach der andern sorglos in Luftblasen angelegt werden kann? Sollte nicht endlich mit dieser Finanzwirtschaft gebrochen werden, die für andere taugen mag, die Geld in Hülle und Fülle haben, aber für Deutschland einfach Wahnsinn ist, Dummheit, Unfähigkeit, Leichtsinn? Kann ein Staat wie Deutschland sich in solcher Weise von Mitteln entblößen, ohne den Schaden zu spüren? Und liegt es etwa nicht auf der Hand, daß die Franzosen, wenn sie freiwillig auf ein Geschäft verzichten, um es uns zu überlassen, sehr gut wußten, daß sie grade dadurch den größten Vorteil errangen?“ So reden heute aber auch Männer, die keine Hasenherzen sind und in Politik und Finanz gut Bescheid wissen. So denkt

 mancher, der noch vor ein paar Tagen des Lobes voll war über deutsche Expansion, deutsche Tatkraft und diplomatische Bedeutung. Alle haben sich übernommen. Katerstimmung.

Katerstimmung. Die Augen sind getrübt und sehen einfache Spatzen für Unglücksraben an. — Die Millionen sind nicht schlecht angelegt und die Bänglichkeiten vor Frankreich sind leere Nachtschatten. Franzosen haben kein Interesse daran, uns verarmt zu sehen, weil sie wissen, daß es dann ihnen zuerst an den Kragen geht. Wir leben nicht mehr in den biederen Zeitaltern, in denen sich Frankreich freuen durfte, wenn es Deutschland recht übel erging. Schon früher, als von türkischer Anleihe noch nicht die Rede war, haben nüchterne französische Finanzleute das Wort geprägt: Frankreich wird eine Geißel in Deutschlands Hand. Immer mehr müssen wir unsere Handlungen von Rücksichten diktieren lassen. Sind die Deutschen hungrig, wissen sie, daß in unseren Schüsseln die fetten Braten liegen und werden sie auch zu holen wissen. Treiben wir sie in faule Geschäfte hinein, werden wir auch am Ende die Zahlenden sein.“ Ein schönes Wörtchen: Frankreich eine Geißel in Deutschlands Hand. Und wenn die Deutschen nicht gar so pädagogisch regiert wären, hätten sie vielleicht das schöne Wörtchen schon früher von jemand anders zu hören bekommen. Der aber so nicht die Verantwortung tragen mochte, das deutsche Volk leichtsinnig zu machen, weil es eine blau-weiß-rot gefärbte Sicherheit überschätzen könnte. — Frankreich fühlt sich von Deutschland bedroht, hat keinen Grund, uns reicher zu machen als wir sind, hat aber auch als eine geschäftlich klug veranlagte Nation keinen Grund, uns in Geschäfte zu hetzen, die uns über die Maßen schwächen. Das deutsche Kapital im Orient mag ruhig seinen Weg gehen. Von Frankreich drohen ihm so leicht keine Fährlichkeiten. Der Scharfsinn des verkaterten Pessimisten muß sich nach anderer Seite wenden. — Deutschland, das von Franzosen und Russen gefährlicher als eine Horde gefährlicher Krieger angesehen wird, wenn es durch russische oder französische Intrige um Nationalgewinn betrogen würde, grämt sich und tüftelt mißtrauisch gegen seine eigene Stärke, wo es wohl wieder von den anderen, den Klügeren übers Ohr gehauen worden sei. Mit Frankreich sind noch gewagtere Geschäfte zu machen. Mit Rußland läßt sich noch manch schönes Schäfchen scheren, solange

es die Faust unter den Kinnladen zu spüren glaubt. Solange ist leichthin in Finanzsachen kein Risiko zu groß für Deutschland.

HOHE — ALLZUHOHE POLITIK

„Die Durchschnittspolitiker sind ihrer Natur nach Schulmeister. Sie beunruhigen die Ruhebedürftigen und wecken die Schläfer. Jeder richtige Schulmeister weckt gern. Ich habe Eliteexemplare dieses Schlages beobachtet. Mit welch tiefer Freude reißen sie schmächtige, erholungsbedürftige Zöglinge des Morgens aus dem Schlafe, um sie ihren Pflichten zuzutreiben, das heißt: den vielen wertlosen Beschäftigungen entgegen, die den Bedauerlichen, ihrer Zucht Überlassenen als Pflichten erscheinen sollen. Die selbständigen Denker, mit denen Politiker so verfahren, werden nur einen Augenblick aufschreien und sich dann wieder aufs andere Ohr legen und getrost weiterschlafen. Die Unselbständigen, Lenkbaren allerdings, für die bedeuten sie eine Gefahr. Augenblicklich wollen sie das deutsch-österreichische Bündnis erschüttern. Die Vielsprachigkeit der Völker Österreichs, die ihnen eine innerliche Verschmelzung mit dem großen einheitlichen deutschen Stamm unmöglich zu machen scheint, dient ihnen nur als Vorwand, ihrer Abneigung gegen alles Slawische Luft zu machen, ohne das Kind beim Namen zu nennen, und sie raten zur selben Zeit unbedenklich, des Widerspruchs nicht achtend, zu einer größeren Annäherung zu einem Slawentum, das oft gezeigt hat, wie frei von jedem westeuropäischen Einschlag diese echte Blutmischung noch immer ist. Der deutsche Schulmeister ist der Erreger einer Nervosität, die unterdrückt werden muß, ehe sie die friedliche Entwicklung des ruhebedürftigen europäischen Organismus stören kann."

So schreibt man mir aus Wien nach dem Artikel „Deutschland-Österreich", der in der „Zeitschrift" veröffentlicht wurde, während der Zar den Kaiser in Berlin besuchte.

Bei uns gibt es immer noch leicht Erregbare, die in ihrer Hast jedes Konzept verderben müssen. Wenn die Russen zu uns kommen und sich deutschen Diplomaten eine Gelegenheit bietet, vertraulich zu reden und über Unklarheiten zu verhandeln, ist es für die Presse nicht nötig, allzusehr unsere Freundesgefühle für Rußland her-

 vorzulärmen. Die Russen brauchen unser Entgegenkommen zur Zeit mehr als wir das ihrige. Je fester wir uns an Österreich schlossen, oder die Sachlage für eine neue festere Verbindung mit Österreich klärten, desto mehr war und ist von Rußland zu holen. Mir liegen Briefe russischer Diplomaten vor, aus denen eine Kühnheit und Überlegenheit russischer Gefühle gegen Deutschland spricht, die besser etwas gedämpft worden wären. Muß es immer den Anschein haben, als ob wir bereit wären, beim kleinsten Fingerzeig in Rußlands Arme zu fliegen. Konnte die Nation nicht mehr die Rolle von ruhigen Kaufleuten spielen, die Zeit haben und ruhig abwarten können (weil alle Bündnisse fest genug sind) und für jedes geringste Weichen vom Wege die größten Konzessionen erwarten. Konnten wir nicht, statt uns durch jede russische Liebenswürdigkeit maßlos geschmeichelt zu fühlen, ruhig betonen: Sagt erst, was ihr zu bieten habt, ihr seht, es ist bei uns alles in bester Ordnung. Wollt ihr unsern alten Associé, mit dem wir durch Freundschaft und Geschäft aufs innigste verbunden sind, auch nur in der allermildesten Form durch Annäherung oder größere Einverständnisse in der bescheidensten Form bedrängen, so müßt ihr viel geben, sehr viel geben. Anders sind von uns nicht einmal Liebenswürdigkeiten zu erwarten. —

Bei Österreich haben wir durch den plötzlich offenbarten Überschwang wieder verloren und bei Rußland gerade deswegen allzu wenig gewonnen.

DER MANN IM GLASHAUSE

„Der Einfluß Hardens, des unheilvollen Mannes, ist endlich gebrochen.“ So oder ähnlich schrieb triumphierend der bekannte Doktor Horneffer vor einiger Zeit. Und mancher im Hintergrund zuckt hier und da seinen Huf, den Variétékünstler, der ehemals ein Politiker großen Stils war, schneller in die Versenkung zu fördern. Hier und da beginnt einer eine peinliche Rechnung aufzumachen, in der Widersprüche und Stilsüßigkeiten der „Zukunft“ festgenagelt werden. Herr Kraus, der in Wien die „Fackel“ herausgibt ist der Häuptling der Beckmesser, und der kleinliche literarische Klatsch fliegt allen, die einen Augenblick hinhorchen, in Massen ins Gesicht. Derweilen hat sich die gläubige Menge von Harden entfernt und ist zu leitartikelnden Zeitungspastoren zurückgekehrt, bekommt statt gepfefferter Saucen nun ungesalzene fade Matzen vorgesetzt.

„Ja ja, der Mann wird zahnlos — fängt an wiederzukäuen — sein Stil wird unerträglich." Das ist dann das Ende. Wer aber jede Woche fleißig ins Variété gelaufen ist, darf sich nicht wundern, wenn er blasiert wird. Und wer ein Variété schließlich gar für eine Kirche gehalten hat, darf nicht erstaunen, wenn der Mann, der das Wort genommen hat, sich oft wie ein Harlekin gebärdet. — Dieser scheinbare Franzosenhasser mit seinem echt gallischen Temperament wird von allen Magistern jetzo auf Herz und Nieren geprüft — und dann entstehen ringsum die bedenklichen Gesichter. Wenn er anfing, zwischen Eiern zu tanzen, zu jonglieren oder sich mit Affen balgte, fragten sie: Was will er damit sagen. — Er machte in langweiligen Zeiten prächtige Feuerwerke und seine Zuschauer erwarteten, daß ihnen die knallenden Leuchtkugeln nachher auch noch greifbar als Wertstücke in den Schoß fallen würden. — In müßigen Stunden wurden Parallelen gezogen zwischen dem Kaiser und Maximilian Harden. Und siehe, da wurde aus dem Scherz oft bitterer Ernst. Hier und da ähnelten die Charaktere und einer erklärte sich durch den andern. Zum Schaden unseres Ansehens machten sich witzige Russen daran, dem deutschen Kaiser Grobheiten zuzuschieben, indem sie in einer Karikatur sagten: Zwei Doppelgänger! Der eine heißt Wilhelm II., der andere heißt Maximilian Harden. Zu diesem Maximilian Harden läßt sich sagen, daß er ein Stimmungspolitiker ist, ein Ruhestörer, ein verwirrter Mystiker, ein Mann, der in allem das entscheidende Wort sprechen möchte und überall umherdilettiert . . . . ." Und dann geht es mit Galopp ins Gebiet des crimen laesae majestatis. — So haben sie einen pfiffigen scherzhaften Ausweg gefunden, an den Kaiser herankommen zu können. Harden aber, der am Kaiser die Fehler tadelte, in denen er ihm ähnelt, hat sich dadurch in ein Glashaus gesetzt, in das ihm jetzt die Steine prasseln.

POLEN

Polen, ein deutscher Besitz. Ein „Stein im Magen des Reichs", mit dem es nicht fertig werden kann. Der Reichsregierung ein ungelöstes Rätsel. Dem Zentrum ein fruchtbarer Garten und den Reichsfeinden ein Anlaß zu hämischer Freude. Vorläufig kein aktuelles Stoffgebiet. Der englische Verfassungskampf, der den meisten unverständlich und gleichgültig ist, füllt Spalte nach Spalte. Nur schüchtern im Beiblatt kommt jemand mit den gewohn-

 ten Klagen über „polnische Kaninchenwirtschaft“, die alles überschwemme und der die Regierung nicht beizukommen wisse. Dann zornigen Tones der Hinweis auf England, das mit den Burenrepubliken schnell fertig wurde und auf Rußland, das sich als Meister der Kolonisierungspolitik erwies, sich in Finnland und den baltischen Provinzen schnell festsetzte und das Deutschtum in Rußland überall zerschlägt, wo es sich zusammenrotten möchte. Da sind die Polen besser dran, die tagaus tagein keine wichtigere Sorge kennen als den Wunsch, „sich vom Joch des Deutschen Reiches zu lösen, die Intrigen spinnen, sich organisieren und langsam an Macht gewinnen“.

Ansiedelungskommission. Auch das will nicht genügen und erregt auf deutscher Seite keine Befriedigung. Und hundert gelehrte Köpfe grübeln im stillen neue Mittel und Wege aus, schreiben Broschüren, schreiben Artikel und bringen die Sache auch nicht vom Fleck. Inzwischen zeigen sich schwache Erfolge gegen die Dänen, Welfen, Elsässer. Sind aber zu gering, um große Mengen mit deutscher Kolonisationskunst zu befreunden. Polen verschlingt Millionen und Abermillionen. Die Hoffnung steigt, die Hoffnung fällt und bringt nichts Positives.

Da zeigt sich eine Schwäche unserer Politik, die ihren Grund im ganzen Organismus hat. Hier sind wir gegen Rußland im Nachteil und kommen so leicht nicht weiter und erreichen so wenig wie England gegen die Iren. Kolonialpolitik und Humanismus sind nicht zu vereinen. Mit guten Gründen, mit Liebeswerben, Hinweisungen auf die Zukunft und goldenen Worten läßt sich eine Nation von der anderen nicht verschlucken. Und das andere Mittel: Gewalt, Brutalität, Krieg, Standrecht und Expropriation? Kann Rußland ohne weiteres anwenden, weil es ein Staat ist, der auf europäische Humanität nicht eingeschworen ist, dem Rousseau und die Humanisten keine Gesetze diktiert haben. England, das in Afrika, im Sudan und Indien keine Skrupel kennt und einen Erfolg nach dem anderen einstreicht, ist schwach gegen Irland. Für uns, die wir wie England in Europa ein Land zum Deutschen Reiche fügten, bevor wir es in friedlicher Expansion erobert hatten, bietet sich nur die Möglichkeit, entweder fahren zu lassen, was wir jahrelang mit Mühe in den Händen hielten, oder uns auf dem weiten Gebiete der Humanität auch ein etwas weiteres Gewissen anzuschaffen. Wir liegen nahe genug bei Rußland, haben manches Schlechte von ihm gelernt und könnten zur Ab-

wechslung auch von seiner Rücksichtslosigkeit und Kaltblütigkeit im Kolonisieren profitieren. Kolonisieren ist eher eine barbarische als eine europäische Tätigkeit. Fühlen wir uns aber so glücklich als Europäer, daß wir das brutale Zugreifen scheuen, dann wollen wir auch einsehen, daß in Polen für uns nichts mehr zu erreichen ist, dann wollen wir die Köpfe nicht mehr mit unnützen Grübeleien nach neuen Methoden und die Geldbeutel nicht mehr durch unnütz weggeworfene Millionen schröpfen.

A. H.

BRITISCHE RESIGNATION — DER EINZIGE AUSWEG VON GRAF ERNST REVENTLOW

Pünktlich in jedem Jahre, wie das Mädchen aus der Fremde, stellt sich in England die Flottenagitation einige Wochen vor dem Beginne der Parlamentsverhandlungen ein; während der letzten Jahre in ständiger Steigerung und immer schärferer Spitze gegen das Deutsche Reich. Uns Deutschen rückt die Frage damit immer energischer zu Leibe, wohin diese Dinge möglicherweise führen können und was für Pflichten politischer und militärischer Natur sie uns aufnötigen. Es hat keinen Zweck mehr, wie es früher in der deutschen Presse, auch mit amtlicher Unterstützung und zuweilen unter amtlicher Initiative, geschah, mit sachlichem Ernst unrichtige englische Angaben über die Flottenstärke Deutschlands, über die Gesinnung der deutschen Bevölkerung, die Pläne und Absichten der deutschen Regierung richtigzustellen, jedenfalls nicht mit der Absicht, damit auf die englische Stimmung und Auffassung wirken zu wollen. In Deutschland den Eindruck englischer Kundgebungen und Behauptungen aufzuheben, kann vielleicht manchmal nützlich sein, aber auch dann muß man heute sagen, daß, wer den wahren Sachverhalt noch nicht weiß oder noch nicht annehmen will, ein unbrauchbares Objekt für Belehrungsversuche ist. Vielleicht mit aus diesen Gründen hat sich auch der öffentlichen Meinung in Deutschland eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den ständig sich wiederholenden Ausbrüchen der Besorgnis oder Entrüstung gegen Deutschland, verbunden mit der Forderung nach viel stärkerer Rüstung, eingestellt. Sie werden freilich, wie der Telegraph sie von London übermittelt, getreulich abgedruckt, aber man hat sich daran gewöhnt und enthält sich der Kommentare. Es könnte den Leser langweilen. Das hat sein Gutes und auch sein Schlimmes. —

Dies mußte vorausgeschickt werden, um den Zweck der folgenden Betrachtungen in ein richtiges Licht zu setzen. Die englischen Kundgebungen haben gerade jetzt mit voller Kraft

 eingesetzt. Offene Briefe an den Premierminister von hervorragenden Persönlichkeiten, Reden der Parteiführer, Artikel der Presse, alles wirkt zusammen. Man hat zu diesem, wie gesagt nicht ungewohnten Schauspiele bemerkt, es sei im wesentlichen nur ein Parteimanöver, um womöglich eine Konstellation zu schaffen, die geeignet wäre, der parlamentarischen Opposition günstige Neuwahlen zu schaffen. Ganz selbstverständlich spielen auch derartige Erwägungen in den betreffenden und maßgebenden Kreisen mit, aber sie erschöpfen die Motive nicht annähernd. Der Engländer ist einmal viel zu patriotisch und von zu großer nationaler Gewissenhaftigkeit erfüllt, als daß er die Fragen der Wehrkraft in den Dienst von Parteimanövern stellte; davon kann keine Rede sein.

Die Regierungspartei besteht zwar zu einem Teile aus sogenannten Kleinengländern, außerdem aus Arbeiterpartei und Iren, aber die leitenden Männer und deren ausschlaggebender Anhang haben ebenfalls stets den Grundsatz einer überwältigenden Überlegenheit der englischen Flotte über alle fremden nicht nur betont, sondern auch verfolgt. Im März 1909 stellten die Vertreter der Regierung ausdrücklich fest, daß eine Verständigung mit Deutschland sich nur auf der Grundlage eines von England festzusetzenden Stärkeverhältnisses der beiden Flotten abspielen könne. Mit anderen Worten, diese Verständigungsfreunde, deren allgemeine Betrachtungen das Entzücken vieler deutscher, unwissender Beurteiler erregt haben, halten es für selbstverständlich notwendig, daß die Durchführung einer solchen Verständigung die überwältigende Übermacht der englischen Flotte ein für allemal festlegt. Es ist zu beachten, daß es also hier nicht auf die absolute Höhe der Zahlen, sondern auf das Verhältnis ankommt.

Es gibt viele wohlmeinende Leute in Deutschland, die mit einem gewissen ideellen Händeringen sagen: ja, es ist gewiß richtig, daß Deutschland eine Flotte braucht, aber wo soll das hin, wenn die Sache so weitergeht. Es ist die unendliche Schraube, und wir Deutsche werden doch schließlich die Hereingefallenen sein, weil wir einmal das Geld für die Schiffe für nichts und wieder nichts ausgeben, außerdem England so schwer reizen, daß wir eines schönen Tages den Krieg bekommen und dann unseren Handel und die Kriegsschiffe außerdem verlieren! — Häufig werden daran auch Argumentationen geschlossen, die auf der Höhe der Klagen stehen: die Menschen seien zur Zeit Albrechts des Bären viel glücklicher und bedürfnisloser gewesen als heute. Ich bin der Meinung, daß an und für sich darin manches Richtige liegt. An den Forderungen, welche die Gegenwart an uns stellt, wird aber dadurch leider nichts geändert. Das Erstehen des Deutschen Reiches hat mit naturgemäßer Notwendigkeit in den folgenden Jahrzehnten die Gegnerschaft Englands auf politischem wie auf wirtschaftlichem Gebiete immer schärfer herausentwickelt. Während des Krieges 1870 freilich schrieben die Times: „Möge das großherzige, friedliebende, aufgeklärte und ernsthafte deutsche Volk sich denn zur Einheit gestalten, möge Germania die Königin des Festlandes werden, statt des leichtsinnigen, ehrgeizigen, streitsüchtigen und viel zu reizbaren Frankreich . . . Die politischen Wünsche, welche die

früheren Generationen der englischen Staatsmänner hegten, sind erfüllt. Alle ersehnten sie eine starke Zentralmacht, und sie arbeiteten im Frieden wie im Kriege durch Verhandlungen und durch Traktate, bald mit dem Kaiserreiche, bald mit einer neuen Macht, die sich im Norden erhob. Das Deutschland von heutzutage muß das verwirklichen, was so lange Zeit hindurch nichts gewesen ist als ein politischer Gedanke." Allzu ernst brauchte auch damals dieser Erguß nicht genommen zu werden, er erhielt wahrscheinlich sein Gepräge durch die politisch kluge englische Gewohnheit, unabänderliche Ereignisse, auch wenn sie Großbritannien unerwünscht sind, zu bewillkommnen. Die Geschichte vor 1870, besonders von den Freiheitskriegen an, zeigt aber, wie Großbritannien stets bewußt bestrebt gewesen ist, die neue Macht aus dem Norden am Starkwerden zu verhindern. Wahrscheinlich hielt man es in England auch für sicher, daß die neue Großmacht in Zukunft mit den andern Festlandmächten in eine Reihe von Kriegen verwickelt werden würde, die England zugute kämen. Wir wollen uns hier des schon anderthalb Jahrhunderte lang konsequent befolgten großbritannischen Grundsatzes erinnern, die jeweilig stärkste europäische Festlandmacht als Todfeind zu betrachten. Um diese Todfeindschaft zu betätigen, pflegte die englische Regierung mit den anderen Festlandmächten Bündnisse abzuschließen oder sie zu unterstützen und im äußersten Falle die eigenen Streitkräfte zu Wasser und auf dem Festlande ins Feld zu führen. Ich sehe in dieser geschichtlichen Politik Englands die eine der Grundursachen für seine Gegnerschaft Deutschland gegenüber. Diese Gegnerschaft hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten immer schärfer herausgebildet, weil angesichts der französischen Verhältnisse die Hoffnung Großbritanniens auf den Revanchekrieg, und sollte er doch zustande kommen, auf seinen günstigen Ausgang schwindet. Ähnlich steht es mit Rußland, an dessen Schwäche zu Wasser und zu Lande Großbritannien bekanntlich hervorragend, wenn schon indirekt, beteiligt war. Die großbritannischen Staatsmänner haben Japan erst die Möglichkeit zur Kriegführung gegeben. Damals lag ihnen die Sorge vor russischen Angriffen nach Indien und russischem Übergewichte im fernen Osten am nächsten. Die Art, wie sie sich des Nebenbuhlers entledigten, war hervorragend geschickt, und ebenso geschickt zogen sie die Konsequenzen aus den russischen Niederlagen durch das mittelasiatische Abkommen und ein allgemeinpolitisches Einverständnis. Nachher mußte man aber sehen, daß weder Frankreich noch Rußland geneigt waren, für englische Interessen das Schwert zu ziehen. Wie Bismarck sagt: „ein festländischer Degen" stellte sich Großbritannien nicht zur Verfügung. Und hierin liegt hauptsächlich der britische Schmerz, denn ohne einen zuverlässigen festländischen Degen kann England einer der jeweilig stärksten europäischen Großmächte niemals an die Wurzeln ihrer Kraft herankommen. Mit Holland war es seinerzeit etwas anderes, und noch mehr mit Dänemark. Beiden wurde ihre Flotte durch England in Kämpfen vernichtet oder weggenommen, und damit war ihre politische Rolle ausgespielt. Frankreich dagegen mußte England mehrere Male, neben dem Seekriege, durch Festlandkoalitionen bekämpfen,

und ebenso war es mit Rußland. Solange das Deutsche Reich im Inneren ruhig und gesammelt bleibt, sich nach außen stark hält, und eine Politik treibt, die Österreich an der Leine hält und die russische Freundschaft hoch wertet, wird, falls nicht ganz ungewöhnliche und plötzliche Wendungen eintreten, Frankreich sich die Wahrheit seines früheren Ministers de Lanessan zu Herzen nehmen, daß englische Dreadnoughts weder nach Berlin gehen, noch im Tale der Maas kämpfen können. Doch dem sei, wie ihm wolle, der Punkt, auf den es uns hier ankommt, liegt eben darin, daß Großbritannien den von ihm nötig gehaltnen und angestrebten Einfluß auf die Angelegenheiten des europäischen Festlandes nur aufrechterhalten bzw. wiedergewinnen könnte, wenn es die übrigen Festlandmächte vor den Wagen seiner eigenen Politik spannte. Das schien beinahe gelungen zu sein, aber im Augenblick, wo ein großer Krieg in nähere Aussicht kam, rissen sich die beiden Pferde los und ließen den Wagen stehen. Ein anderes Mal kann es anders kommen, mögen auch jetzt, wie gerne anerkannt werden kann, für Deutschland die festländischen Verhältnisse günstig liegen, besonders nach dem Potsdamer Zarenbesuch. Es muß uns immer gegenwärtig bleiben, daß die britische Politik stets in der alten Richtung wieder einsetzen wird. Ein einziger Ausweg wäre vorhanden, daß sich nämlich Großbritannien resignierte und mit dem Deutschen Reiche zusammen die Weltpolitik einer gegenseitigen Entente triebe, selber aber auf die bisherigen Versuche autoritativer Einmischung in europäisch-festländische Fragen verzichtete. Auch hiervon, und von Ähnlichem, träumen manche Deutsche, und das tut an und für sich ja auch keinen Schaden, nur auf die praktische Politik der absehbaren Zukunft soll man diese Träume nicht als Maßstab in Anwendung bringen.

Wenige Monate vor seinem Tode wurde Bismarck brieflich durch den bekannten englischen Schriftsteller Sidney Whitman gefragt, ob er nicht ein Mittel wisse, um das schlechte Verhältnis zwischen England und Deutschland zu bessern. Bismarck ließ durch seinen Schwiegersohn im April 1898 antworten: „Er bedauere, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht besser seien, als sie eben sind. Bedauerlicherweise wisse er kein Mittel dagegen, da das einzige ihm bekannte, und das darin bestehe, daß wir unserer deutschen Industrie einen Zaum anlegten, nicht gut anwendbar sei." — Mehr Ironie in einem Satze kann man nicht wünschen. Es ist interessant, daß Bismarck schon in den fünfziger Jahren die Eifersucht Englands auf die damalige preußische Industrie in einem Briefe an Gerlach als eine der Haupttriebfedern für die englische Mißgunst Preußen gegenüber bezeichnete. Ich sehe in der inzwischen ja ganz enorm angewachsenen englischen Eifersucht auf Deutschlands Industrie und überseeischen Handel, nicht zum wenigsten auch auf unseren kolonialen Besitz (dies sprechen große englische Zeitungen seit einigen Jahren mit besonderem Nachdruck aus), die zweite Grundursache für die Unmöglichkeit eines englisch-deutschen Einvernehmens, solange eben nicht England in der oben angedeuteten Weise zu einer tatsächlichen Resignation gekommen

ist. Mit diesem Gebiete hängt ja die Flottenfrage auf das engste, ja ursächlich zusammen. Die mittlerweile weltbekannten Worte in der amtlichen Begründung unseres Flottengesetzes vom Jahre 1900 besagen: Zum Schutze des deutschen Handels und der deutschen Seeindustrie und Kolonien gebe es nur ein einziges Mittel, nämlich die deutsche Flotte so stark zu machen, daß auch die größte Seemacht Bedenken tragen müsse, in einem Kriege mit uns ihre Machtstellung aufs Spiel zu setzen. Heute setzen diesem rein defensiven Grundsatze, der zugleich einschließt, daß wir die englische Flotte an Stärke nicht erreichen wollen, — die konservative und imperialistische Partei in England den Grundsatz entgegen: Großbritanniens Flotte müsse so stark sein, daß sie anläßlich einer politischen oder kolonialen Streitfrage jederzeit ohne Risiko der betreffenden anderen Macht, einerlei welcher, den Krieg erklären und ihn auch führen könne; also ein Prinzip, wie es offensiver und gewalttätiger nicht gedacht werden kann. Was würde die Welt sagen, wenn das Deutsche Reich morgen den Grundsatz aufstellte, seine Armee müsse stark genug sein, um einen Krieg mit Frankreich anläßlich irgendeiner politischen Streitfrage ohne Risiko führen zu können! Der deutsche und der englische Grundsatz stehen sich also in unüberbrückbarem scharfem Gegensatze gegenüber: Deutschland will seine Flotte zur Garantie gegen einen Angriff machen, England erklärt dieses als den Verlust der britischen Suprematie: nämlich aus Rücksicht auf die Seemacht des Gegners eine politische Streitfrage nicht bis zu den äußersten Konsequenzen durchzukämpfen. Ich bin nun durchaus nicht der Ansicht, daß Engländer die geringste Lust zu einem großen Seekriege hätten, sie möchten aber alle Fragen so zur Entscheidung bringen, wie seinerzeit den Fall von Faschoda: Drohung, fliegendes Geschwader, Nachgeben des Gegners. Das ist auch sicher die angenehmste Methode, aber das Deutsche Reich würde sich seiner weltpolitischen und damit seiner weltwirtschaftlichen Zukunft berauben, wenn es den englischen Wünschen in der Bemessung seiner Wehrkraft Rechnung tragen wollte. Die Doktorfrage, ob Großbritannien tatsächlich Ursache dazu hat, mit feindseliger Eifersucht die wirtschaftlichen Fortschritte des Deutschen Reiches zu betrachten, steht hier nicht in Rede, es genügt, daß die Eifersucht vorhanden ist, und abgesehen von nicht allzu zahlreichen Ausnahmen steht der Engländer auf dem Standpunkte der vor reichlich zehn Jahren getanen Äußerung der Saturday Review, daß, wenn morgen das Deutsche Reich vom Erdboden verschwände, so es übermorgen keinen Engländer mehr gäbe, der nicht um so reicher sein würde. Früher hätten die Völker jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; „sollte man heute nicht um einen jährlichen Handel, der nach Milliarden zählte, Krieg führen?“ Nur das Risiko, mag es nun auf dem Festlande oder auf dem Wasser für England liegen, kann auf die Dauer die deutschen Besitztümer schützen. Das Risiko aber wird durch Waffenschutz und den einer klugen und energischen Politik geschaffen. Entwickelt sich beides in gesundem Verhältnisse, dann muß nach einer Reihe von Jahren der Augenblick kommen,

 wo Großbritannien, jedenfalls de facto, auf den Anspruch verzichtet, Despot der Ozeane zu sein, und sich auf die Rolle eines primus inter pares beschränkt.

NEUAMERIKA VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Jenes Amerika, das G. Washington großzügig entwarf, drückte es nicht stets auf die alten Doktrinen Kulturеuropas über Staatenbildung und staatliche Textur? Dieser ungezwungene Zusammenschluß von ungeheuren Gebieten, ohne aggressives Gemeinziel, der zu einer bis dahin ungekannten Entwicklung führte, widerlegte schlagend die Richtigkeit unserer allein seligmachenden staatlichen Entstehungslehre. Und da geschah das Große, Wunderbare. Das stärkere System nahm die Eigenschaften des schwächeren an. Amerika europäisierte sich.

Alles was seither im politischen Kalkül von jenseits des großen Wassers geschah, vollzog sich nach der ethisch schwächeren europäischen Art, mit europäischen Mitteln. Imperialismus nennen sie's drüben. Ganz mit Unrecht werten Leute, die den amerikanischen Werdegang der Letztzeit nicht aus eigener Anschauung kennen, diesen imperialistischen Zug, der zur territorialen Gewaltexpansion führt, der eine große Armee und Flotte verlangt, der Sitz und Stimme in rein-europäischen Fragen fordert, der mit einem Wort eine Weltmacht nach außen und daher eine innige Gemeinsamkeit im Innern anstrebt, auf das Konto: Sonderehrgeiz einzelner Männer, wie Roosevelt. Das ist ein Irrtum. Ob Roosevelt, Taft oder wer immer im weißen Hause sitzt, Amerika, die große, schiebende Masse, drängt zum Imperialismus, ist des einfachen, patriarchalischen Systems überdrüssig, will seiner ungeheuren latenten Kraft auch nach außen Luft machen.

Es ist wahr, daß der amerikanische Kaufmann den Krieg um Kuba, die Erwerbung der Philippinen als schlechtes Geschäft für die Union bezeichnet. Der Anfänger muß doch stets Lehrgeld zahlen. Aber der gleiche Geschäftsmann stellt sich heute willig hinter Taft, der im Begriff steht, der Republik von Panama mit allen Gewaltmitteln ein Ende zu machen, weil die Sicherheit des Kanals es

angeblich fordert. Obwohl die europäische Presse dabei vom Erwerb wertvoller Ländereien spricht, ist doch dort ebenso wenig für die amerikanische Spekulation zu holen wie auf den Philippinen. Der imperialistische Zug nimmt den Kaufmann mit. Und daß das ganze angelsächsische Amerika nach Ostasien schielt, daß sich nicht nur die europäisierten Politiker der Union, sondern auch das ganze Volk mit dem Gedanken von der Notwendigkeit einer Gewaltabrechnung mit Japan ebenso vertraut gemacht hat wie mit der Überzeugung, daß das panamerikanische Ideal — der Zusammenschluß von allen Staaten des Weltteils — sich nicht auf dem alten gemütlichen Anschlußweg, den G. Washington vorsah, vollziehen werde, sondern seinerzeit erzwungen werden muß, — ist kaum ernstlich anzuzweifeln.

Die imperialistische Politik der Vereinigten Staaten ist keine von Persönlichkeiten, Strömungen usw. abhängende Etappe. Sie ist die mathematische Resultierende verschiedener innerer Kräfte, die teilweise den Bestand der Union bedrohten. Die akademische Befriedigung aber, welche unsere Staatskonstrukteure darüber empfinden müssen, daß das ganz „anders" aufgebaute Amerika eines Tages, in einem bestimmten Entwicklungsstadium, zu den alten europäischen Grundsätzen zurückgreift, dürfte kaum die berechtigte Sorge balancieren, welche eine imperialistische, mit reichen unverbrauchten Mitteln und Kräften in die Weltpolitik eingreifende, neue Großmacht auslösen muß, die nunmehr überall dreinreden, überall eingreifen will, ohne Reziprozität auf ihrem Weltteil zu gewähren. Auch Brasilien biegt mit dem Amtsantritt des Marschalls Fonseca, hinter dem eine große Anzahl von nach äußerer brasilianischer Macht Ehrgeizigen steht, schon um die imperialistische Ecke. Ein Grund mehr für Nordamerika, sich mit der Sicherstellung seiner imperialistischen Macht zu beeilen, um immer den entsprechenden Vorsprung einhalten zu können.

Das alte Amerika hört auf. Es europäisiert sich — aber nicht zum Vorteil Europas.

DIE STADTVÄTER, ein Rokokoidyll, erzählt von Jacques Tournebroche, dem Sohne des Bratkochs. Von ANATOLE FRANCE, Mitglied der Akademie (Paris)

Eines Abends ging mein teurer Lehrer, der Herr Abbé Coignard, mit mir in den „Bacchusknaben", wo wir uns unter das Rebendach setzten. Wir fanden dort meinen Erzeuger, den lahmen Messerschmied und Katharina, die Spitzenklöpplerin. Sie saßen zu dritt an einem Tische beim Kruge Wein, von dem sie genug getrunken hatten, um fröhlich und gesellig zu sein.

Es waren zwei neue Ratsherren ernannt worden, und mein Vater erörterte dies Ereignis, wie es seinem Stande und seiner Denkart entsprach.

„Das Schlimmste ist," sagte er, „daß die Ratsherren Juristen und keine Bratköche sind wie ich und daß sie ihr Amt vom König und nicht von den Kaufleuten haben, insbesondere nicht von der Zunft der Pariser Bratköche, deren Bannerträger ich bin. Hätte ich sie gewählt, so würden sie den Zehnten und die Salzsteuern abschaffen, und wir wären alle glücklich. Doch wenn die Welt nicht im Krebsgange weitergeht, so wird ein Tag kommen, wo die Ratsherren von den Kaufleuten gewählt werden."

„Daran ist kein Zweifel", sagte der Herr Abbé Coignard. „Die Ratsherren werden eines Tages von den Meistern und Gesellen gewählt werden."

„Achten Sie auf das, was Sie sagen, Herr Abbé", erwiderte mein Vater ungeduldig und runzelte die Stirn. „Wenn die Gesellen sich an der Wahl beteiligen, dann geht alles drunter und drüber. Als ich noch Geselle war, hatt' ich nichts im Sinne, als meinen Meister an Hab und Weib zu schädigen. Doch seit ich selbst Weib und Laden habe, verstehe ich was von der öffentlichen Wohlfahrt, die mit der meinen zusammenhängt."

Lesturgeon, der Wirt, kam mit einem neuen Kruge Wein. Er war ein rothariges Männlein, lebhaft und grob.

„Sie reden von den neuen Ratsherren", sagte er, die Fäuste in die Hüften stemmend. „Ich wünschte nur, sie verstünden soviel wie die alten, obwohl die von der öffentlichen Wohlfahrt nicht viel verstanden. Aber sie fingen doch an, ihr Geschäft zu lernen. Wie Ihr wißt, Meister Leonhard," sagte er zu meinem Vater, „ist die Volksschule für die Kinder der Rue Saint-Jacques ein

Holzbau, ein Funke und ein Hobelspan genügten, um das schönste Johannisfeuer anzubrennen. Ich habe die Herren Stadtväter darauf aufmerksam gemacht. Mein Brief war tadellos, denn ich hatte ihn von einem Schreiber im Val-de-Grace für sechs Weißpfennige aufsetzen lassen. Ich stellte den Herrn Stadtvätern darin vor, daß alle Buben des Stadtviertels täglich Gefahr liefen, wie die Leberwürste gebraten zu werden, was in Ansehung des Kummers der Mütter zu bedenken sei. Der Ratsherr, der die Schulen unter sich hat, antwortete mir nach einem Jahre sehr höflich, daß die Gefahr, in der die Buben der Rue Saint-Jacques schwebten, ihm große Sorge bereite und daß er eifrig bestrebt sei, ihr abzuhelfen; aus diesem Grunde schickte er den genannten Schülern eine Feuerspritze.

„Da der König", so schloß er, „die Gnade gehabt hat, zweihundert Schritt von der Schule einen Springbrunnen zum Gedächtnis seiner Siege zu errichten, so ist an Wasser kein Mangel, und die Schüler werden die Bedienung der Spritze, welche die Stadt ihnen liefert, binnen wenigen Tagen erlernen."

„Als ich diesen Brief las, sprang ich bis an die Decke. Ich ging abermals zu dem Schreiber im Val-de-Grace und diktierte ihm folgende Erwiderung:

„Edler Herr Rat! Ew. Hochgeboren! Im Schulhause der Rue Saint-Jacques sitzen zweihundert Knaben, von denen der älteste sieben Jahre ist. Das sind schöne Spritzenmänner, Ew. Hochgeboren, zur Bedienung von Dero Feuerspritze! Nehmen Sie selbige zurück und lassen Sie ein steinernes Schulhaus bauen."

Dieser Brief nebst Siegel kostete mir abermals sechs Weißpfennige, genau wie der erste. Doch mein Geld war nicht umsonst vertan, denn nach ein und dreiviertel Jahren erhielt ich ein Antwortschreiben, worin der Herr Rat mir versicherte, daß die Buben der Rue Saint-Jacques der Fürsorge des Pariser Stadtrates würdig seien, und daß dieser für ihre Sicherheit sorgen werde. So weit bin ich nun. Kommt ein neuer Ratsherr an seine Stelle, so muß ich von vorn anfangen und dem Schreiber im Val-de-Grace wieder zwölf Weißpfennige zahlen. Deshalb, Meister Leonhard, hege ich gar kein Verlangen, neue Gesichter ins Rathaus einziehen zu sehen, — obwohl ich sicher bin, daß manche, die man dort erblickt, sich besser als dummer August auf dem Jahrmarkt ausnähmen; — und so möchte ich denn den Herrn mit der Feuerspritze behalten."

„Ich", sagte Katharina, „bin auf die Sittenpolizei böse. Sie duldet, daß Jeannette, die Leierkastenfrau, sich täglich zur Dämmerstunde in der Vorhalle von Saint-Benoît herumtreibt. Das ist eine Schande. Sie trägt sich wie ein Gassenmädel und schlampt in Röcken herum, die sie durch alle Gossen geschleift hat. An den öffentlichen Orten sollte man nur Mädchen dulden, die so nett gekleidet sind, daß sie sich mit Anstand sehen lassen können."

„Oho!" warf der lahme Messerschmied dazwischen, „ich meine, die Straße ist doch für jedermann da; und ich werde eines schönen Tages nach dem Vorbild unsres Wirtes Lesturgeon zu dem Schreiber im Val-de-Grace gehen und mir eine schöne Bittschrift zugunsten der armen Straßenhändler aufsetzen lassen. Kann ich doch mit meinem Wagen nie in gute Gegenden fahren, ohne von der Polizei schikaniert zu werden. Kaum daß ein Lakai oder ein paar Dienstmädchen vor meinen Waren stehenbleiben, gleich ist so ein langer schwarzer Halunke da und befiehlt mir im Namen des Gesetzes, meinen Kram wo anders feilzuhalten. Bald gerate ich in den Bezirk, den die Marktleute für sich haben, bald in die Nähe von Herrn Leborgne, der zünftiger Messerschmied ist. Ein andermal muß ich dem Staatswagen eines Bischofs oder Prinzen Platz machen. Dann lege ich mich ins Geschirr und bin heilsfroh, wenn die Lakaien und Dienstmädchen sich meine Verlegenheit nicht zunutze gemacht und mir nicht eine Nadelbüchse, eine Schere oder ein schönes Messer mit Holzgriff und Solinger Klinge stibitzt haben. Ich hab' es satt, unter der Tyrannei zu leiden; ich hab' es satt, unter der Ungerechtigkeit der Rechtsvertreter zu leiden. Ich habe ein tiefes Bedürfnis nach Empörung."

„Daran merke ich," sagte mein guter Lehrer, „daß Ihr ein hochherziger Messerschmied seid."

„Ich bin gar nicht hochherzig, Herr Abbé," antwortete der Lahme bescheidentlich; „sondern ich bin rachsüchtig; und aus Rachsucht verkaufe ich insgeheim Spottlieder auf den König, seine Mätressen und seine Minister. Ich hab' ne feine Sammlung davon in der Plandecke meines Wagens. Verratet mich nur nicht. Das von den zwölf Perücken ist famos."

„Ich werde Euch nicht verraten", entgegnete mein Vater; „mir gilt ein gutes Lied gleichviel wie ein Glas Wein, ja noch mehr. Auch gegen die Messer habe ich nichts; und es freut mich, alter Junge, daß Ihr die Euren

los werdet; denn schließlich will doch jeder leben. Aber das müßt Ihr mir zugeben: es kann nicht geduldet werden, daß die Straßenhändler den Kaufleuten, die einen Laden haben und Steuer zahlen, Konkurrenz machen. Nichts geht mehr gegen Ordnung und Gerechtigkeit. Die Dreistigkeit dieser Hungerleider ist unerhört. Wie weit gingen sie erst, wenn man sie nicht unterdrückte! Verwichenes Jahr war ein Bauer vom Mont rouge so frech, sich mit einem Karren voller Tauben just vor meiner Bratküche aufzupflanzen und die gebratenen Tauben für zwei Heller feilzubieten, — einen Sou billiger als ich sie verkaufe. Und der Bauernkerl brüllte, daß meine Ladenfenster barsten: „Schöne Tauben, fünf Sous das Stück!“ Zwanzigmal drohte ich ihm mit meinem Bratspieß; er antwortete mir ganz dreist, die Straße wäre für jedermann da. Ich zeigte ihn bei der Polizei an und bekam recht, denn man schaffte mir den Schurken vom Halse. Was mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht; jedenfalls hab' ich einen Haß auf ihn, denn er hat mich geschädigt. Als ich so sah, wie meine alten Kunden ihm die Tauben paarweise, ja zu halben Dutzenden abkauften, kriegte ich die Gallsucht und blieb lange Zeit schwermütig. Ich wollte, man striche ihn mit Leim an und klebte ihm so viele Federn an den Leib, als wie er den gebratenen Tauben ausgerupft hat, die er mir vor der Nase verkaufte; und so vom Kopf bis zu Füßen befiedert, führe man ihn hinten auf seinem Karren durch die Straßen.“

„Meister Leonhard,“ sagte der lahme Messerschmied, „Ihr seid hart gegen die armen Leute. Auf die Weise treibt man die Mittellosen zur Verzweiflung.“

„Herr Messerschmied“, lachte mein guter Lehrer, „ich rate Euch, laßt Euch von irgendeinem Lohnschreiber ein Spottgedicht auf Meister Leonhard verfassen und verkauft es mit Euren Liedern auf die zwölf Perücken des Königs Ludwig. Freilich müßt Ihr unserem Freunde dann ein kleines Wappen zulegen, dieweil er als schlichter Handwerksmeister nicht nach Freiheit, sondern nach Tyrannei trachtet. Ich ersehe jedoch aus all euren Reden, ihr Herren, daß die Stadtverwaltung eine schwierige Kunst ist, die allerlei widerstreitende Interessen unter einen Hut bringen muß; ferner, daß die öffentliche Wohlfahrt aus einer Unzahl privater Unbilden besteht, und daß es im Grunde schon ein Wunder ist, wenn die Menschen, die in einem Mauerkreise zusammen hausen, sich nicht gegenseitig auffressen. Das ist ein Segen, den man

ihrer Kleinmütigkeit zu gute rechnen muß. Der öffentliche Friede beruht lediglich auf der Zaghaftigkeit der Bürger, die sich durch die einander eingeflößte Angst gegenseitig im Zaume halten. Und der Fürst, der ihnen allen Schrecken einflößt, sichert ihnen dadurch die unschätzbare Wohltat des Friedens. Was aber eure Ratsherren betrifft, deren Macht gering ist und die euch weder ernstlich schaden noch nützen können, ja deren Verdienst vornehmlich in ihrem langen Stock und ihrer Perücke besteht, so klagt nicht zu sehr über ihre Ernennung durch den König, der sie neuerdings zu seinen Beamten gemacht hat. Als Fürstenfreunde sind sie allen Bürgern unterschiedslos gleich feind, und diese Feindschaft wird durch ihre völlig gleichmäßige Verteilung für jedermann erträglich. Sie ist wie ein Regen, von dem wir alle nur wenige Tropfen abkriegen. Dereinst, wenn sie wieder vom Volke gewählt werden (wie es in den ersten Zeiten des Königtums geschehen sein soll), werden die Stadtväter in der Stadt selbst Freunde und Feinde haben. Von den Kaufleuten gewählt, die Miete und Steuern entrichten, werden sie die Hausierer drücken. Von den Hausierern gewählt, werden sie die Kaufleute schuriegeln. Von den Handwerkern gewählt, werden sie gegen deren Meister und Brotherren vorgehen. Auf diese Weise wird ewig Streit und Zank herrschen. Im Stadtrate wird es dann wild hergehen, und jeder wird die Interessen und Leidenschaften seiner Wähler verfechten. Trotzdem glaube ich nicht, daß man sich dann nach unsren jetzigen Ratsherren zurücksehnen wird, die nur vom König abhängen. Die geräuschvolle Eitelkeit der von den Bürgern Erwählten wird diese belustigen, und sie werden in ihnen ihr eigenes Ebenbild wie in einem Vergrößerungsspiegel sehen. Sie werden ihre beschränkte Macht beschränkt ausüben. Dem Volke entstiegen, werden sie gleich ohnmächtig sein, es zu zähmen und es höher zu bilden. Die Reichen werden sich über ihre Dreistigkeit entsetzen, und die Armen werden sie der Zaghaftigkeit zeihen, wo doch nur ihre geräuschvolle Ohnmacht Anerkennung verdiente. Im übrigen werden sie zu mäßigen Aufgaben befähigt sein und für die öffentliche Wohlfahrt mit der wichtigen Nichtigkeit sorgen, die man stets erreicht und über die man nie hinauskommt."

„Uff!" machte mein Vater. „Sie haben schön geredet, Herr Abbé. Nun trinken Sie mal!"

Autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

TRUST DEUTSCHER ÄRZTE VON DR. L. TWAITH (NEW YORK).

Eine Anfrage der Redaktion weist mich wieder auf ein Thema hin, das seinerzeit in der amerikanischen Ärztewelt einige Verwunderung erregt hat. Eine Anzahl der Ärzte Deutschlands, des Landes, in dem das Mittel „606" erfunden worden ist, hat sich zu einem Kartell zusammenschließen wollen, das den Zweck haben sollte, einen etwaigen Honorarausfall durch einen über die landesübliche Norm hinausgehenden Einheitssatz für die Behandlung mit „606" auszugleichen. Es war wohl die Rede von einem Mindestsatz von 50 Mark, die für eine einmalige Konsultation erhoben werden sollten. Die Ärzte, die dem Kartell angehörten, sollten verpflichtet sein zu keinem anderen Satz die Behandlung mit „606," zu übernehmen. Ich muß nun allerdings gestehen, daß ich von den kaufmännischen Fähigkeiten der deutschen Nation schon eine hohe Meinung hatte. Aber nun sind doch viele amerikanische Ärzte zu der Ansicht gekommen, daß die Deutschen uns Amerikanern als Kaufleute doch viel mehr überlegen sind als jemals anzunehmen gewagt worden ist. In der Tat, dieser Industrialismus vereint sich schwer mit der Meinung, mit der in Deutschland über amerikanische Ärzte vielfach abgeurteilt wird. Es sind in Amerika natürlich auch manche Ärzte zusammengefahren, als die neue Entdeckung des Professors Ehrlich bekannt wurde. Es lag auf der Hand, davon eine Beschränkung der Einnahmen zu befürchten. Und es kommt bedauerlicherweise vor, daß eigennützige Ärzte wider ihr besseres Wissen wohlhabenden Patienten abraten, sich nach Deutschland zu begeben, um dort sachgemäß mit „606" behandelt zu werden. Das steht aber im Gegensatz zu der Aufmerksamkeit, mit der die Versuche des Professors Ehrlich in Amerika verfolgt werden und steht auch ganz im Gegensatz zu der guten Meinung, die diesem Forscher von vielen amerikanischen Ärzten entgegengebracht wird. Wir haben es nur noch nicht zu einem Trust gebracht, der vor den finanziellen Folgen schützen sollte. Aber vielleicht ist das deutsche Beispiel fruchtbar. Sicherlich wäre das zu bedauern. Sollten die deutschen Ärzte, die stets auf den Namen von Idealisten Anspruch erhoben, aber etwa durch frühere unangenehme Geschäftsmethoden mancher amerikanischer Ärzte zu ihrer Trustidee gebracht worden sein, so wäre das natürlich für uns

auch nicht sehr schmeichelhaft. Aber ich möchte dieser Meinung nicht sein. Auf jeden Fall möchte ich es nicht unterlassen hervorzuheben, daß sicher ein großer Teil der deutschen Ärzte mit der Trustidee nichts zu tun haben wollte. Nur hat der andere Teil sicher keinen Anspruch darauf, sich irgendwie noch verächtlich über das Amerikanertum auszusprechen. Ich zitiere hier zum Schluß den Ausspruch eines New Yorker Arztes, der der Meinung war, die Trustidee der deutschen Ärzte sei vielleicht ein Zeichen dafür, daß in Deutschland doch eine ziemliche Vorliebe für das Amerikanertum im schlechten Sinne vorhanden sein müsse.

DAS LAND DES GRAFEN VON LUXEMBURG VON NORBERT JACQUES

Glaubt einer denn in Süddeutschland, daß es wirklich ein Buxtehude gibt, in Norddeutschland, daß Trippstrill leibhaftig besteht? Es ist die Tragödie launenhafter Zufälle, daß die Spottlust sich auf einzelne Orte losstürzt und ihnen ihre Wirklichkeit abstreiten kann. So geht's auch ein wenig Luxemburg. Weil (nach den neuesten Forschungen) die Trierer beim Skatspielen zum gegenseitigen Frotzeln und zum Hohn auf ihr Nachbarland einen Grafen von Luxemburg erfanden, der sehr leichtsinnig gewesen sein soll, deckt sich im Ausland der Begriff Luxemburg mit der Vorstellung irgendeines fidelen alten Huhns von Ritter, der ewig Karten gespielt und Wein getrunken hat. Und wir nennen nirgends unsere Nationalität, ohne daß uns sofort lachend und mit der bekannten Anzüglichkeit vorgehalten wird: ach so, aus dem Land des berühmten Grafen usw. Zuguterletzt hat Lehar den alten Saufbold auch noch auf Walzertakte gebracht und ihm dadurch allgemeine Gültigkeit verschafft. Der Mythos der Lächerlichkeit hüllt uns in ein dunkles und zweifelhaftes, abgestrittenes Dasein. Wir sind Leidensgenossen Buxtehudes. Und wie ich erstaunt war, in der verschlafenen Stadt des Wettrennens zwischen Hasen und Schweinigel ein überaus kräftiges

Aufstreben zu finden, als ich zum erstenmal hinkam, so wird es auch dem gehn, der ins Land des Grafen von Luxemburg gerät. Nicht weil es meine Heimat ist, sondern weil sie das verdient, muß ich zu dieser Ehrenrettung schreiten.

Das Land liegt eingekeilt zwischen Gallien und Germanien, und von beiderseits wird mit ihm ausgetauscht und wird es gehämmert. Aber es bleibt, was es immer war — Luxemburg. Diese Menschen sind eine Rasse für sich. Sie sind nicht etwa gemischt aus Franzosentum und Deutschtum. Sie sind von einer stark betonten Eigenart. Daß diese Eigenart nichts anderes Großzügiges hat als die Kraft ihrer Allgemeingeltung, ist bei einem Land, das 200000 Einwohner zählt und in zwei Zugstunden in seiner größten Breite, in drei in seiner größten Länge durchfahren werden kann, etwas fast Selbstverständliches. Um diese Eigenart kennen zu lernen, muß man etwas von der Landschaft dieses Landes wissen und einen Blick in seine Geschichte tun. Wohl hat die Landschaft im Süden des Landes ein gewisses, weiches Gewähren von Hügeln, die Täler einborden, von weiten, grünen Wiesengründen, die ein Flüßchen durchschlängelt. Aber auf einmal steht dann die Stadt Luxemburg auf ihren Felsen, mit harter Launigkeit, in die tragischen Fetzen ihrer geschleiften Festung gekleidet, von der Reste aus einem ganzen Jahrtausend nebeneinander liegen. Dem Norden zu steigert sich das Hügelige zu rauhen Einsamkeiten, auf denen Ginster blüht und Eichwälder die Hänge hinabgleiten. Felsentäler und schroffe Berge, von deren Gipfel man die sehnsüchtig blauen Striche ferner Gebirgszüge wie Adern im Himmel dahinziehen sieht. Es ist jäh und herb, karg und gewaltsam, verschattet und melancholisch, wo es im Süden bescheiden und ein wenig wehmütig weich war. Überall aber ist etwas Einsames und Verlassenes in der Landschaft.

Diese Landschaft liegt nun im alten Verbindungsland zwischen Gallien und Germanien. Sie hatte, seit sie aus der Nacht der vorgeschichtlichen Periode aufgetaucht, immer Kriege, sie war immer ausgeraubt, gebrandschatzt, unterdrückt und ist eigentlich erst mit dem Kriege von 1870 zu politischer Ruhe gekommen. Noch heute wuchern die Ruinen der Ritterburgen auf den Bergen. Diese Bevölkerung kam nie zu beschaulicher Besinnung, zu sammelndem Ausruhn und zu Wohlhabenheit. Deshalb hat sie auch keine Pflege gehabt. Sie hat keine schönen

150 Häuser bekommen, keine schönen alten Dörfer, nicht die Symbole schöner alter Möbel, keine Pflege, weder des Geistes noch des Herzens, kurzum keine Kultur. Sie ist grob und herzensbrutal.

In einer solch gewalttätigen und willkürlichen Geschichte, die allen ruhigen Besitz fortwährend auflöste, liegt auch der Keim zu dem Skeptizismus, der das auffälligste Erbe des Luxemburgers ist. Es wird kein Volk geben, das weniger überschwenglich ist als die Luxemburger. Die Anlage zur Schlauheit teilt dieses Land mit allen Grenzgegenden. (Und schließlich besteht es ja nur aus Grenzen.) Es hat sich in ihm auch das patriarchalische Verhältnis von Brotgeber und Arbeitnehmer viel länger und geschlossener erhalten als anderswo.

Auf dieser durch die Geschichte gehämmerten psychologischen Grundlage hat sich der Luxemburger Nationalcharakter entwickelt. Aber nun hat der Einwohner dieses Landes oft einen merkwürdig zwiespältigen Wanderdrang. Er ist einesteils knollig verwachsen mit seinem herben und bescheidenen Land, und andererseits gibt er es leicht auf, um die Fernen zu erobern. Aber er will dabei immer Luxemburger bleiben, und sehr vielen bricht auch unterwegs die Spannkraft und sie kehren rasch zu den heimatlichen Fleischtöpfen zurück, während es den meisten andern, wenigstens in bescheidenem Maße, draußen glückt. Immerhin mag es ein Beweis großer Expansionsfähigkeit sein, daß im Ausland mehr Luxemburger leben als im Inland selber. Paris allein birgt deren 50000.

Überhaupt hat das Verhältnis zu Frankreich für die gesellschaftliche Entwicklung eine große Rolle gespielt. Denn schließlich ist ein Land wie Luxemburg auf die größern Nachbarn angewiesen. Zudem hat es bei der französischen Revolution seinen ganzen Adel verloren und damit auch die bodenständigen Vermögen, die immer die größten Kulturträger einer Gegend sind. Sein Dialekt, der in allen Gesellschaftskreisen gesprochen wird, ist fränkischer Herkunft, aber viel mit niederdeutschen und französischen Elementen gemischt und für jedes Gespräch über abstrakte Dinge vollkommen unbrauchbar. So hat es sich auch nur eine Literatur bilden können, die kaum erwähnenswert ist. Dieser wichtigste Faktor der Bildung von Kultur fehlt ihm also. Aus solchen Gründen ist es selbstverständlich, daß das, was von Kultur ins Land drang, von außen hereinkommen mußte. Frankreich lag reich an Vermögen und reich an Geist

einladend ihm zur Seite, es brauchte seine Leute. Von jeher wurde viel französisches Blut herübergeheiratet. Seit Philipp von Burgund war die offizielle Sprache die französische, die eine große Masse seiner Wörter und Satzformen, einen Teil seines Geistes in den deutschen Dialekt absonderte. So hat sich eine ganz seltsame völkerpsychologische Erscheinung herausgebildet, daß nämlich diese Luxemburger, die deutscher Abstammung sind, einen germanischen Dialekt reden, zu über 90 Prozent deutsche Namen tragen, in ihrem wirtschaftlichen Leben auf Deutschland eingestellt sind, innerlich sich französisch entwickelt haben. Nichts ist verpönter in Luxemburg als das deutsche Gemüt. Jedes Verständnis für deutsches Wesen geht ihnen ab. Sie halten es für lächerlich und übertrieben.

Das Leben in der Gesellschaft spielt sich etwa ab wie das französischer Provinzstädte. Man liebt seine Dumas, seinen Ohnet, seinen Malot, läßt sich im Winter jede Woche einmal von Parisern ein französisches Gesellschaftsstück vorspielen, belacht die Toiletten der deutschen Schauspielerinnen, die auch mal dort auftauchen. Die Klischees der Architekten sind aus französischen Musterbüchern bezogen. Die Damen fahren wegen ihrer Toiletten nach Brüssel und Paris. Hinter dem Rheintal von Bingen bis Koblenz beginnt Sibirien. Die Gemütlichkeit hört aber schon bei Trier auf. Dort gibt es einen guten Wein wenigstens. Aber diese preußische Küche! So erkennen sie auch nur einen einzigen Lichtpunkt in ganz Deutschland an und das ist das französische Restaurant von Moitrier in Metz. Denn die Luxemburger sind Gourmets wie französische Provinzlinge, und fast in jedem Haus wird viel, ausgezeichnet und reinblütig französische Küche gegessen.

Auf einer solchen gesellschaftlichen Grundlage hat sich eine auch einigermaßen nach französischer Art funktionierende Politik geschaffen. Liberalismus und Klerikalismus stehn sich hart gegenüber. Der Liberalismus ist aber in der letzten Zeit gleichbedeutend mit Konservativismus geworden, und seine Träger sind die Kapitalisten. Seitdem aber die Industrie in so starkem Aufschwung begriffen ist, hat auch die Sozialdemokratie mit Macht eingesetzt. Diese Politik ruft aber wenig heftige Erscheinungen hervor, weil die Gegensätze der einzelnen Parteien durch den starken demokratischen Zug, der eine der Haupteigentümlichkeiten des Luxemburger Bürgers

 ist, sehr nivelliert sind. Seit dem Tod des Königs von Holland sind zwei nassauische Fürsten als Großherzöge auf dem Luxemburger Thron gewesen. Auf das Land, seine Geschäfte und seine Bevölkerung haben sie aber nicht die geringste Wirkung ausüben können.

Aber am wichtigsten und von dem praktischsten Nutzen fürs Ausland ist schließlich die Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes. Noch vor einem halben Jahrhundert war die Bevölkerung gezwungen, sich ärmlich von Ackerbau, Viehzucht, Lohhecken und geringem Wiesenerzabbau zu ernähren. Dann kam gegen 1860 unerwartet die Entdeckung von außerordentlich reichen Eisenminettelagern im Süden des Landes. Die Ausbeutung dieser Schätze brachte dem Land ein schnelles Aufblühen und allgemeinen Wohlstand. Wenn man die geringe Einwohnerzahl und die kleine Ausdehnung des Terrains in Betracht zieht, so kann man sich von der Intensität des industriellen Lebens im Lande ein Bild machen, wenn man hört, daß es ein Drittel der gesamten Eisenproduktion des deutschen Zollverbandes hervorbringt.

Denn hegt Luxemburg auch grimme Feindschaft gegen alles Deutsche, so hat es — und man muß sagen: in wenig kluger Weise — Deutschland zum Teil seine wirtschaftliche Entfaltung bedingungslos ausgeliefert, indem es dem deutschen Zollverband beitrat, obgleich es die natürliche Lage und die Nähe des Antwerpner Hafens eher nach Belgien gewiesen hätte. Aus diesen Beziehungen ist nun die weitere Folge entstanden, daß die viel biegsameren, erfahreneren und gewandteren deutschen Kaufleute ins Land dringen, und wenn irgendwo eine germanische Invasion droht, so ist es im germanischen Luxemburg. Man darf es auch nicht Kirchturmpolitik nennen, wenn es sich gegen diese Invasion von Menschen wendet, mit deren Art es innerlich tatsächlich nichts gemein hat. Auch dem wirtschaftlichen Leben tut dieses Eindringen nicht gut, weil der Geschäftsstand des Landes noch nicht von solcher Kraft ist, daß es die dadurch drohende überwuchernde Konkurrenz aushalten könnte.

Aber was haben Dinge des Gefühls in wirtschaftlichen Eroberungszügen für eine Bedeutung! Deutschland muß die Ellbogen recken, und wer zuerst dran glauben muß, sind die Nachbarn, die dem Druck nicht standhalten können. Das mag diesen zwar tragisch sein, aber so will es das uralte Gesetz allen Fortschrittes.

DIE UNION ALS DEUTSCHLANDS VERBÜNDETER UND ENGLANDS FEIND VON KARL FIGDOR

In diesen Tagen ist das zu London lang Befürchtete Ereignis geworden. In Montreal sind die Unterhändler der „Vereinigten Staaten" eingetroffen, und der Zweck ihres Besuches über die Grenze hin ist der Abschluß eines Gegenseitigkeitsvertrags in Handelsdingen. Das entrollt, als ein Symptom, die ganze Frage britischer und amerikanischer Rivalität in der angelsächsischen Welt.

Ein Menschenreservoir von einer halben Milliarde, ein Handels- und Absatzgebiet von 14 oder 15 Millionen Quadratmeilen englisch! Chamberlain, der alte, jetzt gebrochene, hat sein halbes Leben drangegeben, um diesen Kreis ein Band gemeinsamen Interesses zu schlingen. Es ist ihm nicht gelungen, vielleicht zu Englands Glück. Die Freihandelsdevisler doktern heut auf anderen Wegen am Imperium. Daß überhaupt gedoktert werden muß, ist allen klar.

Nun platzt in all dies Kreißen von Home rule, Reichsparlament, Reichsheer und anderen schönen Dingen diese Peinlichkeit von Kanada. Man muß weit ausholen, um sie ganz begreiflich zu machen. Denn sie will als ein Anfang genommen werden und ein Blitzlicht in die Zukunft hinein, nicht nur als eine Einzeltat.

Vor nunmehr dreizehn Jahren erschienen der kanadische Premier Sir Laurier und sein Kabinett in Washington und hatten die Mappen voll mit Vorschlägen über Reziprozität. Sie wurden eisig empfangen und zogen mit langen Gesichtern wieder ab. Inzwischen hat sich vieles geändert, die Amerikaner reisen und die Kanadier sind in der angenehmen Lage, sich von zwei Dingen das einträglichste und genehmste wählen zu können. Auf der einen Seite steht England, von der treuen Kolonie schon längst mit Präferenzialzöllen reich bedacht, leider nicht in der Lage, mit anderem zu winken, als mit Gefühlen, auf der anderen Seite winkt die Union — verführerisch und drastisch, ein nicht ungefährlicher Freund. Ein paar Zahlen: Jahr für Jahr ist nun schon die Einwanderung aus den Vereinigten Staaten nach West-Kanada doppelt so groß wie die gesamte europäische, ein steter Zufluß von jährlich 300000 Menschen höchster kolonialer Qualität. Während England

Kommis, städtische Arbeiter und bleichsüchtige Kapitalslose schickt, die oft nicht mal die Eintrittsbedingung der 25 Dollars erfüllen können, kommen über die Landgrenze erfahrene Großfarmer, Fabrikanten, Handelsleute und landwirtschaftliche Arbeiter mit einem mehr oder minder großen Checkbuch in der Tasche. Sie bemächtigen sich vor allem der ungeheueren weizenfähigen Distrikte des Westens, führen dort amerikanische Art ein und lassen die Erinnerung an die alte Heimat nicht fahren. Und da, gerade so wie in der Union, der Schwerpunkt des wirtschaftlichen Lebens stetig und sicher auch in Kanada von West nach Osten zieht, müssen es gerade diese Provinzen sein, denen in der Zukunft das letzte Wort verbleiben wird. Der Osten der Dominion ist heute noch gut imperialistisch gesinnt, freilich meistenteils aus ganz kühlen Überlegungen heraus, wie sie allen Kolonialen eigentümlich sind, die an den Grenzen der Kultur um Lebensmöglichkeit im Kampfe stehen. Aber auch hier weist immer entschiedener das Interesse nach dem Süden. 1908 betrug der Gesamthandel zwischen Kanada und der Union 295,4 Millionen Dollars, der zwischen Kanada und England nur 220,6 Millionen. Dabei verschiebt sich das Verhältnis immer mehr zuungunsten des Mutterlandes. Schon das Fiskaljahr 1909/10 weist 341,9 gegenüber 235,2 Millionen Dollars auf. Schwerwiegende Erwägungen spielen auf amerikanischer Seite überdies mit. Dort industrialisiert sich der bis jetzt vornehmlich agrarisch gewesene Westen rapide. Es steht nun zu befürchten, daß binnen absehbarer Zeit dieses große und für die östliche Industrie in erster Linie maßgebende Absatzgebiet durch die Entwickelung der Fabrikation an Ort und Stelle und durch wenn auch noch so kleine Anderungen in den Eisenbahntarifen verloren geht. Ersatz muß dafür geschaffen werden. Er liegt vor den Toren, jenseits der Grenze. Das „Chicago“ der Dominion, Montreal, ist von New York, Boston und Portland nur 350 englische Meilen entfernt, während das richtige Chicago 1000 Meilen abliegt, St. Louis es sogar auf 1200, Omaha und Kansas City auf 1500 Meilen bringen. Dabei ist Kanada, auf 4000 Meilen hin Grenznachbar, das ideale Absatzgebiet für Maschinen- und Industrieprodukte aller Art aus den Staaten. Es steht in seiner Entwickelung heute dort, wo jene vor hundert Jahren gestanden haben. Die Annahme ist nicht allzu gewagt, daß es sich mit viel größeren Schritten weiterentwickeln wird, als seiner-

zeit die Union. Sein Eisenbahnnetz vergrößert sich rapid, und wenn auch die klimatischen Vorbedingungen nicht ganz so günstig liegen wie im Süden, so erschließt man doch von Jahr zu Jahr immer neue Distrikte, in denen, früher ungeahnt, menschliches Leben und menschliche Entwickelung möglich sind. Dazu sind die Bodenschätze des Landes gewaltige und ihre Ausbeutung kaum mehr als begonnen. Das Land stellt also ein Reservoir von unter günstigen Umständen in erster Linie der Union zugute kommenden Rohprodukten dar. Bei Freihandel innerhalb des ganzen kontinentalen Gebietes würde ein großer Teil des kanadischen Weizens in der Union selbst verbraucht werden, der Rest ginge über deren viel günstiger gelegene Großhäfen übersee. Das scheint überhaupt eine der Konsequenzen einer Niederlegung der Zollschranken werden zu wollen, daß die nordatlantischen Unionshäfen infolge ihrer Lage, ihres Schwergewichtes und ihrer auch für Kanada, besonders nach Ausbau der Kanalverbindungen nach dem Seengebiet konkurrenzlosen Landverbindungen zu den vornehmlichsten Aus- und Einlaßventilen des Handels mit der Außenwelt würden.

Noch eine wichtige Tatsache: Für Britisch-Vancouver, West-Kanada, Australien und Neu-Seeland ist die Betonung einer krassen und konsequenten Antigelbenpolitik die erste Lebensfrage. Mit Vorliebe suchen sich gerade die weißen Frauen und allem Rassebewußtsein ihrer Männer zum Trotz gelbe, braune, schwarze Vergnügungen linkster Hand. Leicht auszurechnen ist die Konsequenz einer stärkeren Einwanderung bewußter Elemente. Rassevermischungen und Vernichtungen der weißen Eigenart. Denn die Mongolen haben das stärkere Blut. Es geht um Kopf und Kragen. Das britische Reich ist wankelmütig und gezwungen, an den vielen Fäden seiner großen Politik ausgleichend zu ziehen. Es vermag nicht ja oder nein zu sagen, nur ja und nein. Kann sich nicht entschließen, sich ganz in die weiße Wagschale zu werfen, wenn es nötig ist. Das aber kann die nordamerikanische Union, oder besser, sie ist immer entschlossen, es zu tun, ob sie es durchzuhalten vermag oder nicht. Sie ist in diesen letzten Jahren seit dem Russisch-Japanischen Krieg die einzige weiße Macht gewesen, die Japan gegenüber klare Worte gewagt hat. Auch sie hat dieselben Probleme vor sich, alle ihre Staaten am Stillen Ozean leben und sterben mit dem einzigen Paragraphen im Einwanderungsgesetz. Man hat so recht gesehen, was dieses

Gemeinsamkeitsgefühl und diese Haltung vermag, als vor nun zwei Jahren die amerikanische Schlachtflotte, die Philippinen zu schützen, nach Ostasien fuhr. Der Empfang der weißen Schiffe in den australischen Häfen ist unvergeßlich. Es war ein Taumel der Begeisterung für den Schwertmann der Rasse, und wenn auch manches Wort der Emphase nicht ganz unschattierte Geltung haben mag: es war ein Volk, es waren Brüder, die Leute auf den Schiffen und die Leute an Land. England sollte über diese Imponderabilien nicht allzu schnell zur Tagesordnung übergehen. Auch hier liegen Symptome, auch hier ist ein Beginnen. Wirtschaft und Politik der Vereinigten Staaten schnellen in Ostasien heute in steilen Kurven empor. Immer mehr werden sie, neben ihrer kolonialen Heimatberechtigung dort, für diese ganzen Komplexe die Nachbarn vom anderen Ufer. Dazu wird der Panamakanal fertig. Ist ihre Bevölkerung schon heute an die 92 Millionen, wird sie um die Mitte des Jahrhunderts nicht weit von den 200 sein, ein ungeheures Becken angelsächsischer Kraft, ein Mittelpunkt von ungeheurer Anziehungskraft, auf den in weitem Umkreis alles Gleiche und Schwächere unweigerlich hineinfallen muß. Heute schon hat die Union mehr Weiße aufzuweisen als das ganze britische Imperium. Dazu schreitet sie vor, nicht allein in der Volkszahl. Die britischen Handelsbilanzen dürfen nicht täuschen. Der größte Teil des Plus in der Weltproduktion ist nicht mehr bei England. Von den zwei Brennpunkten des Angelsachsentums wird es sehr bald der schwächere sein. Dort wirbt die Jugend, hier die Reife, vielleicht Überreife . . .

— — Inzwischen sind die ersten Verhandlungen zwischen Kanadiern und Amerikanern zu Ende geführt worden und sollen nach Neujahr wieder aufgenommen werden. In gewissen Punkten scheint schon ein Einverständnis erzielt zu sein. Ganz offen sprechen amerikanische Blätter, auch der intelligenteren und gerechtsameren Art, von ihrer Hoffnung, daß der wirtschaftlichen Initiative und Gemeinsamkeit einmal die politische folgen möge.

DIE GRENZEN DER KRITIK VON SIEGFRIED TREBITSCH (WIEN)

Wo der einzelne seinem Ärger oder seiner Begeisterung nicht Luft machen kann, wo er sich nicht dadurch zu erleichtern vermag, daß er zum Fenster hinausschreit, wie ihm ums Herz ist, dort ist öffentliche Kritik am Platz. Sie ist das Ventil für unterdrückte seelische Sprengstoffe. Es ist aber ein merkwürdiges Zeichen unserer Weltordnung, gegen welches sich unglaublicherweise noch niemand aufgelehnt hat, daß öffentliche Kritik nur an Büchern, Theaterstücken, Werken der Musik und der Malerei geübt wird. Wer ein Theater, eine Ausstellung, ein Konzert geärgert oder entzückt verläßt, wird am andern Tag in allen Zeitungen ein Echo seiner Meinung finden und irgendwie beschwichtigt werden. Er wird sich freuen, daß man die andern warnt, wenn er hereingefallen ist, und daß man sie auffordert, seinem Beispiel zu folgen, wenn er Erheiterung oder Erhebung gefunden hat.

Erlebt man aber in einem von der Reklame hochgebrachten Hotel die ungeheuerlichsten Dinge, oder hat man sich in einem weniger bekannten Gasthof den erlesensten Genüssen hingeben können, es muß unerörtert bleiben und darf nur wie ein Geheimnis ganz leise von Mann zu Mann getragen werden. Wenn eine Zeitungsannonce mich zum Ankauf eines Gegenstandes verlockt und ich mich hinterher geprellt sehe, so muß ich darüber schweigen. Wehrlos ausgeliefert ist das Publikum den Übergriffen der Hoteliers, der Sanatorien, der Kaufleute, der Schaffner und aller jener anderen Organe, für deren Erhaltung man die blutigsten Steuern zahlt. Wenn der Bewohner eines anderen Planeten heute zu uns herabfiele, müßte er den Eindruck gewinnen, daß es auf dieser Erde nichts Wichtiges, nichts die Kritik Herausforderndes gibt, als Werke der Kunst, Gemälde, Bilder, Theater, die doch schließlich vom Standpunkt des Weltbürgers dazu da sind, ihm müßige Stunden in angenehmer, lehrreicher oder sogar läuternder Weise zu vertreiben. Das ist eine Ungeheuerlichkeit, unter der wir alle leiden. Es wäre viel nötiger, daß die Herausgeber großer Zeitungen Rezensenten in die Alpen- und Seehotels, in große Basare und auf Bahnhöfe, zu Haltestellen, auf die Telegraphenämter schickten, als in jede Tingl-Tanglvorstellung.

Ein Hotelier darf sich erlauben, jeden Erholungsbedürftigen durch ein Telegramm dreißig bis vierzig Stunden weit in eine Einöde oder an einen Strand zu locken, um sich dem treuherzigen Ankömmling gegenüber dann mit ein paar Phrasen seiner Verpflichtung zu entledigen, weil er dafür keine öffentliche Brandmarkung zu fürchten hat. Eine Bahnverwaltung darf, namentlich in Österreich, mit Zugverspätungen wirtschaften wie sie will. Ich kann schwer geschädigt, Termine, Sitzungen, Konsilien versäumen, falls ein Stationschef, um sich bei seiner Obrigkeit beliebt zu machen, einen um wenige Minuten verspäteten Zug auf den Anschluß eines andern warten lassen will. Zur Reisezeit dürfen nicht mehr Züge abgehen, als gewöhnlich, und selbst Platzkarten schützen nicht davor, daß Passagiere dritter Klasse erster und zweiter Klasse fahren, weil sie ihr Recht, mitgenommen zu werden, leicht genug durchsetzen können. Wir werden am andern Tag vergeblich die Zeitungen aufschlagen, wir finden wieder nur Rezensionen über Dinge, die uns höchstens an unseren Feierabenden interessieren können, wenn wir nicht gerade zufällig vom Fach sind, das der betreffende Kritiker behandelt.

Alle Anstalten und Unternehmungen, die der Snob am Leben erhält, würden sich besinnen müssen und etwas leisten und bieten; denn nichts erträgt der Snob weniger, als daß sein Kind beim Namen genannt wird. Es könnte nicht länger vorkommen, daß der Besitzer des miserabelsten Hotels im größten Radiumbad Österreichs sich wie ein Diktator benimmt und um so mehr Zumutungen an seine Gäste stellt, je weniger er ihnen darbringt. Er würde bald genug erfahren, daß auch die schönste Talaussicht nicht blind macht für die Einsicht, welche Orgien seine Ausbeutung der für reich geltenwollenden Kurgäste feiert. Die berühmte österreichische Schlamperei, die durchaus kein Gemeingut unserer Monarchie ist, würde schnell ein Ende nehmen, wenn der Ausschluß der Öffentlichkeit nicht gerade dort verbürgt wäre, wo ihr Unwesen am lästigsten wütet.

Die Keule, mit der eine so natürliche Forderung auch von der vornehmen Journalistik niedergeschlagen wird, heißt „Geschäftsschädigung“. Es ist aber nicht einzusehen, warum man einem Hotelier, einem Schneider, einem Schmuckhändler schonungsvoller begegnen müßte als einem Künstler, einem Musiker, Dichter, Maler. Jeder Kritiker würde die Zumutung mit Entrüstung zurückweisen,

er möge bei Bewertung eines Kunstwerkes darauf Rücksicht nehmen, ob sein Spruch den materiellen Gewinn des Beurteilten schädigen könnte. Und in dem Augenblick als die Kritik sich auch sozialen und politischen Einrichtungen und allen Erwerbsarten zuwenden würde, gäbe es doch genau so wie in der Kunst nicht nur Nörgler, sondern auch Bewunderer, und ebenso wie in der Kunst wäre dann auch auf diesen Gebieten nur das Werk gerichtet, das einstimmig verurteilt würde, während es dem Publikum überlassen bliebe, sich aus Abspruch und Zustimmung ein eigenes Urteil zu bilden. Es würde so auch die Gefahr vermieden, die von den Zeitungsherausgebern mit Recht befürchtet wird, sobald die Kritik ihr Gebiet erweitert und ihre Sonde in neue Tiefen senkt: die Einstellung der Annonze. Die wird so wenig aufhören wie die Produktion von Theaterstücken aus Furcht vor der Kritik aufhört. Jeder wird dann eben sein Bestes geben und, von materiellen Erfolgen abgesehen, hoffen dürfen, seinen Ehrgeiz ganz zu befriedigen. Weiß doch keiner, der ehrlich arbeitet, ob seine Leistung den Beifall oder das Mißfallen derer erregen wird, die sich öffentlich zu ihr stellen müssen. Auf die Annonze wird also dann nur der absichtlich unlautere Arbeiter verzichten, und diesen Verlust könnte, zum Wohl der Gesamtheit, wohl jedes Blatt ertragen.

SIBIRIEN VON C. KAUERT (MOSKAU)

Das was die großen russischen Dichter, z. B. Tolstoi und Dostojewski, über Sibirien gesagt haben, gilt in Europa wohl immer noch als erschöpfend. Das was die beiden Pessimisten dargestellt haben, oder was Kennan gesagt hat, schreckt immer noch Deutsche von Sibirien ab. Als ob in Sibirien die Eisbären auf den Straßen umherliefen. Als ob es eine Eiswüste wäre, in der kein Grashalm wächst. Wenn doch die deutsche Regierung Anlaß nehmen würde, die folgenschweren Irrtümer zu zerstreuen. Im Laufe der Jahre hat sich ja alles geändert. Im Norden, Süden, Westen, Osten Sibiriens finden sich englische, französische, belgische und amerikanische Kaufleute, die weniger Vorurteile aus der Literatur gezogen haben. Die deutsche Geschäftstätigkeit könnte aber schon viel weiter sein. Das Vorurteil, als ob Sibirien

gar nicht in Betracht käme, treibt jährlich viele Deutsche in die Vereinigten Staaten, in denen die Verhältnisse jetzt auch nicht besser sind als in Deutschland. Oder nach Südamerika, wo jeder Neuling zum großen Teil auch schon gegen sehr scharfe Konkurrenz kämpfen muß. Reicher selbst als die meisten Kolonien ist Sibirien. Das neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Nach meiner Erfahrung, die ich durch lange Erwerbstätigkeit in Sibirien gewonnen habe, das Land, in dem für Geschäftsleute, für „Amerikaner", wie die Deutschen sagen, alles zu erreichen ist. Sibirien ist jetzt so weit, wie es Amerika vor 40 oder 50 Jahren war. Die Millionen sind aus Landbau, Bergbau, Pelzhandel, Fischerei, Export und auch schon durch Import zu ziehen. Vorausgesetzt sind allerdings Menschen, die so veranlagt sind, wie es die Menschen waren, die früher in den Vereinigten Staaten ihre großen Vermögen erwarben. Schwache Geschäftsleute kommen unter die Räder. Als ob man in Sibirien immer noch unter der Knute stände! Als ob man sich gegen Polizeischikanen kaum wehren könnte. Die Polizei in Sibirien ist heutzutage ziemlich billig. Das kommt daher, daß es mehr Beamte als früher in Sibirien gibt, und daß nun die einzelnen sich unterbieten und scharf mit- oder gegeneinander konkurrieren. Durch die Behörden braucht sich — im Ernst — keiner zurückschrecken zu lassen. — Ein Artikel „Expansion" aus dem ersten Heft der „Zeitschrift" hat mich auf die Angelegenheit gebracht. Es wurde da ein sehr interessanter und nicht unrichtiger Vergleich zwischen Deutschen und Japanern gezogen. Wirklich haben die Deutschen von allen Europäern die meiste Anwartschaft in Sibirien vorwärts zu kommen, weil sie von allen Europäern entschieden am besten imstande sind, die japanische Konkurrenz abzuwehren. Ich habe es im Osten häufig gesehen und auch aus dem Munde von Japanern gehört, daß ihnen keine Konkurrenz so unlieb ist wie die deutsche, weil ihnen die Deutschen an Zähigkeit in keiner Weise nachstehen. Amerikaner, Russen, Engländer, Franzosen, die im Osten Geschäfte machen wollen, haben unter der japanischen Verschlagenheit zu leiden. Durchschnittlich wissen ihr die Deutschen am besten zu begegnen. Das verspricht für die Zukunft in Sibirien, im Osten Sibiriens, das Allerbeste.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12; Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 6 17. DEZEMBER 1910

GROSSHANDEL

In Deutschland geht ein Revolutiönchen vor sich. Und der Regierung geht es dabei an Hals und Kragen. Nicht mit Messern oder Schießgewehren. Auf feinere Art. Und in dem Moment, in dem das vermoderte Wort von „Gottes Gnaden“ wieder hervorgezogen wurde, war gegen „Gottes Gnaden“ schon alles entscheidend in Fluß gekommen. Die Erregung hätte ökonomischer verwendet werden können. Die Regierung hat ihre Machtstellung abgeben müssen. Warum tut keiner den Mund auf und besänftigt Theaterlärm und fürchterliche Schwätzsucht, die jedesmal über ein Wort des Kaisers herzufallen Zeit hat, mit nüchternen Hinweisen auf reale Verhältnisse, lenkt dadurch die Interessen auf wichtigere Gebiete und macht sich nützlich? Wir amerikanisieren uns, sind eine Nation von Kaufleuten geworden und werden es von Tag zu Tag mehr. Alles amerikanisiert sich — rings in ehrfurchtsvollem Abstand um die Wilhelmsstraße herum. Aber seit langem wurde schon an den Zöpfen gezerrt. Macht und entscheidender Einfluß glitten der Regierung langsam aus den Händen. Und noch zögernd nimmt in Hamburg, im Rheinland, in Berlin die Geschäftswelt die Zügel auf, spannt die früher selbstherrlichen Lenker vor den Karren und beginnt ihn nach ihrem Willen zu dirigieren. Fein säuberlich sind die Gebiete getrennt. Für das Inland mag die Agrarwelt das entscheidende Wort heute noch reden. Für das Ausland regieren Handelshäuser und Börsen, einzelne Magnaten und Gesellschaftsgruppen. Der Friedericianische Staat, um den heute noch ein Geheule tobt, gegen den morgen noch Revolutionen geführt werden sollen? Ist längst auseinandergenommen. Nicht von den groben Helden einer Partei mit Dreschflegeln auseinandergeschlagen. Ganz leise. Diskret. Seht nur hin. Geschäftsleuten darf man

 längst nicht mehr damit kommen. Sie lächeln, wenden sich ab und meinen, man sage ihnen nicht viel Neues. Wie könnten wir mit Amerika, England, Frankreich konkurrieren, wenn wir in Wirklichkeit nicht dieselbe Bewegungsfreiheit hätten. Dieselbe Freiheit, zu tun und zu lassen, was im Moment dem Geschäft am meisten zu nutzen scheint. Wie könnten wir unseren republikanischen und liberalen Konkurrenten den Rang ablaufen, wenn wir heute in Wirklichkeit noch durch verkehrsfeindliche Regierungen gehemmt werden könnten. Der Tütchenkrämer, dem eine Polizeivorschrift die Ausübung des Straßenhandels erschwert, gibt hier den Räsoneur ab. Nur daß er es liebt, mit großen Worten zu prunken. Die Regierung habe es speziell auf ihn abgesehen. Eine Änderung der Verfassung sei nötig. Statt sich bescheiden und praktischer darauf zu verlegen, seiner Ortspolizei ein milderes Reglement beizubringen.

Caprivi und Hohenlohe konnten das Tempo nicht einhalten, Bülow verstand es besser und Herr von Bethmann hat sich in die Rolle des ausführenden Beamten, dem keine Initiative zukommt, begeben. „Binsenweisheiten!“ Aber mitten in den Binsen liegt noch eine Sache, die hervorgezogen und ausgetragen werden muß. — Unbesorgt. Wir machen Anleihegeschäfte, drücken den französischen Wechsler beiseite und möchten selbst im Vordergrund stehen. Wir stecken unsere Interessen im Orient fest, in Rußland, Afrika, China. Überall, wo Werte zu holen sind. Das Schicksal, der Reichtum der Nation ist mit dem Wohlergehen solcher Unternehmungen untrennbar verbunden. Und hier disponieren entscheidend nicht offizielle Regierungen, sondern Börsen, Geldinstitute, Handelshäuser. „Von Gottes Gnaden,“ lächelt da mancher und hat keine Lust mehr dreinzureden in eine Privatmeinung des Kaisers, die ihm auszusprechen Freude macht, die weiter keinen Schaden anrichten kann. — „Wir brauchen wahrlich keine großen Geister in der Diplomatie, nur stille Drahtzieher, die mit Vorsicht und fleißiger Arbeit dafür sorgen, daß hinter den Kulissen nichts in Unordnung gerät,“ so hieß es hier im ersten Heft. Der stille Drahtzieher ist nun da, läßt den Dingen seinen Lauf, sorgt für Ordnung und hat nicht den Ehrgeiz störend einzugreifen. Mancher mag aufgeatmet haben, als sich's zeigte, daß es nun ohne Pfiffe und Kniffe nur mit reiner Sachlichkeit gehen sollte, daß kein Mann an die Spitze trat, der für sich wieder eine führende Stellung beanspruchte und den Praktikern die

Wege weisen wollte. Dem Fürsten Bülow sind von Schlauköpfen derbe Vorwürfe gemacht, weil er zum Nachfolger keinen anderen in Vorschlag brachte. Aus Ehrgeiz soll es so geschehen sein, um zu zeigen, daß es ohne ihn nicht gehe. Qui sait. Ihm ist nichts Menschliches fremd. Das Geschrei aber ist stiller geworden, langsam hat der neue Kanzler Sympathien geworben. Für eine kurze Spanne Zeit ist er noch der rechte Mann und es ist töricht, ihm jeden Tag von allen Seiten derb auf den Rücken zu klopfen. Als Blamage gilt es noch für ihn einzutreten und selbst seine Freunde wagen es nur mit zaudernder Reserve. Und seltsam ist es, daß jeder, der seine Verdienste rühmt, in den Ton verfällt, in dem man an offenen Gräbern oder an der Bahre eines sanft Entschlafenen spricht. Und manchem deucht es wirklich, als wandle nur noch das Gespenst eines Kanzlers zwischen uns umher. Mit klappernden Gliedern, tonloser Stimme und seltsamen spukhaften Worten. Dieser Mann aber wird für die Geschichte des Reiches mehr bedeuten als Bülow. In Bethmanns stiller Amtsperiode geschah es, daß deutschen Geschäftsleuten der Mut wuchs, sich der Regierung überlegen zu fühlen und zu schieben, wo sie früher geschoben wurden. Mögen die anderen reden von sozialer Gefahr oder schwarzer Gefahr, die jetzt ihren Kopf höher recke. Kleinigkeiten. Fernabliegende Dinge. — Ein kräftiger Kanzler hätte sich vielleicht gestemmt und das Unabänderliche hinausgeschoben. Nun ist die Kugel früher ins Rollen gekommen.

Ein bekannter Deutschamerikaner schrieb mir: „In der alten Heimat wird es wohnlicher. Passen Sie auf, wie Deutschland jetzt wirtschaftlich erst recht in die Höhe gehen wird. Das ist gut. Später, wenn die neuen Bahnen festgelegt sind, mag dann wieder ein eiserner Kanzler kommen. Das könnte dann allen zum Vorteil sein. Deutschland wird zeitgemäß. Good look.“ —

Aber nun, nachdem wir Herrn von Bethmanns Verdienste erwogen haben, laßt uns behaglich im eigenen Fette schmoren, so wie's jetzt alle machen, und geruhsam auf Weihnachten und Neujahr zutreiben. Geduld, Geduld, liebe Seele. Auf den Redaktionen reiben sie schon die Stühle wund und erpressen sich Lirum Larum zum Fest, Weihnachtsklingklang und salbungsvolle Neujahrswünsche. Die Hochpolitischen aber ziehen das Fazit des Jahres. Schlecht war's nicht. Wohin man sieht: Guter

Stand der Dinge. Aussichten im Norden, Süden, Osten, Westen. Alles geht glatt wie am Schnürchen. Darob rosenrote Gesichter. Trotz üblen Wetters. Trotz Regen und Nebel. — Und die innere Lage? Auch nicht schlecht. Ein Stück mit wenig Handlung und desto mehr Theaterdonner. Die Galerie johlt ab und zu dazwischen. Das Parkett übt gähnend Kritik. Erbsteuer? Später. Später. Wahlrecht? Lieber Himmel, wir amerikanisieren uns, tragen die Politik auf die Straße, machen sie versuchweise zur Volksbelustigung und sparen mittlerweile Theater, Kientopp und Variété. Alles nicht so schlimm zu nehmen. Im übrigen haben die Satiriker gute Tage. Der Regierungstisch gibt Stoff in Hülle und Fülle. Und wenn einer der Staatssekretäre etwas gut macht und sich tüchtig erweist, etwa Herr von Kiderlen-Wächter oder Herr Wermuth, dann ist und bleibt noch Herr von Bethmann-Hollweg da, der Leuten, denen die Laune verdorben ist, immer noch Stoff zu einer Fratze gibt.

DIE ZUKUNFT VON NIEDERLÄNDISCH-INDIEN VON E. F. E. DOUWES DEKKER (BATAVIA)

Ich glaube, das Wort Corradinis, die Zukunft gehöre den Raubmächten, stimmt noch immer.

Die Geschichte der kolonialen Expansion lehrt uns vor allem das eine mit heller Deutlichkeit: Nur diejenigen Kolonien, welche sich zu aggressiven oder defensiven Zwecken auf eine organisierte Schutzmacht stützen können, wissen sich zu halten.

Die kleineren kolonisierenden Staaten: Spanien, Portugal und Holland, fühlten sich in ihren kolonialen Besitzungen nicht länger sicher, als ihre Kriegsschiffe und Handelsfahrzeuge während längerer oder kürzerer Zeit die Hegemonie zur See hatten. Diese Zeit ist für die kleinen Staaten — auch für Holland — vorüber. Die Riesen in der Politik, England, Deutschland, die Union und jetzt in allerletzter Zeit Japan, haben nicht die geringste Achtung mehr für die Flaggen jener kleinen Nachbarn. Wenn die Zeit reif ist, werden sie die Hand ausstrecken nach dem Gute jener Kleinen und Schwachen

und sich dessen bemeistern. Dann wird in der Welt ein Geschrei aufgehen über Machtmißbrauch, Raub und Plünderung. Das wird jedoch nicht viel Erfolg haben.

Die Großmächte wünschen vorläufig auf friedlichem Wege ihren Hunger zu stillen. Fürsten ziehen herum als Handelsreisende. Die nationale Industrie, unterstützt durch die nationale Handelsflotte, sucht sich allerorts Absatzgebiete. Emigrantenkolonien nisten sich im Auslande fest und schaffen dort Einflußsphären. Konzessionen für große industrielle Unternehmungen werden abgezwungen. Finanzielle Interessen werden immer größer. Man schließt Bündnisse zur Erlangung von Vorrechten. Alles Mittel, um langsamerhand eine Anschließung zu bewirken.

England hat sich portugiesische Besitzungen auf der Ostküste Afrikas angeeignet und baut jetzt in Mozambique Eisenbahnen; erwirbt sich dadurch drüben finanzielle Interessen, welchen die portugiesische Regierung Rechnung tragen muß. Es ist leicht vorauszusagen, daß diese Kolonie langsam in englischen Besitz kommen wird. Das ist für die Kolonie selbst nicht zu bedauern. Sie wird sich wohl dabei befinden, der Oberherrschaft eines ohnmächtigen Ländchens, das durch seine Impotenz das Recht auf die Kolonie eingebüßt hat, entzogen zu werden.

Im Verlauf des vorigen Jahrhunderts haben wir die koloniale Expansion über die ganze Welt wahrnehmen können. Nun macht kein einziger Staat sich Kolonien mit dem ausschließlichen Zwecke, der autochthonen Bevölkerung zum Segen zu gereichen.

Was bezeichnet denn Kolonisation? Fallot gibt in seinem in mancher Beziehung merkwürdigen Buche „L'Avenir colonial de la France" diese Antwort: „C'est l'action exercée par un peuple civilisé sur un pays de civilisation inférieure à la sienne, dans le but de le transformer progressivement par la mise en valeur de ses ressources naturelles et par l'amélioration des conditions materielles et morales d'existence".

Das Hinauftreiben der Kriegsetats in den großen europäischen Staaten hat selbstverständlich nicht den Zweck, die eigene Existenz innerhalb der Landesgrenzen zu verbürgen. Diese läuft doch wenig Gefahr. Seit im Anfang des vorigen Jahrhunderts der Nationalismus vermeinte, den Weltfrieden dadurch sichern zu können, die Völker in nationalen Grenzen zu halten, ist eine ganz andere

 Entwicklung hervorgegangen als erwartet wurde. Die Völker waren eben nicht in den nationalen Grenzen zu halten. Die Emigration aus den zivilisierten Ländern, welche in den letzten Jahren für England dreimalhunderttausend, für Deutschland mehr als zweimalhunderttausend Seelen zählte, hat wesentlich die nationalen Grenzen ausgedehnt. Die Umstände haben also stets größere Kriegsmacht nötig gemacht, um den nationalen Handel und die nationale Industrie, das heißt den nationalen Reichtum, gegen Angriffe von außen zu beschirmen.

Der Stärkste genießt das höchste Prestige. Ägypten wurde Frankreich, Mashona- und Matabeleland Portugal von England abgenommen; Amerika raubte Spanien seine Kolonien; Japan bemeisterte sich Koreas; Deutschland verdrängt jeden andern aus der Türkei und Kleinasien. Die Schwachen werden beiseite geschoben, dagegen läßt sich nichts machen. „The days of small states are past", sagte „International". Es wird sich wohl herausstellen, daß dieser Ausspruch ein geflügeltes Wort in der modernen Völkergeschichte wird. England verwendet jährlich mehr als siebenhundert Millionen Mark für die Flotte; sieht jedoch die Unmöglichkeit einer Handhabung des Two-power-Standard ein. Deutschland ist auf ungefähr die Hälfte dieser ungeheuren Marineausgaben gekommen, und mit jedem Jahre ist eine Erhöhung des Marineetats zu erwarten. Die Bundesgenossen sind für dasselbe Spiel schon gewonnen. Österreich-Ungarn hat seinen Etat von 47 Millionen Kronen in 1907 auf 66 Millionen in 1909 gebracht; Italien verwendet schon 150 Millionen Lires für seine Kriegsflotte. Die amerikanische Union arbeitet in der von Roosevelt angegebenen Richtung: sie bestrebt sich, den Großen Ozean ganz ihrer Macht zu unterwerfen. In 1909 wurden ungefähr fünfhundert Millionen Mark an die Flotte gespendet. Japan bildet sich mit Energie eine erstklassige Kriegsflotte.

Zwischen solchen Kraftleistungen kommen die Schwächeren ins Gedränge.

Berechnet wurde, daß 1950 Deutschland mit einer Bevölkerung von 90 Millionen Reindeutschen und 250 Millionen Untertanen den größten Teil des verlebten Frankreich verschluckt, Deutsch-Österreich an sich gezogen und den Balkan größtenteils annektiert haben wird. Daß seine koloniale Expansion damit gleichen Schritt gehalten haben wird, wurde in Britannien für sicher ange-

nommen. Früher oder später werden Holland, Belgien und die Schweiz als Provinzen oder Bundesstaaten im deutschen Riesenreich aufgelöst sein.

Obenstehende Gedanken findet man ungefähr wieder in einem sehr bemerkenswerten Artikel in „La Nouvelle Revue" vom August d. J.

Der Gedankengang des Schreibers ist logisch, und wenn er sein Vaterland nicht schont, es aufweckt, um die nationale Energie dem Wiederaufbau der Flotte zuzuwenden, so muß man dies von seinem ultra-nationalistischen Standpunkt aus billigen.

Jetzt aber wiederhole ich die Frage: Was soll aus Niederländisch-Indien werden?

Eine amerikanische Kolonie? Ein englischer Besitz? Eine japanische Provinz? Die Alternative ist nicht verlockend. Durch Änderung des Systems unter einem neuen Mutterlande ist wahrscheinlich wohl einige Besserung zu erwarten. Aber auch sehr viel Nachteil.

Man ist in Indien und in Holland öfters so freundlich gewesen, mir anti-holländische Gefühle zuzumuten, die mir fremd sind, solange die Interessen Indiens mit denen des Mutterlandes parallel laufen. Dieses darf hervorgehoben werden, wo ich hier erkläre, es vorläufig im Interesse Indiens zu achten, daß die holländische Suzeränität über die Kolonien erhalten bleibt.

Jedoch gibt es, meiner Meinung nach, nur ein Mittel, um der Suzeränität Hollands in der Zukunft eine längere Dauer zu verbürgen.

Holland muß aus dem politischen Gedränge der nächsten Zukunft herauskommen. Selbst ist es jedoch zu schwach dafür. Es ist ihm nicht möglich, durch Armee oder Flotte Prestige abzuzwingen. Es kann sich keine Hunderte Millionen für die Marine leisten. Selbst angenommen, das kleine Ländchen hätte genügend Personal, um eine so große Flotte zu bemannen. Es kann auch in dieser Hinsicht nicht auf Hilfe der kolonialen Bevölkerung hoffen, weil es selbst während Jahrhunderten versäumt hat, die koloniale Bevölkerung dazu fähig zu machen. Dieser politische Fehler wird sich jetzt rächen. Vielleicht mit dem Untergange von Hollands Selbständigkeit.

Wie wird Holland denn geholfen werden können?

Mir kommt es vor, daß das Mittel dazu wohl zu finden ist.

Holland muß sich dem mächtigen Nachbarn als Bundes-

 staat anschließen, der gerade damit beschäftigt ist, sich seine Zukunft zu machen und zum mächtigsten Staate auf dem Kontinente Europas zu werden. Eine ehrenvolle Bundesgenossenschaft wird auch Indien zum Vorteil sein. Besser ist ein deutsches Protektorat über Niederländisch-Indien — unter Suzeränität Hollands als anerkanntem Bundesstaate des Deutschen Reiches der Zukunft —, als daß Indien langsam zugrunde geht.

Es ist ein rein patriotischer Gedanke, der in dieser Richtung eine Lösung sieht. Ich sehe vorläufig keinen Vorteil in einem politischen Selbstmord Hollands, solange auch Indien die Nachwehen davon spüren würde. Dagegen würde Indien den nicht zu unterschätzenden Vorteil eines mächtigen Beschirmers genießen; den Vorteil einer kräftigen Beteiligung deutschen Kapitals und deutscher Industrie an der Entwickelung des Landes.

Holländischer Chauvinismus wird mir vorwerfen, daß Indien, namentlich die indische Bevölkerung und die Indo-Europäer, dabei keinen Vorteil finden werden. Daß sie verdrängt werden.

Das sind jedoch keine stichhaltigen Argumente. Die Entwickelung Indiens mittels einer kräftigen Beteiligung europäischen Unternehmungsgeistes in der Ausnützung kolonialer Hilfsbrunnen kann unmöglich zum Untergange der numerisch viel zu starken Bevölkerung Indiens führen, welche dann außerdem besser in der Lage ist, ihre vielen intellektuellen Begabungen zu entwickeln, als ihr bei der heutigen ziemlich ohnmächtigen holländischen Kolonisation möglich ist. Die Treibkraft, welche wir jetzt in Indien vermissen, und deren wir doch so sehr bedürfen, kann uns nicht zum Verhängnis werden. Gesetzt, Holland wäre so stark wie Deutschland, — würden die holländischen Chauvinisten dann auch dieses Argument der Verdrängung gelten lassen?

Private Neigungen würden vielleicht lieber ein Bündnis wünschen mit England oder Amerika. Jedoch abgesehen davon, daß bei einem Vergleich der Zukunft des alten, immerhin aber noch sehr mächtigen Englands und des jungen, methodisch weiterarbeitenden Deutschlands die Chancen größer scheinen bei Hollands östlichem Nachbarn mit seiner viel größeren, immer wachsenden Seelenzahl, abgesehen auch von der in Tradition und Geschichte wurzelnden Abneigung des holländischen Volkes für England, ist nun einmal die Situation Hollands so, daß

wünscht man keine Trennung zwischen Holland als Suzerän und seinen asiatischen Kolonien, nur dieser Anschluß an Deutschland bewirkt, daß Holland zuletzt als deutsche Provinz seine Selbständigkeit verlieren würde, und die kolonialen Besitzungen der amerikanischen Union oder einer andern Großmacht als reife Früchte in den Schoß fallen würden.

Als Indier ist es meine feste Überzeugung, daß Indiens Heil wirklich von einem Anschlusse Hollands an das Deutsche Reich zu erwarten ist.

JACK, DER BAUCHAUFSCHLITZER
VON BERNHARD SHAW (LONDON)

Ich habe keineswegs die Absicht, hier den alten Kampf gegen die Schule der Bilderstürmer und Desillusionisten wieder zu beleben oder mich der neuen Reaktion gegen sie anzuschließen. Er hat der Welt viele Wahrheiten gesagt und die Romantik wieder zur Vernunft gebracht; ja sogar die Zurückweisung der Grazie und Bezauberung durch die schöne Kunst war notwendig, denn die künstlerische Morbidezza Byrons und Victor Hugos war zu phantasievoll, als daß die Victorianische Bourgeoisie sie als getreue Chronisten wirklicher Tatsachen und wirklicher Menschen hätte gelten lassen können. Die Rechtfertigung von Zolas verhältnismäßiger Grobkörnigkeit besteht darin, daß sein Werk in einer andern Form nicht hätte verrichtet werden können. Wenn Zola Sinn für Humor oder die Lust eines großen Künstlers, mit seinen Ideen, seinen Stoffen und seinen Lesern zu spielen, gehabt hätte, wäre er entweder so unlesbar für gerade die Leute geworden, die er aufrütteln wollte, wie es Anatole France ist, oder so unglaubwürdig, wie es Victor Hugo war. Er hätte sich auch das Mißtrauen und den Haß der Majorität unter den Franzosen zugezogen, die wie die Majorität der Menschen aller Nationen nicht nur unfähig sind, die schönen Künste zu begreifen, sondern sie auch wütend verfolgen. Ein Mann von Geist ist für sie ein Mensch, der über sie lacht; ein

Künstler ein Mann von liederlichem Charakter, der davon lebt, daß er Lügengeschichten erzählt und den wollüstigen Leidenschaften dient. Was sie gerne lesen, das sind die Polizeiberichte, besonders Mord- und Ehescheidungsfälle. Die erfundenen Morde und Scheidungen der Novellisten und Stückeschreiber befriedigen sie nicht, weil sie an diese nicht glauben können; zu ihrer Unterhaltung ist aber der Glaube, daß sich das geschilderte Entsetzen oder der Skandal wirklich zugetragen habe, unumgänglich nötig und daß wirkliche Menschen wirkliches Blut und wirkliche Tränen vergießen. Um diesen Glauben durch Dichtungen hervorzurufen, muß der Autor die Künste des Schriftstellers verkleiden, ja selbst verabschieden und sich den Stil des schildernden Reporters der Strafgerichtshöfe aneignen. Als ein Beispiel, wie man sich solche Leser verschafft, mag man Zolas „Bête humaine“ nehmen. In seinen wichtigen Teilen ist es eine einfache und rührende Geschichte, etwa wie Prevosts „Manon Lescaut“. Aber in sie hat Zola die größte Polizeisensation des 19. Jahrhunderts gewaltsam hineingetan: die Episode von Jack dem Bauchaufschlitzer. Jacks widerwärtige Neurose hat mit der menschlichen Natur nicht mehr zu schaffen als Cäsars Epilepsie und Gladstones fehlender Finger. Man fühlt sich versucht, Zola anzuklagen, daß er das aus den Zeitungen entlehnt habe, um seinen Kunden zu gefallen, genau wie Shakespeare Mord- und Eifersuchtsgeschichten aus den Chroniken und Erzählungen seiner Zeit zu entlehnen pflegte, um sie auf das Haupt gewaltiger Humoristen vom Schlage Macbeths und Hamlets zu häufen. Ohne solche Lockspeisen hätte Shakespeare von seinen Stücken nicht leben können. Und wenn er reich genug gewesen wäre, diese Erwägung zu mißachten, hätte er doch für genügende Sensation sorgen müssen, um die Leute zu veranlassen, seinen Inspirationen zu lauschen. Nur der Mann, der keine Sendung hat, ist zu wählerisch, um die Trommel vor seiner Bude zu rühren.

ELSÄSSISCHE SORGEN VON BERNHARD IHRINGER (STUTTGART)

In Berlin wird eine neue Verfassung hergestellt. Seit einigen Monaten murmeln die Offiziösen davon in allen Tönen. Bald heißt es, dieser Thesaurus rerum politicarum sei vom Bundesrat durchberaten, bald, er sei vom Reichskanzler wieder zurückgezogen, bald, er sei von der „Krone" bereits unterzeichnet. Und während man noch an der Spree Paragraphos wohl einstudiert, um im gegebenen Augenblick durchaus bühnengerecht auftreten zu können, kommt tief, tief aus dem Süden ein kurzes Telegramm: Der oberelsässische Bezirkstag hat sich für die Einführung der Republik entschieden. Und während man in der Wilhelmstraße nur dumpf grollt: noli turbare circulas meas! keift bereits der Straßburger Oberoffiziosus auf die Schuldigen. Jener protestantische Zentrumsmann Preiß, auf dessen Brust sich unvorsichtigerweise der rote Adler verflogen hat! Jener frühere russische Staatsangehörige Daniel Blumenthal! (Daniel! hört ihr?) Hier habt ihr die Stützen eurer elsässischen Republik! Nun geht hin und haltet Reden „Pour la patrie". Ihr seid erkannt!

Der Ärger ist ein schlechter Berater. Und die Zornausbrüche, mit denen man in Straßburg den harmlosen Bezirkstagsbeschluß kommentierte, zeigen allzu deutlich, wie unangenehm solche Ideen höheren Orts gerade im gegenwärtigen Augenblick sind. Wie unangenehm es schon ist, daß ein solcher Gedanke überhaupt zur Debatte gestellt werden konnte. Und wenn man auch klugerweise die Meldung eines Übereifrigen dementierte, der Vorsitzende jener katilinarischen Körperschaft sei aufgefordert worden, sich zu rechtfertigen, wie er den Antrag überhaupt habe zur Abstimmung zulassen können, so deutet doch der Rauch auf das nicht allzu ferne Feuer. Elsaß als preußische Sekundogenitur — welch erhebendes Schauspiel! Elsaß als Republik — écrasez l'infâme!

Frankreich ist Republik, das genügt. Genügt, um jeden Gedanken an eine ähnliche politische Gestaltung im Elsaß als hochverdächtig zu verpönen. Daß das Gebiet des Deutschen Reiches drei durchaus selbständige Republiken bereits in sich schließt, fällt den Leuten gar nicht erst ein. Wozu schickte man einen wirklichen preußischen Prinzen nach Straßburg, um dort den Doktor summa cum

 laude zu machen, wenn hinterher jeder Bezirkstag auf Einführung der Republik votieren will? Wozu der neue Titel „Königliche Hoheit“ für den Regentschaftskandidaten, den Fürsten von Hohenzollern?

So liegen die Dinge am Ende einer vierzigjährigen „Versöhnungspolitik“. Kein einziger preußischer Staatsmann kann es wagen, für die völlige Autonomie des Landes zu sprechen; jeder muß sich vor den Früchten seiner Versöhnungssaat fürchten. Niemand in Berlin denkt an Autonomie im wahren Sinne; statt dessen konstruiert man ein neues Verfassungsungeheuer mit allen möglichen Hintertürchen für obrigkeitliche Überwachung. Ein Hohenzoller an der Spitze, ein Beamtenkörper, der wie bisher nach preußischem Muster gedrillt wird, dabei die Entfaltung der schönen Kriegervereins-Mythologie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, Ansprachen kommandierender Generäle, Sedansfeiern — das ist das alte Gericht, das mit einer neuen Sauce begossen den elsässischen Mägen zudiktiert wird.

Wenn man der Presse in Preußen und anderswo glauben sollte, könnte man meinen, es gäbe überhaupt im ganzen Elsaß keine anderen Leute, als Prediger der Revanche, Leute, die beständig nach Frankreich hinüberschielen und am liebsten die Trikolore herüberholen möchten. Daß das nur Gespenster sind, mit denen man dem „Reiche“ das Gruseln beibringen will, weiß jeder, der die Verhältnisse einigermaßen kennt. Jeder richtige Elsässer ist eben seiner Natur nach schon Oppositionsmann; treibt man ihn dann mit hohen landrätlichen Erlassen und anderen Instrumenten der bureaukratischen Folterkammer in die Enge, so kommt er schließlich dazu, sich leidenschaftlich an das zu hängen, was ihm sonst ziemlich gleichgültig wäre. Man mache die Nutzanwendung. Ich wage zu behaupten: Elsaß war nicht französisch, aber die preußische Verwaltung hat ihm die französische Gesinnung durch eine höchst unkluge Politik der Verärgerung und der Schikanen allmählich beigebracht.

Zum Beweise möchte ich nur auf die Tatsache hinweisen, daß vor hundertzwanzig Jahren, als die Revolutionsmänner über die Vogesen kamen, die ganze französische Kultur noch höchst unpopulär war, daß von Paris fortwährend Anklagen geschleudert wurden gegen diese „Alsaciens“, die höchst obstinat die Sprache der Feinde Frankreichs sprechen, die einem Priester, der ihnen die

Vorzüge der Revolution auseinandersetzte, kurzweg erklärten: „Tout cela peut être fort beau, mais — cela vient des Welches“. Das sind die Vorfahren der heutigen sogenannten enragierten Franzosenfreunde, über die einst Lacoste wütende Berichte nach Paris sandte: „La seule mesure à prendre est de faire guillotiner le quart des habitants de cette contrée“. Und später: „Quant aux aristocrates, aux f . . . . Alsaciens, nous vous promettons d'en avoir soin, et sans la loi sur le tribunal révolutionnaire, qui nous lie les bras, nous en aurions déjà fait une jolie fricassée“. Und aus diesen so ganz und gar unfranzösischen „f . . . Alsaciens“ hat die kluge Politik des dritten Napoleon gute deutschsprechende Franzosen und das preußische Regiment französisch redende Antipreußen gemacht.

Es scheint ein Dogma preußischer Staatsweisheit zu sein, daß es keine deutschen Staatsangehörigen geben darf, die nicht deutsch reden. Wo bis jetzt dieses Dogma auf bureaukratischem Wege durchgefochten werden sollte, hat es nichts als Unfrieden gesät, geschweige daß es irgendwelche praktischen Erfolge gehabt hätte. Der Pole, dessen Kinder in der Religionsstunde nicht mehr polnisch sprechen dürfen, wird eben die Faust im Sack machen und auf die Revanche des weißen Adlers warten. Er wird Oppositionsmann, Sozialdemokrat, meinetwegen auch Revolutionär, aber auf keinen Fall ein ruhiger preußischer Staatsbürger. Und eine solche „staatsbürgerliche Erziehung“, die die Rechte und die Sprache jedes Bürgers respektiert, wäre, meine ich, eher notwendig, als Flottenvereinsreden vor Sekundanern.

Ob wir an die östlichen Provinzen denken, oder an Schleswig (wo die Verhältnisse vielleicht schneller einer Krisis zutreiben, als sich gewisse weise Herren träumen lassen) oder an die Vogesenlinie — überall dieselben Mißerfolge, Verstimmung, offener Affront, Schikanen kleinlichster Natur, Hetz- und Wühlarbeit seitens chauvinistischer Vereine, die, noch päpstlicher als der Papst, die Lage vollends unerträglich machen. Wie lange ist es her, daß ein Biederer die Visitenkarte „Madame la comtesse de Wedel“ als politisches Schriftstück von unerhörter Tragweite in seinem Blatte publizierte? An „Monsieur le baron de Schoen“ erinnern wir uns ja alle noch; oder an die Betramgeschichte und die angebliche Äußerung des Herrn Zorn von Bulach jun. Aber man soll sich nur ja nicht in Berlin über solche unbequeme Dinge beklagen. Der Kern ist echt, gehört

dem Regierungsprogramm an, dem Programm kleinlichsten Teutschmeiertums. Mag man zusehen, wie man die beschworenen Geister wieder los wird.

Daß diesseits und jenseits des Wasgenwaldes ein kleines Häufchen Unentwegter lebt, das „nicht vergessen kann" und im vollen Ernst den Anschluß des Elsaß an Frankreich propagiert, hat noch niemand bestritten. Aber so sicher die Existenz solcher Utopisten ist, so sicher ist's, daß diese Abenteurerpolitik keine irgendwie einflußreiche Partei hinter sich hat, wenn auch gelegentlich redelustige Generäle es nicht unterlassen können, von den „Hoffnungen" zu sprechen. Was solche Äußerungen aus militärischem Munde bedeuten, darüber braucht man nur Herrn General Keim zu fragen. Die Partei des Prätendenten, Philipp von Orléans, hat näherliegende Wünsche und Victor Napoléon (der auch schon von seinen „Hoffnungen" zu reden anfängt) denkt erst recht nicht daran, ein Abenteuer zu erneuern, das seinem Ahn Krone und Reich kostete. Wie überall in der französischen Politik muß man auch hier Mittel und Zweck streng trennen: die „question alsacienne" ist ein politisches Mittel der Patriotenpartei, so gerade recht zur Ausschmückung patriotischer Wahlreden. Bajonette wird man dafür nicht ins Feld schicken und „le baron de Schoen" wird in kritischen Fällen am Quai d'Orsay stets erfahren, der werte Name sei bekanntlich immer und überall Hase.

FLIEGERKRISIS VON LEONHARD ADELT

Unser Übergang vom Motorballon zur Flugmaschine hat sich erstaunlich rasch und radikal vollzogen; nicht etwa durch einen Wechsel der theoretischen Überzeugung, sondern einfach dadurch, daß das Gros der vorhandenen Luftschiffe in die Brüche ging und die Neubauten als konstruktiv verfehlt noch vor dem ersten Aufstieg demontiert wurden. Diese empfindliche Einbuße am nationalen Vermögen und Prestige sollte uns davon abhalten,

die Ausnützung der Aviatik in der gleichen Weise zu forcieren. Allein die Sucht, wettzumachen und Frankreichs Vorsprung einzuholen, hat auch hier eine ungesunde Spekulation gefördert, und drängt uns abermals einer Krisis zu, die nicht nur eine junge, zukunftsreiche Industrie und wertvolle wirtschaftliche Möglichkeiten gefährdet, sondern auch die flugtechnische Entwicklung des Aeroplans zu untergraben droht. Die großen tatsächlichen Erfolge, die ununterbrochene Kette der Rekorde, der Klang der rollenden Millionen übertönen den Protest der wissenschaftlichen Technik, die in schroffem Gegensatz zur öffentlichen Meinung diesen Fortschritt abstreitet.

Der Protest richtet sich einmal gegen die Freischärler und Schlachtenbummler der Wissenschaft, jenen Troß aus Kaufleuten, Beamten, Chauffeuren, Schlossern, Malern, Bildhauern, Briefträgern, Hauslehrern, Schokoladenfabrikanten, Dichtern, Pfarrern und Gymnasiasten, der bei uns Luftschlösser und Flugmaschinen baut, und sich so lange kompromittiert, bis der Erfolg den einen oder andern von ihnen rechtfertigt, und zweitens gegen das Fliegen als reine Sportübung. Dem Flugwesen von heute stehen praktisch nur zwei Betätigungen offen: die sportliche und die militärische. Aber die militärische Aviatik ist vorderhand noch ganz in den Sport eingeschachtelt, und unter den Fliegern überwiegen, neben dem Ingenieur und dem Offizier a. D., dem die Flugkunst einen neuen Beruf erschlossen hat, der vormalige Rad- und Automobilrennfahrer und der Sportsmann, Millionär oder Aristokrat mit dem zeitgemäßen Anhang der Sportslady. Der überhaupt erste Flieger in Europa war der brasilianische Millionär Santos Dumont, der peruanische Millionär Chavez bezwang als Erster die Alpen, und der nordamerikanische Millionär Drexel hält den Höhenweltrekord. Die Aviatik läuft also einstweilen auf ein neuartiges und gefährliches — und eben dadurch reizvolles — Seitenstück zum Rad- und Autosport hinaus. Schon hat man — bei der Magdeburger Flugwoche — den ersten, verfrühten Versuch einer Scheidung in Berufs- und Herrenflieger machen wollen, und eine Folgerung des Flugplatzes ist der Flugzirkus, der natürlich amerikanische Erfindung ist. Es ist ein Witz der Entwicklungsgeschichte, den sich Bernhard Shaw notieren sollte, daß die alte heilige Menschensehnsucht, der Dichtertraum von Dädalus und Ikaros sich als flying Jockey verwirklicht hat. Aber der geprellte Idealist und die unzufriedene Wissenschaft mögen nicht vergessen, daß die

 Aviatik ohne den Sport und seine Millionen ein totgeborenes Kind wäre. Auch der Aeroplan kann — in der Auslegung des modernen Sportbetriebes — ohne panem et circenses nicht bestehen: den Fliegern als Broterwerb, dem Volk als Schauspiel. Der Wettflug ermöglicht die finanzielle Verwertung der gekauften Maschine und ist zugleich schon wieder Propaganda der Tat für den weiteren Absatz der siegreichen Marke. Er erhöht die persönliche Fertigkeit, ohne die keine der heutigen Typen militärisch brauchbar wäre, und vermehrt die praktische Erfahrung, die wieder der theoretischen Wissenschaft zugute kommt. Der Jahresumsatz von 10 Millionen Franken, den Frankreich schon jetzt in Flugmaschinen erzielt, seine Legion von 200 Fliegern, seine 60 Militäraeroplane sind ohne die popularisierende Wirkung des Sportes nicht denkbar.

Die überwiegende Tendenz zum Sport hat indessen für das Flugwesen die Bedenklichkeit gezeitigt, daß die glänzenden Ergebnisse dieses Jahres weniger auf konstruktive Verbesserungen als auf die persönlichen Leistungen der Flieger zurückgehen. Der rotierende Motor (d'Annunzio dichtet: „der rasende Stern") war ein Sprung vorwärts, aber er ist, seit Heims, die einzige grundsätzliche Neuerung geblieben, und außerdem wird nicht die Motorenindustrie, sondern die Aerodynamik die endgültige Form des Aeroplans bestimmen. Denn das Flugzeug ist Anfang in noch ganz anderem Sinne, als es seinerzeit das Fahrrad und das Automobil waren: es bewegt sich, wie das Unterseeboot, in nur einem Medium, und dieses Medium ist, mehr als die Flugmaschine selbst, das Neue und Problematische dabei. Dem aber ist nicht einfach dadurch beizukommen, daß man den Motor immer stärker und den Tragkörper immer leichter macht. Wer den Menschenflug höher als die Gladiatorenkämpfe des kaiserlichen Rom wertet, nämlich nicht als perverse Sensation, der wird das Spiel mit dem Selbstmord verurteilen müssen, das diese Herrenreiter des Schicksals betreiben; es bricht die Rekorde, aber schändet die Aviatik. Die 27 Piloten, die innerhalb Jahresfrist zu Tode stürzten (ungerechnet einige dreißig schwerverletzte, ungerechnet auch acht erschlagene und acht schwerverletzte Zuschauer), machen nicht weniger als zehn Prozent der Flieger überhaupt aus, und wenn auch zwei für einen eingesprungen sind, so hat doch auf der andern Seite das persönliche Risiko nicht nur die

Konstrukteure selbst, die Blériot, Farman und Wright, die besseres zu tun haben, als sich den Hals zu brechen, sondern auch viele Berufsflieger, die den pekuniären Gewinn nicht damit in Einklang fanden, dem Schauflug abwendig gemacht. Es liest sich ja recht schön, daß allein Frankreich in diesem Jahre 3 1/2 Millionen Francs an Flugpreisen verausgabt, daß Paulham 410000, vier andere Flieger je eine Viertelmillion, drei über 100 000, dreizehn über 50000 Francs gewonnen haben, aber es fragt sich, welche Unkosten diesen Einnahmen gegenüberstehen. Zunächst einmal ist der Professional gewöhnlich (als Angestellter oder auf prozentuale Gewinnbeteiligung) vom Fabrikanten oder vom Manager abhängig, und dann sind seine Spesen außerordentlich groß und unberechenbar: angefangen bei den 2000 Mark Lehrgeld und dem Aeroplankauf bis zu dem kostspieligen Apparat der Mechaniker und Transporte, dem hohen Bruchrisiko, den zerschlagenen Flugmaschinen, die den Gewinn eines Jahres in einem Augenblick illusorisch machen, den Unglücksfällen, die den Piloten auf Wochen und Monate hinaus — oder gar dauernd — vom Flugplatz fernhalten, den Heilungskosten und — unter Umständen — den Schadenersatzpflichten. Dazu kommt, daß mancher Flieger, zumal der Anfänger, überhaupt keinen Preis gewinnt und sich schließlich als ruinierter Mann zurückzieht. Gleich ungünstig liegen die Verhältnisse für die Flugveranstaltungen selbst. Enttäuschungen durch stümperhafte Flieger, streikende Motoren oder die Launen der Witterung, Mißbrauch durch Unbefugte, Übersättigung des Publikums haben den kleineren Schauflügen Abbruch getan, und die großen internationalen Flugwochen schlossen, trotz privater und offizieller Zuwendungen, wiederholt mit einer viertel bis einer halben Million Defizit ab. Da überdies der Winter tote Saison ist, so kann der starke Rückgang in Aufträgen, der jetzt eingetreten ist und einige französische Fabrikanten bereits zu erheblichen Arbeiterentlassungen gezwungen hat, eigentlich nicht wundernehmen. Wohl aber ist damit der Zeitpunkt gekommen, um auf Grund der Erfahrungen und Ergebnisse des Jahres 1910 einen Ausgleich zwischen Sport und wissenschaftlicher Technik herbeizuführen und den Exzessen der Aviatik Einhalt zu tun.

Es ist kennzeichnend und erfreulich zugleich, daß die Wrights ihren Piloten die Teilnahme an dem Wettflug um die Newyorker Freiheitsstatue verboten hatten. Sensationen wie diese oder wie der Simplonflug sind bei dem

heutigen Stande der Flugtechnik schlechterdings grober Unfug, und es muß aus den gleichen Gründen in Frage gestellt werden, ob nicht auch der für 1911 vorgesehene Rundflug durch Europa bedenklich verfrüht ist, und ob nicht bescheidenere Veranstaltungen, wie das Zuverlässigkeitsfliegen des Kartells südwestdeutscher Luftschiffahrtsvereine und die Zeppelin-Huldigung des Deutschen Fliegerbundes, sachdienlicher sind. An sich ist die 100000 Mark-Stiftung des Verlages Ullstein ja großzügig und dankenswert und fern jener Rigorosität der Bedingungen, die den Kathreiner-Preis (50000 Mark für den Flug München—Berlin) im Gegensatz zu den verständigen Stiftungen der Lanz, Bleichröder, Krupp und des Kriegsministeriums hinfällig gemacht hat. Aber auch Frankreich behauptet seine Priorität in der Aviatik nicht durch die reklamehaften Preisausschreibungen seiner Journale, sondern durch die Tüchtigkeit seiner Konstrukteure und die Einheitlichkeit seiner militär-aviatischen Organisation, die das gegebene Flieger- und Maschinenmaterial staffelweise ausbaut und gleichzeitig an der Schaffung eines leistungsfähigeren, zerlegbaren Typs (für drei Mann und zwei Motoren) arbeitet. Demgegenüber hat die preußische Heeresverwaltung, von unseren Konstrukteuren in Stich gelassen, einen schweren Stand. Sie kauft zwar nur in Deutschland gebautes Flugzeug (und schließt deshalb anscheinend den Blériot-Typ aus), aber alle ihre Erwerbungen gehen auf ausländische — meist französische — Lizenzen zurück. Keine rein deutsche Marke — auch Grade nicht — hat bisher den Forderungen der militärischen Praxis zu entsprechen vermocht und selbst, daß so hervorragende Konstrukteure wie Parseval und die Siemens-Schuckert-Werke sich dem Aeroplanbau zugewandt haben, hat nichts als neue Mißerfolge gezeitigt. Unter diesen Umständen wiegt die Gefahr, daß unsere Aviatik ganz im Sport aufgeht, doppelt schwer, und es ist dringend zu wünschen, daß die Versuchsanstalt für Luftschiffahrt und Flugtechnik, die der Reichstagsbesuch bei Zeppelin angeregt hatte und die mit Zeppelin wieder ins Hintertreffen kam, endlich das Stadium der Bedürfnisfrage überwindet — vielleicht nicht einmal als kostspielige und isolierte Neugründung, sondern als Zentrale für die Arbeiten und Versuche aller über das Reich verstreuten Kräfte und als eine lebendige Vermittlung zwischen der Theorie der Dozentensäle und der Praxis unserer Flugplätze, die das eigentliche Laboratorium unserer Fach-

gelehrten sein sollten. Dies sind die gegebenen Wege, um der Fliegerkrisis und ihrer Rückwirkung auf die Flugzeugfabriken einheimischer wie fremder Lizenz zu begegnen und mit den Mitteln der Technik die gesunden Grundlagen des Sportes zu einer deutschen Flugschiffahrt auszubauen.

SPRACHENWIRRWARR VON OTTO CORBACH.

Unermeßliche Kräfte werden im politischen Leben Europas nicht nur durch den Rüstungswetteifer vergeudet; auch z. B. dadurch, daß die Sprache zu einer Magd der Politik erniedrigt wird. Warum ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Englische, in fast allen südamerikanischen Staaten das Spanische zur allgemeinen Umgangs-, Geschäfts- und Amtssprache geworden, ohne daß die Massen der eingewanderten oder einwandernden anderssprachigen Völkerschaften je dagegen aufbegehrt hätten? Weil das Englische in der nordamerikanischen Union ebensowenig wie das Spanische in Südamerika als politisches Werkzeug für Nationalisierungsbestrebungen dient, sondern nur als friedliches Verständigungsmittel für völlig gleichberechtigte Angehörige der unterschiedlichsten Menschengruppen. Dagegen hat die französische Bevölkerung in Kanada allezeit hartnäckig an ihrer angestammten Sprache wie an ihren nationalen Sitten und Gebräuchen festgehalten. Anglisierungsversuche kanadischer Staatsmänner erwiesen sich immer als erfolglos und wurden längst aufgegeben. „Ich persönlich," äußerte hierüber schon vor Jahrzehnten Lord Elgin, „bin von der Torheit aller Versuche, die Franzosen zu entnationalisieren, überzeugt. Sie erzeugen im allgemeinen das Gegenteil des beabsichtigten Erfolges, indem sie die Flamme nationaler Vorurteile und nationalen Hasses nur entfachen. Aber angenommen, sie wären erfolgreich, was wäre das Ergebnis? Man kann vielleicht die französischen Einwohner durch derartige Methoden amerikanisieren, man wird sie sicher nicht anglisieren." Es ist nun ungemein interessant, daß kürzlich aus Westkanada gemeldet wurde, die Kinder dortiger aus den Vereinigten Staaten eingewanderter Farmer weigerten

 sich, in den Schulen englische patriotische Lieder wie „Rule Britannia“ zu singen. Also auch die eigentlichen Amerikaner in Kanada lassen sich nicht anglisieren, obgleich das Idiom der herrschenden Engländer auch das ihrige ist. Es geht daraus hervor, daß sich eine Sprache um so leichter ausbreitet, je weniger sie für politische Zwecke mißbraucht wird. Weder hätten die Engländer in Nordamerika, noch die Spanier in Südamerika ihren Sprachen zu politischen Zwecken zur Vorherrschaft zu verhelfen vermocht. Das wurde nur dadurch möglich, daß beide Sprachen von allem politischen Ballast befreit wurden. Spanien ist an dem Außenhandel der hauptsächlichen südamerikanischen Republiken nur mit ein paar Prozent beteiligt, trotzdem dort überall die spanische Sprache herrscht; und daß der Yankee englisch spricht, hindert nichts daran, daß er im Welthandel der gefährlichste Nebenbuhler John Bulls ist und daß der „amerikanische Dollar“ heute, indem er dem Home rule für Irland zum Siege zu verhelfen droht, vielen englischen Patrioten noch als größeres Schreckgespenst erscheint als die „deutsche Gefahr“.

Wie der Begriff des Amerikanertums in Amerika, so könnte die Idee des Europäertums in Europa Wunder in der Überwindung nationaler Gegensätze und eines babylonischen Sprachenwirrwarrs wirken, wenn sie überall in den leitenden Kreisen Anerkennung fände. Es gibt kein Volk, das mehr unter der Uneinigkeit Europas zu leiden hat, und das mehr bei einer Einigung der Völker dieses zu gewinnen hätte, als das deutsche. Wenn es uns gelänge, bei allen unsern Nachbarn die Überzeugung zu wecken und zu nähren, daß unsere politischen Bestrebungen für alle Zukunft nur bestimmt sind, das europäische Wirtschaftsleben vor störenden Einwirkungen schützen zu helfen, und nicht, es selbst für einseitige deutsche Zwecke, zu stören, dann wären die schwierigsten Hindernisse für jene Bestrebungen beseitigt, die auf eine allmähliche zollpolitische Abrüstung zwischen den europäischen Staaten gerichtet sind und dann würden sich bei der für eine Mittlerrolle günstigen Lage unseres Landes und bei der Reife unserer Verhältnisse die glänzendsten Aussichten gerade für unser eigenes Wirtschaftsleben eröffnen.

EINE BEDAUERLICHERWEISE FAST DELIKATE GESCHICHTE VON MARCEL VERDIER (MARSEILLE)

„. . . . wichtig erscheint die Frage, ob auf dem Balkan . .“ (Le Figaro) — „. . . eine Frage von unabsehbarer Bedeutung ist die Möglichkeit, daß das englische Kabinett . . . .“ (Le Matin) — — „Finden Sie das wirklich sehr interessant?“ fragte Herr Horeaux. „Jetzt nicht,“ antwortete ich und pries mit behaglichem Schmunzeln die guten lieben Austern, die von Madame Pottin, unserer Wirtin, serviert wurden. Herr Horeaux legte also seine Zeitungen beiseite, schob die Brille vorn auf die Nasenspitze und machte sich daran, den Wein sorgfältig einzuschenken. Und als er dann den zarten Schinken gewahrte, und einen Bissen, der ihm wie Butter auf der Zunge zerging, genossen hatte, rief er der Wirtin zu: „Ach, Madame, nehmen Sie bitte die Klatschblätter weg. Da — mich stört der Titel ‚Brasilien und Argentinien‘. Tragen Sie die Blätter zum Herrn Pfarrer zurück. Oder vielleicht findet sich auch drinnen schon der Herr Postmeister, der sie lesen möchte. Und dann — dann bringen Sie noch Schinken. Und dann, wenn's auch gegen die Ordnung ist, vergessen Sie die Pasteten nicht. Genau wie gestern Abend. Ich mache Ihnen mein Kompliment.“ Madame lächelte und knixte behaglich und etwas selbstbefriedigt, worauf sie im Hause verschwand.

„Ah“, machte Horeaux. Ich faltete die Hände über dem Bäuchlein und sagte: „Ja — ja“. — — — Darauf genossen wir die Pasteten. —

„Wissen Sie, mein Lieber, ich habe das Bedürfnis, Ihnen ein kleines Geständnis zu machen,“ sagte Herr Horeaux, „damit Sie mich nicht für einen langweiligen Biedermann halten. — Ich habe vor einem Monat in Paris eine etwas bedenkliche Sache erlebt, über die ich mir noch nicht recht im klaren bin.“ Ich sagte: „Alle Wetter, Herr Horeaux!“ und suchte in der Dunkelheit auf dem Tische mein Glas zu erwischen. „Prosit!“ sagte Herr Horeaux und tat einen sehr tiefen Schluck.

„Sehen Sie, ich hatte in Paris das Glück, unseren Deputierten sehr entgegenkommend zu finden. Er lud mich zu einer weiteren Besprechung in seine Wohnung, wo ich dann bis zum Souper blieb. Dabei lernte ich den Sohn des Deputierten kennen, der in der Armee steht. Als junger Leutnant. Übrigens ein hübscher junger Mensch.

Nur noch etwas milchbärtig. Etwas windig. Nun, Sie verstehen. — Also am nächsten Tag, während ich mich am Fenster rasiere, sehe ich diesen jungen Menschen die Straße herunterkommen und in einem Hause, das dem meinigen gegenüber liegt, verschwinden. Der junge Mensch ist mir gleichgültig. Ich denke nur so: Merkwürdig, gestern lernst du ihn kennen und heute siehst du ihn schon wieder und gerade vor deiner Wohnung. Nun, das ist alles nichts von Belang. — Da sehe ich ihn sich zum Fenster herauslehnen und neben ihm steht eine Dame. Also eine Dame, wissen Sie — — (Herr Horeaux mußte husten; es wurde merklich kühl) — Also mit einem Wort: Herrlich! Klein, schwarz, reizend gekleidet, in einem weißen Morgenröckchen. Nun, Sie kennen meinen Geschmack. Ich halte es für angebracht, mich vom Fenster zurückzuziehen und das Rasieren wo anders zu besorgen. Jetzt geht mir doch aber die Dame und dieser junge Mensch nicht aus dem Kopf, das heißt, mehr die Dame. Was geht mich schließlich der junge Mensch weiter an." —

Ich pflichtete Herrn Horeaux bei, worauf wir mit den Gläsern anstießen und noch eine Pastete probierten. „Wirklich delikat", sagte ich. Worauf Herr Horeaux die Wirtin lobte und es auch für angebracht hielt, noch eine Flasche bringen zu lassen. — Nach einiger Zeit war diese angebrochen.

„Also", begann Herr Horeaux neuermutigt, „ich stehe am nächsten Tage wieder am Fenster und warte eine Weile und wirklich — ich sehe die Dame wieder. Nun, sie wissen, in Paris lebt man etwas leicht. Warum soll man sich wie ein Stockfisch betragen. Ich mache eine, allerdings sehr zurückhaltende Verbeugung. Schön. — Das war alles an jenem Tage."

Hier schalte ich ein, daß mir Herr Horeaux schon seit langer Zeit bekannt ist, und daß ich aus Lyon sehr wohl weiß, wie er sich zu geben liebt. Es wird also sicher nicht alles an jenem Tage gewesen sein. Herr Horeaux schämte sich vor mir und wollte mich etwas beschwindeln. Das ist typisch für ihn. Er hat der Dame zweifellos an jenem Tage noch Blumen geschickt und wird auch mit ein paar liebenswürdigen Zeilen nicht zurückgehalten haben. Er wird sich benommen haben, wie sich eben ein Landrichter, dessen Frau sich jede Woche zweimal rasieren muß, in Paris benimmt.

Herr Horeaux klopfte mir auf die Schulter und fuhr fort: „Es vergehen einige Tage, in denen ich in Versailles und Neuilly zu tun habe. Ich denke nicht weiter an das

vis-à-vis. Plötzlich, mittags um 12, sehe ich sie wieder. Am Opernplatz, wie sie gerade einen Omnibus besteigt. Dabei kommt es mir so vor, als ob sie mir zulächelt, oder als ob sie mich in irgendeiner seltsamen Weise angesehen hätte. Genug, ich steige auch in den Omnibus und sitze ihr gegenüber. Sie zahlt zwei Sous. Also zahle ich auch zwei Sous und nehme mir vor, mit ihr zusammen auszusteigen. Die Situation war aber einigermaßen peinlich. Erstens, die fürchterliche Hitze. Und zweitens, das Bewußtsein, daß mein Aussehen unter der großen Hitze leidet. Und dann das peinliche Bewußtsein, auf Wegen zu wandeln, die vielleicht doch nicht für einen Mann in meinen Jahren und in meinem Amte als ganz sauber zu bezeichnen sind. Nun, das wäre aber vielleicht noch nicht so schlimm. Aber — diese Beklemmung. Nun, Sie verstehen mich. — Endlich hält der Omnibus. Sie steigt aus. Ich folge ihr. Ich sage Ihnen, sie hatte ein Füßchen —, eine Taille. Prächtig. Ich lüpfe also den Hut und spreche sie an. Darauf lächelt sie — aber, wissen Sie, in einer gewissen seltsamen Weise und läßt mich stehen. Ja, das ist nicht angenehm. Aber, wie ich nun so dastehe, fällt mir ein, daß ich mich eigentlich, wenn ich es recht überlege, gegen den Sohn unseres Deputierten auch nicht sehr schön benommen habe. Welcher Teufel treibt mich, den jungen Menschen, den ich vor wenigen Tagen am Tische seines Vaters kennen lernte, unglücklich machen zu wollen. Ich empfinde das als etwas sehr Peinliches und komme den ganzen Tag nicht von dieser unangenehmen Empfindung los. — Am nächsten Tage packe ich meine Koffer und will mit dem Abendzug abreisen. Da meldet sich der Sohn unseres Deputierten bei mir. Ich empfange ihn und bin allerdings schon etwas beunruhigt. Und siehe da — kaum steht er mir gegenüber, gibt er mir einen Patsch hinter die Ohren."

„Oh! Oh!", sagte ich und legte meine Hand auf Herrn Horeaux' Arm, was Herrn Horeaux wohlzutun schien; denn er wiederholte etwas besänftigt: „Jawohl, einen Patsch hinter die Ohren." Dann hatte er das Bedürfnis, mit mir anzustoßen. Ich nötigte ihn zu einem Schinkenbrötchen und führte Herrn Horeaux dabei alle Vorzüge dieses herrlichen Schinkens zu Gemüte, um ihn wieder in gute Stimmung zu bringen. Dieses gelang mir auch, so daß Herr Horeaux schließlich vollkommen heiter den Patsch hinter die Ohren mit einem Kopfschütteln abtun konnte.

Dann sah Herr Horeaux mich an und begann ein verschmitztes Lächeln zu zeigen und mit den Augen zu blinzeln. „Hoho!“ sagte ich. Für Herrn Horeaux war das ein Grund, mit mir anzustoßen. „Das Ende war“, sagte er dann, nachdem er seine Würde vollkommen wiedergefunden hatte, „der junge Mensch verlangte, ich sollte Abbitte leisten. Er packte mich ohne weiteres am Arm und schleifte mich sozusagen über die Straße. Dann zwei Treppen hoch in ein Zimmer hinein, in dem ich die bewußte Dame, von der ich übrigens auch heute nur den Vornamen Marguerite kenne, wiedersah. Selbstverständlich hielt ich es für die Pflicht eines Gentlemans, vor den Augen der Dame keinen weiteren Skandal zu machen und etwa gegen die unliebenswürdige Handlungsweise des jungen Menschen zu protestieren. Ich gewann es über mich, eine Entschuldigung in aller Form hervorzubringen. Die Dame lächelte und schien sehr befriedigt zu sein. Ob sich nun darüber der Herr Offizier ärgerte, ich weiß es nicht. Er geriet plötzlich in Wut und gibt mir mit einem Stock einen Hieb über den Rücken. „Sie — wissen schon.“ Ich besinne mich einen Augenblick und bemerke dann in einem korrekten gemessenen Ton, sowie es die Gegenwart einer Dame erfordert: „Mein Herr — ich werde Stellen wissen, an denen ich mich über Ihr Benehmen beschweren kann.“ — Und, sehen Sie mein Lieber, damit hatte ich das richtige Wort in jener Situation gefunden. Sie werden hören — ich gehe nachhause. Zwei Stunden später meldet man mir eine Dame — die bewußte Dame. Natürlich, sie kommt, um mich zu versöhnen. Ich zeige mich schwierig. Sie wird liebenswürdig und liebenswürdiger, fällt mir schließlich um den Hals und versichert, sie wolle um jeden Preis mein Stillschweigen erreichen. Der junge Mann dürfe in seiner Karriere durch keinen Skandal geschädigt werden. Und so weiter. Sie können sich denken.“

Herr Horeaux versank in ein tiefes Nachdenken, so daß ich mich veranlaßt sah, nach einer Weile zu fragen: „Nun — Sie machten Ihre Nachgiebigkeit abhängig von einer Bedingung, daß — nämlich, daß sie, die Dame . . . .“

Herr Horeaux schob seine Brille von der Nasenspitze in die Höhe, bis sie wieder gerade vor den Augen saß, woraus ich zu entnehmen glaubte, daß er Absichten hätte, phathetisch zu werden. Aber er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Sie, mein Herr, zeigen sich doch anders, als ich annahm. Ihre Phantasie geht auf absurde Wege. Das

muß ich Ihnen, offen gestanden, sagen. Ist es nicht selbstverständlich, anzunehmen, daß ich mich wie ein Gentleman betragen mußte und der Dame — ohne weiteres! — alles zusagen mußte, was sie wünschte? Ist es nicht selbstverständlich, anzunehmen, daß zum mindesten ein Mann, der wie ich das Amt eines Richters bekleidet, in keiner Weise anders handeln kann? Oder sind alle Bande des Vertrauens und des Glaubens gelockert? Neigen auch Sie bereits zum Anarchismus? Mein Herr, Sie, wie die meisten Menschen, bereiten mir eine starke Enttäuschung."

Ich fühlte mich danach sehr beschämt und ging mit mir zu Rate, ob er recht hätte. „Ja ja, die Unsicherheit der Zustände", seufzte ich. Bemerkte aber zu meinem Bedauern, daß ich damit keine Wirkung auf Herrn Horeaux ausübte. Er tat als ob er nichts gehört hätte und würgte an einer Pastete. „Sind schon zu alt geworden", tadelte er. Und als Madame Pottin, die Wirtin kam, zündete er ein Streichholz an und sagte, nachdem er seine Taschenuhr beleuchtet hatte, es sei bereits 12 Uhr. Darauf ließ er sich die Zeitungen geben und bemerkte, er müsse noch etwas über die Ereignisse am Balkan lesen. Und Argentinien erfordere auch wieder erhöhte Aufmerksamkeit. Dann leerte er sein Glas, lüftete etwas den Hut und schritt in die Nacht hinein. Ich leerte dann mein Glas, und wußte nichts Besseres zu tun, als eine neue zärtliche Operettenmelodie, die ich kürzlich in Marseille gehört hatte, vor mich hinzupfeifen. Madame Pottin fragte noch, ob ich keine Pastete zu essen wünsche und schüttelte den Kopf, als ich dankend ablehnte.

BÖHMEN VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Der xte Verständigungsversuch zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen ist gescheitert. Eine österreichische Regierung nach der andern verbraucht sich über dieser Frage. Zwei Nationen, beide auf hoher kultureller und wirtschaftlicher Stufe stehend, fauchen sich wie zwei Wildkatzen darüber an, ob der Beamte am Prager Postschalter lediglich einem in deutscher oder in tschechischer Sprache gestellten Verlangen nach

 einer Briefmarke zu entsprechen oder ob er die Parteien doppelsprachig zu bedienen habe. Das Prinzip wird — da immer nur Extreme miteinander verhandeln — auf die lächerlichsten Einzelheiten angewendet.

Und doch liegt offensichtlich — nur von den mit der Verständigung betrauten Chauvinisten und auch von der Regierung nicht erkannt — in der trotz aller Sprach- und Nationenkämpfe unbeirrt fortschreitenden wirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Entwicklung Böhmens ein deutlicher Fingerzeig, in wessen Hände die Verständigung gelegt werden sollte. Sicherlich nicht in jene der extremen Tschechen, die jedes deutsche Wort mit Faustschlägen und Steinwürfen beantworten, auch nicht in jene der germanischen Chauvinisten, die in jeder tschechischen Aufschrift eine Bedrohung der deutschen Kultur erblicken und endlich auch keinesfalls in die Hände der österreichischen Regierung, die aus Bestandsrücksichten nicht über den Parteien stehen kann und der von beiden Seiten gründlich mißtraut wird.

Die Mittellage Böhmens, die Mittelstände, die jene unbeirrt fortschreitende ökonomische Arbeit verrichten, sind allein geeignet, eine Verständigung — und bestehe sie auch nur aus einem durch unverfälschte Opportunität bedingten Gottesfrieden zwischen Deutschen und Tschechen — zu erreichen. Nicht auf abstrakt-wirtschaftlicher Basis — dem Schlagwort der Wiener Kabinette, wenn ihr politischer Karren im Dreck stecken bleibt — sondern von den wirklichen, lebendigen Trägern des Handels, der Industrie, der Arbeit, müßten die Verhandlungen über einen deutsch-tschechischen Ausgleich unter Ausschluß der äußersten beiden Seiten und unter Neutralität der Regierung, geführt werden. In diesen Mittelschichten lebt das vitale Bedürfnis nach einer Verständigung. Dort nur denkt man praktisch und ernst daran, Böhmen, das tschechische wie deutsche Gebiet, auf dem Damm zu erhalten. Dort heuchelt keiner der Tschechen für den Panslawismus zu schwärmen, der sich lügnerisch jetzt Neoslawismus nennt und hinter dem sich gleisnerisch der Begriff der russischen Führermacht verbirgt. Dort sind Interessen vorhanden, die alle beiderseitigen Extremwünsche in tiefen Schatten stellen, weil diese den Geldbeutel aller Böhmen ohne Unterschied der Rasse und Nationalität berühren.

Insolange es nicht gelingt, die Verständigungsaktion sowohl den Extremen beider Nationen, als auch der Regierung, die damit einen Eigenhandel um ihre Existenz treibt, endgültig zu entwinden und sie Männern aus dem erwähnten, durch seine Lebens- und Arbeitsbedingungen zur Mäßigung gezwungenen Milieu anzuvertrauen, werden Deutsche und Tschechen in Böhmen fortfahren, sich wegen Unbegreiflichkeiten und Haarspaltereien die Köpfe einzuschlagen.

DEUTSCHLAND UND DIE TÜRKEI

VON DR. ALBRECHT WIRTH.

Seit Uralters haben nichtarische Stämme in Europa gehaust. Einst sind alle Lande zwischen Kaukasus und Pyrenäen von tscherkessisch-baskischen Völkern bewohnt gewesen. Seit 44 v. Chr. zelteten die Hunnen auf der Krim, um nachher unter Attila das ganze Abendland zu überfluten. In der Folge sind Avaren, Magjaren und Mongolen in Osteuropa, in den Donauländern und selbst an den Gestaden der Adria mächtig geworden. Noch bis zum heutigen Tage sitzt das Magjarentum uns als Dorn im Fleische. Es hieße also bloß eine Beharrung bei alter Gewohnheit, wenn auch das Türkentum sich auf europäischer Erde behaupten würde.

Wird es sich aber wirklich durchsetzen? Oder ist nicht vielmehr seine letzte Stunde gekommen? Die Zeichen waren bis jetzt nicht gerade günstig. Die Götterdämmerung schien über das Osmanenreich heraufzuziehen.

Die Türken sind weitaus in der Minderzahl gegenüber anderen Rassen und Völkern. Sie stellen ungefähr ein Drittel von der Gesamtbevölkerung dar, nicht ganz die Hälfte in Asien und nur ein Viertel in Europa. Ich schalte hier ein, daß höchstwahrscheinlich die Einwohnerschaft der Türkei doppelt so groß ist, als bisher angenommen wurde. Bei der Befriedung Albaniens hat man jüngst herausgebracht, daß z. B. die Stadt Djakowa eine vierfach größere Seelenzahl besitzt, als in den bisherigen Listen ausgewiesen wurde. Die Listen dienten als Grundlage für die Steuererhebung. Nun hatte der betreffende Kaimakan oder Wali kein besonderes Interesse daran,

die wahre Ziffer anzugeben. Er unterschlug in der Regel eine erkleckliche Anzahl von Seelen und infolge dessen auch die Steuern, die auf besagte Seelen entfielen. In Konstantinopel und anderen Großstädten mochte das wohl seine Schwierigkeiten haben, da dort das Auge der Zentralregierung wachte; draußen in den Provinzen aber und besonders an der fernen Peripherie, da war der Willkür und der Raffsucht der Beys und Paschas Tor und Tür geöffnet. Auch kommen noch andere Momente hinzu. Eine gewaltige Auswanderung hatte seit Jahren eingesetzt, ohne bisher in dem Zensus genügende Berücksichtigung zu finden. Oder folgendes: Goltz kam bei einem macedonischen Manöver in eine Gegend, wo laut den Generalstabskarten lediglich christliche Dörfer vorhanden waren, und siehe da! die Besucher waren lauter Türken. Die Anfertigung der Karten hatte bisher in den Händen von christlichen Geometern gelegen und diese gaben ihrer Gesinnungstüchtigkeit und ihrem religiösen Eifer dadurch Ausdruck, daß sie mohammedanische Siedlungen nicht erwähnten und in den Karten einfach wegließen. Also genug, die Gesamtuntertanen des Padischah sind vermutlich auf 50 Millionen, statt auf nur 24 Millionen, wie bisher, zu schätzen. Allein das Verhältnis des Herrschervolkes zu den übrigen Völkern bleibt dennoch das gleiche. Die Minderheitsstellung wird auch durch die neuen Listen keine durchgreifende Veränderung erfahren.

Es steht mithin schon zahlenmäßig nicht sehr gut um die Türken. Außerdem hat es wahrhaftig nicht an Fehlern gemangelt, die das neue Regime begangen hat. Man könnte schon verlangen, daß das Komitee von Saloniki nicht durch übermäßigen Chauvinismus die Fremdvölker reizte, sie zu Bandenbildungen anstachelte und dann durch die Bekämpfung der Banden die türkischen Streitkräfte verzettelte. Es ist gewiß nicht von Vorteil, wenn von einem Tag auf den andern die Grenzen immer unruhiger werden, wenn immer neue Banden auftauchen. Aus all diesen Gründen wäre es auch jetzt noch nicht angezeigt, die Kapitulationen, wie man es in Saloniki und Konstantinopel wünscht, abzuschaffen. Schon jetzt mehren sich die Fälle, da die osmanische Regierung sich über die verbrieften Rechte hinwegsetzt, da sie fremde Untertanen vergewaltigt. Einen weiteren Abschnitt stellt die Frauenfrage dar. Im Anfang wurde die Entschleierung Mode. Das hat aber so ziemlich wieder aufgehört. Den Alttürken war die Entschleierung ein Greuel. Sie bedienten

sich manchmal seltsamer Mittel, um dagegen Einspruch zu erheben. Sie vermochten leichte Dämchen dazu, sich entschleiert auf den Plätzen und Straßen zu zeigen und stachelten sie zu besonders lockerem Benehmen an. Dadurch sollte der Anschein erweckt werden: Seht! so wird es mit unseren Frauen gehen, wenn die verruchte Sitte des Westens bei uns Eingang gewinnt. Die Jungtürken haben denn auch letzthin erkannt, wohin sich die öffentliche Meinung neigt, und haben sogar strenger als dies bei dem alten Regime der Fall war, auf Verhüllung in der Öffentlichkeit gedrungen. Umgekehrt werden aber die Türken manchmal frech gegen Frauen von Kultureuropäern.

Das sind jedoch Kleinigkeiten. Was dagegen mehr ins Gewicht fällt, ist die innere Desorganisation. In Kurdistan brechen die Wirren nicht ab. In Arabien haben sich Zehntausende um den Imam Jahia Ben Hamideddin geschart. Auch in Albanien ist der Aufstand noch nicht erloschen. In der Regel haben den ersten Anlaß die Türken gegeben. In Albanien soll ein beleidigendes Ansinnen, das ein hochgestellter Türke gegen eine vornehme Albanerin stellte, die Ursache zu der Erhebung geliefert haben. Ähnlich sind es am Libanon die Türken, die anfingen. Ein türkischer Soldat tötete einen Drusen. Hierauf zückten zwei Drusen den Mordstahl gegen den Soldaten. Nun rückte eine ganze Abteilung von Soldaten aus und zerstörte zur Strafe das Dorf der zwei Drusen. Das ließen sich wiederum die Landsleute jener zwei nicht gefallen; sie kamen in hellen Gewalthaufen und brannten zwei türkische Dörfer nieder. Das entfachte wiederum den Grimm der Regierung und sie schickte ein starkes Heer, um das ganze Land der Drusen zu verwüsten. Alles das im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit.

Besonders töricht benahmen sich die neuen Herrscher in Albanien. Sie wollten dort die türkische Sprache und die arabischen Buchstaben einführen. Die Sehnsucht nach der Kenntnis der Schrift ist nun überhaupt in Albanien, namentlich in der Nordhälfte, nicht groß; man kann rechnen, daß im Norden von nur etwa 500 Leuten je einer schreiben und lesen kann. Der Chauvinismus der Jungtürken hat sich denn auch bitter gerächt. Die Bezwingung des Aufstandes hat nicht nur sehr viel Millionen erfordert, sondern sie hat auch, zumal viele der Führer, die doch lediglich für Haus und Herd stritten,

aufgehängt wurden, eine Drachensaat des Hasses gesät. Sie hat außerdem, da gegenwärtig Christen und Mohammedaner gleichmäßig von der Regierung unterdrückt werden, die bisher getrennten Anhänger der feindlichen Religionen einander näher gebracht, hat die Keime einer allalbanischen Bewegung, die bisher sich nur sehr schwach entwickelt hatte, gefördert und zum Wachsen und Gedeihen gebracht.

In den letzten Wochen ist jedoch ein bedeutsamer Umschwung eingetreten. Die Regierung sah endlich ein, daß sie auf einen Holzweg geraten. Das Komitee, dessen Führer teils selbst in Paris und London lange Jahre als Verbannte verbracht haben, teils durch Freimaurerbande und sonstige Kanäle mit den Revolutionären und Staatsmännern jener beiden Westmächte verknüpft sind, hat die Freundschaft Deutschlands verscherzt. Was aber tauschte es dafür ein? Die Bevormundung von seiten der Franzosen und Engländer, die sich dafür tüchtig zahlen ließen, die dafür Konzessionen aller Art, ja ganze Länderstreifen zu ergattern hofften. Auch darin ist jetzt ein völliger Wandel eingetreten. Der Einfluß des Komitees ist im Schwinden, und die Militärpartei, die zu Deutschland neigt, ist im Aufschwung begriffen.

Die Folgen hiervon sind äußerst wichtig.

Man erinnert sich noch gut, daß erst vor Jahresfrist die Bagdadbahn im Parlamente zu Konstantinopel aufs bitterste bekämpft wurde; man erinnert sich weiter, daß selbst unter Abdul Hamid, wenigstens in seiner Spätzeit, der Bahnbau ganz unsäglich langsam voranging und daß der Sultan den Russen ein Monopol für alle noch zu bauenden Bahnen in Nordanatolien gewährt hatte; weniger schon wird in der Erinnerung haften, da es in Deutschland nach Möglichkeit vertuscht wurde, daß unter englischem Drucke die Spur der Bagdadbahn, als endlich — 4 Jahre nach dem zweiten Kaiserbesuche — das Iradé erteilt wurde, sehr erheblich nach Westen, nach dem Meere zu verlegt wurde. Die Herren Engländer wollten eben die Bahn unter englische Kanonen bringen oder wollten zum mindesten, wie einst gegen Ladysmith in Natal, die Möglichkeit haben, Marinetruppen auszusetzen, die dann nach einem kurzen Überlandmarsch in Aktion treten könnten. Seitdem Deutschland sich diese Verlegung hat gefallen lassen, verlor der Sultan fast allen Anteil an der Bagdadbahn. Jetzt aber sind in dieser Richtung zwei Erfolge zu verzeichnen. Ein neuerlicher

Versuch von Downingstreet, die Trace abermals westwärts zu verlegen, bis nach Mersina, bis ganz an das Meer, an den Busen von Jsokenderun, ist vor einigen Monaten schon gescheitert. In den letzten Tagen erst wurde eine zweite Behinderung unserer Bahn beseitigt, nämlich das russische Vorrecht auf Nordanatolien. Wie ich privatim hörte, haben die Russen auf jenes Recht verzichtet; dafür ist das Deutsche Reich in die Bresche getreten und hat im Einverständnis mit der türkischen und russischen Regierung die Konzession zu einer Zweiglinie nach Teheran erlangt. Wo diese Linie von der Bagdadbahn abgehen soll, weiß ich nicht zu sagen. Möglich wäre: von Mossul über Kirmanschah nach Hamadan; möglich wäre auch eine Fortführung direkt östlich von Konia. Am wahrscheinlichsten ist jedoch die Anknüpfung an die Euphratstrecke und zwar aus dem Grunde, weil damit die Russen den solange und so heiß ersehnten Ausgang zum Süden, zu einem eisfreien Meere bekämen. Dadurch hätte Kiderlen zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Er hätte der deutschen Industrie und dem deutschen Handel ein breites Einfahrtstor nach Persien gesichert und hätte weiterhin Rußland von der englischen Interessengemeinschaft zu der deutschen hinübergezogen.

Im Einklang mit allen diesen Bestrebungen steht die vielberedete Anleihe. Noch jetzt stößt man auf entgegengesetzte Ansichten. Sehr viele Kenner des Geldmarktes glauben, daß wir eine Dummheit gemacht. Denn einmal seien die rund 190 Millionen Mark doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein; die Zweimilliardenanleihe würde bald nachfolgen, und dann müßten wir, die wir zu arm dazu seien, uns doch an Frankreich wenden. Dann aber würde uns der französische Markt verschlossen sein. Andere sind anderer Meinung. Sie behaupten, die politische Verstimmung werde sich nicht als nachhaltig erweisen. Das französische Kapital gehe eben dahin, wo es am meisten verdiene, und französische Pensionen brächten eben an deutschen Plätzen den höchsten Verdienst. Ohnehin sei ja die Pariser Börse im Grunde zu 9, oder aber ganz sicher zu 8 Zehnteln von Nichtfranzosen getragen, die denn doch schließlich nicht so viel Patriotismus auftrieben, wie die Urfranzosen. Ich meine, wer „a“ sagt muß auch „b“ sagen. Wenn man sich einmal dafür entschlossen hat mit der Türkei zu gehen, so muß man auch rücksichtslos die Folgerungen daraus ziehen. Selbst eine militärische Verständigung allein genügte noch nicht.

Was hilft uns die Freundschaft der Türken, wenn nicht auch unser Handel, der bisher nur ein an achter und unsere Reederei, die nur an sechster Stelle stand, von den Türken befördert und begünstigt wird? Eine Militärkonvention hat doch in erster Linie nur für einen wirklichen und wahrhaftigen Krieg Zweck. Inzwischen müssen wir darauf dringen, daß unsere Industrie und unser Handel den Rahm bei der Verständigung abschöpfe. Wenn aber einmal die Industrie mit den Türken arbeitet, dann muß es auch das Kapitel. Die Franzosen haben sich in dieser Beziehung etwas plump benommen, wie überhaupt in Neufrankreich die Manieren im Niedergang sind, allein in der Sache haben sie ganz recht. Kaufst du nicht meine Kanonen und Schiffe, so geben wir dir keine Obligationen. Das entspricht vollkommen der Sachlage, das ist durchaus heute der Gang der Welt. Andere Mächte sind in Serbien, in Peru, ja selbst in den Weltstaaten Japan und Rußland und auch in der Türkei selber gar nicht anders vorgegangen, nur haben sie die Brutalität ihres Vorgehens besser verhüllt, haben den Geschäftsfreunden die bittere Pille mit schönen Phrasen geeignet versüßt.

Geld, das in der Türkei angelegt wird, kann nicht gut verloren gehen. Das Land ist ungeheuer reich und ungeheuer entwicklungsfähig. Was von bergbaulichem Reichtum vorhanden ist, das geht in viele Milliarden. Dabei sind bis jetzt nur wenig mehr als 160 Minenkonzessionen insgesamt erteilt worden. Nicht minder hat die Erschließung für Handel und Wandel erst gestern begonnen. Man bedenke doch nur einmal, daß unter Abdul Hamid überhaupt die Einfuhr einer jeden Maschine verboten war. Selbst um ganz unschuldige Instrumente, wie Grammophone einzuführen, bedurfte es der lächerlichsten Listen oder einer geheimen Hintertürpolitik. Elektrisches Licht war bisher eine unbekannte Sache. Von Schienenstrecken war im Grunde bislang doch nur das allernotdürftigste vorhanden. Die gesamte Türkei besitzt etwas über 7000 km Schienen gegenüber den 59000 km Deutschlands. Dabei ist die Flächenausdehnung Deutschlands nur ein Viertel von der der Türkei. Kein Zweifel: hier sind noch unbebegrenzte Möglichkeiten.

Und im schlimmsten Falle haben wir eine Hypothek auf die Türkei.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12;
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 7 31. DEZEMBER 1910

GIFT UND KANONEN

Seit ich es unternahm, einem rheinischen Blatte auf die Finger zu klopfen, als es die Grenzen überschritt, die dem Anstand gezogen sind und Grobheiten zurückwies, die zwischen politischen Entgegnungen aufgepflanzt waren wie Vogelscheuchen in einem Rübenfelde, ist es, als sei die Hölle los. Als sei auf einen Sack geschlagen, während sich hundert Schimmelchen getroffen fühlen. Ein Trupp seltsamer Attackereiter setzt sich in Bewegung. Briefe und offene Karten, die von Brutalitäten strotzen, häufen sich in meiner Lade. Als sei ich ein unbändiger Revolutionär, dessen Verbrechen, einem vorwitzigen Auswuchs eiliger Tagesjournalistik eine Zacke aus der Papierkrone herauszubrechen, bis aufs Messer bekämpft werden müsse. Als gäbe es keine bessere Aufgabe, als mir die Fenster einzudrücken. Und „Die Zeitschrift" (die mehr Positives zu tun hat als Kontroversen zu fabrizieren, durch die mancher Angreifer, der vorher keine Persönlichkeit war, zu oft zu einer solchen erst gestempelt wird) allmählich auf den staubigen und vielbenutzten Schindanger der Sensationsmacherei zu locken. Hier, das eine Mal, sei ihnen der Wille getan. Sei auf Giftmischerei und Haubitzenschüsse entgegnet, weil die Fehde zum Karneval, dem wir jetzt entgegengehen, paßt. Weil es mich auch bitter macht, die nervenzerreibende Arbeit vieler Nächte von Neidbolden verleumdet zu sehen. Weil es mir auch unerträglich scheint, „den großen Krummen", den kein Hieb verletzt und keine Scharte tötet, ganz ungeschoren zu lassen. Weil ich nicht jeden Tag wieder über Steine, die mir in den Weg geworfen werden, stolpern mag. Und weil auch Unbeteiligten der Anblick nicht gefiel und nicht gefallen kann.

„Vaterlandslos“ nennt mich einer. Weil ich gewagt habe, deutsche Einrichtungen von Ausländern kritisieren zu lassen. Von vornherein schien es manchem, der seinen Patriotismus handhabt wie einen Knotenstab, nötig zu sein, mich mit dem makelhaften Wort zu belegen. Weil es mir nicht in den Kram paßte und nicht zeitgemäß schien, Dinge von Wichtigkeit, die tausendmal in denselben Worten angegriffen und verteidigt waren, einfach totzuschweigen oder in denselben Wortseim zu tauchen. „Giftig“ nannten einige das Verfahren und befürchteten Skandale. Wo nichts zu befürchten war, da unsere Institutionen fremde kluge Kritik, bei der mancher neue Hinweis für aufmerksame Ohren abfällt, nicht zu scheuen brauchen. Im „Kunstwart“, der einen Artikel aus der „Zeitschrift“ nachdruckte, finde ich kluge Worte: „Wollen wir vorwärts, sollen wir alle wichtigen fremden Urteile über uns wie mit Marconidrähten aus der Luft auffangen, ob sie preisen oder schelten, gleichviel. Kennen lernen wollen wir uns, und dazu taugen nun einmal nicht bloß selbstgehaltene Spiegel, — kennen lernen, um zu erfahren, was uns fehlt, um an uns arbeiten, um uns stärken zu können. Je mehr wir die Fremden über uns und neben- und auch gegeneinander sprechen hören, je schneller werden wir auch dahinterkommen, wo allein Freund- oder Feindschaft oder Politik und wo außer diesen Dingen noch Verstand und Urteil spricht. Denn freilich wären wir ja große Toren, falls wir die ausländischen Meinungen nun schleunigst als bessere Meinungen ansähen, weil sie „von weit her“ sind. Dieses zur Begründung dafür, daß auch wir einen Aufsatz wiedergeben, den ein Japaner im ersten Heft der neuen „Zeitschrift“ ... usw. usw. Nutzte nichts. Und mancher gutgemeinte Versuch mich zu verteidigen, nutzte nichts. Die Leute mit dem Patriotismus, den sie als Knotenstock handhaben, fürchten noch Gefahren und drohen und mahnen und hören mit gespitzten Ohren das Vaterland in den Grundfesten zittern. — Daß es mir noch gefällt, im offnen Wasser umherzutreiben und nicht im warmen Hafen einer Partei zu verankern, ist ein anderer Grund, auf der Wacht zu sein. Und der Vergleich mit Herrn von Bethmanns „Über den Parteien stehen“ dünkt manchem so witzig, daß er sich in seiner Brust gehoben fühlt. Hat „Die Zeitschrift“ nicht deutlich genug und oft genug gezeigt, wohin sie will? Als Zugtierchen vor dem Karren irgendeiner im Reichstag verdorrenden Partei einherzuschreiten, ist eine

undankbare Sache und erfordert einen größeren Mund — auch zu dem Zwecke, die Zugvorrichtung ordentlich darin unterbringen zu können. „Expansion! Imperialismus! Wirtschaftspolitik! Und alles was nötig ist, auf diesen Feldern zu einem Ziele zu kommen“ (so verriet sich Roosevelt in einem Privatgespräch, als er noch obenauf war). Schöne Worte, die eine harte Schale haben, von der aber in der „Zeitschrift“ mehr als eine bisher aufgebrochen wurde.

Daß ich es nicht darauf anlege, mein Sondersensatiönchen auszupacken und die Hosengeheimnisse hoher Herren als Reklametrompete zu benutzen, ist eine Sache, die Überwindung kostet, wenn der Erfolg so leicht winkt. Daß ich in sorgsamer Vorbereitung schon manchen Neuling, der nicht wieder verschwinden sollte, in die Literatur brachte, ist eine zweite Sache. „Lassen Sie auch den König von Portugal schreiben“, regt da aber jemand an. Was der junge Exkönig zu sagen hat? Wahrscheinlich keinen Gran von Belang. Schadet nicht. Der Name! Der Name ist ein Trog geworden, in dem die Journalistik alles vorsetzen möchte. Langweiligkeit und Torheit. Findet aus dem Trog auch alles seine Abnehmer. Paßt aber nicht für eine Zeitschrift, der die Qualität wichtiger ist. — „In Ihren Taschen sehe ich auch schon den Revolver, mit dem Sie eines Tages loslegen werden“, schreibt einer, den Ahnungen plagen. So geht es weiter. Reißt nicht ab. Macht vor nichts halt. Warum läßt man mich nicht in Ruhe meinen Zielen nachgehen. „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer.“ Ein Wort, das manchem vielleicht, der nur froh ist, wenn die Becken klirren und ein Höllenlärm auf allen Plätzen um ihn herum geht, Grund sein könnte zu behaglichem Schmunzeln. Kommt es mir aber vor, als sei in unserer Tagespresse etwas nicht in Ordnung, als stimme in politischen Dingen und im Handel manches nicht überein, als wäre es gut, in allem praktischer, nüchterner und erfolgreicher zu werden, so soll man doch abwarten und sehen, ob ich nur sinnlos schreie, um nachher ebenso unnützes Zeug zusammenzustümpern wie viele, die jetzt vor dem Haufen trotten. Aber es reißt mir die Geduld ab, wenn schmutzige Finger über meine Worte hintasten und nachher behaupten, nicht die Finger, sondern die Worte seien schmutzig gewesen.

Ich sehe ein Deutschland, das vor anderen Völkern in seiner Stärke noch viel erreichen kann. Und keine Zeit zu verlieren mit Skandalen. Ich sehe unsere Macht wachsen

im Westen, sehe Möglichkeiten, auch in anderen Weltteilen schneller voranzukommen. Ich sehe unseren Handel mit einer praktischen Regierung langsam zur Einigung kommen. Und wohin ich fasse und fühle an dem stolzen Oberbau, der schnell errichtet wurde, sehe ich Stellen, die morsch werden und ergänzt werden müssen. Daß man mir an den Wagen fährt, wenn ich mich mühe dies oder jenes aufzudecken und so zu nützen, schadet gar nichts, ist selbstverständlich. Daß dann aber so häufig die Art zu hören ist, in der in Texas und Kentucky geredet wird, das macht mir noch vor Toresschluß im alten Jahr die Nerven heiß.

MISSGESCHICK EINES FRANZOSEN IN DER WESTMINSTERABTEI VON BERNHARD SHAW (LONDON)

Die Theaterzensur läßt immer das Gift auf dem Tisch und sperrt das Gegengift behutsam unter Schloß und Riegel.

Sie tut es nicht aus einer boshaften Absicht heraus, die Seelen der Menschen zu zerstören, sondern einfach, weil z. B. irgendeine Stelle einen Hinweis eines Mädchens auf ihre Jungfräulichkeit enthält, was nicht üblich und daher verbannt ist. Der Zensor hat sich über den Sinn und die Wirkung der Stelle niemals Gedanken gemacht. Sie stellte eine Frau dar, die etwas Ungewöhnliches tat: mithin etwas Gefährliches, möglicherweise Umstürzlerisches. In England rufen wir aus, wenn wir empört sind und keinen rechten Grund angeben können warum: „Und was kommt dann?“ Das ist der ununterbrochene Ausruf der Seele des Zensors. Wenn ein Mädchen auf der Bühne auf ihre Jungfräulichkeit anspielen darf, worauf darf sie dann nicht anspielen? Diese instinktive Rücksicht auf die Konsequenzen machte sich einmal schmerzlich an einem Franzosen fühlbar, der in der Westminsterabtei niederkniete, um zu beten. Der Kirchendiener, der noch nie so etwas gesehen hatte, übergab ihn schleunigst der Polizei und beschuldigte ihn

„ruhestörenden Lärms“. Glücklicherweise hatte die Obrigkeit Mitleid mit der Unwissenheit des Fremden und ging sogar so weit, zu fragen, warum es ihm nicht erlaubt sein sollte, in der Kirche zu beten. Die Antwort des Kirchendieners war einfach und klar: „Wenn wir das erlauben würden,“ sagte er, „dann hätten wir die ganze Abtei voll von Leuten, die beten“. Und bis zum heutigen Tage herrscht in der Westminsterabtei das Gesetz, wonach man herumgehen und die Monumente betrachten, aber unter keiner Bedingung beten darf. Genau so darf man auf der Bühne Mord, Völlerei, geschlechtliches Laster und alle bekannten und unbekannten Verbrechen darstellen, aber man darf darüber nicht irgend etwas Ungewohntes sagen.

DER KAMPF UM BELGIEN VON H. PREHN – VON DEWITZ (BRÜSSEL)

In den Ministerhôtels der rue de la loi in Brüssel hängen in Großquart mächtige Bogen, über und über bedeckt mit schwimmenden Zahlenreihen — die Bürstenabzüge der letzten Wochen der Handelsstatistiken. Wiederum nähert sich ein Wirtschaftsjahr seinem Ende. Schon kann man sein Resultat voraussagen: Deutschlands Handel und Deutschlands Industrie dominieren in Belgien: In tausendfältigem Echo schallt es hinaus, schallt es hinüber über die Grenzen Belgiens, hallt es wieder in den Prachtbauten des Quai d'Orsay, wo nervöse, nur allzu nervöse Staatsmänner unter zuckendem Lächeln dem fremden Diplomaten die Bedeutung der Worte zu verbergen trachten.

In eine neue Phase des händlerischen Wettbewerbs um die Gunst Belgiens sind Deutschland und Frankreich getreten. Die prunkende Schaubühne einer groß angelegten Ausstellung hat beiden Rivalen in hinlänglicher Zeit Gelegenheit gegeben, ihre Vorherrschaft auf den einzelnen Gebieten dem belgischen Volke vor Augen zu führen. Hier in bizarr, künstlerisch regellosem Aufbau Produkte französischen Bodens, französischer Industrie, dort in strenger Regel geordnet, übersichtlich gegliedert, Deutschlands Erzeugnisse. Das mächtige Theater der

internationalen Ausstellung hat den französisch-deutschen Konkurrenzkampf um Belgien wie unter imposantem Scheinwerfer grell hervortreten lassen. Und doch auch hier eine reinliche Scheidung, die der Volksfleiß auszugleichen bisher vergebens bemüht war. Hier Frankreichs rotfunkelnder Burgunder und Bordeaux, dort glänzende und matte Seiden in schmachtenden Tönen, die Erzeugnisse seiner mondainen Parfümerien und tausend andere Klein- und Luxusindustrien, in denen der lateinische Geschmack dominiert. Und gegenüber Deutschlands gigantische Industrie, die Produkte seiner Hütten, seiner Spinnereien, seiner Eisenwerke, seiner Maschinenfabriken. Hier Luxus, dort Notdurft. Üppiges, verfeinertes Leben hat der französische Nachbar der jungen Nation zuerst gebracht; damit hat er ihre Sympathie erworben. Jetzt fordert sie mehr. Belgiens gewerblicher Aufschwung verlangt nach Werkzeugen der Technik, seine fortschreitende Industrialisierung sucht neue Lieferanten, neue Absatzgebiete. Da vermag der französische Nachbar dem gesteigerten Verlangen nicht Folge zu leisten. Ein Konkurrent tritt erfolgreich an seine Seite — Deutschland. Selbst ein so bekannter und kaum deutschenfreundlich zu nennender französischer Schriftsteller wie Dumont-Wilden muß das zugeben. „Langsam, friedlich und methodisch betreibt es die wirtschaftliche Eroberung Belgiens", sagt er von Deutschland. Seine methodische Strenge, seine starke Disziplin, der Respekt, untermischt mit Furcht, den seine wirtschaftliche und militärische Macht einflößen und zuletzt die Notwendigkeit, die es von allen Seiten treibt, neue Absatzgebiete für seine ständig steigende Produktion zu suchen, haben Deutschland den Erfolg gesichert, den Erfolg, der sich schon jetzt numerisch gegenüber Frankreich zeigt, den Erfolg, der droht absolut zu werden.

Der Gesamthandel Belgiens mit Deutschland war für die Jahre 1907—1909 in fortwährendem Wachsen begriffen. Er weist folgende Ziffern auf:

Generalhandel.

A. Import in Belgien von Deutschland.

(Mengen in 1000 kg.)

07	08	09
9283477	8971312	10078647

im Werte von (in 1000 fr.)

1251134	1168231	1302412

B. Export Belgiens nach Deutschland.

(Mengen in 1000 kg)

07	08	09
4621956	4682297	4878327

im Werte von (in 1000 fr.)

1208539	1089311	1177038

Dagegen der Gesamthandel Belgiens mit Frankreich.

A. Import Belgiens von Frankreich.

(Mengen in 1000 kg)

07	08	09
4405035	4335430	5420682

im Werte von (1000 fr.)

1201030	972271	1137548

B. Export Belgiens nach Frankreich.

(Mengen in 1000 kg)

07	08	09
7745743	7833154	8522155

im Werte von (in 1000 fr.)

978037	824338	889602*)

Deutschland steht somit im Generalhandel, hinsichtlich seiner Wichtigkeit für Belgien, an erster Stelle, sowohl im Import, wie im Export, während Frankreich für die ins Auge gefaßte Zeit nur die zweite Stelle besetzt. Ein umgekehrtes Verhältnis ergibt sich allerdings hinsichtlich der Einfuhr Belgiens für den Spezialhandel. Hier hält noch Frankreich den ersten Platz und drückt Deutschland auf den zweiten hinunter. Die wichtigsten Waren, welche Belgien im Spezialhandel von Deutschland bezieht, sind namentlich: unedle Metalle und Waren daraus, mineralische und fossile Rohstoffe, Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, unter anderem tierische und pflanzliche Naturerzeugnisse, Nahrungs- und Genußmittel, ferner Maschinen, elektrotechnische Erzeugnisse, Fahrzeuge, Spinnstoffe und Waren daraus, chemische Erzeugnisse, Leder und Lederwaren, Kürschnerwaren, Papier, Pappe und Waren daraus, Tonwaren, Feuerwaffen, Uhren, Tonwerkzeuge, Kinderspielzeug, Glas und Glaswaren. Dagegen erstreckt sich Frankreichs Ausfuhr nach Belgien hauptsächlich auf: Weine, Liköre, Mineral- und Quellwasser, Olivenöl und andere aus der Pflanzenwelt

*) Das statistische Material zusammengestellt aus: Commerce de la Belgique 1909.

gewonnene, meist im französischen Geschmack raffinierte Nahrungsmittel, Feldfrüchte und Futter, Bau- und Kunstschreinereiholz, Wolle, Seifen und Parfümerien, Seiden, Wollgarn, Damenkleider, Bijouterien in Gold, Silber und Platin. Ein Vergleich einzelner Konten der Importstatistik für den Spezialhandel Belgiens mit Frankreich und Deutschland scheint interessant. Wir wollen das zahlenmäßige Material für einige wichtige Einfuhrgegenstände hier wiedergeben.

Deutschland führte in Belgien ein an:
Maschinen und Maschinenteilen im Jahre 1909
für: 35171000 frcs.

Frankreich führte in Belgien ein an:
Maschinen und Maschinenteilen im Jahre 1909
für 7,873000 frcs.

Import Belgiens im Jahre 1909 (in 1000 frcs.)

An	Möbeln	betrug	die	Einfuhr	Deutschlands:	3090
„	„	„	„	„	Frankreichs:	2500
„	Kohlen, Koks, Briketts	„	„	„	Deutschlands:	62890
„	Kohlen, Koks, Briketts	„	„	„	Frankreichs:	10876
„	Eisen und Stahl	„	„	„	Deutschlands:	24451
„	„ „ „	„	„	„	Frankreichs:	15306
„	Eisenerzen	„	„	„	Deutschlands:	10029
„	„	„	„	„	Frankreichs:	15371
„	Seiden	„	„	„	Deutschlands:	754
„	„	„	„	„	Frankreichs:	1002
„	Parfümerien	„	„	„	Deutschlands:	517
„	„	„	„	„	Frankreichs:	1149
„	Ernten u. Futtermitteln	„	„	„	Deutschlands:	117
„	„ „ „	„	„	„	Frankreichs:	4908
„	Wollwaren	„	„	„	Deutschlands:	8379
„	„	„	„	„	Frankreichs:	51668

Erheblich höher war die Einfuhr Frankreichs gegenüber der deutschen außerdem in Weinen (25481000 frcs.), Likören (1308000 frcs.), Früchten (3120000 frcs.), Olivenöl (1980000 frcs.), Wollgarn (26096000 frcs.) usw., so daß sich der Gesamtimport Belgiens von Frankreich im Spezialhandel für 1909 auf 562983000 frcs. beläuft gegen 494930000 frcs. der Gesamteinfuhr Belgiens von Deutschland.

Berücksichtigen wir nunmehr auch im Spezialhandel den Export Belgiens nach Frankreich und Deutschland, so ergibt sich hierfür wiederum die erfreuliche Tatsache, daß Deutschland in Betracht seiner Wichtigkeit für Belgien an erster Stelle steht. Deutschland bezieht aus

Belgien hauptsächlich Erzeugnisse der Landwirtschaft usw. (Pferde), bearbeitete Spinnstoffe und Waren daraus, mineralische und fossile Rohstoffe, unedle Metalle und Waren daraus, chemische Erzeugnisse, Leder und Lederwaren, Kürschnerwaren, Maschinen und Fahrzeuge.

Ein Vergleich mit ähnlichen Ausfuhrgegenständen nach Frankreich ergibt folgende Zahlen:

Spezialhandel

Export Belgiens im Jahre 1909			(in 1000 frcs.)
Nach Deutschland:	an Schlachtvieh und Pferden		24697
	(darunter für 24387000 frcs. Pferde)		
„ Frankreich:	„ Schlachtvieh und Pferden		4582
„ Deutschland:	an Getreide		132665
„ Frankreich:	„ „		13795
„ Deutschland:	an Margarine und Schmalz		6355
„ Frankreich:	„ „ „ „		84
„ Deutschland:	an Fellen und Rauchwerk		37097
„ Frankreich:	„ „ „ „		17500
„ Deutschland:	an Rohnickel		1292
„ Frankreich:	„ „		34550
„ Deutschland:	an Kohlen, Koks, Briketts		21085
„ Frankreich:	an Kohlen, Koks, Briketts		77827
„ Deutschland:	an Maschinen u. Maschinenteilen		4188
„ Frankreich:	„ „ „ „		17682
„ Deutschland:	an Eisenbahn- u. Tramway-Wagen		1984
„ Frankreich:	„ „ „ „		16632

Im ganzen betrug der Export Belgiens im Spezialhandel, nach Deutschland für das Jahr 1909, 729865000 frcs. gegen 498536000 frcs. der Ausfuhr Belgiens nach Frankreich.

Die Publizistik hat den wirtschaftlichen Kampf Deutschlands und Frankreichs um Belgien heute auf politisches Gebiet hinüberzutragen versucht. Dringen deutsche Ideen mit deutschen Waren ein, so ist das Land für Frankreich verloren, so argumentiert der französische Publizist. Nicht ganz mit Unrecht. Der leicht erregte, wankelmütige, als Industriearbeiter hervorragende, als Kaufmann aber untaugliche Wallone, der welsche Stammesgenosse, vermag der deutschen friedlichen Invasion nicht zu wehren, der schwerfällige, bedachtsame, langsam aber mit Vorsatz sich heranbildende Flame sucht die germanische Gemeinschaft. Bis jetzt noch hat im französisch-deutschen Konkurrenzkampf Frankreich hinsichtlich seines Exports nach Belgien den Vorrang gehabt.

Es ist zwar nur ein geringer Vorsprung, ca. 68 Mill. frcs. und dafür steht seine Einfuhr von Belgien um 231 Mill. frcs. ca. hinter der deutschen zurück. Belgien ist also schon jetzt in weit höherem Maße am deutschen Wirtschaftsgebiet interessiert, als am französischen.

Aber trotzdem, französischer Geschmack, der Sinn für die Freundschaft des einem Teile seines Volkes stammverwandten Nachbarn und zuletzt nicht minder politische Rücksichten, die ein neutrales Land stets seinen Nachbarn gegenüber zu nehmen hat, werden noch eine Zeit lang französische Waren in Belgien dominieren lassen. Diese Vorherrschaft zu brechen wird Aufgabe und Ziel unserer Großindustrie, wie sie auf der internationalen Ausstellung in imposanter Größe entfaltet war, sein.

ÜBER DEN DEUTSCHEN BILDUNGS-DREHWURM. GLOSSE VON RICHARD DEHMEL

Wenn jemand all das lesen müßte, was bei uns über Bildung und Bildungszwecke, Kultur und Kulturprobleme geschrieben wird: ob er dann nicht reif fürs Irrenhaus würde? Ich habe einmal einen Jungen gekannt, der so viel übers Leimrutenstellen nachdachte, daß er nie dazu kam, einen Vogel zu fangen. Und ich kenne viele erwachsene Leute, nicht etwa bloß Privatdozenten, die lange Vorträge über Schönheit und Freiheit halten und weder verstehn eine Blume zu pflücken noch sie in ein Knopfloch zu stecken. Wenn so ein Schöngeist dann plötzlich errötet über seine Ungeschicktheit, dann ist vielleicht noch Hoffnung vorhanden, daß er endlich aufhört für Bildung zu schwärmen und wirklich anfängt sich zu bilden. Darum hat es mich sehr gefreut, als unlängst unter den vielen Bildungsrundfragen, mit denen jeder irgendworin Gebildete von unsern Zeitungen und Zeitschriften aus vorzüglicher Hochachtung überschwemmt wird, plötzlich auch die Frage auftauchte, ob wir nicht heute „an einer Überwertung der Bildungsfragen kranken". Ich weiß freilich nicht, ob der Verfasser dieser Überbildungsfrage über ihren Stil errötet ist; über ihre Motive aber sollten wir allesamt erröten.

Was ist Bildung? Nur die Unbildung fragt so. Der

Gebildete redet nicht darüber, er hat allemal besseres zu tun; gebildet ist, wer vorbildlich wirkt durch irgendeine Tüchtigkeit. Unsre Zeit ist nicht so untüchtig, an „Überwertung der Bildungsfragen" zu „kranken"; ich glaube sogar, daß jeder wertvolle Mensch über solche Doktorfragen die Achseln zuckt. Aber worunter wir allerdings leiden, und gerade die Tüchtigsten am meisten, das ist die Überschätzung der Bildungsmittel, der praktischen wie der ideellen; das Werkzeug steht höher im Wert als das Werk. Wir bauen großartige Fabriken, die kleinliche Fabrikate erzeugen. Wir erfinden hochfliegende Verkehrsmaschinen, die den Verkehr immer platter, weil flüchtiger, machen. Wir konstruieren geistreiche Schwebebrücken, Bahnhofshallen und Kabelanlagen, die keiner andern Güterbeförderung als nur der leiblichen Wohlfahrt dienen. Wir pflegen ästhetische Techniken und intellektuelle Methoden, deren absonderliche Feinsinnigkeit die Wirkung der Künste wie Wissenschaften auf unsre ganze Gesinnung vereitelt. Wir organisieren einen Religionsunterricht, der so überaus vernünftig ist, daß die ehrwürdigen Worte des Glaubens zum Gespött der Kinder werden. Wir entwickeln tiefdurchdachte Erziehungssysteme, die prinzipiell auf Zöglinge von oberflächlichster Durchschnittlichkeit des Denkens und Fühlens angelegt sind. Wir betreiben eine Politik, die vor lauter Interessendiplomatie das solidarste Interesse der Nation, das soziale Vertrauen, in den Wind schlägt. Wir gründen sehr sittliche Einrichtungen zum Schutz der menschlichen Arbeitskräfte, und das Vollkommenste, was mit all dem Aufwand für Volk und Menschheit geschaffen wird, sind Instrumente der Zerstörung: Kanonen, Kriegsschiffe u. dergl.

Wie dieser Wahnwitz kuriert werden kann? Weder durch Lehranstalten noch durch Kasernen noch durch die sogenannte Schule des Lebens, durch kein Heilmittel von außen her. Autosuggestionstherapie nennt es heute die innere Medizin; auf gut Deutsch heißt es immer noch Selbstzucht, soll den Geist vom Narrsinn der Selbstsucht befreien und kann von den werten Lehrmeistern, Eltern und andern Vorgesetzten nur durchs eigne Beispiel erläutert werden. Das Wort „Bildungszweck" ist dabei überflüssig; denn hier deckt sich das Mittel mit dem Zweck. Aber freilich: man lernt dies Mittel erst anwenden, wenn der Geist schon — von selbst zu genesen beginnt.

DAS UNERHÖRTE — WIE DER ENGLISCHE SCHATZKANZLER „DEMAGOGE" WURDE

VON L. RHEIN (LONDON)

„Der augenblickliche Zustand der Dinge kann nicht lange mehr andauern. Der Kontrast zwischen dem Reichtum und dem Luxus der einen und der Armut und der Demütigung der anderen Volksklasse ist ein zu großer."

„Der eine arbeitet und hungert dabei; der andere tut nichts und schwelgt trotzdem. Das kann nicht für immer so weitergehen!"

„Man verlangt von uns, daß wir die Speisekammer des Arbeiters plündern, damit der Besitz für den Erben des Lords unangetastet bleibt. Davon wollen wir nichts wissen."

(Aussprüche des Ministers David Lloyd George.)

Kein Mann ist heute in England mehr gehaßt, als der Minister Lloyd George; kein Mann ist auf der anderen Seite mehr verehrt, als der Minister Lloyd George. Die Gegner erkennen in ihm den Todfeind ihres Landes, den „Demagogen", der als Minister das Volk zu frechem Angriff auf den Besitz anstachelt, die Anhänger verehren in ihm den David, der den Riesen Mammon töten wird. Der Haß der einen ist für denjenigen, der die Politik der letzten Jahre in England aufmerksam beobachtet hat, ebenso begreiflich, wie die Vergötterung durch die anderen. England, welches bisher keine erwähnenswerte Sozialdemokratie besaß, steht vor einem Umschwunge. Der hauptsächlich durch Lloyd George heraufbeschworene Kampf gegen das Haus der Lords ist als eine etwas verspätete Fortsetzung des Cromwellschen Kampfes gegen die Anmaßung des Königtums zu betrachten. — Noch bewegt sich die Volksmasse schwerfällig. Noch ist der großen Menge des Volkes nicht der Feuereifer eingeblasen worden, den ein Cromwell zu schüren verstand, aber der Schürer von heute fügt mit jeder seiner Reden neue Scheiter zu einem Scheiterhaufen der Aristokratie. Der Mann, der den Premierminister und alle seine gemäßigteren Kollegen im Ministerium unter seinen zähen Willen zwingt und mit sich fortreißt, bemächtigt sich mehr und mehr der unbedingten Herrschaft über die Masse des Volkes und nimmt heute im Ministerium die Stelle ein, von der ein Minister in der Regel in die Stelle des Premierministers aufrückt. — Was Wunder, daß Reichtum und Aristokratie, diese Begriffe decken sich in England oft, vor der Aussicht auf eine Premierministerschaft dieses gefürchteten Volksfreundes,

der nur die Reichen besteuern will, zittern? Wie wurde aber dieser junge Mann, der erst 47 Jahre zählt, zum Volksführer, und wie wurde er Minister in so einflußreicher Stellung? Ich will versuchen, das aus seinem Lebenslaufe zu erklären. — David Lloyd George ist ein echtes Kind des heißblütigen Wales, wie seine schonungslos heftigen Reden deutlich genug zeigen, aber seinen energischen Charakter und seine echte Liebe für das gemeine Volk verdankt er weniger seinem Vater, der ein einfacher und bescheidener Privatgelehrter und Schulmeister war, als seinem Onkel Richard Lloyd, der sich nach dem Tode des Vaters des damals erst zweijährigen David der verarmten Familie seiner Schwester, und besonders des jungen Knaben, annahm. — Dieser Onkel, dessen Anschauungen der heutige Schatzkanzler vollständig zu den seinigen machte und dessen Namen er neben seinem eigenen Familiennamen annahm, war ein armer Schuhmacher, aber wie sein Berufsgenosse Hans Sachs voll von Lebenserfahrung. Der Vater des Onkels und der Mutter war ein Baptistenprediger gewesen, d. h. ein unbezahlter Laienprediger, und diese Tatsache erklärt es, daß der Minister von den ersten Tagen seiner parlamentarischen Laufbahn die Befreiung seiner nicht staatskirchlichen Landsleute von den Beiträgen für die englische Landeskirche verfochten hat, und daß er ebenso eifrig für die Befreiung der Volksschulen von staatskirchlichem Einflusse eintritt. — In dem von den Bergen von Wales eingeschlossenen Dorfe Llanystumdwy lebte der Erzieher des jungen David, geachtet wie ein altgriechischer Weiser. Mit einer puritanischen Frömmigkeit, die ihn jede Frage von dem Standpunkte des religiösen Rechtes aus betrachten ließ, verband er scharfen politischen Verstand, und diese merkwürdige Mischung von Religion und Politik hat er seinem Neffen vererbt. — In der Schuhmacherwerkstätte des kleinen Bergdorfes tagte fast allabendlich ein kleines Dorfparlament. Und in frühester Jugend mußte dort der heutige Schatzkanzler den Männern des Dorfes die Leitartikel aus den Londoner Blättern vorlesen und sie für diejenigen, die der englischen Sprache nicht mächtig waren, in die Waliser Sprache übersetzen, deren er sich heute noch im Familienkreise mit Vorliebe bedient. — Onkel Lloyd war aber noch mehr als religiöser und politischer Ratgeber. Zu ihm kamen alle kleinen Pächter, um sich Rat zu holen, wenn sie die Pacht nicht zu zahlen vermochten oder wenn das Wild des Lords und Groß-

grundbesitzers ihnen ihre Ernten verwüstete, ohne daß sie das Recht gehabt hätten, es zu schießen oder Schadenersatz zu verlangen. In solchen Fällen wurde Richard Lloyd Tröster und Berater der Kleinpächter, und der Schatzkanzler erklärte noch vor kurzem: „Niemals werde ich die erschütternden Klagen vergessen, die ich als Knabe hörte, tausendmal hörte. Sie drehten sich immer um übertriebene Pachten und schmerzende Unterdrückungen". — Daß ein Knabe mit derartigen Jugenderinnerungen einst als Mann ein Feind der Lords sein werde, lag auf der Hand. Wer hätte aber ahnen können, daß dieser Knabe aus der Schusterwerkstätte wirklich den Lords gefährlich werden sollte? — Hier war es die Mutter, die ihn auf den Weg wies. Sein Onkel hätte gern einen Arzt aus ihm gemacht, aber die Mutter war dafür, ihn zum Juristen zu machen, und der Wunsch des Knaben entsprach demjenigen der Mutter. Der gute Onkel scharrte seine kärglichen Ersparnisse zusammen, und der Knabe lernte so eifrig, daß er bereits mit sechszehn Jahren in einer Firma von Solicitors angestellt war und mit neunzehn Jahren sein Examen als Solicitor ablegen konnte. Wenn freilich damals jemand hätte prophezeien wollen, daß dieser junge Mann nach fünfundzwanzig Jahren bereits die zweithöchste Stellung im englischen Staatsministerium bekleiden würde, so hätte man den Propheten wahrscheinlich für wahnsinnig gehalten. Der junge Solicitor war so arm, daß er, um seine Amtstracht, die 60 Mark kostete, kaufen zu können, zunächst das Geld durch Bureaudienst erwerben mußte. Heute hat Lloyd George ein Gehalt von 100000 Mark. — Der erste Ratschlag, den er als Solicitor erteilte, ist ebenso bezeichnend für Mr. Lloyd George, wie die Befolgung des Rates für den Charakter seiner Waliser Landsleute bezeichnend ist. Ein alter Bergmann war gestorben und die Familie hatte den Wunsch geäußert, daß die Leiche in dem Grabe seiner Tochter bestattet werden solle. Der Staatsgeistliche der Pfarrei bewilligte dieses Gesuch, zog jedoch die Erlaubnis wieder zurück, als er erfuhr, daß ein nicht der Staatskirche angehöriger Geistlicher die Leichenrede halten werde. — Die Bestattung durch Geistliche der nonkonformistischen Kirche war damals gesetzlich gestattet worden, und die Bevölkerung geriet deshalb in nicht geringe Aufregung, als der Geistliche der Landeskirche das bereits geöffnete Grab wieder zuschütten ließ und erklärte, ihm allein stehe zu, die

Stelle für das Grab zu bestimmen. Die Bergleute wendeten sich an Lloyd George und er gab ihnen folgenden Rat: „Sollte der Vikar sich weigern, das Tor des Kirchhofes zu öffnen, dann brecht die Mauer nieder, für die ihr selbst bezahlt habt. Erzwingt euch den Eintritt zu dem Kirchhofe, öffnet das Grab und legt den alten Mann zu seiner Tochter". — Ein derartiger Rat brauchte den heißblütigen Bergarbeitern von Wales nicht zweimal gegeben zu werden. Sie befolgten ihn buchstäblich und Lloyd George ging aus dem bis in die höchste Instanz durchgeführten Prozesse als Sieger hervor. — Der erste Erfolg machte den jungen Solicitor kühner. In Carnarvon rief er durch seinen Einfluß bei den Gemeindewahlen nahezu eine Bauernrevolte gegen die bisher allmächtigen „Squires" hervor, führte aber wiederum seine Anhänger zum Siege. Wie heute dem Hause der Lords, so rief er damals den Großgrundbesitzern zu: „Der Tag des Squires ist vorbei; die Morgenröte des großen Tages ist angebrochen!" — Das dankbare Carnarvon sandte seinen Helden zum erstenmal ins Parlament, wo seine Schlagfertigkeit und sein Witz zuerst mit Vergnügen, bald aber, von den Konservativen wenigstens, mit höchstem Unbehagen betrachtet wurden. Es war von Anfang an nicht zu bezweifeln, daß dieser junge Politiker nur eins im Auge hatte: das Eintreten für die Unterdrückten. Es sei hier ein Beispiel für seine Schlagfertigkeit gegeben, welches gleichzeitig zeigt, daß Lloyd George seine politische Gesinnung nicht geändert hat. Lloyd George sprach, wie er dies auch heute tut, für Homerule. Er sagte: „Wir müssen nicht nur England und Irland, sondern auch Schottland und Wales Homerule geben". Ein Gegner unterbrach ihn mit dem höhnischen Zurufe: „Warum nicht auch der Hölle?" — „Ganz richtig," antwortete Lloyd George vollständig ernst. „Ich habe es immer gern, wenn jemand für sein engeres Vaterland eintritt".

Im Parlament zeichnete er sich bald durch seine Angriffe auf die angesehensten Männer aus. Chamberlain hatte oft unter den empfindlichen Hieben dieses redegewandten Gegners zu leiden, und selbst der alte Gladstone blieb in kirchlichen Fragen nicht von ihm verschont. Als man ihm aus diesem Angriff auf den Führer der eigenen Partei einen Vorwurf machte, antwortete der kommende Minister mit einem Worte, welches auch heute

noch für sein Verhältnis zu den Kollegen im Ministerium von Bedeutung ist: „Ich beanspruche dasselbe Recht für mich, meinem Gewissen entsprechend zu handeln, wie Mr. Gladstone".

Er vermochte in dem Angriff auf die südafrikanischen Republiken nichts weiter zu erkennen, als einen brutalen Angriff des Starken auf den Schwachen, durch den man schließlich doch nicht erreichen werde, was man wolle. „Vor zweitausend Jahren", so rief er im Unterhause, „kamen die Bataillone des großen römischen Reiches und eroberten den Teil von Carnarvon, den ich heute vertrete. Sie bauten Wälle und Festungswerke und verboten den Gebrauch der Sprache von Wales. Neulich betrachtete ich die Trümmer dieser Festungswerke. Zu ihren Füßen spielten Kinder und sie redeten heute noch die verbotene Sprache. In der Nähe stand ein Schulgebäude, in dem die Sprache der Römer gelehrt wird. Aber sie wird als tote Sprache gelehrt."

Es war nicht in letzter Linie Lloyd George, der Südafrika zu seiner jetzigen Selbständigkeit verhalf, und mancher seiner Gegner, der damals den Krieg für notwendig hielt, betrachtet heute die in Lloyd Georges Schilderung aus der Römerzeit enthaltene Prophezeiung in bezug auf Südafrika keineswegs mehr als so unsinnig.

Einen mutigeren Vorkämpfer konnte die Volkssache niemals finden, und es ist gewiß nicht sein Fehler, wenn er nicht durchsetzt, was er sich in diesem Wahlkampfe vorgenommen hat: Freimachen des Unterhauses für wirkliche effektive Arbeit; Abschaffung des mehrfachen Stimmrechtes und des Vetos des Oberhauses; Befreiung der Schule und des Landes von der Kirche: „dann hat England Raum für Land- und Sozialreform". —

KRÄMERPOLITIK VON H. ERDMANN

Pierre de Coulevain äußert sich an irgendeiner Stelle seines interessanten Buches „L'île inconnue" über die auswärtige Politik Englands sehr ungünstig, lobt dagegen die innere. Das ist eine Verkennung, ein Nichtverständnis der Bedeutung Englands und seiner wahren Natur als Weltreich. Der kühnste Mann ist der, der ent-

weder nichts oder alles zu verlieren hat, der immer mit seiner ganzen Person eintreten muß, nur vor sich selbst verantwortlich ist und weiter keine anderen Verpflichtungen besitzt.

In dieser Lage befinden sich viele Nationen, daher ihr Heroismus auf politischem Gebiet, ihr bestimmter Kurs, ihre feste Haltung, ihre Schwertdiplomatie. Das kann England nicht; England gleicht einer Mutter mit zahlreichen Kindern, die aber meist in selbständiger Stellung sind. Beziehungen zu ihnen zu unterhalten, ohne die Individualität der einzelnen zu verletzen, ist ihre Kunst.

Bei kriegerischen Verwicklungen ist der Kontakt des Mutterlandes mit den Kolonien bald wieder hergestellt, aber im gewöhnlichen politischen Spiel des Alltags wächst die Selbständigkeit einer jeden Kolonie aus ihrer, durch eigene Kraft erworbenen, wirtschaftlichen Freiheit.

Und diese Selbständigkeit der Kolonien ist die Veranlassung zu Englands sogenannter unehrlicher Politik. Diplomaten werden das verstehen; die wissen, daß die Kräfteverteilung auf der Erde, die besondere Lage der einzelnen Kraftzentren zu einer Politik führen müssen, die nur für den kosmopolitischen Staatsmann verständlich sein kann. Das Mutterland England treibt eine Politik vorsichtiger Kraftentfaltung; aber die Vorwärtsbewegung wird nicht unmittelbar erkennbar sein, da es Weltpolitik im allgemeinen und europäische, afrikanische, asiatische und amerikanische Lokalpolitik im besonderen bleibt. „Lokalpolitik" richtig verstanden; denn Englands Politik kann keine einheitliche sein. Es reibt sich überall und ist auf jedem Kontinent vertreten, an jeder Kultur und Religion beteiligt. Daraus ergibt sich ein komplizierter Apparat von vielen Selbstverwaltungen, die wirtschaftlich miteinander verbunden, dennoch oft scheinbar gegeneinander arbeiten müssen, so daß England überall jene bekannten Doppelspiele entrieren muß, die den Abscheu aller einfach organisierten Politiker bilden. Und weil England überall geschädigt werden kann, auf der östlichen, so gut wie auf der westlichen Hemisphäre, kommt es aus dieser Notlage zu einer praktischen Politik linker Hand; d. h. es benutzt den agressiven Sinn unabhängiger Völker, schiebt diese wie ein gewandter Schachspieler als wirkende Figuren vor und verhütet so durch geeignete Bündnisse, sich selbst in den Konflikt zu bringen. Das nennt der Nicht-Engländer: „Krämerpolitik". Eine Politik ohne Richtschnur, die mehr das Produkt geistvoller Kom-

bination, als eigener Muskelspannung ist. Und England kennt diesen Tadel und erträgt ihn genau so, wie ein Familienvater oft den Vorwurf der Feigheit ertragen muß, weil er weiß, daß er sich aus Rücksicht auf seine zahlreiche Familie nicht selbst in Lebensgefahr begeben kann.

KAFFEEKRIEG

Europa und allem voran Deutschland beginnt einen Kreislauf, den es stöhnend und schwitzend erst in langer Zeit zurücklegen wird, um am Ende nicht weiter gekommen zu sein als vorher. Brasilien hütet seine Kaffeesäcke. Die deutschen Kaffeeinteressenten leiden. Hamburg spürt es am meisten und beginnt zur Abwehr gegen einen Bluff zu rüsten, der dem Kaffeehandel droht und dessen Kosten sich für das Nationalvermögen ev. auf 100 Millionen Mark p. a. belaufen werden. Und der dadurch ermöglicht wurde, daß durch eine Anleihe des Staates Sao Paulo den Brasilianern die Mittel zur Durchführung ihrer Spekulationen in die Hand gedrückt wurden.

Im Hintergrunde droht eine erneute Anleihe zu demselben Zweck. Während Kathreiner seine Säckel füllt, während Cichorie in Gang kommt, und der Kaffeekonsum wegen der enormen Preise von Surrogaten verdrängt wird, duldet man, daß Brasilien bereits leise auf den Busch klopft und der Meinung ist, auch künftig willige Ohren zu finden. Im Prospekt der Goldanleihe des Staates Sao Paulo im Jahre 1908 (deren Gesamtsumme £ 15000000 betrug, die mit 5% p. a. zu verzinsen waren und von denen £ 2000000 an den Börsen Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. zugelassen wurden), heißt es, daß die Anleihe den Zweck hatte, „die für den Schutz des Kaffees erforderlichen Maßnahmen zum Abschluß zu bringen und die schwebenden Kreditoperationen, welche für den gleichen Zweck gemacht waren, in eine konsolidierte Schuld umzuwandeln".

Jetzt ist von deutschen Kaffeeinteressenten dem Bundesrat eine Eingabe zugestellt worden, in der es heißt, „der Zweck der Anleihe war, den Preis für brasilianischen Kaffee hochzuhalten, was den Brasilianern glänzend gelungen ist, indem der Preis für good average Santos-Kaffee, der zur Zeit der Emission der Anleihe ca. 28½ Pf. notierte, inzwischen um 100% auf ungefähr 57 Pf. getrieben ist. Da Deutschland alljährlich einen Verbrauch von annähernd 4 Millionen Zentnern Kaffee hat, so hat es das größte Interesse daran, Kaffee billig zu kaufen, und schon jeder Pfennig pro Pfund, um den Kaffee verteuert wird, bedeutet einen Verlust von 4000000 Mark an Nationalvermögen." Der Gewinst, der dem Nationalvermögen durch eine zustimmende Spekulation erwachsen würde, kann sich nicht in einem Verhältnis bewegen, das dem Verlust die Wage hält.

§ 36c des Börsengesetzes besagt: „Die Zulassungsstelle hat die Aufgabe und die Pflicht, Emissionen nicht zuzulassen, durch welche erhebliche allgemeine Interessen geschädigt werden oder welche offenbar zu einer Übervorteilung des Publikums führen." Absatz 4 desselben Paragraphen lautet: „Die Zulassungsstelle ist befugt, zum Börsenhandel zugelassene Wertpapiere von demselben auszuschließen". Es verlautet, daß nach der kräftigen Kampagne der Kaffeeinteressenten die Regierung bereits zu einem Entgegenkommen geneigt sei. Die Gegenseite legt Gegenminen und will den Gewinst, den sie lange einheimsen durfte, nicht fahren lassen. Derweilen fordert in Hamburg der Kampf bereits sein Opfer und der Börsenklatsch der im Winkel sein Stündchen zu vertrödeln liebt, bemakelt mit Fingerzeigen schon diesen und jenen, der heute noch auf hohem Sessel sitzt und morgen stürzen kann. Vorwürfe über Vorwürfe häufen sich gegen die Regierung und gegen Konsulate, die ihre Nasen im Auslande zu anderen Zwecken als zum Spüren und Wittern von Gefahren nutzten. Und Pessimisten seufzen: „Was nützt der Lärm. Nächstens kommt ein anderer Staat, vielleicht ist's Brasilien sogar zum zweiten Mal, und Emissionen, deren Nutzen nur von heute bis morgen reicht und dann schon anfangen zu stinken, werden überall ohne weiteres zugelassen." Vorsichtige aber, die von der Emission heute noch Nutzen ziehen, denen aber ein gutes Urteil zuzutrauen ist, beginnen bereits sich nach anderen Anlagen umzusehen.

Mittlerweile hütet Sao Paulo seine 6000000 Sack Valorisations-Kaffee immer noch unentwegt. Zu welchem Zweck? Die Einstandspreise von 40 Pf. waren erreicht. Die Abstoßung wurde trotzdem versäumt. Liegt etwa nicht das Gelüste nach einem Kaffee-Trust handgreiflich vor Augen? Die Manipulationen Brasiliens, falsche Schätzungen über bevorstehende Ernten zu verbreiten, stets weniger anzugeben als zu erwarten ist, bringen wieder die Erinnerung empor an den amerikanischen Kupferbluff, der auch überall umherlief und bedauernd verkündete: Der Konsum sei zu groß, die Vorräte zu klein. Bis plötzlich dann von unterrichteter Seite gesagt wurde: „Die Herren lügen. Die Vorräte sind so groß, daß sie darin ersticken. An gewissen Orten haben sie 100 Millionen Pfund Kupfer aufgestapelt, die dem Konsum künstlich entzogen sind und die von Schildwachen mit geladenen Gewehren bewacht werden."

Bluff! Die Furcht, an der Nase herumgeführt zu werden (Brasilien könnte die Kaffeevorräte verbrennen) wirkte dahin, mißtrauisch und mißtrauischer zu werden gegen das, was von Brasilien getan wurde und getan werden kann. Der erste Gang im Kaffeekrieg hat damit geendet, daß den Beteiligten ein Strick um die Kehle gezogen wurde. Daß sie aber keinen Knebel im Munde haben und in peinlicher Lage wenigstens noch dagegen protestieren können, ist das andere Ergebnis.

H.—

GEPLANTES ATTENTAT AUF DIE KÖNIGIN DER NIEDERLANDE VON W. NYGAARDT (AMSTERDAM)

Holland ist ein wohltemperiertes Land. Die Heimat der ungestörten festen Gemüter, die keine Unruhen anstiften, höchst ungern Revolution machen, sich nicht in Milliarden wälzen, aber den Segen eines christlichen, gut fundierten Wohlstandes, wie man so sagt, zu schätzen wissen. Was gewiß kein Fehler ist. Demgemäß besteht im allgemeinen unsere Schutzmannschaft, übrigens eine recht zufriedenstellende Truppe, aus sachlichen, ruhigen Männern. Die Aussichten auf Avancement sind nicht groß. Man bleibt was man ist. Aber man ist, sozusagen, auch wirklich was. Gewissermaßen eine Respektsperson, die nur herrliche, prachtvolle Ruhe ausströmt. Ein Anblick, der für nervöse Leute, wie sie jetzt ja auch nach Holland gefahren kommen, etwas geradezu Gesundheitsstärkendes hat. Solche Sachen wie Moabit oder Sabotage hat die Polizeitruppe nicht oft zu erleben. Und das ist, wie gesagt, dem Avancement nicht zuträglich.

So mußte es denn dahin kommen, daß eines Abends in diesem Herbst Peter Nygaardt, der nicht nur mein Namensvetter ist, sondern auch mit mir bekannt ist und in unserer hauptstädtischen Schutzmannschaft trotz seiner dreißig Jahre noch einen schändlich subalternen Posten einnahm, sich über eine Erdkarte beugte und darüber nachgrübelte, wo und wie und wann und auf welche Weise er seine persönlichen Talente zur Geltung bringen könnte. Als sein Blick auf Rußland fiel, entsann er sich der Heldentaten des Asew, und das brachte ihn auf eine gefährliche Laufbahn, in deren Verlauf er ziemliche Unanständigkeiten beging.

Er kam in den ersten Tagen des September mit einer alten Konservenbüchse zu einem Vorgesetzten und sagte, das sei eine Bombe. Diese Bombe habe er in der Nähe des Stadthauses gefunden. Die Folge war eine strenge Untersuchung, die sich bis nach Berlin und Amerika (die schwarze Hand!) erstreckte und in deren Verlauf, trotzdem sich nichts Bestimmtes ergab, Peter Nygaardt die Mitteilung gemacht wurde, daß er demnächst zur Beförderung in Aussicht genommen werde. Als daraus aber nichts wurde, geriet Peter Nygaardt in Unruhe und meldete,

daß er abends zwei Männer behorcht hätte, die sich vorgenommen hätten, einem unserer höchsten Ministerialbeamten aufzulauern und zu verprügeln. Die Verschwörer wären leider entkommen, aber er — Peter Nygaardt — riete zur Vorsicht. Aber Vorsicht hin — Vorsicht her. Wirklich geschah es, daß dem hohen Ministerialbeamten im Dunkeln von jemand, der dann bewundernswert schnell im Ministerium entwischte, der Zylinder eingetrieben wurde.

Die Folge war, daß man auf Peter Nygaardt, den ich damals mit Stolz meinen Namensvetter nannte, als den Propheten des Attentats aufmerksam wurde. Die oberste Polizeibehörde glaubte einen Sherlock Holmes — einen holländischen Sherlock Holmes — entdeckt zu haben und ließ ihn um eine Stufe in der Laufbahn aufrücken. Er wurde mit großer Achtung behandelt und führte im Dienst ein beneidenswertes Leben. Der hohe Ministerialbeamte errichtete eine Garde, eine Leibwache, der Peter Nygaardt vorstand. Was zur Folge hatte, daß ihm der Kamm schwoll und daß er sich mit dem Erreichten nicht bescheiden wollte. Er erging sich in verbrecherischen Phantasien. Er fand Geschmack an seiner Schlauheit und schritt auf dem Wege, den sein Vorbild Asew vor ihm gegangen war, kräftig aus. Er machte sich klar, daß Asew das Attentat auf den Großfürsten Sergei veranlaßt hatte und dann nachher als Geheimpolizist die Attentäter verhaften ließ und sich auf diese Weise eine fabelhafte Karriere geschaffen hatte.

Nun sagte Peter Nygaardt „Ons Wilhelmintje". Und seufzte leise: „Was ist sie für ein harmloses Geschöpf. Jeder Mensch muß sie gern haben." Peter Nygaardt erinnerte sich an den schönen Sonnentag, an dem die Königin mit ihrem Baby durch die Stadt gefahren war und als eine junge Mutter ihr Kindchen freudestrahlend dem jubelnden Volk gezeigt hatte. Peter Nygaardt war gerührt, aber er schob das beiseite, indem er sich vorhielt, daß sich für einen Menschen unserer Zeit derartige Erwägungen nicht schicken.

Er schrieb ihrer Majestät einen Drohbrief, in dem er mit verstellter Handschrift und in jener unverschämten Tonart, wie sie bei derartigen Vorkommnissen üblich zu sein scheint, der Königin den Tod androhte. Sofort kam dann vom Hofe die Weisung an die Polizei, scharf aufzupassen. Es sei etwas gegen die Königin im Werke. Anarchisten seien im Lande und der Polizeipräsident

müsse sofort aufs Schloß kommen. Man zeigte ihm den Brief, worauf er außer sich geriet. Er sagte: „Wir müssen sofort Peter Nygaardt benachrichtigen.“ Dann wurde Peter Nygaardt geholt und es wurde ihm befohlen, auf jeden Fall Klarheit in die Sache zu bringen. Das Leben der Majestät sei bedroht. Unerhörtes stände auf dem Spiele. Die ganze Welt würde, wenn die Sache an die Öffentlichkeit käme, auf die holländische Polizei blicken. Hier sei eine Gelegenheit, zu zeigen, was sie leisten könne.

Unterdessen war aber Peter Nygaardt bereits weiter gegangen und hatte in der Nähe des Schlosses eine kleine Bombe niedergelegt, die nun von einem Gärtner gefunden wurde. Tagelang wurden alle möglichen Ermittlungen angestellt. Es wurde telephoniert, telegraphiert, verhört, examiniert. Aber alles das führte zu nichts. So kam es, daß allmählich wieder die landesübliche Ruhe entstand und daß die Aufregung in Vergessenheit zu geraten schien.

Jeder, der Holland kennt, wird verständnisinnig mit dem Kopfe nicken und wird sich sagen: Ganz recht. Es wäre ja auch zu seltsam, wenn sonst noch etwas aus der Sache geworden wäre.

Peter Nygaardt ist jetzt damit beschäftigt, rund und dick zu werden. Er liest die Berichte über „Moabit“ mit fabelhaftem Eifer. Es geschieht ihm häufig, daß er dabei zusammenfährt und dann mit Befriedigung konstatiert: „Nein, so weit kann es denn bei uns in Holland doch nicht kommen.“

Wodurch er sich patriotisch gehoben fühlt.

LONDON VON FREIHERRN ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM

Was man auf dem Kontinent mit dem Ausdruck „englisch“ bezeichnet, gibt es in London meistens gar nicht, höchstens in den uneleganten Stadtteilen, in abgelegenen Vororten, bei Leuten, die über Mode und Schick nichts mitzureden haben. Das war eine meiner ersten Beobachtungen in England. Die besten Herrenanzüge werden von tschechischen Arbeitern angefertigt und Toiletten, die in der Gesellschaft Beachtung verdienen, kommen fast immer aus Paris. Die englische Dame schmückt sich bis ins höchste Alter mit den buntesten Farben, den zartesten Stoffen, sie trägt gern auffallende, riesengroße Hüte, Schleier, die hin- und herflattern in der stets bewegten Luft. Nirgends

in der eleganten Welt jene gleichförmigen, nur allzu bekannten Schneiderkleider, nirgends jene langweilig gesuchte Einfachheit, die seit altem, respektablem Brauch auf dem ganzen Festland „englisch“ heißt.

Man muß am Sonntagmorgen zum Stanhopegate am Hydepark gehen, wo die elegante Gesellschaft nach der Kirche zusammentrifft. Auf grünem Rasen ergeht sich alles in froher Farbenpracht. Um die Wette leuchten und glänzen die Toiletten mit den riesengroßen Rhododendronbüschen, die Blume an Blume die schattigen Alleen begrenzen. Wie herrlich steht der satte, grüne Hintergrund von Wiese und Baum dem bunten Leben! Und wenn ein seltener Sonnenstrahl die Wolken zerreißt, dann flimmert und glitzert es über dies heitere Bild echt moderner, raffinierter, fast allzu raffinierter Schönheit. Man glaubt für einen Augenblick, das Leben rausche wirklich so lustig, so froh durch die grüne Natur und vergißt den furchtbaren, zentnerschweren Ernst, der ganz nahe über der Millionenstadt lastet. Watteaus Schäferidylle scheint sich zu den Engländern geflüchtet zu haben, die man so gern steif, kalt und nüchtern nennt. Mitten in der Weltstadt auf derselben Wiese, deren Gras die Schleppe der Dame leicht berührt, weidet friedlich eine Herde. Wo findet man noch solche Pastorale, die fast unwahrscheinlich dünkt, verschwommen, traumhaft im feuchten Nebelblau der Luft? Aber die wohlgenährten Tiere, die auf dem teuersten Weidegrund der Erde grasen, haben etwas durchaus Großstädtisches angenommen. Sie erschrecken vor nichts und scheinen sich auch über nichts zu wundern. Sie heben kaum den Kopf, wenn das zierliche Stöckchen des Vorübergehenden ihre Nase berührt, wenn der Lärm des Automobils von der Fahrstraße her deutlich zu ihnen tönt, wenn die „Horseguards“ mit klingendem Spiel den Park durchreiten oder wenn der Dudelsack der schottischen Truppen mit eigentümlicher Melancholie in den Lärm der Großstadt hineintönt. Ein Volksgarten ist der Hydepark, offen für alle Welt, und doch bewahrt er den Charakter des feierlich Abgeschlossenen, die uralten Bäume geben ihm die historische Stimmung, die gutgepflegten Blumenbeete, die eleganten Damen, die Herren im Zylinder das Abzeichen moderner Eleganz. Schon König Karl II. ließ nach der englischen Revolution die große Fahrstraße anlegen, wo sich — nach Memoiren der Zeit — „alles versammelte, was funkelnde Augen und glänzende Equipagen hatte“. Damals versteckten sich die Damen nicht unter wehendem Schleier wie heute, sondern nahmen gleich der Venezianerin eine Maske vors Gesicht, bis das Leben im puritanischen England so toll und übermütig wurde, daß man am Ende des 17. Jahrhunderts die Maske auf der Promenade verbot. Da vereinsamte der Hydepark und wurde zum Schauplatz häufiger Duelle, die im 18. Jahrhundert in der englischen Gesellschaft so überhand nahmen, daß die Regierung diese Unsitte mit den härtesten Mitteln ausrotten mußte. Langsam kehrte das Leben der vornehmen Welt zur Zeit Georgs II. in den Garten zurück. Feierlicher, stiller wie einst, aber ebenso bunt, ebenso reich, fast unverändert in seinem vornehm exklusiven Charakter. Nur der Eingeweihte merkt an dem amerikanischen

Dialekt, der da und dort in das reine Englisch klingt, daß auch hier manches im Laufe des 19. Jahrhunderts gewechselt hat. Und die alten Baumriesen, die in ihrer Jugend „die Hatz", die reitende Jagd der Könige gesehen, rauschen ihr ewiges Leid, wenn der Seewind durch die Kronen fährt, als wollten sie sagen: „Wir überdauern auch dieses Spiel; denn flüchtiges Spiel ist alles, was ihr da unten treibt".

Und wenn es auch flüchtig ist, schön ist es doch in Londons elegantem Westen, in der reichen Stadt, die Millionen von Menschen beschäftigt, indem sie Millionen von Werten verschwenderisch der Stunde opfert.

Aber nicht nur der reiche Westen, die ganze Stadt ist von Gärten durchzogen und umgrenzt. Grüne Adern in dem Riesenleib aus Stein, bringen sie Gesundheit und Freude, den Lungen Kraft und den Augen Erholung, die sich ermüdet von den ewig gleichmäßigen Straßen nach Abwechslung sehnen. Die Kinder Londons stehen der Natur nicht so fern wie andere Großstadtkinder. Sie kennen das Vergnügen, sich auf dem Rasen zu tummeln, Heuduft zu atmen, frei auf großer Wiese von Baum zu Baum zu rennen. Sie nehmen Tier- und Pflanzenbilder nicht mühsam in sich auf durch die gemalten Tafeln der Schulstube, sondern sehen das Vieh in den Gärten weiden, das Wild sorgsam gehegt im Park, den Vogel, der geschützt in Busch und Krone nistet, den Käfer, der sich von Gras zu Gras bewegt, um seine Nahrung zu suchen. Kein Polizeigebot beengt das wilde Spiel der Knaben. Es gibt nicht so viele Vorschriften, nicht so viel Stacheldraht wie bei uns. Im großen wie im kleinen, im wirklichen wie im symbolischen Sinn. Wie man ohne Scheu in Park und Garten über die Wiesen gehen darf, um die asphaltmüde Sohle auf plastischem Rasen auszuruhen, darf man auch in öffentlicher Rede, ohne Anmeldung, ohne Formalität seine Meinung über Gott und die Welt sagen, über Glauben und Politik. Am andern Ende des Hydeparks, fern von der eleganten Promenade, ist der Rednerwinkel, der Platz freiester Aussprache. Manchmal sammeln sich Tausende andächtig lauschend um den Mann oder die Frau, von deren Lippen sie etwas Neues, Hoffnungsreiches erwarten, manchmal steht ein Begeisterter ganz einsam unter einem Baum und findet kein Publikum, obwohl er immer laùter und lauter schreit. Nur einmal, im Jahre 1848, kam es zu groben Ausschreitungen an dieser Stelle, die Menge riß ein Stück des hohen eisernen Gitters ein, um dem demagogischen Redner eine Huldigung darzubringen.

Spielplätze für Kricket, Fußball, Lawn-Tennis und Kugelspiel sind freigehalten in allen öffentlichen Gärten. Nicht weit von den Rednern fliegt der Football kraftvoll geschleudert durch die Luft. Den Müßiggänger treibt es, den schlanken, geschmeidigen Jünglingen zuzusehen, statt länger die Theorie über irgendeine Tagesfrage zu hören. In England hat der Sport fast dieselbe Bedeutung gewonnen wie einst die Wagenrennen in Byzanz. Man muß sehen, welchen Anteil die Zuschauer bei jedem Match nehmen; mag es sich um Rudern oder Reiten, um Ballspiel oder Schwimmen handeln. Da tritt der ernste, schweigsame Mann aus seiner Reserve, da vergißt die

Dame die Zartheit ihrer Toilette und springt auf einen Stuhl, um besser zu sehen. Als wir in einem der eleganten Klubs jüngst dem Polo beiwohnten, konnte man die frohe, innige Anteilnahme bemerken, mit der alle Welt das aufregende Spiel verfolgte. Ein noch bunteres, noch feiner abgestimmtes Bild als der Hydepark rahmte der Garten ein, in dem sich der große Wiesenplan des Polo befindet. Alles ist blumengeschmückt, von den Dächern des Restaurationspavillons hängen Efeugranien, Klematis zieht sich in blühender Girlande von Rosenstrauch zu Rosenstrauch und hoch bis zum Dach der Tribüne schlingt sich die duftige Blütenwelt. „Wie übertrieben!" sagt jemand, als er eine Dame sieht mit handgroßen, künstlichen Rosen am Gürtel. Doch er lacht schon und korrigiert sich selbst, denn er steht neben einem Busch mit noch größeren Blumen. Man hat keine Zeit, die Pracht des Gartens und die Eleganz des Publikums noch länger zu bewundern; denn schon sausen die Reiter auf geschmeidigen Ponys der kleinen weißen Kugel nach, als wäre es die Kugel des Glücks. Die Spieler sind gut, die Partie zieht sich über eine Stunde hinaus, oft sieht man zu mit angehaltenem Atem, wenn sich die acht Reiter zu dickem, schier unentwirrbarem Knäuel verstricken. Da sausen sie wieder los, der Kugel nach, wie befreit folgen ihnen die Blicke. Das Interesse am Sport ist ansteckend, es muß in der englischen Luft liegen. Sie scheint mir so davon gesättigt, daß auch Menschen ergriffen werden, denen solche Dinge auf dem Kontinent höchst gleichgültig sind. Ist es, weil man die Sache in England seit Generationen ernster betrieben hat, ist es, weil der Rahmen reicher ist, weil die Mittel bedeutender sind?

Solche und ähnliche Fragen beschäftigten uns, als wir beim Diner im entzückenden Klubhaus saßen, das wenig Schritte vom Poloplatz ins Grüne gebettet ist. Aber wir wurden bald von anderen Dingen gefesselt. Die feingestimmte harmonische Umgebung übte einen solchen Zauber auf uns aus, daß wir unwillkürlich darüber sprachen. Das Haus war neugebaut, die Innendekoration hatte man einer englischen Künstlerin übertragen. Ihr Werk ist bezeichnend für den modernen Stil, der die Pflanze zur Herrscherin im Reich der Ornamente erhob. Einer der Gäste hielt antiken Einfluß für maßgebend. Die gemalten Hopfenranken, die als feines Gitterwerk stilisiert die Wände überziehen und wiederkehren auf den Türen, auf den geschnitzten Stäben der Täfelung, erinnerten ihn an die Ranken, die Pompejis stille Zimmer schmücken. Ein anderer wies auf Japans blumenreiche Kunst. Er meinte, die ferne Insel habe uns Europäer erst die Verwendung von Blatt und Blüte gelehrt, wie einst die englische Landschaftsgärtnerei durch Chinas Beispiel entstanden sei. Mir scheint, daß beide im Recht sind und daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Wir nehmen von fernen Zeiten, wie wir von fernen Völkern nehmen. Was wir aus dem Beispiel, ändernd oder ausgestaltend, machen, ist unsere Originalität und wird zum Stil des Jahrhunderts. Ich habe manches Haus und manche Einrichtung modernen Stils auf dem Kontinent gesehen. Vieles interessant, einiges schön und manches komisch darunter. Aber nichts war so harmonisch,

so einheitlich wie dieses Klubhaus an Londons westlicher Grenze. Ich glaube, man begreift in England besser, daß der Stil unserer Umgebung des antiken Kunstgedankens nicht entbehren darf, wenn er auch die zarte Farbenempfindung des Ostens braucht. Und man ist strenger. Wie das tägliche Leben mit seinen geregelten, fast heiligen Gewohnheiten sich langsam und ohne rauhen Übergang entwickelte, so setzte auch ein Stil mit logisch ruhiger Folgerichtigkeit den veraltenden fort. Silber, Porzellan, Fayence, alles hat seit Jahrhunderten seine eigene englische Note. Es ist anders, ganz anders als die Dinge des Kontinents. Will man harmonisch bleiben, darf man beide nicht miteinander vermischen, wie man Englands Sitten nicht mit den unseren vermischen soll.

In Europa herrschte noch lange die weitausladende Pracht des Rokoko, als ungefähr um das Jahr 1730 in England der Chipendalestil entstand, der dunkles Holz und zarte Formen, gerade Linien und antikisierende Sessel brachte. Man kann ihn ebensowenig mit Rokokomöbeln vereinigen, wie die Dinge des späteren Sheratonstils mit Empire, wie die modernen englischen Sachen mit denen, die auf dem Kontinent für „englisch" gelten. Gewiß, eine Wedgewoodvase fügt sich ins französische Empire, eine englische Silberschüssel zu modernen Geräten, aber nur wie man einem Reiseandenken Gastfreundschaft gibt. Mit den Sachen ist es wie mit den Sitten. Man kann in England vieles lernen, vielleicht mehr als man glaubt, aber man soll nichts aus blinder Bewunderung nachmachen. Es geht wie mit dem antiken und dem japanischen Stil, nur die Motive lassen sich verwenden, um etwas zu schaffen, was der Umgebung natürlich zu entwachsen scheint.

WERTZUWACHS VON DR. ALBRECHT WIRTH

Wir steuern mit voller Kraft im Fahrwasser des Staatssozialismus. Dem Moloch Gemeinwohl wird alles geopfert. Und der einzelne wird zerschrotet. Ist es nicht genug mit der Verstaatlichung der Landesverteidigung, der Post und der Telegraphen (welch letztere beide in Amerika nicht verstaatlicht sind), mit der Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Invalidenversicherung mit ihrer unausstehlichen Kleberei, und mit der kommenden Verstaatlichung der Apotheken (die noch am ersten zu rechtfertigen wäre), die schon seit Jahren der österreichische Apotheker Grellepois empfiehlt?

Nun soll auch der Boden „nationalisiert" werden. Ansätze dazu sind schon reichlich vorhanden. Hibernia war ein Symptom; der Versuch, ein Kalimonopol staat-

licherseits zu bewirken, ein anderes. Gerade beim Kali wäre vielleicht ein Nationaltrust das einzig Richtige, um Durchstechereien mit Amerika, mit dem Ausland überhaupt, vorzubeugen, um hier Nationalvermögen für die Nation zu bewahren, und nicht dem Ausland auszuliefern: aber Kali ist eine Ausnahme. Dagegen bezieht sich die Wertzuwachssteuer auf allen Bodenbesitz, und von einer Abwehr gegenüber dem Ausland kann keine Rede sein.

Es geschehen Zeichen und Wunder. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß in dieser Steuervorlage agrarische Hochkonservative und Sozialdemokraten zusammengehen? Das sollte doch zum Denken veranlassen.

Zwei Hauptgründe sprechen gegen die Vorlage: die unausstehliche Schnüffelei, das Aufwühlen aller möglichen Privatangelegenheiten, die nie abreißende Verärgerung zwischen Publikum und Behörde, die Auslieferung an die Willkür der Schätzer oder Taxatoren, und daran anschließend, die Steigerung der Bureaukratie auf der einen Seite und der außerordentlich geringe Ertrag dieses Kreißens der Berge auf der anderen Seite. Dazu gibt es noch eine Reihe von Nebengründen.

Ein nicht ganz unwichtiger Nebengrund ist die Besorgnis einer Erschütterung des Geldmarktes.

Vor allem wird nun kein Mensch mehr Hypotheken und Pfandbriefe kaufen wollen. Infolgedessen wird das Kapital viel mehr als früher Anlage in Industriepapieren oder gar an ausländischen Börsen suchen. Bei der Zwangsversteigerung muß nach dem jetzigen Gesetzesvorschlag der Ansteigerer die Zuwachssteuer zahlen. Der Bauunternehmer wird dann sicher keine zweite Hypothek mehr bekommen. Vermutlich, zumal die Steuerbehörde erst nach der Zwangsversteigerung den Wert des versteigerten Grundstückes ermitteln soll, wird die Hergabe zweiter Hypotheken gänzlich aufhören; denn niemals weiß ein Interessent vor der Versteigerung, wie hoch sich die Wertzuwachssteuer belaufen werde.

Ich will nicht davon reden, daß nicht alle Bauunternehmer glücklich sind, daß so manche untergehen, noch auch davon reden, daß bei der Gesetzesvorlage tatsächlich der Unternehmer zu ungünstig behandelt wird, daß beispielsweise die Grundsteuern, die auf ein Grundstück von 100 000 M. in 15 Jahren immerhin 4 500 M. und mehr ausmachen, ihm nicht angerechnet werden, daß ferner nicht berücksichtigt wird, daß bei dem Verkaufe

der Unternehmer meist nicht viel bares Geld sieht, daß er nur eine kleine Anzahlung von 10 bis 15 % erhält, während er mehr als das Doppelte als seine eigene zweite Hypothek, vielleicht auf Jahrzehnte auf dem Grundstück stehen lassen, nun aber, da er doch weiter zu arbeiten hat, und Geld braucht, in der Regel diese zweite Hypothek verkaufen muß, an der er erfahrungsgemäß mindestens 5 % verliert. Wie gesagt, davon will ich nicht reden, denn es handelt sich ja darum, in nationalem Sinne das Überwuchern der Bauspekulation zu beschneiden. Allein die nationale Absicht führt eben zu dem, was die Yankee-Sozialisten Nationalisation nennen, mit anderen Worten zum Staatssozialismus, den auch noch die Agrarier am eigenen Leibe spüren werden. Zum mindesten aber zum Stadtsozialismus. Denn das ist bereits von mehreren weiterblickenden Oberbürgermeistern eingesehen worden, daß, wenn die jetzige Vorlage Gesetz würde, die private Bautätigkeit erlahmen und städtische Bautätigkeit dafür einsetzen wird. Wenn aber überhaupt ein Gesetz für Zuwachs erlassen werden muß, so schaffe man zum mindesten ein besseres als das vorliegende. In dieser Fassung ist es gar nichts wert.

DIE MINISTER. Sehr zeitgemäße Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard, berichtet von seinem Schüler Jacques Tournebroche, dem Sohne des Bratkochs. — Von ANATOLE FRANCE, Mitglied der Akademie (Paris)

Mister Shippen, der in Greenwich als Schlosser lebte, speiste während seines Pariser Aufenthaltes täglich in der „Bratküche zur Königin Gänsefuß“ in Gesellschaft meines Vaters, des Wirtes, und meines guten Lehrers, des Herrn Abbé Jérôme Coignard.

Nach der Veröffentlichung der „Stadtväter“ von Anatole France wurde mir brieflich die Frage gestellt, ob die Arbeit des „großen Franzosen“ einem in Deutschland bereits erschienenen, ähnlich lautenden Buche entnommen sei. Das ist nicht der Fall. „Die Stadtväter“ wurden in der „Zeitschrift“ zum ersten Male gedruckt. Ebenso wie diesmal „Die Minister“.

Zum Nachtisch verlangte er wie stets eine Flasche Wein, steckte sich eine Pfeife an, zog die „Londoner Zeitung“ aus seiner Tasche und begann seelenruhig zu trinken, zu rauchen und zu lesen. Dann faltete er seine Zeitung wieder zusammen, legte seine Pfeife auf den Tischrand und sagte:

„Meine Herren, das Ministerium ist gestürzt.“

„Oh!“ machte mein guter Lehrer, „das hat nicht viel zu sagen.“

„Pardon“, erwiderte Mister Shippen, „es hat sehr viel zu sagen. Denn da das letzte Ministerium ein Toryministerium war, so wird das neue ein Wighministerium sein; überdies ist alles, was in England geschieht, wichtig.“

„Mister Shippen“, entgegnete mein guter Lehrer, „wir haben in Frankreich größere Veränderungen erlebt als diese. Wir haben es erlebt, daß die vier Staatssekretäre durch sechs bis sieben Kollegien von je zehn Mitgliedern ersetzt wurden, so daß man die Herren Staatssekretäre also in zehn Stücke zerteilte, um sie nachher in ursprünglicher Form wieder zusammenzusetzen. Bei jeder dieser Veränderungen schwuren die einen, daß alles verloren und die andern, daß alles gewonnen sei. Und man machte Spottlieder. Was mich betrifft, so kümmere ich mich wenig um die Vorgänge in den Kabinetten, denn ich habe bemerkt, daß die Lebensstellung dadurch nicht verändert wird, daß die Menschen vor wie nach den Reformen selbstsüchtig, geizig, feig und grausam und abwechselnd stumpf oder wütend sind und daß die Zahl der Geburten, Eheschließungen, Ehebrüche und Hinrichtungen sich wenig verändert, worin sich die schöne Ordnung der Gesellschaft erweist. Diese Ordnung ist beständig, mein Herr, und sie läßt sich durch nichts stören, denn sie beruht auf dem Elend und der Dummheit der Menschen, und diese Grundlagen werden nie erschüttert werden. Durch sie erhält der Gesellschaftsbau eine Festigkeit, welche dem Wüten der ärgsten Fürsten und dem ganzen Schwarm unwissender Beamter, die ihnen als Handlanger dienen, Widerstand leistet.“

Mein Vater lauschte dieser Rede mit dem Bratspieß in der Hand; dann erhob er höflich aber bestimmt den Einwand, daß es auch gute Minister geben könnte. Er besonders dächte an einen von ihnen, der kürzlich verstorben sei und der eine sehr weise Verordnung zugunsten der Bratköche gegen die erdrückende Konkurrenz der Schlächter und Bäcker erlassen hätte.

„Schon möglich, Herr Tournebroche“, erwiderte mein guter Lehrer; „in der Sache müßte man freilich auch die Bäcker hören. Aber der springende Punkt ist dieser, daß die Staaten nicht durch die Weisheit einiger Staatssekretäre, sondern durch das Lebensbedürfnis mehrerer Millionen Menschen bestehen, die allerlei niedrigen und verachteten Künsten obliegen, als da sind Gewerbfleiß, Handel, Ackerbau, Krieg und Schiffahrt. All dieses private Elend macht die sogenannte Größe der Völker aus, und weder Fürsten noch Minister haben daran Anteil.“

„Sie irren sich, Herr Abbé,“ sagte der Engländer, „die Minister beteiligen sich wohl daran; sie machen Gesetze, von denen ein einziges das Volk reich machen oder ruinieren kann.“

„Oh, was das anbetrifft,“ entgegnete der Abbé, „so ist das Glückssache. Die Geschäfte eines Staates sind so umfangreich, daß ein Menschengeist sie nicht umspannt; man muß es den Ministern also zugute halten, daß sie sie blindlings führen; man darf ihnen weder das Gute noch das Böse nachtragen, das sie vollbringen, und muß einsehen, daß sie Blindekuh spielen. Überdies dürfte uns dieses Gute und Böse gering erscheinen, wenn wir es ohne Aberglauben abschätzen; und ich zweifle, mein Herr, ob ein Gesetz oder eine königliche Verordnung die von Ihnen behauptete Wirkung haben kann. Ich schließe dies aus den Freudenmädchen, die allein in einem Jahre mit mehr Edikten bedacht worden sind, als alle anderen Korporationen des Königreiches seit hundert Jahren; und doch liegen sie ihrem Gewerbe mit einer Zuverlässigkeit ob, die an die Naturkräfte gemahnt. Sie spotten der keuschen Ränke, die ein Beamter namens Nicodemus gegen sie schmiedet, und lachen über den Bürgermeister Baiselance, der mit mehreren Fiskalen und Staatsbeamten ein ohnmächtiges Bündnis zu ihrem Verderben geschlossen hat. Ich kann Ihnen versichern, daß Katharina, die Spitzenklöpplerin, nicht einmal den Namen dieses Baiselance kennt, und sie wird ihn bis an ihr hoffentlich christliches Ende nicht kennen. Und daraus schließe ich, daß all die Gesetze, mit denen ein Minister sein Portefeuille vollstopft, wertloses Papier sind, das uns weder das Leben geben noch es uns nehmen kann.“

„Herr Coignard“, sagte der Greenwicher Schlosser, „man merkt es an der Niedrigkeit Ihrer Sprache, daß Sie in Knechtschaft geboren sind. Sie redeten von den

Ministern und Gesetzen anders, wenn Sie das Glück hätten, eine freie Regierung zu besitzen wie ich."

„Mister Shippen", sagte der Abbé, „die wahre Freiheit ist die Freiheit einer Seele, welche die Eitelkeiten dieser Welt abgetan hat. Was die öffentlichen Freiheiten betrifft, so lache ich darüber wie über ein Kinderspiel. Das sind Illusionen und Köder für die Eitelkeit der Dummköpfe."

Mr. Shippen erwiderte: „Sie bestärken mich in der Meinung, daß die Franzosen Affen sind."

„Verzeihen Sie", rief mein Vater dazwischen, seinen Bratspieß schwingend, „es gibt unter ihnen auch Löwen."

„So fehlen also nur die Staatsbürger", entgegnete Mr. Shippen. „Im Tuileriengarten politisiert zwar alle Welt, doch bei diesem Gezänk kommt kein vernünftiger Gedanke heraus! Ihr Volk ist nichts als eine geräuschvolle Menagerie."

„Mister Shippen", fiel mein guter Lehrer ein, „es ist wahr, daß die menschlichen Gesellschaften auf einer bestimmten Stufe der Gesittung zu Menagerien werden. Der Fortschritt der Sitten besteht darin, daß sie im Käfig leben, statt elend in den Wäldern herumzuirren. Und dieser Zustand ist allen Völkern Europas gemein."

„Herr Abbé", entgegnete der Greenwicher Schlosser, „England ist keine Menagerie, denn es hat ein Parlament, von dem die Minister abhängen."

„Mister Shippen", sagte der Abbé, „es kann sein, daß auch Frankreich eines Tages ein Parlament hat, dem die Minister unterstehen. Mehr noch. Die Zeit bringt den Staatsverfassungen große Veränderungen; und man kann sich denken, daß Frankreich in ein-, zweihundert Jahren zur Volksherrschaft gelangt. Dann, mein Herr, werden die Staatssekretäre, die heute wenig bedeuten, vollends in nichts versinken. Denn anstatt vom Monarchen abzuhängen, von dem sie Macht und Dauer empfangen, werden sie der Meinung des Volkes untertan sein und an dessen Unbestand teilnehmen. Es ist zu beachten, daß die Minister nur in absoluten Monarchien kraftvoll regieren, wie z. B. Joseph, Jakobs Sohn, welcher Pharaos Minister war, und Aman, der Minister des Assuerus, die beide großen Anteil an der Regierung hatten, der erste in Ägypten, der andere bei den Persern. Es bedurfte eines starken Königtums und eines schwachen Königs, um Richelieus Arm in Frankreich zu waffnen. Im Volksstaate dagegen werden die

Minister so schwach sein, daß weder ihre Bosheit noch ihre Dummheit Schaden tun können.

„Sie werden vom Parlament nur eine unsichre und geringe Macht erhalten, werden sich weder langen Hoffnungen noch großen Plänen hingeben können und ihr Eintagsdasein in kläglichen Machenschaften verzetteln. Sie werden dahinsiechen in dem traurigen Bemühen, auf den fünfhundert Gesichtern einer Volksversammlung Befehle zum Handeln zu lesen, werden umsonst ihre eigenen Gedanken in denen einer unwissenden und geteilten Menge suchen und in unruhiger Ohnmacht dahinwelken. Sie werden die Gewohnheit verlernen, irgend etwas vorzubereiten und vorherzusehen, und sich nur noch in Lügen und Ränken ausbilden. Sie werden aus so geringer Höhe herabstürzen, daß sie dabei nicht zu Schaden kommen; die Schulbuben werden ihre Namen mit Kohle an die Wände malen und das Volk wird darüber lachen."

Bei dieser Rede zuckte Mr. Shippen die Achseln.

„Möglich", sprach er, „und ich stelle mir die Franzosen ohne Mühe in diesem Zustand vor."

„Oh", fuhr mein guter Lehrer fort, „auch in diesem Zustand wird die Welt weitergehen. Die Menschen wollen essen. Das ist die große Notwendigkeit, die alle andern erzeugt."

„Inzwischen", erwiderte Mr. Shippen, seine Pfeife ausklopfend, „steht uns ein Minister bevor, der die Agrarier begünstigen, aber den Handel zugrunde richten wird, wenn man ihn schalten läßt. Doch dem werde ich schon vorbeugen, denn ich bin Schlosser in Greenwich. Ich werde die Schlosser versammeln und ihnen eine Rede halten."

Damit steckte er seine Pfeife in die Tasche und ging, ohne uns guten Abend zu sagen.

(Autorisierte Verdeutschung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12; Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 8 14. JANUAR 1911

ÖSTERREICHS THRONFOLGER ALS SCHÜLER KÖNIG EDUARDS

Man wird sich daran gewöhnen müssen, in allen Handlungen Franz Ferdinands, des Erben der Habsburgerkrone, weniger ein sichtbar starkes Temperament, als einen durch Überlegung gefestigten Willen zu erkennen. Eine problematische Natur, wie man sie in Österreichs Thronfolger, besonders im Auslande, erblicken will, ist er nicht. Er geht einen leidenschaftslos erwogenen Weg.

Viele Jahre saß er im Belvedereschloß, ohne sich zu den Regierungsgeschäften hinzudrängen. Es waren höchst unwichtige Akten, die er der Form halber erledigen durfte, Akten, auf deren Rand der Kaiser sein „Eh." — „Erzherzog" — gezeichnet hatte. Mit bureaukratischer Akkuratesse tat er die unwesentliche Arbeit, über die in engem Kreise gespöttelt wurde. Franz Ferdinand hütete sich, in die Rolle des unbequemen Neffen zu geraten. Er wußte, daß man ihn eines Tages zu wichtigerer Aktion berufen werde. Und als der Kaiser dann an einer schweren Influenza erkrankte, die Rekonvaleszenz lange

Diese Zeilen schreibt mir ein hochgestellter Herr, der an rechter Stelle orientiert ist, aber nicht genannt sein will. — Auf Franz Ferdinand, den kommenden Mann in Österreich, blicken jetzt die Politiker und haben noch nicht das Etikettchen gefunden, mit dem sie ihn zeichnen können. Keiner weiß, wer er ist, was er will. Hannover! Aha! Ohren gespitzt! Der kommende Mann zeigt Initiative. Hofjagd in Rußland. Doppelt die Ohren gespitzt! Überall hält er sein Eisen im Feuer, reist umher wie König Eduard, der auch plötzlich hervortrat und eine Überraschung nach der anderen auspackte. Schon früher, in einem Artikel „Deutschland-Österreich" zeigte ich auf die Stimmung österreichischer Kreise, die kühler und geschäftlich abwartender ist als Offiziöse zugeben möchten. Nun wird der neue Herr gemustert. „Wie steht's mit dem Sekundanten? Bleibt es wie's früher?"

sich hinzog, war der Tag da. Nun erwies sich, wie wenig Überraschung er dem Erzherzog gebracht hatte. Franz Ferdinand nützte sofort und voll seinen Einfluß. Innerhalb eines Jahres war eine Reihe von Generälen und Würdenträgern wie weggeschossen und planmäßig durch andere ersetzt. Die ihm einmal gegebene Macht legte er nicht mehr zurück. Es ist kein Geheimnis, daß im Belvedere eine Nebenregierung herrscht.

Der Kaiser, einundachtzigjährig, ist ein rüstiger Greis. Eine ärztliche Untersuchung ergab erst neulich wieder, daß sein Organismus gesund sei und unermüdet funktioniere. Ein Wunder körperlicher Verfassung. Franz Ferdinands Schläfen sind schon angegraut. Und hinter ihm wuchs wieder ein Neffe, sein eigener Erbe, Karl Franz Josef, der vierundzwanzig Jahre zählt. Daß geheime Rivalitäten entstehen, ist begreiflich. Sie bestanden immer schon, seit der Tod des Kronprinzen Rudolf den Wiener Hof zerklüftete. Die Heirat des Thronfolgers schärfte die Intrigen. Weiß man denn nicht, daß die Witwe des Erzherzogs Otto, Maria Josepha, bis vor ganz kurzer Zeit jede Gelegenheit mied, mit Sophie von Hohenberg zusammenzutreffen? Mit Genugtuung sieht sie, wie ein Abglanz der Popularität, die der stürmisch lebensfrohe Otto genoß, jetzt auf seinem Sohn sich sammelt. Die Gegensätze sind so unverhohlen, daß Augartenpalais und Belvedere in zwei Blättern, die einander bekämpfen, ihre erklärten Leiborgane haben.

Erzherzog Karl Franz Josef wird schon jahrelang in soldatischem Dienst fern von Wien, in einer kleinen böhmischen Garnison, gehalten. Ist es Zufall oder Absicht? Ist es Zufall oder Absicht, daß Erzherzog Eugen, dessen Volkstümlichkeit auffällt, in Innsbruck residiert? Eine Hofpartei betreibt in jüngster Zeit die Verlobung des Erzherzogs Karl Franz Josef. Der aufgehende Stern einer neuen Dame am Hofe verspricht ja andere Sterne zu umschatten. Aber nichts ist schwieriger, als die künftige Kaiserin von Österreich zu finden. Es gibt nicht genug Prinzessinnen, die dieser Hoffnung würdig wären. Und findet man auch eine, so steht ihr wahrscheinlich in Aussicht, auf dem Prager Hradschin zu glänzen, nicht in der Wiener Burg.

Wer will es leugnen, daß die Volkstümlichkeit des Thronfolgers nicht jenen Grad erreicht, den er sich selbst wünschen muß? Daran mag seine Zurückhaltung schuld sein, aber auch sein klerikaler Anhang und nicht

zuletzt der Anschein, daß er dem in Österreich landläufigen Begriff des Kavaliers nur wenig entspricht. Die Österreicher lieben an ihren Erzherzögen die gelockerte Eleganz des Grandseigneurs, ihre leichte Hand, ihren scharmanten Verkehrston. Franz Ferdinand ist der Reservierteste und Sparsamste unter den kaiserlichen Prinzen. Die kleinen Anekdoten, die der Welt die Huld und Herzensgüte großer Herren malen, sind für den Thronfolger überhaupt nicht erfunden worden; dagegen hört man dann und wann von Differenzen mit Waldarbeitern und Prozessen mit Gemeinden. Sein Klerikalismus ist nur die Folge seiner Kirchengläubigkeit. Franz Ferdinands Mutter, Erzherzogin Marie Therese, ist eine fast bigotte Frau. Geistliche gingen im Hause seiner Kindheit ein und aus. Der Beichtvater des Thronfolgers ist derselbe Benediktinermönch Augustinus, ein Graf Galen, der an Sonntagen vor dem Tor der Stefanskirche kämpferische Traktätlein verteilt. Einer von der Ecclesia militans. Er genießt auch das politische Vertrauen des Erzherzogs, war oft der Mittler zwischen ihm und den christlichsozialen Häuptlingen. Solange die Christlichsozialen den Schein wahrten, die „Reichspartei" zu sein. Seit sie nach Luegers Tode ihre Machtsphäre selbst untergraben, begegnen sie auch im Belvedere untrüglicher Vorsicht. Verschrieben hat sich der Thronfolger keinem. Der vernünftige Sinn in ihm siegt über Sympathien. Franz Ferdinand scheute sich nicht, dem Baron Rothschild einen Besuch abzustatten, obwohl er wußte, in antisemitischen Kreisen werde man die Hände zusammenschlagen. Man war konsterniert, fassungslos und — ernüchtert. Man begriff endlich, daß der Thronfolger sich nicht von Vorurteilen lenken lasse, schon gar nicht von konfessionellen. Ein Realpolitiker. Baron Rothschild ermöglichte den Bau neuer Dreadnoughts. War das nicht eines Besuches wert?

Die Marine liegt dem Thronfolger am Herzen. Er trägt am liebsten die Seeoffiziersuniform. Er wünscht vermehrte Flottenrüstungen. Daß er dies allzu offen tut, findet nicht den Beifall des Kaisers. Als dieser im Sommer die Wiener Jagdausstellung wiederholt besuchte, betrat er nicht den Flottenpavillon. Er hält das laute Werben des Flottenvereins, der sich der besonderen Gunst des Thronfolgers erfreut, für wenig taktvoll. Namentlich Italien gegenüber. Franz Ferdinand zeigt gerade

darin einen Radikalismus, der am deutlichsten die Verschiedenheit zweier Anschauungen offenbart. „Pacta clara" gilt als sein Grundsatz. Klarheit in allen Verbindlichkeiten. Gewiß ist er ein Mann, der seine Rechnung nach Möglichkeit voraus sichert, der sich weder ins Schlepptau nehmen, noch ohne bestimmte Aussicht auf Revanche zu Sekundantendiensten nützen läßt. Sentimentalitäten werden ihm ebensowenig ins Werk pfuschen wie Autoritätenglaube. Er hängt nicht an der einzelnen Person. Beck, Schönaich, Ährenthal waren „seine" Leute. Nicht länger, als sie ihm dienlich schienen. Baron Beck fiel, der Kriegsminister wird ihm folgen und Graf Ährenthal? Steht er nicht auf verlorenem Posten, seit dem Thronfolger über die „großserbische Verschwörung" gefälschte Dokumente unterbreitet wurden?

Daß er so gradaus schreitet, unbeirrt, persönlich zwar ohne Großmut, aber den Sinn einzig dem Zweck des Staates zugewendet, führt dem Erzherzog Freunde zu. Die Armee, die er von den greisen Generälen befreite und die in ihm einen hervorragenden Taktiker besitzt, schuldet ihm Dank. Sie unterschätzt ihn am wenigsten. Von ihr aus verbreitet sich die Würdigung seiner Persönlichkeit. Franz Ferdinands Glaube an die Großmachtsstellung des Reiches, dessen Thron er einmal besteigen soll, durchdringt alle seine Entschlüsse. Er ist Zentralist von fast josefinischer Strenge. Die habsburgische Hauspolitik findet auch in ihm einen selbstbewußten Repräsentanten.

ENTHÜLLUNGEN VOM SPIONAGEWESEN VON J. VON HARLING

Herr Brandon und Herr Trench sind wegen Spionage in allen Ehren zu vier Jahren Festung verurteilt worden. Mildernde Umstände. Der Untersuchungsrichter hat ihnen herzlich die Hand geschüttelt. Sie sind als Gentlemen verurteilt worden. Ja, das Deutschland der Unteroffiziere und der Oberleutnants kam kaum dran vorbei, in diesen beiden englischen Offizieren, die sich etwas ungeschickt angestellt und kaum mehr erforscht hatten, als was schon lange bekannt war, Helden zu feiern, die fürs Vaterland . . . nun, dulce et decorum, ist ja eine der ersten lateinischen Sentenzen. Zu besonderem Ruhm gereichte es ihnen, daß sie ihre Auftraggeber nicht nannten. Was ja auch sehr überflüssig gewesen wäre. Denn für wen spioniert man? Sie

werden nun in den malerischen und gutmütigen Festungen von Wesel und Glatz ihre Strafe abspazieren gehn. Danach wird sie ihr Vaterland wieder haben. Sie werden, glaube ich, über die Gutmütigkeit Deutschlands lächeln, so wie jetzt mancher über die Mausgeburt ihres Prozesses lächelt; denn der Standpunkt von einigen Leuchttürmen, der Viehbestand einiger Inseln, die Risse einiger Küstenplätze und dgl. wird längstens schon alles in dem berühmten Bädecker der englischen Marine stehen. Der „Figaro" kennzeichnete diese Geschichte, an die wir uns wieder mit jener unpraktischen und wesenlosen Überschwänglichkeit verloren haben, die uns schon manchmal lächerlich gemacht hat, folgendermaßen sehr richtig: „Diese Herren sind als gute Spieler aufgetreten. Sie haben verloren und sie bezahlen." Aber für die „Times" sind sie natürlich Helden. Die „Times" markiert heimliche Freude: „Die Geheimnisse, welche die beiden Offiziere zu entdecken wünschten, waren wahrscheinlich die Mühe wert, die sie sich gegeben haben. Da man sie erwischt hat, werden sie die Folgen ebenso fröhlich tragen, wie jeder andere ihrer Landsleute."

Erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit an den russisch-japanischen Krieg zurück. Damals kam es heraus, daß jahrelang zuvor Japaner sich spionierend als Friseurgehilfen in russischen Geschäften bewegten, in denen höhere Offiziere ihr Asiatentum stutzen ließen. O was für Helden waren diese Japaner! deklamierte man damals und die vaterländisch Gesinnten stellten sie als Muster hin. Staatsraison hat mit der Ethik der gewöhnlichen Sterblichen nichts gemein. Was für eine Verdrehung der Ehrbegriffe bedeuten solche Anschauungen! Ich rate allen, die sich an derlei Sachen patriotisch erheben, einmal dieses System der Spionage auf das tägliche Konkurrenzleben der Geschäfte anzuwenden, das doch ein Bild im kleinen des Konkurrenzlebens der Staaten ist. Sofort wird im Chorus und im Brustton pfui! erklingen und eine empörte Handbewegung wird dergleichen Schmutz energisch zurückschieben.

Aber es mag doch noch nicht allen Menschen selbstverständlich sein, daß in Zeiten, in denen sich nationaler Wert so ganz anders wie früher äußert, die kriegerischen Rüstungen der Völker dermaßen fortschreiten. Daß in Zeiten, wo der Wettbewerb, die Tüchtigkeit, die Zukunft einer Nation nicht mehr auf dem Schlachtfeld, die Rivalität der Rassen nicht mehr mit den Waffen ausgedrückt werden, sondern Industrie und Handel, soziale Bemühungen und kolonisatorische Bestrebungen, innerpolitische Ringkämpfe und die kolossalen Mächte des Verkehrs die Kunst des Mars abgelöst haben, daß da die Heere und ihre Mittel ins fürchterlich Ungemessene zu wachsen beginnen — unter dem Vorwand, daß sie das von der Arbeit des Volks geschaffene Kapital bewachen, das Weiterarbeiten sicherstellen. Zu gleicher Zeit haßt das einzelne Individuum eines jeden Staates den Krieg als das abscheulichste und empörendste der gespenstigen Greuel. Das sind Widersprüche, die sich einmal an denen rächen werden, die sie heraufbeschwören. Doch es sind Widersprüche, deren Schmach gleichgültig ist und die Verrat und Betrug als legitimes Mittel ansehn. Denn mit den wachsenden Heeresorganisationen

 ist zwischen den einzelnen Staaten auch das System der Vertrauensbrüche gewachsen, die unter dem Namen Spionage ein unentbehrliches Teil Kriegswissenschaft und Heereseinrichtung geworden sind. Selbst der heißeste Militarist würde sich mit dem Spion nicht an denselben Tisch setzen. Wenn auch der Staat mit seiner Autorität den Begriff der Spionage deckt und die Mehrzahl der Bürger sich, der Notwendigkeit der Spionage bewußt, über dieses Verfahren kein Gewissen machen, so wirft der einzelne seine Verachtung und seinen Abscheu um so erbitterter auf die Organe, durch die der Staat das schmachvolle Handwerk ausüben läßt.

Es ist natürlich Deutschland und Frankreich von allen Kriegsmächten, die sich am energischsten auf diese Weise hinterlistig kontrollieren. Sie sind ja die alten „Erbfeinde" mit dem „Schwert in der Faust" — der Gallier und der Germane — und der Schatten der Niederlagen von 1870—71 ist von ihnen noch nicht gewichen. Genau vor einem Jahr setzte eine merkwürdige Periode der Spionage ein. Die Spionage begann sozusagen Pech zu haben. Es verging kaum eine Woche, daß nicht diesseits oder jenseits des Rheins an militärisch wichtigen Stationen Spione abgefaßt wurden. Dieser Tanz begann am 27. Dezember mit der gleichzeitigen Verhaftung französischer Spione in Mainz und deutscher Spione in Lille, und die „Humanité" von Jaurès brachte die beiden Nachrichten brüderlich vereint unter der boshaften Spitzmarke: „Echange de bons procédés". In den folgenden Wochen wurden dann so viel deutsche Spione in Frankreich abgefaßt, daß Frankreich anfing, nervös zu werden und an eine nationale Katastrophe glaubte. Seit Friedrich des Großen Ausspruch: „Soubise hat hundert Köche und einen Spion, ich aber habe einen Koch und hundert Spione", liebten es die Franzosen, die Spionage als eine deutsche Institution anzusehen. Aber dieser Wolkenbruch, der von entdeckten deutschen Spionen auf einmal über Frankreich niederging, kam ihnen doch wohl zu unerwartet. Henri Rochefort behauptete in seiner „Patrie", allein die französischen Eisenbahnlinien, die an der Ostgrenze des Landes münden, haben in der Schar ihrer Beamten an den strategisch wichtigen Bahnhöfen 2000 deutsche Spione und im Fall einer Kriegserklärung seien diese Eisenbahnlinien sofort als deutsches Gebiet anzusehen." Ist Rochefort auch nicht grade absolut zuverlässig in solchen Dingen, die seine patriotische Hitzigkeit und seine chauvinistische Schwatzhaftigkeit reizen, so zeigt aber doch der Umstand, daß auf ein vertrauliches Schreiben P. Lanoirs an die Eisenbahngesellschaften hin, sich 1500 Deutsche nationalisieren ließen, 200 aber verschwanden, daß irgend etwas nicht stimmte. Es folgten jenen Verhaftungen dann die Prozesse und daraufhin wurden die Hauptagenten der Spionage Deutschlands den Franzosen allgemein bekannt gemacht. Ihre Namen, ihre Personalbeschreibung standen in den Zeitungen. Man wußte, daß sie ins Land kamen, in Automobilen, auf Motorrädern, als Grandseigneure und als unauffällige Reisende dritter Klasse. Und man erwischte sie doch nicht. Man weiß, daß die deutsche Spionage in Brüssel ein Zentralbureau hat, daß alle Operationen von

dort, von Metz, oder dem neutralen Luxemburg aus gemacht werden. Es ist selbstverständlich, daß sich die Spionage in einem sehr vollkommen und ausgedehnt organisierten Dienst vollzieht. Der Chef der deutschen Spionage sitzt an hoher Stelle im großen Generalstab. Seine unmittelbaren Untergebenen sind Offiziere höheren Ranges, die in Grenzgarnisonen stationiert sind und nicht im aktiven Dienst vor der Front beschäftigt werden. Aber diese Offiziere treten natürlich selber nicht offen in Aktion: sie organisieren nur, bestimmen den Stoff, sammeln von ihren Agenten die Ergebnisse, die sie nach oben leiten. Sie haben eine Schar von Vertrauensleuten unter sich, und bei diesen beginnt erst die aktive Tätigkeit. Sie sind es, die die geeigneten Leute aussuchen, jedem seine kleine, einzelne Aufgabe zuweisen, sie kontrollieren und in Schach halten, ihren Lohn bezahlen und die gesammelten Auskünfte an den Chef geben, von dem sie ihre Anweisungen bekommen. Aber es geht noch weiter; es ist, wie bei der russischen Geheimpolizei: Auch unter den Spionen gibt es Spitzel und mancher, der nach außen in deutschen Diensten steht, jagt auf Kosten des französischen Heeres die Spione Deutschlands in Frankreich.

Das direkt exekutive Personal, die letzte, niedrigste und gefahrvollste Stufe der Spionage besteht in Frankreich meistens aus einheimischen Franzosen, die ihr Vaterland verraten, und es sind besonders aktive Soldaten, Werkangestellte, vor allem aber Deserteure, die sich dazu hergeben. Kleine Kneipwirte, die neutralisierte Ausländer sind, werden in letzter Zeit besonders scharf bewacht. Denn es hat sich herausgestellt, daß solche „Zincs", wie man sie in Frankreich nennt, in Garnisonsstädten oder Ortschaften mit staatlichen Ateliers wahre Taubenschläge von Spionage sind. Sie erhalten das Geld für ihre Einrichtung von den fremden Agenten, und machen sie auch keine Geschäfte, so geht die Bude trotzdem. Auch die nationalen Eigenarten werden geschickt von der Spionage ausgenützt. Deshalb sind zum Spionieren in Frankreich besonders die Frauen beliebt, deren Verführungskünsten in intimen Stunden begreiflicherweise selten ein französischer Unteroffizier oder Vorarbeiter gewachsen ist, und von der Brettlsängerin bis zur niedrigsten öffentlichen Dirne, wird die ganze Linie geschätzt. Oft sind es auch die Frauen, die die Spione entlohnen. Der „Temps" warnte sogar einmal vor den deutschen Dienstmädchen, die bei höheren französischen Offizieren angestellt sind, Schreibtische kontrollieren und die Post durchsehn und was wichtig scheint, nach der Heimat weitergeben sollen.

Ich will nun von einem Spion namens Schwartz erzählen, mit dem ich durch Zufälligkeiten öfters zusammengekommen bin, um einen Blick in das Sittenlose dieses Berufs zu geben, der nicht zurückschreckt vor der unerhörtesten und krassesten Brutalität. Schwartz bewohnte in der Stadt eines kleinen neutralen Landes eine idyllische Villa und war ein bescheidener, kleiner Rentier, von seinem Lande verbannt, weil er fahnenflüchtig war. Aber Desertion erhebt nur das Ansehen in diesen kleinen, neutralen, militärfeindlichen Ländern. Es ist auch selbstverständlich, daß Belgien, Luxemburg, die Schweiz

ein Refugium von Spionen sind. Der neutrale Boden ist ihnen sicherer, als selbst der Boden des Landes, dem sie dienen und sie können zugleich von dort aus unauffälliger ihr Handwerk betreiben, dort ihre Spießgesellen empfangen und mit ihnen konferieren. Schwartz wurde übrigens aus jenem Lande ausgewiesen, als bei Gelegenheit eines Prozesses gegen seinen Sohn seine wahre Beschäftigung bekannt wurde. Er ist geborener Pariser, war Polizeikommissar in einer nordfranzösischen Stadt und trat von dieser Stelle aus in den Geheimdienst des französischen Heeres, dem er bald untreu wurde, indem er sich als Gegenspion von Deutschland anwerben ließ, während er jetzt sozusagen vor aller Öffentlichkeit, in Gemeinschaft mit seiner Frau als Agent Deutschlands wirkt. Er wohnt in einem kleinen Moseldorf. Sein Hauptwerk ist die Nutzbarmachung französischer Deserteure im Dienste der Spionage.

Es lohnt sich zu erzählen, wie Schwartz dazu kam, einer der gehaßtesten und gefürchtetsten Männer in Frankreich zu werden, denn diese Geschichte zeigt nicht nur die Art, wie Spione gewonnen werden, sondern auch die zynische Skrupellosigkeit und die wahllose Gemeinheit der Mittel, die in diesen Kreisen im Schwung sind. Vor einem halben Jahr wurde in Paris ein ehemaliger Dragoner namens Audrand abgeurteilt, der angeklagt war, dem Agenten einer fremden Macht die Zeichnung einer Mitrailleuse ausgeliefert zu haben. Er hatte 2000 Fr. dafür bekommen. Die Entwicklung dieser Spionagegeschichte ist folgende: Audrand machte in seiner Garnisonstadt in einem Café eines Tages die Bekanntschaft eines Fremden, den er öfter neben sich am Tisch sitzen gesehn. Der Fremde läd ihn ein und es entsteht eine dicke Freundschaft. Audrand war noch im Dienst und es war selbstverständlich, daß viel von militärischen Dingen gesprochen wurde. Nach manchem Hin und Her wird Audrand dazu gebracht, dem Freunde eine Mitrailleuse abzuzeichnen, die in einer Kammer des Arsenals stand. Er bekommt 2000 Fr. für die Zeichnung. Der Freund verspricht ihm nun auf einmal, daß, wenn er nach Schluß seiner Dienstzeit Arbeit in einem französischen Waffenwerk nehme, Deutschland ihm monatlich 500 Fr. Taschengeld schicken würde. Da wird erst der Dragoner gewahr, auf was für einen Weg er getrieben ist. Er beichtet seinem Vater. Der Vater setzt sich mit dem Agenten in Verbindung, der nun aus Frankreich verschwindet und will ihm die 2000 Fr. zurückgeben. Aber der Agent schreibt, er möge sein Geld behalten; er habe nichts mit ihm zu tun; es gehöre dem Sohn. Der Vater gibt nicht nach. Der Agent antwortet jedoch, man nehme das Geld eben nicht zurück, mischt aber einen deutschen Offizier hinein und will eine Zusammenkunft zwischen ihm und dem Vater Audrand herbeiführen und zwar in Metz. Audrand fürchtet eine Falle und schlägt eine französische Grenzstadt vor. So naiv ist nun hinwiederum der deutsche Agent nicht. Schließlich einigt man sich auf das neutrale Luxemburg. Der Vater Audrand reist hin und trifft dort mit dem Agenten Schwartz zusammen, mit dem er eine erregte Diskussion hat, der ihm aber kühl sagt: „Ihr Sohn soll das leisten, wozu er sich verpflichtet hat, oder

er soll sehn." Und als sich der junge Audrand weigerte, ließ ihn Schwartz bei den französischen Behörden als Spion denunzieren. Er wurde auch verurteilt.

Die Brutalität eines solchen Verfahrens, das allem Menschlichen spottet, sollte natürlich als warnender Geißelschlag auf die andern wirken, die sich nur erst halb ausgeliefert hatten und für die, die Reue spüren sollten. Sie werden darnach scheuen zurückzutreten und werden ihr Werk willenlos vollenden. Das Geld ist so verlockend, wenn man auf den kargen Soldatensold angewiesen ist. Alkohol, Liebe und Freundschaft und kein Mittel werden vernachlässigt. Die Weiber spielen mit. Handelt es sich um verheiratete Angestellte, so werden Familienbeziehungen angeknüpft, Familieneinladungen nach dem Ausland, Gelage von großen Gesellschaften usw. Meist, wenn der Fisch noch nicht festgebissen hat, führt ein zweiter Unbekannter das vom ersten begonnene Werk fort, damit kein Verdacht erregt wird. Es ist geduldige, langwierige Kleinarbeit, eine verholene, niederträchtige Nackenmassage der Ehrbegriffe, ein verführerisches Flunkern mit Geld, ein verlockendes Tanzenlassen der Genußsucht, die den Weg bereiten, das Opfer schlachtreif zu machen.

Oft handelt es sich dabei um einen Lohn, der nur unwesentlich höher ist als der historische Judaslohn. Oft aber auch um Vermögen, und ich kenne einen, der vor einigen Jahren in Deutschland zu acht Jahren verurteilt wurde, weil er den Franzosen die Kenntnis des neuesten Rücklaufsystems, das bei Krupp ausprobiert wurde, vermitteln wollte. Als er nach Beendigung seiner Strafe vor dem Gefängnistor stand, mußte er von seiner ehemaligen Geliebten sich zwanzig Mark geben lassen, um aus Deutschland fortzukommen. Und heute lebt er üppig vom Nichtstun und einem rätselhaften Vermögen in Paris.

PRESSEUNFUG. GLOSSE VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Weihnacht- und Neujahrsabschnitt in der Tagespresse geben allemal einen günstigen Nährboden für publizistischen Unfug ab. Der legitimen Forderung des Publikums, ein Blatt von Mehrtagsdauer über die schrecklichen, zeitungslosen Tage zu erhalten, wird neuestens dadurch entsprochen, daß das Blatt irgendeine auf hohem gesellschaftlichen oder hierarchischen Sockel stehende Persönlichkeit veranlaßt, sich über eine Frage, zu einem Fach oder Gegenstand zu äußern, für den der illustre Mitarbeiter nicht im geringsten zuständiger oder maßgebender ist, als Hinz oder Kunz.

Die Hauptsache für den Erreger des Sensationskitzels ist der Bluff mit dem Titel des Autors. Die Arbeit selbst ist ein bedeutungsloses Detail. Wenn die Herkunftsmarke nur von einer Herzogs- oder Fürstenkrone überschirmt oder mindestens ein Staatsminister a. D., ein Mitglied der Akademie, ein Admiral, ein Präsident usw. den Artikel zeichnet. Da schreibt eine Prinzessin aus königlichem Haus über Erziehung, obwohl sie niemals irgendein lebendes Geschöpf erzogen hat. Dort eine verzärtelte Weltdame über die Moral der im Hauptberuf arbeitenden Frauen. Und hier wieder ein Staatsmann und Diplomat a. D. über die Behandlung der Neger in Kolonien. Auch einen Erzherzog über die Aufgaben einer Akademie der Wissenschaften hat eine Weihnachtsnummer hören lassen. Und so weiter — in bunter, unpassender Reihe.

Bei aller Zuerkennung des Rechtes an jedermann, sich der Tagespresse zu bedienen, wenn dieser Jedermann tatsächlich der Allgemeinheit etwas zu sagen hat, ist doch diese wilde, publizistische Jagd, die Konkurrenz mit einem höher gestellten Autor zu schlagen, als Mißbrauch am Geschmack und an den ernsten Aufgaben der Presse, nicht genug zu tadeln. Wenn es wirklich einem Bedürfnis der Lesewelt entsprechen sollte, wie die Blätter es behaupten, zur Weihnachts- und Neujahrszeit albern-naive Betrachtungen und märchenhaft-allegorische Gefühlsduseleien dem Publikum vorzusetzen, so ist es doch wahrhaft beschämend für die ernsthafte Publizistik, Leute durch ihr Sprachrohr blasen zu lassen, die gar nichts zur bezüglichen Frage zu sagen haben, als daß sie einen hochtrabenden Personaltitel tragen . . .

LITERATUR-BANKROTT VON HENRI GUILBEAUX (ERMONT)

Man kann Frankreich mit dem letzten Buche Octave Mirabeaus vergleichen: Häßlichkeit, Schönheit, Erregung, Haß, Liebe, Intelligenz, Empfindsamkeit, Unverständnis und Bosheit, von allem wimmelt es. Frankreich ist großmütig, gastfrei. Es hat manchen Fremden aufgenommen. Aber nur, wenn er der gleichen Abstammung war, also der lateinischen

Rasse angehörte. Frankreich nahm Heine und Nietzsche auf. Beim ersteren gefiel ihm mehr die giftige Kritik, die er an Deutschland übte, als seine Lyrik und seine Ironie. Man lobte Frankreich, weil es einstimmig die mathematische Logik und die theatralische Gewalt eines Ibsen und Hauptmann anerkannt haben soll. In Wirklichkeit haben in Frankreich nur ein paar Verehrer ein herzliches Verhältnis zu den beiden Dramatikern gewonnen. Ja, wenn aber nur das Pack, das eine mittelmäßige Kultur hat, die „Revancheleute" (deren Zahl seit dem Circuit de L'Est, der vom Matin zu rein chauvinistischen Zwecken veranstaltet wurde, so erschrecklich zugenommen hat) über Deutschland reden und urteilen und elende Verlogenheiten zusammentragen würde, das wäre mit gleichgültigem Achselzucken abzulehnen. Aber grade die Kultivierten, die „führenden Geister" Frankreichs sind es, die unglaublich gegen Deutschland hetzen und zu Deutschland kein Verhältnis finden können.

Oft ist pure Unwissenheit der Grund des niedrigen Chauvinismus. Ein gewisser Redakteur der Revue „L'Avant-Garde" kannte vor ganz kurzer Zeit noch nicht den Namen Georg Brandes. Viele Literaten, die selbstredend nicht zu meinen Freunden gehören, haben mir so und so oft erklärt: „Es gibt nur eine Kultur, die französische. Es gibt auch nichts neben der französischen Literatur. Und es gibt nur eine Sprache, die französische." Und andre schrien: „Wir wollen von Deutschland nichts kennen lernen. Deutschland existiert nicht." Letzten Sommer hat ein unflätiger Schmierer, der als Commis voyageur in Brüssel war und kaum die Ausstellung besucht hatte, in einem Abendblatt einen Artikel veröffentlichen dürfen, den er „Der schlechte deutsche Geschmack" betitelte. Da konnte man lesen: „Ich komme von der Brüsseler Ausstellung, in der sich eine große deutsche Abteilung befindet. Ich bin angeekelt von allem, was ich dort gesehen habe. Überall herrschte das geradezu Tölpelhafte, Barocke, Absurde und Abscheuliche." Und der Schluß einer so unverschämten Dummheit, die zu unterstreichen überflüssig ist? — „Was geht denn aber uns das an? Wir lachen darüber . . . . und bleiben was wir sind, gute Franzosen, Leute von Geschmack und ‚Erzfaulpelze'." — Mir gefiel es, an den Verfasser eine Art Erwiderung zu senden, worauf er mir antwortete, daß ich „eine der ausgeprägtesten Formen des deutschfreundlichen Blödsinns sei". Und der Mann, dessen

 Meinung in Paris begrüßt wurde, schloß seinen Brief mit den Worten: „Ich halte Sie und Leute Ihrer Art für eine ganz gefährliche Sorte von Menschen. Lassen Sie mich Ihnen ins Gesicht spucken."

Seit langer Zeit hegt Frankreich gegen Belgien eine tiefe Verachtung. Gegen Belgien, das doch ein französisch sprechendes Land ist. Mit Verachtung zeigt man auf einen Belgier. Mit ironischer Geringschätzung spricht man von ihm. Man mokiert sich über die „belgische" Aussprache. Und berauscht sich in Manifestationen des „boulevardistischen" Geistes. — Da aber geschah es plötzlich, daß Hand in Hand mit der industriellen Expansion Belgiens auch seine literarische und künstlerische Entwicklung wuchs. Und auf welche herrliche Weise. Heute repräsentieren die Belgier Lemonnier, Maeterlinck, Verhaeren zusammen mit Verlaine und Zola die moderne französische Literatur. Ihre Bücher werden gekauft, ihre Stücke bejubelt. Und in Deutschland, England, Frankreich gelten sie sogar mehr als ein Capus und Brieux. — Der Ton, in dem man von Belgien sprach, änderte sich. Trotzdem gibt es heute im „aufgeklärten, klugen" Frankreich noch eine Unmenge, die den großen Dichtern ihren ursprünglichen Makel immer wieder unter die Nase reiben: daß sie eben Belgier sind. Und wenn der geniale Dichter der „Villes Tentaculaires" nicht in Paris bekannt ist, so verdankt er das zum großen Teil seinem flämischen Namen, den man nicht wie den Rostands in literarischen Salons aussprechen kann (die meisten Franzosen nennen ihn übrigens Verhèrenne). Es gibt eine französische Tageszeitung, die unentwegt den Ausschluß des „Metöken" Verhaeren fordert und in diesem Patriotismus unterstützt wird.

Inzwischen ist Belgien, das von Frankreich verhöhnt und verspottet wurde, trotzdem noch chauvinistischer geworden. Ein Professor der Universität in Lüttich, Maurice Wilmotte, hat sich hauptsächlich durch seinen „Latinismus" ausgezeichnet. Es wurden Vereine gebildet wie „Föderation zur Verbreitung und Pflege der französischen Sprache und der französischen Freundschaften" (d. i. der Titel eines Buches, das der boshafte chauvinistische Dr. Maurice Barrès, dessen erste Werke so germanistisch waren, verfaßt hat). Wenn diese Vereinigung nun den Zweck hätte, französische Sprache und Literatur zu pflegen, so wäre das von Herzen zu begrüßen. Aber die Gründer und Leiter sind dem lateinischen Geiste ergeben.

Diesem entsetzlichen Gift, diesem Zerstörer der Lyrik und Philosophie, diesem Verbreiter südländischer Schwatzhaftigkeit und Rhetorik.

Seitdem die Frage einer Ausstellung Münchner Künstler im Salon d'Automne aufgetaucht ist, hat fast die ganze Presse Alarm geblasen. Man hat von einer deutschen Invasion gesprochen. Man hat „das erneute Kampieren preußischer Truppen in Paris" angekündigt. Der Ausgangspunkt fast aller Kritiken war der Krieg von 1870.

Ich habe es gewagt in „Les Hommes du Jour", einem fortschrittlichen Journal, über die Ausstellung zu berichten und das was mir gefallen hat, auch unverhohlen hervorzuheben. Der Redakteur der Revue wurde darauf sofort gefragt, wieviel mir die deutsche Botschaft gezahlt habe. Und einige Kollegen verlangten sofort den Ausschluß des „Preußen". — Vielleicht wird man mir vorwerfen, ich sei hier zu persönlich. Aber alles, was ich angeführt habe ist wortgetreu und wird nach meiner Meinung die ungeheure Konsequenz und Lebenskraft des französischen Chauvinismus, der Kunst und Literatur einfach zum Bankrott treibt, beweisen.

Wie bedauerlich ist es, daß große Ausländer, Freunde Frankreichs, Männer, die in Frankreich verliebt sind, noch chauvinistischer denken als unsere wütendsten Déroulédisten. Vor einem Jahr hielt ich auf der neuen Universität Brüssel einen Kurs über die moderne Poesie Deutschlands und bemühte mich, die tiefe und moderne Lyrik eines Liliencron, Dehmel, Schlaf, Hoffmannsthal, Conrad, Zweig usw. darzulegen. Zu gleicher Zeit hatte ich in einer Revue einige Bemerkungen über skandinavische Literatur veröffentlicht. Kaum war ich in Brüssel angekommen, als ich folgenden Brief vorfand, den ich vollständig wiedergeben will als ein Dokument unbestreitbaren Wertes, das viele Menschen in Staunen setzen wird.

23. 1. 10.

Lieber Herr Guilbeaux!

Seit langer Zeit schon wollte ich Ihnen schreiben, aber ich hatte leider Ihre Adresse nicht. Nun ersehe ich, daß Sie in Brüssel Kurse abhalten, wozu ich Ihnen besten Erfolg wünsche. Sie haben mich gut behandelt. Aber Sie sollten nicht weiter in Superlativen von mir sprechen. Sie sagen von Verhaeren: Der größte zeitgenössische Dichter, von mir: der einzige lebende Kritiker. Steigern Sie niemals! Die Superlative, sagt Metternich, sind das Siegel der Dummen. Sie hingegen sind ein Mann von Geist und ein Mann von Talent.

Sie empfinden für mich ohne mich zu kennen eine Vorliebe. Aber alle meine Instinkte sind von den Ihren verschieden. Sie lieben das freie Versmaß, ich hingegen ziehe die Verse von Leconte, Lisle und Hérédia vor. Sie lieben die deutsche Literatur. Ich hingegen, ohne jedes Vorurteil, liebe sie nicht. Ich kann die deutsche Sprache nicht leiden, ich war nicht umsonst jung zur Zeit des deutsch-französischen Krieges und die deutsche Tyrannei in Schleswig ist mir immer gegenwärtig.

Das Schlimmste ist, daß Sie, wenn Sie von Skandinavien sprechen, ein Echo der Deutschen sind. Sie kennen uns nur über Deutschland hinweg und beurteilen uns wie die deutsche Kritik (sit venia verbo). Die Dänen, die Sie loben, sind mir ein Greuel. Dieser kleine Johannes Jörgensen und dieser J. V. Jensen, den Sie den Verhaeren der Prosa nennen, sind für mich dumm und brutal. Aber warum sich streiten. Ich habe dazu weder Lust noch Kraft. Ich komme aus dem Krankenhaus, in dem ich wieder Monate verbringen mußte und sehr gelitten habe.

Wenn ich Franzose von Geburt wäre, wahrhaftig, ich würde mich nicht in das gegenwärtige Deutschland verlieben, ich würde auch nicht durch deutsche Brillen hindurch andere Länder studieren.

Mein Enthusiasmus liegt anderswo. Leider haben Sie niemals eine Zeile von mir im Original gelesen und die Kritik, die Sie bei mir so loben, ist ein Werk Ihrer Einbildungskraft, Ihres Wohlwollens.

Ich hoffe, daß Sie die Belgier zur deutschen Religion bekehren werden und daß man dann Beifall klatscht, als ob alles einstürzen soll.

Georg Brandes.

(Der Verfasser dieses Artikels hat absichtlich die betreffenden Stellen unterstrichen. Der Brief war französisch geschrieben.)

So denkt ein hervorragender Geist, der sich den seltensten Forschungen widmete und der einer der ersten, wenn nicht der erste war, der Nietzsche entdeckt hat. Ich muß gestehen, daß der Eindruck dieses Briefes für mich sehr peinlich war und mir großen Kummer gemacht hat. Wie! sagte ich mir, Brandes ist noch mehr deutschfeindlich als die Franzosen. Und dann, mag man über die deutsche Politik denken, wie's einem paßt, soll es verboten sein, Musik und Lyrik zu bewundern, weil sie deutsch sind? . . . .

. . . . Glücklicherweise gibt es in Frankreich einige Menschen, die mutig entschlossen die Fenster öffnen, um die wohltuende Luft aus der Ferne eindringen zu lassen. Dazu gehört Romain Rolland, der grandiose Prosaiker.

Dann Léon Bazalgette. Es gibt Männer, die sich daran machen, das alte protzenhafte und widerwärtige Gebäude des französischen Chauvinismus in die Luft zu sprengen. Erst dann, allgerechter Himmel, wird Frankreich wieder aufleben.

FINANZKRITIK VON DR. HERMANN KORNMAN

Die erste Unruhe ist vorbei; man gewöhnt sich allmählich daran, daß Leo Schiffmann ein unsolider Schlaukopf war, und weiter nichts, während die Reingelegten jetzt das Vergnügen als Weihnachts- und Neujahrsgeschenk akzeptieren müssen, zu zahlen und den berechtigten Spott mit Gleichmut zu tragen. Wie's im einzelnen steht, ist zum Teil immer noch unklar. Nur die Frankfurter Vereinsbank, die in unglaublichster Naivität faule Schiffmannsche Hypotheken beliehen hat, ist so allgemach auf dem Wege, sich aus der Kalamität herauszuziehen; die Dresdener Bank ist interimistisch eingetreten; ob sie aber noch viel realisieren kann, ist eine offene Frage. Bluten aber müssen die Frankfurter, die ihr Geld lieber nach Berlin verschleppen lassen, als in engbegrenztem, solidem Rahmen zu arbeiten, auf jeden Fall. Daß sich die Verwaltung nicht auf der Höhe zeigte, sondern sich einfach treiben ließ, dem Ungarn Schiffmann auf seine glatten Bügelfalten und sein wohlriechendes Pariser Odeur hereinfiel, — dafür haben die Aktionäre billigerweise Rechenschaft zu fordern. Freilich scheint der Lokalpatriotismus, wie man's von anderer Seite höhnisch nannte, den verantwortlichen Geschäftssinn zu benebeln: um alles in der Welt nur keinen Skandal! Uns mag's recht sein! Aber klug gehandelt ist es nicht.

Mit der Preußischen Leihhaus-A.-G., Berlin, steht es nicht viel besser, wie mit der Provinzbank zu Frankfurt a. O. Auch das Leihhaus fiel auf den Wohlriechenden, den Ungar-Spekulanten, herein. Aber weshalb verheimlichten die Direktoren Zweig und Elkan, daß sie mit Schiffmann noch höhere Beleihungsgeschäfte, als der Aufsichtsrat gebilligt, abzuschließen gedachten? Zweig ist entlassen; Elkan zur Disposition gestellt. Aber den Aufsichtsrat kann man trotz der direktoralen Fehler nicht einer gewissen Fahrlässigkeit freisprechen. Am 12. Januar findet ja die entscheidende Generalversammlung statt. Es ist aber nicht gerade angetan, die aufgeregten Aktionärgemüter zu beruhigen, wenn die Verwaltung über den tatsächlichen Stand der Engagements mit Schiffmann bis heute eisiges Stillschweigen beobachtet. Oder sollte man darüber auch nur im geringsten im unklaren sein, daß es zur geschäftlichen Ehrenpflicht nachgerade geworden ist, ohne Rücksichten zu nehmen, und sollte dadurch auch der eine oder andere persönlich bloßgestellt

werden, die Debitoren aufs gründlichste durchzuleuchten? Der Pleitegeier, dies liebliche Tier, hat wieder Arbeit und Fraß gefunden. Der Zusammenbruch der Niederdeutschen Bank in Dortmund ist kaum aus der Diskussion der Fachkreise verschwunden, da kommt die Doppelaffäre der Vereinsbank und des Leihhauses und rollt erneut die Frage auf, wodurch ein Schutz der kurzfristig geliehenen Gelder, wenigstens an erster Stelle, besser realisiert werden kann als bisher. Der Gläubiger kann sich, leider Gottes, — das ist jetzt zur Evidenz erwiesen — nicht mehr auf Bilanzveröffentlichungen verlassen. Denn hier haben sich Mißbräuche über Mißbräuche eingeschlichen.

Das gilt zwar nicht für die Großbanken, deren Bilanzusus man genau kennt, aber für die kleinen, die Davide, die sich, durch das Aktiengroßbankwesen scheu und unsicher gemacht, ducken und durch die gewagtesten Mittel dem Goliath Widerstand zu leisten sich bemühen. Der Zug der Zeit ist unaufhaltsam, die Kapitalkonzentration ist weit vorgeschritten und nimmt Monat für Monat zu. Dabei merkt man's nicht mehr so deutlich, weil die Konzentration zur Häufung von Kapital geschritten ist. Die Tatsache, daß die Aktienbanken auch im nun zu Ende gegangenen Jahre ihr Depositenkassennetz wesentlich ausgedehnt haben, spricht unzweideutig dafür. Es scheint gegenüber dieser Entwicklung kein Entrinnen zu geben. Und doch.

Ludwig Delbrück, der Inhaber von Delbrück, Leo & Co., einer der Intimi Rheinbabens, ist jedenfalls nicht gesonnen, sich eines schönen Tages von einer Aktienbank schlucken zu lassen. Deshalb bemühte er sich, rechtzeitig vorzubauen. Man kann ja eine Kapitalkonzentration, oder besser gesagt, eine Kapitalhäufung auch ohne das leidige Aktienwesen vornehmen, nur muß man Glück haben, und die Verbindungsfäden, die geknüpft werden könnten, entdecken. Nun weiß allerdings kein Mensch, wer das nicht wenig Aufsehen erregende Geschäft zustande gebracht, das tut aber, so interessant es wäre, darüber Bestimmtes zu wissen, gar nichts weiter zur Sache. Als Tatbestand gilt, daß Ludwig Delbrück nicht schlecht gefahren ist, als er mit Gebr. Schickler, der altrenommierten Bankfirma aus der Gertraudtenstraße ein Defensivbündnis zu Nutz und Frommen einer sichergestellteren Zukunft abschloß. Delbrück, Leo & Co. hat in dies Bankhaus Gebr. Schickler die Herren Delbrück und C. Jöwger als Mitinhaber abgegeben, während für Gebr. Schickler Herr Arthur von Schickler und die Gräfin Marguerite Pourtalès der Firma Delbrück, Leo & Co. als Mitinhaber beigetreten sind. Das Bankhaus Delbrück firmiert nunmehr neu: Delbrück, Schickler & Co. Und die Moral von der Geschicht'? Die einheitlichem, ich möchte sagen monarchischem, nicht aktiendemokratischem Geiste fügsamen Millionen sind gewaltig gewachsen, aber ob sie nicht dennoch dem amerikanischen Konzentrationsdrange unterliegen? Auf Menschenalter hinaus kaum annehmbar. Und die guten Beziehungen zur Regierung sorgen schon dafür, daß sie an den Gewinnen der Anleihe-Emissionen auch noch erheblichere Posten schlucken;

ihre Anteilquote ist gewachsen. Was Herr von Gwinner, der Kritiker Rheinbabens, zu diesem geschickten Millionenvergrößerungs-Geschäft gesagt haben mag! Die Deutsche Bank liebt bekanntlich sehr, anzugliedern, nicht, andere neben sich zu haben. Ein starkes Gegengewicht, wie Delbrück, Schickler & Co., spannt den Wettbewerb.

Die Deutsche Bank hat aber keineswegs Anlaß zu trauern, sie macht ihre Geschäfte auf ihre ruhige Weise und gewinnt Einfluß, während die Diskonto-Gesellschaft sich festgelegt hat: die unter Führung und Kontrolle der Deutschen Bank stehende elsässische Gewerkschaft Amélie hat sich an die deutschen Kaliwerke angeschlossen. Damit ist der Einfluß der Deutschen Bank im Kalibergbau wesentlich gestiegen, so sehr, daß man etwa $^1/_5$ des gesamten Kaliabsatzes als unter der Kontrolle der Deutschen Bank und der von ihr abhängigen Institute stehend bezeichnen kann. Abgesehen davon, daß der geschäftstüchtige Rat der Deutschen Bank den Kaliwerken nur vorteilhaft sein wird, sehen wir einen besonderen Vorzug dieser Transaktion darin, daß durch das genannte Bankinstitut der Konzentrationsgedanke in der Kaliindustrie eine feste Stütze und einen starken Förderer erhalten hat. Und das ist nicht zu unterschätzen.

STAATSMÄNNER. Sehr zeitgemäße Meinungen des Herrn Abbé Jérôme Coignard, berichtet von seinem Schüler Jacques Tournebroche, dem Sohne des Bratkochs. — Veröffentlicht von ANATOLE FRANCE, Mitglied der Akademie (Paris)

Da der Abend schön war, so machte der Herr Abbé Coignard nach der Mahlzeit einen kleinen Gang durch die Rue Saint-Jacques, in der just die Laternen angesteckt wurden; und ich hatte die Ehre, ihn zu begleiten. An der Vorhalle von Saint-Benoît blieb er stehen; dann wies er mit seiner schönen fleischigen Hand, die ebenso für belehrende Gebärden wie für weltliche Liebkosungen geschaffen schien, auf eine der Steinbänke, die beiderseits unter den gotischen, von Bubenhand bemalten Steinbildern standen.

„Tournebroche, mein Sohn," sprach er zu mir, „wenn's dir recht ist, so setzen wir uns ein wenig ins Freie auf diese alten abgescheuerten Steine, auf denen so viele Bettler vor uns in ihrem Elend Ruhe fanden. Vielleicht haben zwei, drei von diesen zahllosen Unglücklichen

dort treffliche Reden gewechselt. Vielleicht kriegen wir dort auch Flöhe. Doch da du im Alter der Liebe stehst, mein Sohn, so wirst du dir einbilden, sie kämen von Jeannette, der Leierfrau, oder von Katharina, der Spitzenklöpplerin, die ihre Liebhaber zur Dämmerstunde dorthin zu locken pflegen; und ihre Stiche werden dir hold dünken. Das ist eine Täuschung, die deiner Jugend gestattet ist. Ich, der das Alter des holden Wahns hinter sich hat, werde mir sagen, daß man sein Zartgefühl nicht zu weit treiben darf und daß der Philosoph von den Flöhen kein Aufhebens machen sollte; denn sie sind, wie die übrige Welt, ein großes Mysterium Gottes."

Mit diesen Worten setzte er sich und vermied es vorsichtig, einen kleinen Savoyarden mit seinem Murmeltier aufzustören, die auf der alten Steinbank den Schlaf der Unschuld schliefen. Ich nahm neben ihm Platz, und da mein Geist noch voll von der Unterhaltung war, die bei Tische geführt worden, so fragte ich meinen teuren Lehrer:

„Herr Abbé, Sie sprachen vorhin von den Staatssekretären. Die Minister des Königs imponierten Ihrem Geiste weder durch ihre Staatskleidung, noch durch ihre Equipage, noch durch ihre Talente; und Sie urteilten über sie mit der Freiheit eines Geistes, den nichts in Erstaunen setzt. Dann, als Sie das Los dieser Beamten im Volksstaat erörterten (falls es je dazu kommt), stellten Sie sie uns als höchst jämmerlich und nicht sowohl lobenswert als erbarmungswürdig dar. Sollten Sie ein Feind der freien Regierungen sein, die eine Erneuerung der antiken Republiken sind?"

„Mein Sohn," antwortete mein teurer Lehrer, „ich neige von Natur zur Volksherrschaft. Die Niedrigkeit meines Standes und die Lektüre der Bibel, in der ich ein wenig Bescheid weiß, haben mich in dieser Vorliebe bestärkt, denn der Herr sagt im Buche Ramatha: ‚Die Ältesten Israels wollen einen König, auf daß ich nicht allein über sie herrsche. Aber siehe, solches wird das Recht des Königs sein, der über euch herrschen wird. Er wird eure Kinder vor seine Wagen spannen und wird sie vor seinen Streitwagen laufen lassen. Er wird eure Töchter zu seinen Weihrauchbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen machen. Filias quoque vestras faciet sibi unguentarias et focarias et panificas.'

„So heißt es ausdrücklich im Buche der Könige, wo man weiterhin sieht, daß der König seinen Untertanen noch zwei verderbliche Gaben bringt: den Krieg und den

Zehnten. Und wenn es wahr ist, daß die Monarchien göttliche Einrichtungen sind, so ist es nicht minder wahr, daß sie alle Merkmale menschlicher Dummheit und Bosheit tragen. Und man kann glauben, daß der Himmel sie den Völkern zur Strafe gegeben hat. Et tribuit eis petitionem eorum.

‚Oft nimmt er unsre Opfer an im Zorn,
Und seine Gaben sind der Sünde Sold.‘

„Ich könnte dir, mein Sohn, mehrere schöne Stellen aus den alten Schriftstellern zitieren, welche den Tyrannenhaß mit wunderbarer Kraft ausdrücken. Schließlich glaube ich auch stets einige Seelenstärke bewiesen zu haben, indem ich die weltliche Größe verachtete. Alle diese Gründe machen mein Herz und Hirn der Volksherrschaft geneigt. Trotzdem halte ich nichts von den Ministern der Demokratien, und zwar deshalb:

„Sie sind schwach, mein Sohn, weil sie von einer Volksversammlung abhängen, die ebenso unfähig ist zu den großen und tiefen Plänen eines Politikers wie zu der harmlosen Blödigkeit eines unfähigen Königs. Minister sind nur dann groß, wenn sie, wie Sully, einen klugen Fürsten unterstützen, oder wenn sie, wie Richelieu, an Stelle des Monarchen treten. Und wer sähe nicht ein, daß der biedere Demos weder die zähe Klugheit eines Heinrich IV. noch die vorteilhafte Trägheit eines Ludwig XIII. besitzen kann. Angenommen, er weiß, was er will, so weiß er doch nie, wie sein Wille ausgeführt werden soll, noch ob er ausführbar ist. Da er schlecht befiehlt, so wird ihm schlecht gehorcht, und er hält sich für verraten. Die Deputierten, die er ins Parlament schickt, werden ihm Sand in die Augen streuen, bis zu dem Augenblick, wo sein ungerechter oder berechtigter Argwohn sie stürzt. Das Parlament aber, aus der verworrenen Mittelmäßigkeit der Volksmassen hervorgegangen, wird sein wie sie. Es wird obskure und verwickelte Fragen erörtern. Es wird den Häuptern der Regierung aufgeben, unbestimmte Strebungen zu vollstrecken, über die es sich selbst nicht klar ist, und seine Minister werden, minder glücklich als Ödipus, von der hundertköpfigen Sphinx vertilgt werden, weil sie das Rätsel nicht errieten, dessen Lösung die Sphinx selbst nicht kennt. Ihr größtes Elend aber wird darin bestehen, daß sie zur Ohnmacht verdammt sind und reden müssen, statt zu handeln. Sie werden Volksredner werden, und herzlich schlechte denn das Talent, dem einige Klarheit eignet,

 würde sie stürzen. Sie werden lernen müssen zu reden, um nichts zu sagen; und je weniger einfältig sie sind, desto mehr werden sie zum Lügen verdammt sein, so daß also die gescheitesten am verächtlichsten sein werden. Und wenn sich unter ihnen noch solche finden, die befähigt sind, Verträge abzuschließen, die Finanzen zu ordnen und die Staatsgeschäfte zu fördern, so werden ihre Kenntnisse ihnen zu nichts nützen, denn sie werden keine Zeit haben, und die Zeit ist der Stoff, aus dem die großen Unternehmungen gemacht werden.

„Diese demütigende Bedingung wird die Guten entmutigen und die Schlechten mit Ehrgeiz erfüllen. Von allen Seiten werden die ehrgeizigen Stümper aus den kleinsten Nestern zu den ersten Staatsstellungen herbeiströmen, und da die Redlichkeit keine angeborene Menschentugend ist, sondern nur durch langes Bemühen und stete Nachhilfe anerzogen wird, so werden Schwärme von Dieben über die öffentlichen Gelder herfallen. Durch den Ausbruch von Skandalen wird das Übel noch sehr verschlimmert werden, denn bei einer Volksregierung ist es sehr schwierig, irgend etwas zu verheimlichen, und durch die Sünden einiger werden alle verdächtig werden.

„Daraus schließe ich jedoch nicht, mein Sohn, daß die Völker dann unglücklicher sein werden als heutzutage. Wie ich in unsren Gesprächen oft genug betonte, glaube ich nicht, daß das Geschick eines Volkes vom Fürsten und seinen Ministern abhängt; ja man schriebe den Gesetzen zu viel Kraft zu, wenn man sie als die Quellen der öffentlichen Wohlfahrt oder des öffentlichen Elends ansähe. Dessenungeachtet ist eine große Menge von Gesetzen verderblich, und ich fürchte, die Parlamente werden mit ihrer gesetzgeberischen Macht großen Mißbrauch treiben.

„Es ist die Lieblingssünde von Hans und Kunz, Gesetze zu machen, die ihnen nichts kosten, und dabei zu sagen: ‚Ja, wenn ich König wäre!‘ Wenn Kunz König sein wird, so wird er in einem Jahre mehr Verordnungen erlassen, als der Kaiser Justinian in seiner ganzen Regierungszeit. Auch in dieser Hinsicht scheint mir die Herrschaft von Hans und Kunz bedenklich. Doch die Regierung der Kaiser und Könige war insgemein so schlecht, daß es nicht schlimmer kommen kann, und Kunz wird vermutlich nicht mehr Dummheiten und Schlechtigkeiten begehen, als alle die Fürsten mit doppelter oder dreifacher Krone, welche die Welt seit

der Sintflut mit Blut und Trümmern bedecken. Ja, just seine quirlige Unfähigkeit hat das Gute, daß sie die sinnreichen Beziehungen zwischen den Staaten vereiteln wird, welche man Diplomatie nennt und welche nur dazu führen, unnötige und verhängnisvolle Kriege künstlich zu entfachen, um das sogenannte europäische Gleichgewicht zu erhalten, bei dem nur die Diplomaten auf ihre Rechnung kommen. Es wird dann keine auswärtige Politik mehr geben, und das wird für die arme Menschheit ein großes Glück sein."

Nach diesen Worten stand mein guter Lehrer auf und sagte:

„Es wird Zeit heimzukehren, mein Sohn; denn ich fühle, wie mir die Abendkühle durch die Kleider dringt, denn sie haben an verschiedenen Stellen Löcher. Auch würden wir bei längerem Verweilen in dieser Vorhalle die Liebhaber Jeannettes und Katharinas verscheuchen, welche hier der Schäferstunde harren."

(Autorisierte Übersetzung von Fr. v. Oppeln-Bronikowski.)

KOLONIALGEDANKEN

Zwei Wege sind es, auf denen der moderne Staat seinen Kolonialdrang betätigen kann. Das eine System gibt dem Kaufmann, Händler, Unternehmer den Vortritt, läßt diese die wirtschaftliche Pionierarbeit verrichten und kommt erst bei geschaffenem Interessengebiet mit seinem Schutzapparat nach. Auf dem anderen Weg rückt der Staat zuerst vor, erzwingt im Kolonialgebiet Ordnung, Rechtssicherheit und soziale Moral nach heimatlichen Anschauungen und lockt dadurch den Kaufmann, den Kolonisten, den Arbeiter ins Land. Die erstere Methode ist — bei freier Wahl der Wege, unstrittig auch für den Staat die vorteilhaftere. Schon weil der indigene Widerstand zumeist dann nicht durch Kämpfe, durch Gewalt zu überwinden ist, sondern durch das auch bei wilden Völkern leichter überzeugende Mittel von Erwerbs- und Geschäftsvorteilen. Allerdings hat dieses Vorzugssystem, das zumeist von England geübt wurde, zur Voraussetzung, daß die kaufmännische und Unternehmerexpansion des Mutterlandes in diesem Sinne entwickelt ist. Deutschland hat oft den Vorwurf hören müssen, daß es seine Kolonialtätigkeit im Zeichen des

starrsten Bureaukratismus, mit Leutnants- und Assessorsmitteln eröffnete und daher relativ geringe Erfolge erzielte. Gerechterweise muß man aber zugeben, daß sich ein natürlicher Zug kaufmännischer Pioniere niemals nach dem heutigen Deutsch-Südwest- und Ostafrika hergestellt haben würde, der dem Staat die Vorarbeit abgenommen hätte, daß die bewährte englische Kolonialmethode hier schlechterdings unanwendbar war. Eine andere Frage ist die, ob die Erwerbung von Kolonien zu jenem Zeitpunkt, da nichts Vorteilhaftes auf dem Markt vorhanden war, überhaupt aus rein politischen Gründen geboten schien.

Sämtliche Fehler und Mißgriffe der deutschen Kolonialtätigkeit, das anfänglich sehr geringe Verständnis für die Behandlung der schwarzen Rasse, die abwechselnd wie schädliches Raubzeug gejagt wurde, um dann wieder von anderen mit weißen Moralbegriffen und mit Sammethandschuhen angefaßt zu werden, — erklären sich aus dem Deutschland aufgezwungenen System, worin die Politik durchaus der wirtschaftlichen Erschließung in der Zeit voranging.

Die gesammelten, wenn auch überaus kostspielig und blutig bezahlten Erfahrungen in Deutschafrika können aber — so ist zu hoffen — in der nächsten Etappe des Kolonialdranges sehr dienlich werden. Und wenn einmal in absehbarer, vielleicht recht naher Zukunft, die wertvolleren Kolonien irgend eines politisch einschrumpfenden Staates, wie etwa jene Portugals, auf den Markt kommen, müßte Deutschland in erster Linie, unter Verwertung seiner negativen Erfolge beim ersten Versuch, ein ernstes Anbot stellen. Da ließe sich ein Weltgeschäft machen, das die verbissensten Kolonialgegner bekehren könnte. Gerade weil eine solche Möglichkeit sich am Horizont der nächsten Zukunft andeutet, sollte in Deutschland rückhaltlose Einsicht der begangenen Fehler geübt, sollte jede Beschönigung oder Selbsttäuschung über die Rentabilität der jetzigen Kolonialerwerbungen großzügig gemieden werden.

Deutschland verträgt denn doch ohne Schaden ein solches peccavi . . .

Und wenn sich eine neue Kolonialgelegenheit böte — (daß sie sich bieten wird, bezweifle ich gar nicht) müßte der Kaufmann das erste und entscheidende Wort sprechen und nicht der Politiker.

DIE NATUR UND IHRE GÖNNER

VON DR. LEON ZEITLIN

Die Idee ist zweifellos „amerikanisch". Man nimmt ein genügend großes Stück Land, auf dem sich allerlei von der bunten Vielgestalt der verbündeten drei Naturreiche befindet, erhält es sorgsam in seiner unberührten Ursprünglichkeit — wofür der Schutz des Gesetzes mobil gemacht wird — und errichtet dann an den Zugangsstraßen Tafeln, auf denen geschrieben steht: Hier kann Natur besichtigt werden. Und wie Amerikaner eben sind, mit Kleinigkeiten geben sie sich nicht ab. Damit der amerikanische Kulturmensch auch wirklich lehrreiche Vergleiche anstellen kann zwischen dem, was Natur eigentlich ist und dem, was er daraus gemacht hat, ist ein Gebiet größer als das Großherzogtum Hessen ein für allemal gegen das Kultiviertwerden sicher gestellt und als „Yellowstone National Park" zum unveräußerlichen und unverletzlichen Eigentum des amerikanischen Volkes erklärt worden. Einst aber in fernen — vielleicht auch in gar nicht mehr allzu fernen Tagen, wenn die amerikanische Erde völlig „amerikanisiert" sein wird, dann werden Väter mit ihren Söhnen den Yellowstone National Park im Aeroplan überfliegen und ihnen erzählen, daß Mutter Natur es sich jedenfalls nie hat träumen lassen, sie würde sich auf ihre alten Tage so komplizierten Verhältnissen anpassen müssen. Ein wenig hätte man ihr aus vergangener Zeit übriggelassen, aus Gründen der Pietät, der Pädagogik — und des Siegerstolzes, denn wenn man sie jetzt selbstverständlich auch nicht mehr braucht, so hat man doch auch nicht nötig, sich ihrer zu schämen. Die Menschheit hätte des Platzes eben dringend bedurft und daher wäre für „Urzustand" nicht viel übrig geblieben. Auf den Yellowstone National Park sei die Wahl gefallen, weil sich in ihm ungefähr das Schönste und Interessanteste befände, was vom Artikel Natur hierzulande vorhanden sei. Zwar kostet diese Pietät der Union einen Haufen Geld,

---

Während in Hamburg für einen Nationalpark in der Lüneburger Heide und in Süddeutschland für einen Nationalpark in den Alpen agitiert wird, sendet Dr. Zeitlin der „Zeitschrift" seine kritischen Bemerkungen. Ähnliche Äußerungen wurden mir von einem Amerikaner und einem Franzosen gesandt. Die Sache scheint zeitgemäße und unzeitgemäße Gemüter zu bewegen und weite Kreise zu berühren.

denn man könnte ja den National Park viel praktischer verwerten, anstatt ihn kostenlos als Sehenswürdigkeit bestaunen zu lassen. Indes die Natur habe sich immerhin einige Verdienste um die Menschen — auch um die Amerikaner — erworben, und so sei diese kleine Rücksichtnahme durchaus berechtigt.

Könnten nur Amerikaner so denken und sprechen? In der verdächtigen Hast, die wir darin bekunden, daß wir sog. Naturdenkmäler angeblich im Interesse der Gesamtheit, in Wirklichkeit aber aus einer lebensfremden und sentimentalen Naturbegönnerung mit Beschlag belegen, offenbart sich ein ganz ähnlicher Geist. Wir sind zu feige, uns offen zu dem Kulturideal zu bekennen, das uns — wenn unser Leben in Staat und Gesellschaft überhaupt einen Sinn haben soll — einigermaßen plausibel vorkommen kann: zu dem Wunsche die Erde mit möglichst vielen an irdischem Behagen reichen Menschen bevölkert zu sehen, (wobei sich freilich nur niedrig Gesinnte nach Befriedigung ihrer rein materiellen Bedürfnisse für abgefunden erklären dürften). Indes, wenn wir auch zu feige sind, dieses einzugestehen, so handeln wir doch instinktmäßig danach. Und ob wir es bedauern oder nicht, zu guter Letzt bringen wir auch die von uns augenblicklich ästhetisch am höchsten gewerteten Landschaftsbilder diesem Kulturideal zum Opfer. Die Anwälte der Natur jedoch, die für ihre Erhaltung nichts anderes vorzubringen wissen, als daß Natur „an sich" schön, die von Menschen okkupierten Räume dagegen häßlich seien, machen sich ebenso lächerlich wie jemand, der darüber jammern wollte, daß Faust die Schönheit der Meeresküste verschandle, weil er dem Ozean Land abzugewinnen sucht, damit froh schaffende Menschen es in fruchtbare Gefilde verwandeln.

THEATERKRISIS

Die Hamburger wollen nicht, daß man ihnen mit Liebenswürdigkeiten komme. Diese Art von Luxus wissen sie nicht zu schätzen", sagte kürzlich bedauernd ein österreichischer Praktiker, der es versteht, Geschäfte zu machen. Und nun siehe, beim hamburgischen Theater fängt es an zu bröckeln. Geheimrat Bachur, der die Oper, das große Schauspiel, das Altonaer Stadttheater und die Lustspielbühne Hamburgs, das Thaliatheater leitet, will

sich zurückziehen. Schon schiebt sich von auswärts mancher heran, der eine gute Pfründe ersehnt. Und in Theaterbureaus und Schauspielergesellschaften wird mit Fingern gedeutet auf den und jenen, und große Hoffnungen steigen, wachsen und platzen bei eifrigen Prophezeiungen. Magister in aestheticis erhoffen große Dinge. Eine Änderung der Zustände. Alter Theaterkitsch und überlebter Plunder soll weichen. Das, was Reinhardt und Brahm den Berlinern brachten, soll unter einem neuen Meister in Hamburg endlich Eingang finden. Draußen, in der Ferne, schlagen die Hoffnungsvollen ihre Schlachten. Hier aber ist es mausestill. „Theater? Mit einer revolutionären Persönlichkeit? Gehört hier nicht her. Nach Hamburg komme ein kühler Geschäftsmann, ein Besonnener, der nicht rote Pflöcke pflanzen will, wo weiße erwünscht sind. Warum jemanden herbringen, der sich doch nicht wohl fühlen wird. (Berger hat uns die Sache verleidet.) Wohl aber ein Mann, der Gegebenes, Überliefertes besser, reicher aufzumachen weiß, als es vordem Sitte war. Die Leute, die aus der hamburgischen Operette die beste gemacht haben, die heute in Deutschland zu sehen ist, sind Praktiker, die ihre Sache verstehen und am rechten Orte sitzen. Ein Mann, aus ähnlichem Holz geschnitzt, würde auch am nunmehr freigewordenen Platze Erfolge erringen und das bringen, was wir brauchen." Nach einem Mann wie Gregor müßte die Suche gehen.

DIE DEUTSCHEN UND DER OSTEN

VON FRIEDRICH FREKSA

Der Drang germanischer Krieger, sich um Häuptlinge oder Herzöge zu scharen und für sie zu kämpfen, hat Europa die meisten Herrscherhäuser verschafft. Nachdem alle diese Familien untereinander verschwiegert waren, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts etwa, ward die ganze folgende Politik nichts anderes als ein langandauernder Erbschaftsprozeß. — — Nicht nur Österreich trieb seine Staatskunst nach dem Satze: Tu felix Austria nube! Auch die Gebilde Spanien, Preußen und Frankreich sind nicht anders entstanden, die Kriege Englands und Frankreichs waren im Kern Erbschaftskriege. Das Volk, die Masse wurde identisch mit der Landschaft, mit der es verkauft, verlehnt und vererbt ward. Europa machte einen Prozeß durch, den im großen Maßstabe China schon mehrere Male durchgemacht hat, zum letzten Male unter den großen Tartarenkaisern aus der Dynastie Dschingischans.

Alle alten Formen der Konsolidierung der Menschheit wurden durch die Eisenbahn, das Dampfschiff, den Telegraphen und das Telephon zerbrochen und zerstört. Früher konnte ein Deutscher meilenweit wandern und blieb wochenlang in seinem

Sprachgebiet. Zehn Bahnstunden führen ihn jetzt ins Ausland, wo seine Sprache nicht mehr verstanden wird. Und ähnlich geht es allen Westeuropäern. (Daß in Rußland wegen des ungeheuren Landkomplexes die Eisenbahn nicht dieselbe Rolle spielt wie in Westeuropa, ist eine bisher nicht genügend eingeschätzte Tatsache.)

Die Verringerung der Distanz durch die Schnelligkeit der Beförderung hat das Gefühl der Sprachgemeinschaft in dem starken Sinne unserer Tage geschaffen. Holland wurde praktisch durch die Eisenbahn ein kleines Land. Und Deutschland wurde für seine Bewohner zu eng, denn im Gegensatz zur früheren Stagnation begann sich die kräftiger kreisende Bevölkerung zu mehren wie die Blutkörperchen in den Arterien eines Menschen, der seine sitzende Lebensweise durch Sport unterbricht.

Politiker, die am alten Staatsbegriff festhalten, aber mit der wachsenden Volksmasse rechnen, treiben die Politik des Imperialismus, das heißt, sie wollen Reservoire für die über- und abfließenden Volksmassen schaffen.

Der Staat Preußen führt diesen Kampf in drei östlichen Provinzen gegen polnisch sprechende Menschen. Kein zufälliger Kampf, sondern ein für unsere Zeit typischer. Vor fünfzig Jahren dachte noch kein Mensch, daß er sich je erheben würde. Diese Landesteile hatten preußische Patrioten geliefert, die stramm zum Königshaus standen; es hatte sich ein tiefgehender Unterschied zwischen dem preußischen Polen und dem galizischen und russischen Polen gebildet. Da wurde das Gefühl der Sprachgemeinschaft durch die Eisenbahn, durch die Verkehrserleichterungen geschaffen. Agitatoren ohne diese Hilfsmittel hätten das nimmermehr zustande gebracht! — —

Die Tendenzen der Zeit trieben die Regierung zur bewußten Germanisierung. Damit entbrannte der Kampf zwischen den Sprachgemeinschaften, und es wurden Ungeheuerlichkeiten gezeitigt, wie in jedem Kampfe, wo auf der einen Seite ein lebendiger Organismus, das Volk, und auf der andern Seite ein Mechanismus, wie es das staatliche Beamtentum darstellt, aufeinandertrafen.

Die Beamtenpolitik litt Schiffbruch. Alle Maßregeln führten nur dazu, daß der Haß und die Erbitterung zwischen den Sprachgemeinschaften stieg. Der Auskauf der bankbrüchigen Gutsbesitzer führte dazu, daß die kranken Äste eines Baumes abgeschnitten wurden, und der übrigbleibende Baum erstarkte und gesundete.

Im Sinne Friedrichs des Großen wurden freilich die Lande meliorisiert. Die Konkurrenz zwischen den beiden Völkern und der düngende Millionenstrom haben unendlich viel zur Hebung getan. Wenn man also jetzt diese Politik abbräche und nur das Deutschtum behauptete, so würde man entschieden nicht etwa Geleistetes annullieren. Es bedeutete einfach Friedensschluß.

Im Sinne des Staates sind die Polen Bürger. Es werden also gegen Bürger Ausnahmegesetze geschaffen. Und damit setzt sich der Staat, die Regierung in ein moralisches Unrecht. — Man sagt, von Moral darf im Staatsleben nicht geredet werden.

Ich denke nur so lange, als der Staat stark genug ist, die Unmoral zu vertreten. In diesem Falle aber liegt es so, daß eine Politik, die sich überall als falsch erwiesen hat, mit Nägeln und Zähnen bis zum letzten verteidigt werden soll.

Es gibt da eine polnische Geschichte, die bei Fritz Reuter eine Parallele hat. Lebt da ein polnischer Viermorgenbauer mit fünf Kindern und Frau auf seinem Lande in seinem Häuschen und das Häuschen brennt ab. Nach dem Gesetz der Provinz Posen muß der Landrat die Erlaubnis zum Neubau geben. Der Mann wohnt solange bei seiner Verwandtschaft. Der Landrat verweigert den Neubau. Der Mann, der sein Land nicht aufgeben will, stellt einen Zigeunerwagen auf, und lebt in diesem. Da kommt die Polizei und verbietet ihm das, aus feuerpolizeilichen Gründen. Zugleich wird ihm ein Antrag der Enteignungskommission gemacht. Da erwacht im Manne der Bauernzorn — — — ich hätte einen unserer niederdeutschen Bauern im gleichen Falle sehen mögen — ob der nicht alles kurz und klein geschlagen hätte. — Was aber tut der Pole? Er erklärt, er werde nun mit Weib und Kind in den Furchen des Ackers leben, kochen und schlafen, und wenn sie im Winter stürben, sich dort begraben lassen.

So, denkt sich ein Beamter, würde er einen Bauern unterkriegen!? Was helfen Kolonistendörfer! Was helfen Millionen. Für zwei deutsche Kinder zeugen die Polen fünf polnische! und unaufhaltsam strömen aus dem östlichen Becken mit den Eisenbahnen neue Scharen nach, die von unsern Polen Landwirtschaft lernen oder auf unsern Gütern Arbeit suchen! Und wäre der deutsche Beamte zehnmal tüchtiger, als er ist, diesem Probleme ist er nicht gewachsen. Der Kampf bleibt, und ein polnischer Kammerherr, den der Kaiser zu sich nach Posen aufs Schloß entbietet, verweigert das Kommen! Vor dreißig Jahren aber noch war es jedem polnischen Herrn eine Ehre, einen Hoftitel zu erhalten!

An unsern Provinzen rächt sich die Teilung Polens. Eine Sprachgemeinschaft läßt sich nicht ausrotten durch Erlasse und Verordnungen. Nur wer die Polen totschlägt, erschlägt ihre Sprache. Also wird es wohl weiter Erlasse und Verordnungen geben aus jenem Berlin, das zwar nur acht Stunden von Krakau entfernt ist, das aber doch New York und London viel näher liegt. Denn wir haben nun einmal den Impuls, nach Westen zu sehen, und wissen gar nicht, was im Osten vorgeht!

Ein praktisches, sprachliches Bollwerk brauchten wir gegen die Polenflut, um unsere Sprachgemeinschaft zu behaupten, und dieses Bollwerk ließe sich schaffen:

Die Bausteine sind vorhanden in den seit Jahrhunderten Jiddisch-Deutsch sprechenden Juden des russischen Polens, die seit jeher die Tendenz zur deutschen Kultur hatten. Jetzt läßt man diese Menschen im revolutionären Kampfe gegen das Russentum verbluten. Diese Judenschaft, die von Rußland zur kulturellen Finsternis verdammt wurde, hat das Zarenreich unterminiert und an den Rand des

 Verderbens gebracht. Kein deutscher Staatsmann hat bisher das ausgenutzt, wie es ein englischer Minister sicherlich getan hätte. Keiner hat im Namen der Menschlichkeit gegen jene Verfolgungen und Pogrome protestiert und diesen Menschen Ansiedelungsmöglichkeit gegeben. Diese Leute hätten einen natürlichen Wall gegen das Polentum abgegeben, und mit Begeisterung hätten unsere jüdischen Staatsbürger dieses Werk unterstützt.

Aber auch für die Stabilisierung unserer eigenen Rasse hätten wir viel gewonnen. Diese jüdische Bevölkerung ist seßhaft und im Kerne konservativ. Einmal angesiedelt, — es sind Bauern, Handwerker, — hätte sie ihre Landschaften behauptet. Nur durch ihre Qualen in Rußland wurden sie zu Nomaden. Bei fester Ansiedelung wäre der große ewige Strom jüdischer Zuwanderung zum Stehen gebracht, der sich immer noch bei uns fühlbar macht.

Die Juden, die unter uns leben, sind saturiert, sie gehen in unserer Volksgemeinschaft auf, und wir verdanken ihrer Intelligenz viel für unsere Führerschaft auf dem Kontinent. Bleiben sie unvermischt, so degenerieren sie im vierten Glied. Alsdann werden sie mit Sicherheit aufgesaugt. Nur wenige entgehen diesem Prozesse. „Ahasver legt sich zur Ruhe!" (Nietzsche.)

Aber die armen zuwandernden östlichen Juden, die da kommen und reich werden, sind es, die die jüdische Frage nicht zur Ruhe kommen lassen.

Das Überfließen des polnischen Beckens aber, dem wir die ganze polnische Frage überhaupt verdanken, wird erst dann aufhören, wenn das Becken wieder wird, was es war, ein Reich Polen. Viele unserer unversöhnlichsten Polen würden alsdann rückwandern, und für den Rest wäre der Traum an die Vergangenheit mit seiner Melancholie ausgeträumt.

Es war ein staatsmännischer Gedanke von größter Tiefe, der in Österreich zur Zeit der serbisch-bosnischen Krise geäußert wurde, daß Österreich nach einem siegreichen Kampfe mit Rußland das Königreich Polen wiederherstellen wollte, aus seinen eigenen galizischen Provinzen verbunden mit Russisch-Polen mit einer strategischen Grenze am Dnjepr, und dieses Land durch Personalunion mit sich verbinden.

Ich hatte damals Gelegenheit, mit Polen und russischen Juden zu sprechen. Eine seltene Kriegsfreudigkeit herrschte unter beiden. Denn der russische Jude fühlt gegen Rußland wie ein Makkabäer, und der Pole sehnt sich nach Einigung.

Wäre es so gekommen, so hätte Deutschland seine strategischen Grenzen ruhig behaupten können. Dieser Krieg hätte es dennoch von seiner slawischen Bürde befreit.

Rußland aber, in dem es selbst eingestanden wird, daß es kulturell höhere Völker unter seinem Joche hält (Kuropatkin, Memoiren, über Finnen und Polen und Deutsche) würde die Stellung haben, die ihm historisch zukommt, es wäre das Verbindungsland nach Asien. So wäre es der natürliche Wächter Europas und würde innerlich gesunden können, denn Rußlands Krankheit wurde verursacht durch das Gift Europas.

FASCHING VON MARIA CARDUZZI (MAILAND).

Bevor sich die Tür hinter uns schloß, saußte noch eine Papierschlange herein und verfing sich in meinen Haaren. Dann hörten wir den Lärm jener hunderttausend ausgelassener Menschen, die sich draußen umhertrieben, gedämpfter. Wir legten unsere Mäntel ab und betraten die große Maschinenhalle, in der es wohlig warm war, in der hundert schwere lange Eisenkolben sich blindlings drehten, hoben und senkten und einförmigen Lärm machten. Einen schweren Lärm, der den Boden unter unseren Füßen erschütterte und einige der weißen Steinfliesen, die nicht festgefügt waren, emporquellen ließ. „Schrecklich", sagte Monsignore N., der mich herbegleitet hatte.

Wir schritten an den Maschinenreihen entlang, sahen eine nach der anderen und hörten mühsam auf die Erklärung, die uns ein Ingenieur gab. Hier war eine kleine Turbine. Ein kleiner surrender schwarzer Kasten, in dem der Teufel zu hausen schien. Dort eine riesige Kolbenmaschine, die wie eine eiserne ungeheure Spinne mit langen dünnen Gliedern und dicken Gliederknoten stumpf vor sich hin wütete und lärmte. „Unerträglich", stöhnte Monsignore N. und zitterte vor Abscheu am ganzen Körperchen. Er strich seine weißen Haare zurück und ging in seiner ewig gebückten Haltung weiter.

Da wurde der Ingenieur abgerufen und wir standen allein zwischen den Maschinen. Elektrische Bogenlampen warfen ihre zitternde kalte Helligkeit auf den ungeheuren Lärm, in dem es uns schien, als ob er die Menschen verschlungen oder vertrieben hätte. Ganz hinten am Schaltwerk eines Motors sahen wir zwei Arbeiter stehen.

„Hören Sie?", sagte ich zu Monsignore und skandierte mit der Hand den Takt, in dem die Maschinen stampften. Monsignore verstand mich nicht. Da hob ich ein wenig meinen leichten Domino, den ich draußen im Karneval getragen hatte, und setzte die Füße nach dem Takt der Maschinen. Eins — zwei — eins — zwei — eins — zwei — drei. Monsignore spitzte die Lippen und lächelte. Ich gab ihm die Hand zum Pas de Menuett. Monsignore richtete seinen gebeugten Rücken auf, setzte seine zierlichen blitzblanken Schuhe vor und tanzte mit mir nach dem Takt, den die Maschinen schlugen.

Wir tanzten zwei Runden unseres Menuetts. „Monsignore, was denken Sie?" fragte ich und hielt erschöpft inne.

„Herrlich, herrlich, meine Verehrte", erwiderte Monsignore und küßte galant meine Hand, so galant, daß ich beinahe errötete. „Es läßt sich leben, sagte er lächelnd, es war mir eine hohe Freude. — Ich bin Ihnen sehr dankbar."

— Menuetto — zärtliches Menuett. Zur Karnevalszeit nach dem Takte der Maschinen.

BRASILIEN VON P. NUNÉS (BAHIA)

Sehr geehrter Herr! Auf einer Reise durch Deutschland begriffen, las ich den Artikel „Kaffeekrieg“ aus dem sechsten Heft der „Zeitschrift“ und erhoffe nun von Ihrer Loyalität, daß Sie mir als Brasilianer Gelegenheit zu einer Erwiderung geben werden, zumal die Diskussion weiter zu greifen scheint. Es will mir scheinen, als ob es nicht klug sei, von deutscher Seite sich heftig gegen brasilianische Spekulationsunternehmungen zu wehren. Ein momentaner Ausfall, der den Kaffeeinteressenten droht, darf nicht zum Anlaß genommen werden, Maßnahmen gegen Brasilien zu treffen, die in Brasilien verstimmend wirken müssen. Das Interesse Deutschlands und des deutschen Handels geht mit dem Brasiliens viel zu sehr zusammen. Die gegenwärtige brasilianische Regierung steht, wie es allgemein bekannt ist, den deutschen Interessen außerordentlich freundlich gegenüber, so daß dieses jede Förderung in der Zukunft zu erwarten hat. Es hieße aber eine Gelegenheit versäumen, wenn es sich jetzt darum handelt, daß die deutsche Regierung ernstlich in Erwägung zieht, die in Deutschland zugelassene Emission von £ 2,000,000 wieder abzustoßen. Bestimmend käme hinzu, daß in brasilianischen Handelskreisen die gute Stimmung gegen Deutschland nicht derart ist, wie im beiderseitigen Interesse wohl zu erwünschen wäre. Durch eine versuchte Abstoßung der Emission müßte die Situation noch mehr leiden. Es ist wohl auch bekannt, daß andere Reedereien die größte Anstrengung machen, die deutsche Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Das Mittel, bei vier Passagieren einen fünften gratis fahren zu lassen, wird meines Wissens von deutscher Seite nicht in dem Maße gebraucht. Ich führe diese Kleinigkeit an, um zu zeigen, daß von anderen Nationen um die Stimmung Brasiliens mehr getan wird. Übrigens würde eine in finanzieller Angelegenheit nicht entgegenkommende Handlung auch im jetzigen Zeitpunkte vielleicht nicht geeignet sein, weil sich in Brasilien, wie in ganz Südamerika das Bestreben geltend macht, sich von der Vormundschaft der nordamerikanischen Union zu befreien. Dafür rechnet man auf eine gewisse Unterstützung Europas. Ein plötzlich geänderter Kurs der deutschen Regierung und der Börsen würde die ruhige Abwicklung aller dieser Möglichkeiten nur ungünstig beeinflussen.

VERSCHWÖRER

Mr. Asquith bemalt nachlässig ein Blatt mit Schlagworten, die ihm nicht aus dem Kopfe gehen. „Veto — Home Rule. — Home Rule ...“ Vor ihm steht ein junger Diplomat, den das Gefühl, für Roberts, Chamberlain, Kitchener und die besten Engländer im Lande zu sprechen, selbstsicher sprechen läßt: „... und immer und immer wieder komme ich nicht umhin, die Be-

sorgnisse in den Vordergrund zu rücken. In Indien ist es schlimmer geworden. 1910 hat uns weiter zurückgebracht. Sie kennen die Leute, die in Paris, New York, Berlin Minierarbeit leisten, und von Monat zu Monat stärkere Mittel in die Hand bekommen. Von Jahr zu Jahr lernen sie's besser verstehen, ihre Geldschätze für die Sache arbeiten zu lassen, für Aufruhr und Trennung von Großbritannien. Den Engländer erwarten in Bombay, Kalkutta Schikanen auf Schritt und Tritt. Im Innenlande häufen sich Waffenlager, werden ausgehoben und im Handumdrehen durch andre ersetzt. Manch Einer, der vor zehn Jahren zu gleichgültig war, seinen Turban richtig zu binden, lernt heute emsig Bomben fabrizieren. Auffällig ist es für den, der Land und Leute kennt, die Disziplin zu sehen, mit der die Bande sich in Zucht und Ordnung hält, nicht unnütze Schreiereien macht, nicht auf eigne Faust voreilig losschlägt, sondern wartet und sich vorbereitet, ohne müde zu werden. Was Japan konnte, traut Indien sich gleichfalls zu. Daran haben wir uns gewöhnt zu denken. — Und jetzt ist der Sohn des deutschen Kaisers im Lande, dehnt seinen Aufenthalt über die Maßen aus und wird populärer als unsere Regierung. Ein Gentleman mit liebenswürdigen Manieren gegen alle. Der sich im Jagen, Reiten und Schießen mit unsren besten Beamten mißt. Ein junger Mann, der in wenig Jahren 70 Millionen, die Englands Feinde sind, beherrschen wird. Ein Mann, der vielleicht sich bereden läßt, Englands Macht brechen zu wollen. Ein Mann, der, wenn er nur den Versuch dazu wagt, schon Bundesgenosse der Inder ist. Wir haben da unten nicht mehr mit Draufgängern zu rechnen. Nein, mit Leuten, die die Raffinessen kluger Diplomatie zu brauchen wissen, und auch den Moment, der uns in Konflikte mit Dritten verwickelt, nicht ungenützt vorübergehen lassen. — Und überall an solchen Punkten muß Deutschland sich einmischen. Mancher in England denkt anders als ich. Unsre Presse wahrt Schweigen aus Höflichkeit. Aber unsre Offiziere, Kaufleute, der hohe Adel, alle, die es gut mit England meinen, sind verstimmt und beunruhigt und sehen, wie ich, zwei Mächte, die uns übel wollen, vor unseren Augen sich ins Einvernehmen setzen."

Mr. Asquith blickt auf und lächelt, schüttelt höflich den Kopf und sagt: „Ich weiß, daß Sie mit Ihrer Meinung nicht allein stehen und glaube auch, daß was dran ist. Und weiß ihren Wert als politisches Agitationsmittel zu schätzen. Aber wirkliche Berechtigung? Zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu versteckt. So erlaube

ich mir über das Zutreffende in Ihren Worten zu denken. Verstehen Sie mich bitte recht. Die Deutschen studieren Macchiavell, bewundern Richelieu, Metternich, Witte und haben auch für unsere Politik allerlei über. Aber damit Schluß. Bismarck konnte für sich und für seine Stärke der Meinung sein, es sei das beste mit offenen Karten zu spielen. Und das ist drüben für alle Dogma geworden. Natürlich kümmert sich im Notfalle, wenn die Situation listiges Versteckspielen fordert, kein deutscher Diplomat um die Spielregel. Wir haben ja erlebt, wie die Deutschen auch mit dem Florett umherstechen, ihren Vorteil wahren und (wenn es nicht anders geht) mit der einen Hand herzliches Willkommen bieten und mit der anderen Hand in der Tasche den Revolver entsichern. Gewiß, gewiß, keine Übertreibungen, sondern Selbstverständlichkeiten. Und darin stimme ich mit Ihnen überein. Aber zu einer Intrigue großen Stils? Unbesorgt — sie schätzen das offene Kartenspiel. Mir liegt der Klang des deutschen Wortes „Anständigkeit" in den Ohren. Die Franzosen würden sagen „Delikatesse". Das sagt ungefähr dasselbe und läßt zehnmal mehr Freiheit nach links und rechts. Ich weiß, wenn sie drüben wollten, könnten sie uns Ungelegenheiten machen. Ich weiß, mit welchen Augen Indien auf das Tun und Lassen Deutschlands blickt. Aber mit Verschwörern paktiert man in Deutschland nicht. Hier stehen wir vor einer fremden Methode. Wer stärker ist, muß die Zukunft lehren. Mr. Beerbohm-Tree freut sich, daß seine deutschen Kollegen jetzt in erster Linie gute Bürger sein wollen und den Zylinder mit dem Schlapphut vertauschen. Darin uniformiert sich auch die ganze übrige Nation. Mit Rußland kürzlich — das war nicht erfreulich für uns. Aber der Apfelbaum stand vor der Tür und wuchs ihnen direkt ins Fenster. — Nun aber weiterzugehen? Die deutsche Diplomatie geht jetzt ausgezeichnet vorsichtig, aber in Schaftstiefeln, die man von weitem hört. Das verlangt die öffentliche Meinung. Bei uns ist es nicht so. Und wir stehen uns, meine ich, nicht schlecht dabei. Aber wie gesagt: Methode gegen Methode. Man muß abwarten."

Herr Asquith lächelte befriedigt. Der Diplomat zuckte zwar leichthin zweifelnd die Achseln, aber er lächelte selbstverständlich auch.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12;
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 9 28. JANUAR 1911

GÄRUNG IN INDIEN VON SHYAMAJI KRISHNAVARMA, M. A.

250000000 Inder. 600 Staaten, in denen 50 Sprachen gesprochen werden. Das ist Indien, in dem 200000 Weiße leben — Weiber und Kinder mitgezählt. Und ungefähr eine Milliarde Mark hat dies Land jedes Jahr an England „Tribut" zu zahlen. Auf den Kopf jedes Engländers entfallen davon Mk. 25. Das Durchschnittseinkommen eines indischen Bauern ist aber 40 Mark, für die er sich ein Jahr lang zu mühen hat vom Morgen bis in die Nacht. Das sind die kalten leeren Daten, die toten leeren Zahlen, die auf dem Gesicht jedes Engländers den Stolz entstehen lassen auf seine Kolonisierungspolitik, die vor nichts zurückschreckt, nie stille steht und wie eine Saugröhre die reichen Säfte aus dem Lande leitet. Das sind aber auch Zahlen, die eine seltsame geheimnisvolle Sprache reden, die Zahlen, die jeden Engländer, der in Indien lebt und wachen Auges über die Straßen geht, in Sorge und Furcht versetzen. Abends sitzen sie zusammen und raunen, was kommen kann und kommen könne, was kommen wird und was kommen muß. Schicksalsschwer liegt es über Indien. Ein toter stiller Teich, ein dumpfes muffiges Gewässer fängt auf geheimnisvolle Weise an zu steigen und über Land zu treten und einzelne Tröpfchen sickern hervor und laufen über die Wege. Attentate hier und dort,

Shyamaji Krishnavarma, der frühere Premierminister dreier indischer Staaten, der erste Inder, der in Oxford den Grad eines Dr. jur. erhielt, der ehemalige Freund Lord Morleys — ist der allmächtige Führer der indischen Bewegung. Jetzt haben sich die Dinge gewendet. England fürchtet seine Macht und seinen Einfluß wie die deutsche Invasion. Sein Wort ist in Indien Evangelium. Seinem Winke gehorchen die Nationalisten. — Dann und wann hören wir von Indien seltsame Dinge, sehen Englands Beklemmungen und wissen ohne Orientierung nicht, was die Dinge eigentlich bedeuten.

 Verfolgungen, Entwaffnung, das Auffinden von Munitionsvorräten, Gerichtssitzungen, Urteile, die keine Gnade kennen. Erregungen im Lande, Geflüster, aufreizende Schriften fliegen umher, werden gelesen von einzelnen, die jung sind und in der Schule waren. Hunderte stehen hinter ihnen mit glanzlosen Augen und ausgemergelten Gliedern, langen dürren Armen und hören, was jene, die lesen können, entziffern. Dann Exekution. Schrecken und wiederum Stille. Und zwei Monate lang trägt der Engländer in Bombay seinen Kopf wieder höher, schiebt entschlossener einen Farbigen aus dem Wege und sorgt, daß die Saugröhren noch besser arbeiten.

Bis zum Himalaja haben die Engländer ihre Netze gesponnen, in die alles hinein muß, was wertvoll ist und Nutzen verspricht. Sie haben es fertig gebracht zur Ruhe zu bringen, wer ihnen erst noch widersprechen mochte. Durch List, Gewalt, Grausamkeit. Durch Mord, durch Diebstahl, durch Intrige, durch Faustschläge und Handstreicheln. Wie es ihnen nötig schien. Der Buckel Indiens ertrug die Schläge, die auf ihn niedersausten. Jetzt aber sucht er sich den Schlägen zu entziehen. Eine neue Zeit bricht an. Holländisch-Indien erwacht und Indien erwacht. Jedoch Europa schaudert zurück, als ob es mit Gift bekämpft werden sollte. Aber Indien ist eine Sache für sich. Indiens sagenumwobene, märchenumsponnene Kultur ist alt, uralt. Indien ist, wie die Gelehrten sagen, die Wiege des Menschengeschlechtes, die Entstehungsstätte alter Kulturen und herrlicher Bauten, die ein kalter Verstand nicht ersinnen kann. Indien von zwei Meeren umspült, Indien mit seinen tiefen Dschungeln. Indien, das sich hinstreckt bis zu den Eisgebirgen des Himalaja. Indien ist eine Sache für sich.

Indien gehört zum britischen Imperium. Es ist sein kostbarster Besitz. Und England sinnt und brütet, um festzuhalten, was es hat. Es sieht Schreckgespenster und malt den andern Nationen Teufel an die Wand. Europäische Zeitungen berichten von anarchistischen Komplotten. Es herrscht der Glaube, als sei eine Erhebung Indiens nicht anders denkbar als durch hinterlistige Angriffe. Von Anarchismus kann keine Rede sein. Da die indischen Nationalisten eine unabhängige Form einer eigenen geordneten Regierung planen an Stelle des fremden Despotismus, so ist das Wort Anarchist, das Emanzipation von jeder Form von Regierung bedeutet, hier nicht am Platze. Jedenfalls beabsichtigen die Leiter des Aufstandes mit

andern Mitteln das Ziel zu erreichen. Die passive Resistenz ist ein Ausweg, der wirksamer scheint. Und es kann eines Tages dahin kommen, daß keinem Engländer ein Dienstbote zur Verfügung steht. Daß dem englischen Heere sich kein Soldat einreihen lassen will. Das indische Volk ist an Ausdauer und an Passivität gewöhnt und einmal in eine solche Richtung gebracht, wird es darin bleiben. 250000000 gegen 200000 Weiße. Was sagen da die 600 Staaten. Jedes Volk hat so angefangen. Aus wieviel Staaten bestand Deutschland und wie lange ist es her, daß aus einer Unzahl kleiner Staaten das geeinigte Königreich Italien gebildet wurde. Wer hätte vorausgesagt, daß Japan die Russen schlagen würde. Und wer hätte zehn Jahre bevor sich die Vereinigten Staaten von England losrissen, geglaubt, daß die Union überhaupt Aussicht zur Erreichung ihres Ziels hatte. 50 Sprachen — was will das sagen, wenn ihnen die englische gegenübersteht, die ihnen wesensfremder ist als das Idiom des Nachbarstaates. 40 Mk. Verdienst pro Jahr, Entwürdigung, Schläge, Ungerechti keit — das sagt genug für ein Volk, das eine alte Kultur hat. Sind es denn Neger? Buschleute aus Afrika, die in Indien wohnen? Buschneger, die nicht wissen, woher sie kommen und nicht darüber nachdenken, wohin sie gehen. Die keine Tempel gebaut haben, die in dem Urwaldgestrüpp vegetieren, die sich keine Religion geschaffen haben, sondern in Wahnvorstellungen dahin leben. Die Intelligenz Indiens will sich frei machen, will sich auf eigene Füße stellen. Die Engländer irren sich darin am meisten, wenn sie auf die Loyalität der indischen Massen bauen. „Jede Art von Masse", sagt ein alter Sanskrit-Schriftsteller, „ist dem Winde zu vergleichen, der ein kleines Licht ausbläst, der aber eine Feuersbrunst mächtig anfacht." Die indischen Massen sind keine Ausnahme. Was dann wird? Über solche Dinge braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Das findet sich von selbst. Es wäre ja nicht das erstemal, daß Indien sich selbst regiert. Die Traditionen helfen.

Für England ist das eine schwere Sorge. Die Flamme kriecht schneller zum Pulverfaß als diejenigen laufen, die sie auslöschen wollen. Darum die Verleumdungen, die England über die indischen Nationalisten ausstreut. „Morning Post" schreibt von „Verschwörern, die Bomben werfen wollen wenn hohe englische Herren nach Paris zu Besuch kommen." Ein Trick, der ebenso infam wie klug ist, der

nur bezweckt uns die Sympathie Europas zu nehmen und uns vor den europäischen Regierungen anschwärzen möchte. — Was mich betrifft, so werde ich bis zum Tod die englische Vorherrschaft zu brechen suchen. Wenn sie mich aus Frankreich vertreiben — die Welt ist weit. Für den, der sein Vaterland verlassen hat, ist es gleich, wo er wohnt.

Es ist die europäische Kultur, die Indien die geistigen Waffen in die Hand drückt. Das weiß Indien und dankt es Europa. Nicht gegen Europa und gegen europäische Kultur wendet sich der Kampf, sondern gegen England und nur gegen England. Mit dem scheußlichen Wort Extremisten hat England uns belegt, weil ihm der Name Nationalisten zu unangenehm klingt. Und keine Extreme bezweckt die Bewegung, sondern nur Nationalität. Nichts, was Dritten oder Vierten weh tun könnte, sondern nur dem einen — England. Und das geschieht nicht aus Rachsucht oder sinnlosem Haß, nicht aus einer willenslosen Anstrengung, sondern aus der Notwendigkeit. Lag es in Englands Natur, aus Indien ein gutes Geschäft zu machen, so liegt es jetzt in der Natur, daß 250 000 000 Menschen sich wieder auf sich selbst besinnen. Und so kommt es schließlich dahin, daß wir Herbert Spencers Worte durchführen: „Resistance to aggression is not simply justifiable but imperative. Non-resistance hurts both, altruism and egoism." Das ist kein Anarchismus, sondern das, was Deutschland tat, als es sich gegen die Fremdherrschaft Napoleons wehrte.

In Ägypten, Irland und Indien sind Gruppen von Menschen, die gegen das englische Imperium arbeiten, die sich untereinander, wenn es nötig tut, verstehen, weil ihre Interessen auf dasselbe hinauslaufen und weil sie drei Hauptstützen sind, auf denen Englands Macht beruht. Der eine arbeitet diesem in die Hände und der andere jenem. Kairo, Bombay, Dublin, drei Städte, in denen der Reichtum der Länder zusammenströmt, und von England aufgefangen wird. Drei Städte, in denen aber auch die gefährlichen Zähne an den Füßen des Kolosses nagen. Paris, Berlin, New York, Rom sind Städte, in denen diejenigen, die von England vertrieben wurden, sich zu ruhiger Arbeit wieder sammeln. Der eine Teil hat Furcht, alles zu verlieren. Das ist England. Der andere hat die Hoffnung, alles zu gewinnen. Das ist hier z. B. Indien. —

So liegt es, daß daheim in Indien die Hungersnot nicht aufhört und jedes Jahr Hunderttausende umbringt.

Magere, elende Menschen, in deren Fieberwahn schließlich die Sehnsucht aufkommt, neue Verhältnisse zu schaffen, ein neues Reich, in dem es besser ist oder wo man wenigstens an der Bahre nicht mehr englische Gesichter und englische Laute bemerkt, sondern die Heimatsprache hört. Das sind die Zeiten, aus denen die indischen Märtyrer ihre Kräfte holten. Dhingra, der Sir Curzon Wyllie tötete, sagte, nachdem das Todesurteil gefällt war: „I am proud to have the honour of humbly laying down my humble life, for the cause of my country."

Das ist der Fanatismus, der in Indien herrscht und der immer weiter um sich greift. Erst waren es zehn, die nicht lesen und schreiben konnten, dann wurden es hundert, die ins Ausland gingen, um sich dort Kenntnisse zu erwerben und schließlich wurden es Hunderttausende und bald werden es Millionen und Abermillionen sein, die geschlossen zusammenstehen, um ein Joch abzuschütteln, das unerträglich geworden ist. Hindus und Weiße gehören nicht zusammen und wenn die Zeit es fügt, daß der Hindu den Trieb empfängt, nicht nur Sklave zu sein, sondern auch als Mensch menschlich zu leben, dann ist es eben ein Konflikt, dem die baldige Lösung folgt. Was hat Indien, wenn es sich auf sich selbst besinnt, von Englands Oberherrschaft gehabt? Das ist nicht sehr viel. Geduld hat es gehabt. Das muß man verstehen und man muß sich die Zahl 100 000, die jedes Jahr an der Hungersnot sterben, vorstellen, um zu verstehen, daß eine verzweifelte Energie in dem Volke erwachte. Alles was im Lande produziert wird, kommt England zugute. Die Hungersnöte sind keine Naturnotwendigkeiten, sondern Folgen des englischen Regiments. Daß dieser Gedanke angefangen hat, bei den Indern Eingang zu finden, ist das Schlimmste, was England widerfahren konnte. Nun sieht in Bombay oder in einer der Städte des Innenlandes ein Inder dem Engländer nach und denkt: „Du hast alles von mir genommen. Was warest du ohne mich? Was aber wäre ich ohne dich? Wir zahlen die Kosten der Armee, Löhne und Kosten der Beamten und die Polizei. Die Zinsen für alle Darlehen und die englischen Unternehmungen. Was gibst du mir dafür?"

Rußland hat es mit einer nationalen Bureaukratie zu tun. Das läßt sich ertragen. Aber wie schrecklich wird die Unterdrückung von einem Fremden empfunden, der das Volk, das er unter seinen Klauen hat, verachtet und verabscheut. Man muß immer daran denken, daß die

Inder ein Kulturvolk sind und etwas anderes als Wilde. Dann wird man auch verstehen, was dieser Kampf gegen England bedeutet.

. . . . Deutschland ist in die günstige Lage gekommen, energische Männer ganz auf eigene Hand schaffen zu lassen, ohne daß diesen Männern oder doch ihren Nachkommen ihre Nationalität verloren ginge. Das Licht dieser Charaktere wird schon auf das Mutterland zurückleuchten. Unsere Fürsten mögen sich nur ja nicht einbilden, daß zwischen ihren Untertanen nicht ihresgleichen wohnt. Je mehr latente Fürsten unter einem Volke leben, desto sicherer ist in ihm die Monarchie; wir begreifen und lieben nur, was wir selbst sind oder sein können. Unten Volk, dann eine lange Weile gar nichts, und oben ein Dalai-Lama in Uniform, so verstehen wir die Monarchie nicht. . . .

Wir Konservativen wollen Kräfte erhalten; alle anderen Kräfte aber sind an der Menschenseele oder um der Menschenseele willen da: nur die Seelen sind ihr eigener Zweck. So faßt sich die Tätigkeit der konservativen Partei schließlich in die eine Formel zusammen, sie wollen jedem Menschen das Recht und, soweit dies in ihrer Hand liegt, die Möglichkeit verschaffen, das was Gott ihn von Anfang her hat werden wollen, wirklich auch zu werden.

Paul de Lagarde.

GEFÄHRLICHE LEBENSALTER

VON GEH. MED.-RAT PROF. DR. ALB. EULENBURG (BERLIN)

Das „gefährliche Alter“ ist neuerdings mehr als ein Schlagwort, fast zu einem geflügelten Worte geworden — durch den vielbesprochenen, vielumstrittenen, und sogar (wie die angeblich binnen vier Wochen in Deutschland abgesetzten 50 Auflagen zu beweisen scheinen) vielgekauften Roman, den eine hervorragende dänische Schriftstellerin unter diesem, schon an sich vielbekrittelten Titel herausgab. Was Frau Karin Michaelis ihrem in Berlin gehaltenen Vortrage zufolge darunter verstanden wissen wollte, war, daß sich in einer gewissen Lebensperiode bei Frauen, zumeist zwischen dem 40. und 50. Jahre, noch vor dem eigentlichen Rück-

bildungsalter, in einer großen Anzahl von Fällen mehr oder minder schwere und krankhafte Störungen des Nerven- und Seelenlebens geltend machen (und zwar ebensowohl bei Verheirateten wie bei Unverheirateten), die sie in dieser für sie gefährlichsten Zeitspanne als besonderer Rücksicht und Schonung, auch wohl ärztlicher Beratung und Behandlung bedürftig erscheinen lassen. — Ohne die Berechtigung dieser Anschauungen, ihren Anspruch auf allgemeinere Geltung hier weiter zu erörtern, möchte ich nur an den dafür gebrauchten Ausdruck die Bemerkung anschließen, daß es im ärztlichen Sinne nicht ein „gefährliches Alter", sondern mindestens zwei oder drei, vielleicht selbst vier Altersstufen gibt, die nach gewissen Richtungen hin (und gerade hinsichtlich der besonders betonten schweren Störungen des Nerven- und Seelenlebens) als vor anderen vorzugsweise gefährdet angesehen werden dürfen. Freilich ist ja das Leben, von Anfang bis zu Ende, mit Not und Gefahren verbunden, von Feinden aller Art in der Form von Unfällen und Erkrankungen umlagert, beständig fortschreitender, mehr oder minder rascher Selbstzerstörung ausgesetzt — der Gott der Zeit verschlingt, was er geschaffen hat — oder sagen wir, die Natur ist zu allen Zeiten mitleidslos gegen ihre Geschöpfe! — aber zu diesen natürlichen und nicht fortzuschaffenden, höchstens ein wenig einzuschränkenden Übeln kommen doch die vom Menschen, durch die „Kultur", durch wirtschaftliche und soziale Verhältnisse geschaffenen oder künstlich gesteigerten als ein sehr wesentlicher Faktor nach Umfang und Schwere der davon herrührenden Schädigungen hinzu; und sie sind es gerade vorzugsweise, die für gewisse Altersklassen in so erheblichem Maße gesteigerte Schädigungen körperlicher und seelischer Art so häufig bedingen — wir dürfen nur an die durch Erziehungsfehler in Haus und Schule bewirkten Gefährdungen des jugendlichen Alters, an die tausendfachen Berufschädigungen, an die bedrohlichen Folgen der Geschlechtskrankheiten, des Alkoholismus, einer fehlerhaften Über- oder Unterernährung usw. denken, sowie an den Umstand, daß die lange Zeit von einem noch in der Blüte stehenden und kräftigen Organismus ertragenen und überwundenen schädigenden Reizwirkungen sich allmählich summieren und bei absinkender Kraft im höheren Lebensalter zerstörerisch geltend machen. So kann man also mit Recht von vorzugsweise gefährdeten oder „gefährlichen" Lebensaltern — und zwar (wenn auch nicht

 in genau übereinstimmender Weise) für beide Geschlechter gleichmäßig reden.

Wollte man dabei von den Gefahren für Gesundheit und Leben ganz allgemein, von der Erkrankungsmöglichkeit und Erkrankungshäufigkeit, und der Sterblichkeit — wie sie sich in den Ziffern der „Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik“ wissenschaftlich ausdrückt — überhaupt ausgehen, so müßte man als das weitaus gefährlichste aller Lebensalter das der ersten Kindheit, das Säuglingsalter und die unmittelbar darauf folgenden Jahre bis zum fünften aufwärts bezeichnen. Denn die Statistik fast aller Länder und Völker ergibt — wenn auch mit vielen, durch Rassen- und kulturelle Verhältnisse, durch die mehr oder minder entwickelten hygienischen Fortschritte bedingten Gradunterschieden — daß noch immer ein ganz ungeheuerer Prozentsatz aller neugeborenen Kinder schon innerhalb des ersten Lebensjahres, ein nicht viel geringerer innerhalb der darauffolgenden vier Jahre zugrunde geht, so daß im großen und ganzen nicht viel mehr als die Hälfte aller lebendgeborenen Kinder die Schwelle des sechsten Lebensjahres überschreiten! Auf die Einzelheiten will und kann ich an dieser Stelle nicht eingehen; nur die interessante Tatsache mag wenigstens beiläufig erwähnt werden, daß die Sterblichkeit der Knaben in den ersten Lebensjahren erheblich größer ist als die der Mädchen, so daß, während anfangs ein nicht unbedeutender Geburtenüberschuß an Knaben (ungefähr im Verhältnis von 106 : 100) vorhanden ist, sich nach wenigen Jahren bekanntlich das Verhältnis geradezu umgekehrt und die Differenz sich nicht nur ausgeglichen, sondern sogar zugunsten des weiblichen Geschlechts verschoben hat und, der im allgemeinen geringeren Gefährdung und größeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts entsprechend, so auf allen Altersstufen verharrt, selbst in mäßigem Grade noch steigert*).

Indessen hiervon wollen wir absehen und bei Betrachtung der „gefährlichen Lebensalter“ die durch Bedrohung mit schweren Nerven- und Seelenerkrankungen bedingten Gefahren ausschließlich berücksichtigen. Von diesem maßgebenden Gesichtspunkte aus sind als die am meisten gefährdeten Alter einmal das „Entwicklungsalter“ im engeren Sinne, d. h. das

*) Nach den letzten statistischen Ergebnissen ist in der deutschen Gesamtbevölkerung das weibliche Geschlecht fast um eine Million stärker als das männliche.

Alter des Heranreifens, der Pubertät, mit den ihm unmittelbar voraufgehenden und folgenden Stadien (also etwa vom 10. bis zum 25. Lebensjahre, ziemlich übereinstimmend für beide Geschlechter) — und sodann das allerdings nach unten schwer abzugrenzende höhere oder Greisenalter, das „Senium" mit dem ihm voraufgehenden Stadium der Präseneszenz zu bezeichnen — wozu dann bei Frauen allerdings noch das Alter der geschlechtlichen Rückbildung (Involution), das sogenannte „klimakterische" Alter oder die (meist zwischen dem 45. und 55. Jahre gelegene) Zeit der „Wechseljahre" als eigenartige Gefahren mit sich bringend hinzutritt.

Auf die dem Entwicklungsalter drohenden körperlichen und seelischen Gefahren ist ja neuerdings die Aufmerksamkeit in Schrift und Rede mannigfach, wenn auch meist in ziemlich einseitiger Weise gelenkt worden. Man hat die diesem Alter drohenden Schreckgespenster der Überbürdung und der verfrühten erotischen Reizung und Überreizung in tausendfachen Variationen herbeigezogen. Roman und Drama haben sich dieses dankbaren Themas bemächtigt; in Versammlungen und Vereinen, auf eigens dazu berufenen Kongressen hat man sich mit der Pädagogik und Diätetik, mit der sexuellen Hygiene dieses Lebensalters, namentlich auch mit dem längere Zeit so beliebten und ergiebigen Schlagworte der „sexuellen Aufklärung" von den verschiedensten Gesichtspunkten aus und natürlich auch mit ziemlich widersprechenden Ergebnissen beschäftigt. Es wird dies vielleicht bei anderer Gelegenheit hier weiter zu verfolgen und das praktisch Errungene und noch Anzustrebende auf diesem schwierigen Gebiete vorsichtig abzuwägen sein. Hier kann nur der Tatsache Rechnung getragen werden, daß zweifellos der Ausbruch der schwersten chronischen Nervenleiden und auch ebenso häufiger wie folgewichtiger Seelenstörungen gerade dem Entwicklungsalter vorzugsweise zuzusprechen ist — daß der Beginn dieser als „Neurosen", „Psychoneurosen" und „funktionelle Psychosen" bezeichneten Zustände in die Zeit unmittelbar vor, während und nach der Pubertät, also in die Jahre zwischen 10 und 25 überwiegend hineinfällt.

Dafür nur wenige Beispiele, die uns die Statistik der in Betracht kommenden Nerven- und Seelenkrankheiten in Fülle bietet. Die Epilepsie, diese fürchterliche,

Körper- und Seelengesundheit gleichmäßig erschütternde und selbst das Leben vielfach bedrohende Geißel, kann zwar schon im zartesten Kindesalter auftreten; bei weitem am häufigsten fallen ihre ersten offenbaren Anfänge in das zweite Lebensdezennium, zum Teil (mit ungefähr 23 Prozent aller Fälle) zwischen das elfte und fünfzehnte Lebensjahr; mindestens 75 Prozent aller Fälle beginnen unzweifelhaft vor dem 20. Lebensjahr, und zwar scheint die Entstehung zwischen 15 und 20 Jahren Angehörige des weiblichen Geschlechts vorzugsweise zu betreffen, wobei offenbar die Pubertätsentwicklung eine gesteigerte Disposition zum Ausbruch des Leidens herbeiführt, während bis zum 15. Jahre die Disposition für beide Geschlechter ziemlich unterschiedslos gleich ist und nach dem 20. Jahre das weibliche Geschlecht nur noch außerordentlich selten, das männliche dagegen verhältnismäßig häufiger den ersten Ausbruch der Krankheit darbietet.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen wir bei der zweiten großen, dem weiblichen Geschlecht vorzugsweise eigenen Neurose oder richtiger Psychoneurose, der Hysterie. Auch hier sehen wir, soweit die nicht immer ganz leichte Ermittelung die Krankheitsanfänge erkennen läßt, den Ausbruch der Krankheit weitaus am häufigsten zwischen das 15. und 20. Lebensjahr fallen; viel seltener in die voraufgehenden und in spätere Altersstufen, wenn sie auch allerdings schon in frühester Kindheit, vermeintlich schon vor oder im dritten Lebensjahr — haben wir doch neuerdings selbst von „nervösen Säuglingen“ Kenntnis erhalten! — bisweilen angetroffen oder wenigstens diagnostiziert wird. — Und was die dritte und häufigste der großen allgemeinen Neurosen, die sogenannte „Nervenschwäche“ („Neurasthenie“) anbetrifft, so markieren sich ihre ersten deutlichen, nicht mehr zu übersehenden Erscheinungen in der Regel um das Alter von 20 Jahren, mindestens im Verlauf des dritten Lebensdezenniums, wobei fast immer anzunehmen ist, daß schon erheblich früher unbeachtet gebliebene oder irrig gedeutete, öfters gewiß bis in die Kinderjahre zurückgehende Krankheitsymptome bestanden haben mögen; sehr selten wird jedenfalls, wenn wir etwa von den auf Betriebsunfälle u. dgl. folgenden eigenartigen Nervenerkrankungen absehen, Entwicklung der Neurasthenie noch in späterem Alter, jenseits des 30. Lebensjahres beobachtet.

Was endlich die eigentlichen und im engeren Sinne so

genannten „Geisteskrankheiten“ betrifft, so bieten uns die Ergebnisse der Irrenstatistik auch nach dieser Richtung hin einen unwiderlegbaren Maßstab. Die Zahl der Geisteskranken ist — abgesehen von den als Imbezillität, Idiotie, usw. bezeichneten Fällen angeborenen Schwachsinns und Blödsinns — in den jüngsten Altersklassen entschieden gering, zeigt dagegen von den Entwicklungsjahren aufwärts eine stetig wachsende, ausgesprochene Zunahme und erreicht ihr Maximum in den Jahren zwischen 25 und 30, um dann wieder zu fallen und erst vom 35. Jahre ab langsam wieder ansteigend zwischen 40 und 50 Jahren ein zweites, noch höheres Maximum zu erreichen. Die mittleren und höheren Altersklassen erscheinen also vorzugsweise disponiert — und zwar ist bei den Geisteskranken unter 50 Jahren durchweg das männliche — über 50 Jahren dagegen das weibliche Geschlecht vorwiegend beteiligt; ein mit Rücksicht auf das hier ursächlich eingreifende klimakterische Alter der Frauen wohl zu beachtender Umstand! — Die der Pubertät und der unmittelbar darauf folgenden Altersstufe entstammenden Formen seelischer Erkrankung sind nun nicht bloß ungemein häufig, sondern auch durch ganz eigenartige Erscheinungs- und Verlaufsweise des Krankheitsbildes gekennzeichnet; es gehören hierher namentlich gewisse Krankheitsformen, die wir unter den Bezeichnungen der Katatonie, der Hebephrenie usw. als Sonderformen des im ganzen zusammengefaßten „Jugendirreseins“ abzuscheiden pflegen und die zwar unter geeigneter Überwachung und Behandlung ziemlich häufige Besserungen und Stillstände, mitunter selbst Heilungsausgänge erkennen lassen — noch weit häufiger aber doch leider zu einer nicht abzuwendenden frühen Verblödung, mindestens zu einer verminderten Brauchbarkeit, wenn nicht völligen Unbrauchbarkeit für das praktische Berufsleben führen.

Von den auf ganz anderen Grundlagen ruhenden, das höhere Alter treffenden schweren Schädigungen des Nerven- und Seelenlebens hoffe ich in einem späteren Artikel ergänzend reden zu dürfen.

WIE DIE GROSSEN DRAMATIKER DAS PUBLIKUM QUÄLEN. VON BERNHARD SHAW (LONDON)

Wenn die Kritiker unrecht haben mit der Annahme, daß die Formel für das gutgemachte Stück, nicht nur für das gute Stückeschreiben unumgänglich nötig sei, sondern tatsächlich auch den Kern des Stückes selbst bilde — wenn ihr Irrtum von der Praxis jedes großen Dramatikers zurechtgewiesen und widerlegt wird, selbst wenn er sich nur durch das Erzählen von Geschichten unterhält, wie muß es ihrer armseligen Formel ergehen, wenn sie sich erkühnt einem Dramatiker ihre Dienste anzubieten, der es als seine höchste Aufgabe unternommen hat ein Deuter des Lebens zu sein? Er hat nicht nur keinen Gebrauch für sie, sondern er muß sie auch angreifen und zerstören. Denn eine der allerersten Lektionen, die er einem stückegeplagten Publikum zu erteilen hat, besteht darin, daß die romantischen Konventionen, mit denen die Formel arbeitet, alle vollkommen falsch sind und in diesen Tagen, wo jedermann Romane liest und ins Theater geht, unberechenbaren Schaden anrichten. Genau so wie der Historiker nicht echte Geschichte lehren kann, ehe er seine Leser von der romantischen Täuschung geheilt hat, daß die Größe einer Königin darin bestünde, daß sie eine hübsche Frau ist und den Kopf abgeschlagen bekommt, so kann auch der Dramatiker ersten Ranges mit seinen Zuhörern nichts anfangen, ehe er sie davon geheilt hat, durch das Schlüsselloch auf die Bühne zu sehen und so um das Theater herumzuschnüffeln, gerade wie Leute, denen die Hand juckt, um den Ehescheidungsgerichtshof herumschnüffeln. Die Kur ist nicht beliebt, das Publikum leidet darunter genau so wie ein Trunkenbold oder ein Tabakschnupfer bei dem Versuch leidet, seiner Gewohnheit Herr zu werden. Besonders leiden die Kritiker, die durch ihren Beruf gezwungen sind, in Stücken, die voll von Falschheit und Laster sind, maßlos zu schwelgen, so heftig dabei, wenn man sie zwingt, einen ganzen Abend enthaltsam zu sein, daß sie Schimpf und Schande, ja selbst Schmach und Beleidigung auf das Haupt des erbarmungslosen Dramatikers häufen, der ihnen Torturen auferlegt. Gegen ein schlechtes Stück von der Art, an die sie gewöhnt sind, können sie durch Hochmut, Ironie, Ungeduld, Zorn oder selbst

durch Larochefoucauldartiges Vergnügen am Mißgeschick eines Freundes grausam sein. Aber den Haß der durch absichtlich zugefügten Schmerz, das rasende Leugnen, das dem eines schmachvollen Verbrechens angeklagten Gefangenen vor Gericht gleicht, das Geschrei nach Rache, die nur schlecht als künstlerische Gerechtigkeit verkleidet ist, die Verdächtigung, daß der Dramatiker Privatauskünfte benütze und einen persönlichen Angriff mache, all dies findet man nur dann, wenn der Verfasser des Stückes kein bloßer „Marchand de plaisir", sondern wie z. B. Brieux ein grausamer Offenbarer der verhüllten Wahrheit und ein mächtiger Zerstörer von Götzen ist.

KÖNNTEN WIR WEITERE KOLONIEN GEBRAUCHEN? VON GOUVERNEUR A. D. THEODOR LEUTWEIN.

Einer normalmäßigen Nation „wohnt die Kraft bei, auf die Kultur minder vorgerückter Nationen zu wirken und mit dem Überschuß ihrer Bevölkerung und ihrer geistigen und materiellen Kapitale Kolonien zu gründen, sowie neue Nationen zu zeugen." Mit diesen knappen Worten hat Friedrich List die Ursachen des Drangs der heutigen Kulturvölker zum Kolonisieren treffend gekennzeichnet. Der weitaus größte Teil der Weltgeschichte dreht sich heutzutage um Kolonialfragen. Der spanisch-amerikanische Krieg, der Burenkrieg, die chinesische Expedition und der russisch-japanische Krieg sind mehr oder weniger Kolonialkriege gewesen. Auch die Diplomatie sehen wir von der Kongokonferenz im Jahre 1884 bis zur Marokkokonferenz im Jahre 1906 mehr wie je mit der Lösung von Kolonialfragen beschäftigt.

Die Zeiten sind daher endgültig vorbei, in denen ausschließlich die 5—6 europäischen Großmächte den Lauf der Geschichte bestimmten. An die Stelle europäischer Politik ist längst die Weltpolitik getreten; eine Entwickelung, welche begonnen hat, seitdem im Rate der Völker auch nichteuropäische Großmächte, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Japan, ihr Gewicht mit in die Wagschale zu legen vermögen. Mit dieser Tatsache aber ergibt sich hinwiederum für die europäischen Großmächte die Notwendigkeit, auch ihrerseits über die europäischen Grenzen hinüberzugreifen, sich überseeische Gebiete anzugliedern und die Herrschaft über das Weltmeer zu erstreben. Über diejenigen europäischen Großmächte aber, welche aus irgendwelchen Gründen dieser Entwickelung nicht zu folgen in der Lage sind, wird über kurz oder lang zur Tagesordnung übergegangen werden müssen.

Von den vorstehend dargelegten Gesichtspunkten aus würde sonach die Frage, ob die Erwerbung weiterer Kolonien für uns wünschenswert wäre, mit einem unbedingten „Ja" zu beantworten sein. Indessen das Beste ist häufig des Guten Feind. Nicht bloß des idealen Machtzuwachses wegen geht eine Nation in die Kolonien, sondern auch, genau wie der einzelne Kolonist, um des realen Gewinnes willen, d. h. deutlich ausgedrückt, um ein gutes Geschäft zu machen. Und, rein äußerlich betrachtet, sieht das Geschäft, welches wir bis heute mit unseren Kolonien gemacht haben, nicht grade zum besten aus. Millionen und abermals Millionen haben wir in die Kolonien gesteckt, mit dem Erfolg, daß nach dem neuesten Kolonialetat für 1911 unsre Kolonien immer noch 25 Millionen Reichszuschuß erfordern. Aber doch ist bereits ein Lichtblick bei der Sache. Gegen das vorhergehende Etatsjahr (1910) ist dieser Zuschuß um 4 Millionen Mark geringer geworden, trotzdem die Gesamtaufwendungen für die Kolonien sich um 13 Millionen gesteigert haben, welcher Zuwachs durch die eigenen Einnahmen der Kolonien gedeckt wird. Noch 1907 hatte der Reichszuschuß 87 Millionen betragen und 1906 sogar 152 Millionen. Allerdings war in beiden Jahren der Etat noch mit den Ausgaben für den südwestafrikanischen Aufstand belastet. Aber auch, abgesehen von dieser vorübergehenden Ursache, läßt sich ein ununterbrochener Rückgang des Reichszuschusses feststellen und daher mit Bestimmtheit der Zeitpunkt voraussehen, in welchem unsre Kolonien sich selbst zu erhalten vermögen. Die bisherigen Aufwendungen für sie brauchen uns infolgedessen nicht besonders zu beunruhigen. Sie waren die notwendigen Zuschüsse, ohne welche ein neu eröffnetes Geschäft nicht zu bestehen vermag. Jeder tüchtige Geschäftsmann nimmt sie daher als selbstverständlich in den Kauf und tröstet sich mit dem in der Zukunft zu erwartenden Gewinn. Er weiß, daß letzterer um so höher sein wird, je solider er sein Geschäft fundiert hat.

Leider können wir nicht in Abrede stellen, daß wir zu Beginn unsrer Kolonialpolitik es an solchen großzügigen Geschäftsgrundsätzen zuweilen haben fehlen lassen. Nur zögernd sind wir seinerzeit in das koloniale Geschäft eingetreten, langsam tastend und mit jeder Mark rechnend in demselben vorwärts gegangen, um schließlich doch zu Millionenopfern schreiten zu müssen, um das Geschäft überhaupt im Gang zu erhalten. Etwas mehr am Anfang wäre daher vielleicht weniger im Ganzen gewesen.

Aber gerade deshalb darf die Kostspieligkeit unserer bisherigen Kolonialpolitik uns von deren Ausdehnung um so weniger zurückschrecken lassen. Denn mittels einer solchen würden wir am besten in die Lage versetzt werden, die bitteren Erfahrungen aus der Vergangenheit nutzbringend zu verwerten. Außerdem pflegt man den Wert von Kolonien nicht bloß nach ihren direkten Geschäftserträgnissen einzuschätzen. Auch die Steigerung des Schiffsverkehrs, des Handels, die Möglichkeit der Verwertung von Bevölkerungs- und Kapitalsüberschüssen sind mit in die Bilanz einzustellen. Unsre Hausfrauen werden z. B. in der jetzigen Zeit der Fleischteuerung mit einem

gewissen Neid vernehmen, daß in Südwestafrika das Pfund Ochsenfleisch gegenwärtig 25—34 Pf. kostet. Als ich selbst seinerzeit den Boden der Kolonie betrat, kostete dasselbe gar nur 11 Pf. Es fehlt uns augenblicklich nur die Möglichkeit, diesen Überfluß in das alte Vaterland hinüberzuleiten. Unsre zukünftigen Hausfrauen werden jedoch mit Sicherheit auf eine solche Möglichkeit rechnen können. Bieten doch jetzt schon die Kolonien unsrer Volkswirtschaft eine wesentliche Stütze. Baumwolle, Hanf, Gerbstoffe, Kautschuk, Kakao, Kaffee, Tabak und Reis führen wir z. B. bereits von dort ein, dies ganz abgesehen von den stattlichen Mineralschätzen. Zum Austausch liefern wir den Kolonien alle diejenigen Bedürfnisse, die der Europäer in den Tropen, wie in den Südtropen, nicht zu entbehren vermag. So entsteht zwischen ihnen und dem Mutterlande eine wirtschaftliche Wechselwirkung, welche allein schon einen Ausgleich für die Millionen an Zuschüssen bietet. Auch auf die Gefahr weiterer Zuschüsse darf daher ein Großstaat, wie Deutschland, zumal bei einer so stark wachsenden Bevölkerungszahl, der Möglichkeit der Gewinnung von neuen Kolonien nicht aus dem Wege gehen.

Es frägt sich nur, ob die Möglichkeit zur Gewinnung neuer Kolonien in unseren Tagen überhaupt noch gegeben ist. Rein äußerlich betrachtet, muß diese Frage verneint werden. Einem Staate, der jetzt erst die koloniale Weltbühne betreten wollte, würde es ergehen, wie dem Poeten bei Schiller: „Da war überall nichts mehr zu sehen, und alles hatte seinen Herrn". Wäre doch auch uns schon beinahe dieses Los beschieden gewesen, als wir nach spät errungener politischer Einheit uns endlich gleichfalls in der außereuropäischen Welt umsahen. Daß es aber immerhin noch nicht zu spät gewesen ist, beweist die Tatsache, daß wir mit einem Kolonialbesitz von 2650000 qkm noch die dritte Stelle unter den Kolonialmächten zu erringen vermochten. Nach der mittlerweile erfolgten Verteilung der Welt würde jedoch eine Vermehrung dieses Besitzes zurzeit nur noch auf Kosten andrer Kolonialmächte zu ermöglichen sein. Und daß Mittel und Wege hierzu auch heutzutage noch zuweilen gegeben sind, haben wir bei der Aufteilung des spanischen Kolonialreiches bereits gesehen. Ein Teil des letzteren ist uns ganz von selbst in den Schoß gefallen.

Eine merkwürdige Fügung des Schicksals ist es fürwahr, daß gerade diejenigen beiden Nationen, die mit Kühnheit und Energie auf dem Boden kolonialer Erwerbungen allen übrigen Nationen verangegangen sind, auch als erste begonnen haben, ihren Kolonialbesitz wieder zu liquidieren. Spanien hat dies bereits getan, und längst schon schauen „lachende Erben" begierig nach dem Kolonalibesitz von dessen früherem Rivalen Portugal. Letzteres Land steht nach dem Verlust seiner amerikanischen Kolonien mit einem Kolonialbesitz von über zwei Millionen qkm unter den Kolonialmächten immer noch an fünfter Stelle. Aber bei keiner Kolonialmacht ist das Mißverhältnis zwischen den finanziellen und materiellen Mitteln des Mutterlandes und dem Umfang des Kolonialbesitzes so groß

wie grade bei Portugal. Den 2 Millionen qkm Bodenfläche der Kolonien stehen nur 90000 qkm des Mutterlandes gegenüber, letzteres zwar voll natürlichen Reichtums, aber als Staat zurzeit doch weit entfernt von dem, was wir geordnete Verwaltung und Finanzen zu nennen pflegen. Unzweckmäßige Gesetzgebung, Parteihader und ein fatalistisches Phlegma der Bewohner, wie es Südländern häufig eigen ist, hindern die Ausnützung der reichen Naturschätze. Daß die vor kurzem in Portugal stattgehabte Staatsumwälzung hierin Wandel schaffen werde, ist schwer anzunehmen. Eher glaubt man an das Gegenteil, denn die alten Verpflichtungen müssen eingehalten werden, und neue treten hinzu, während die Einnahmequellen nicht reichlicher fließen. Und so ist das Land, das einst einen Heinrich den Seefahrer, einen Vasko de Gama sowie einen Cabral über die Meere sandte und mit dem benachbarten Spanien ein wahres Wettrennen um den Erwerb überseeischer Länder begann, heute auf kolonialem Gebiete fast völliger Stagnation verfallen. Nur Defizits weist das Kolonialbudget Portugals bis jetzt auf, trotzdem es auch dessen Kolonien an natürlichem Reichtum keineswegs fehlt. Und darum ist der Gedanke nicht ungerechtfertigt, daß — mag der nationale Stolz sich noch so sehr dagegen sträuben — Portugal durch seine finanzielle Schwäche einst zur Liquidierung seines Kolonialbesitzes gezwungen werden könnte. Den heutigen Stand des letzteren möge die nachstehende Skizze erläutern:

Wie aus dieser Skizze ersichtlich, ist der portugiesische Kolonialbesitz für das kleine Mutterland nicht nur zu groß, sondern auch zu zersplittert und daher auch in der Verwaltung zu kostspielig. An größern Komplexen finden sich nur zwei vor, beide auf der Südhälfte des afrikanischen Festlandes gelegen und beide sowohl an englisches wie an deutsches Gebiet angrenzend. Es sind dies Angola an der Westküste und Portugiesisch-Ostafrika (Mosambik) an der Ostküste des Erdteils. Bei einer etwaigen — selbstverständlich ganz friedlich

gedachten — Liquidierung des portugiesischen Kolonialbesitzes könnten in erster Linie nur diese beiden für uns in Betracht kommen. Bei beiden aber droht uns die Konkurrenz mit unserm Rivalen England, mit welchem mithin ein friedlich-schiedliches Abkommen getroffen werden müßte. Ein vor mehreren Jahren zwischen beiden Mächten abgeschlossener — bis jetzt aber geheim gehaltener — Vertrag soll auch entsprechende Vorsorge treffen und hierbei Mosambik der englischen, Angola der deutschen Interessensphäre zugewiesen worden sein. Der Erwerb Angolas mit seinen 1200000 qkm und nahezu 4000000 Einwohnern würde für unser menschenarmes Südwestafrika auch eine recht wünschenswerte Ergänzung sein und den ewigen Differenzen wegen Munitionsschmuggel, Sklaven- und Alkoholhandel im Norden unsres Schutzgebiets ein gründliches Ende bereiten. Vor allem aber würde das letztere endlich eine brauchbare Nordgrenze erhalten. Die gegenwärtige Grenze zwischen Angola und Deutsch-Südwestafrika ist seinerzeit vom Kunene- bis zum Okawangofluß am grünen Tisch mit dem Lineal gezogen worden. Sie durchschneidet daher rücksichtslos die Gebiete der an dieser Grenze wohnenden Ovambostämme. Da wir in dem auf unseren Teil fallenden Ovambolande eine tatsächliche Oberherrschaft noch nicht ausgeübt haben, so sind besondere Unzuträglichkeiten aus der in Frage stehenden unpraktischen Grenzlinie bis jetzt nicht zutage getreten. Keinesfalls aber werden uns solche in Zukunft erspart bleiben, so bald wir versuchen werden, unsre dortige Herrschaft aus einer nominellen in eine tatsächliche umzuwandeln. Die Ovambostämme lassen sich bei ihrem durchaus autokratischen Regierungssystem politisch nur schwer trennen. Eine gütliche Vereinbarung auch zwischen Deutschland und Portugal wird sich daher auf die Dauer nicht umgehen lassen, sofern es bei dem bisherigen, politischen Besitzstande verbleibt. Die Portugiesen scheinen diesen Fall bereits ins Auge gefaßt zu haben. Nachdem sie jahrhundertelang bis in die neueste Zeit hinein sich in ihrem Ovambolande gleichfalls nur mit einer nominellen Oberherrschaft begnügt hatten, haben sie in den letzten fünf Jahren mit einer anerkennenswerten Energie diese Oberherrschaft in eine tatsächliche verwandelt und sich hierbei durch keinerlei Rückschläge abschrecken lassen. Anscheinend wollen sie, wenn schon, dann wenigstens teuer verkaufen.

Nur oberflächlich betrachtet, würde Angola für uns kein besonderes Opfer wert sein. In den letzten fünf Jahren hat dasselbe den Portugiesen ein Defizit von je 16000000 Mark gebracht. Auf einen Ausgleich unseres eigenen z. Zt. noch bestehenden südwestafrikanischen Defizits würden wir daher auch nach der Angliederung Angolas zunächst nicht zu rechnen vermögen. Indessen auf die Dauer können portugiesische Erfahrungen für uns nicht als maßgebend angesehen werden. Die Portugiesen sind ebenso, wie die Spanier, noch nie geschickt in der Ausnützung ihrer Kolonien gewesen. Beide Nationen waren bei ihrer Kolonisationstätigkeit von jeher mehr auf den augenblicklichen Nutzen bedacht, als auf die wirtschaftliche

Zukunft der erworbenen Länder. Ihre Systeme der Ripartimentos und der Encomiendas, welche auf Ausbeutung und Raubbau hinausliefen, sind bekannt. Auch mit den reichsten Naturschätzen ausgestattete Kolonien — und Angola gehört zweifellos zu diesen — müssen, wenn auf solche Weise erschlossen, auf die Dauer versagen. Was dem einen eine Eule, ist bekanntlich dem andern oft eine Nachtigall. So könnte auch Angola, das für Portugal bis jetzt nur eine zuschußbedürftige Kolonie gewesen ist, für das reichere Deutschland mit seiner blühenden Industrie und seinem stattlichen Bevölkerungsüberschuß noch zu einem recht lohnenden Zuwachs werden.

VOYAGEURS DE DISTINCTION VON ALEXANDER FREIHERRN VON GLEICHEN-RUSSWURM

Auf gegenseitiges Verständnis baut sich die Achtung, auf Achtung die Freundschaft unter den Völkern. Dies Wort zeigt die internationale Bedeutung des Reisens. Ob zum Vergnügen oder zur Erholung, ob im Dienste des Handels oder der Wissenschaft unternommen, die Reise erweitert den Horizont und räumt mit den Palisaden auf, die Spießbürgers geistige Heimat umzäunen.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte man recht, die Kenntnis von Land und Leuten unter die notwendigsten Bildungsgrundlagen eines Kavaliers zu rechnen. Ich habe eine alte Grammatik in meiner Bibliothek, aus der die Knaben der Aufklärungszeit in vier Sprachen alles zum Leben Notwendige erlernten. Die Kapitel waren nicht philologisch eingeteilt, sondern folgten praktischen Bedürfnissen. Was man mit Kutschern, Kellnern, mit Zollbeamten und Barbieren sprechen mußte, stand klar und ausführlich darin. Selbst ein Kapitel mit Schimpfwörtern war nicht vergessen, das den Reisenden instand setzte, bei den verschiedensten Unannehmlichkeiten auf sein Recht zu pochen. Wir reisen heute etwas naiver im Bewußtsein, wenigstens in den großen europäischen Ländern überall die gleichen Kulturbedingungen zu finden. Viele verzichten von Anfang an auf die nötigsten Sprachkenntnisse und helfen sich mit Fremdenführern durch. Andere sind stolz, mit guter Note ein Schulexamen in der betreffenden Sprache bestanden zu haben, sie können konjugieren und deklinieren und halten sich für gefeit gegen jeden grammatischen Fehler, aber ihr Mund verstummt, wenn sie auf dem Bahnhof einen Packträger rufen sollen, oder wenn es sich darum handelt, auf der Post einen eingeschriebenen Brief zu holen. Sie können auch nicht schimpfen wie der Ahne, wenn die Sache nicht klappt. Wenn solche Leute von einer Sehenswürdigkeit zur anderen ziehen und ein internationales Hotel nach dem andern ausprobieren, werden sie kaum der fremden Volksseele geheime Züge ablauschen, werden nie eindringen in die Welt der ungeheuren Unterschiede, die zwischen

Rassen und Nationen geblieben sind trotz der nivellierenden Kultureinflüsse, trotz der ständig wachsenden Verbindung, die zwischen den Völkern hin und wider strömt. Der Amerikaner, der in drei Monaten Europa durcheilt, der Deutsche, der sich eine Rundreise durch Italien leistet, der Engländer oder Franzose, der Bayreuth und Oberammergau, München und den Rhein besucht, wird für sich selbst nichts als eine Menge ungeordneter, oft falsch verstandener Eindrücke mit nach Hause bringen. Aber als Teil eines ungeheuren Wanderzuges, als Nummer in der großen Zahl der Reisenden trägt er dennoch bei zur Annäherung der fremden Elemente und stärkt den Wunsch der Allgemeinheit, mit dem Nachbarn in Frieden zu leben.

Es sind immer nur wenige zum inneren Verständnis des Fremden vorgedrungen. Die politischen Machthaber vergangener Zeiten verfolgten sogar solche Menschen, denn ihre Bedeutung lag mehr in der Abgeschlossenheit als im Verkehr. Die Gegenwart ist darin anders geworden. Man versteht endlich, daß Würdigung des Fremden kein Aufgeben der Eigenart bedeutet. Unsere Ahnen, die aus der praktischen Grammatik das Fluchen in allen Sprachen lernten, wurden nicht „Kosmopoliten ohne Vaterland" — wie ihre Enkel im neunzehnten Jahrhundert behaupteten — weil sie welsche Sitten und Sprache allzusehr verehrten, sondern weil sie in der Heimat die Lebensbedingungen eines Gebildeten vermißten. Die Angehörigen der Völker, die auf der Kulturhöhe ihrer Zeit stehen, bleiben ohne Zwang und patriotische Vereine der Heimat treu. So geben Engländer und Amerikaner ihre Nationalität nur in den seltensten Fällen auf, so hat seit dem Ende der Renaissance die glühende Liebe der Deutschen für Italien ihrem Patriotismus niemals Schaden getan.

Der Eifer, mit dem fanatische Persönlichkeiten da und dort die Liebe für ein Grenzland verfolgten, richtete sich immer gegen ein kulturell höher stehendes Land. Man hatte ausgelernt, man fürchtete, Nachahmer und Sklave des ehemaligen Lehrers zu werden. Diese Eigenschaft, die der Mensch als Volk wie als Individuum nur in Ausnahmefällen überwindet, hat die internationalen Beziehungen oft erschwert, in früheren, härteren Jahrhunderten auch zerrissen. Solchen Zeiten entstammen gehässige Redensarten, Spitznamen, Ausdrücke intensiver, oft physischer Abneigung. Der Besuch von Geschäftsreisenden verstärkt diese Stimmung, denn das Gefühl der Konkurrenz unterstreicht die Verschiedenheiten und läßt in übertriebener Art die Furcht vor wirtschaftlichen Gefahren entstehen. Erst die Karawane harmloser Vergnügungsreisender, die Geld ins Land bringt, verwischt die grellen Farben der Antipathie. — Die Leute sehen, daß die feindliche Nation, in der Nähe betrachtet, gar nicht so schlimm ist. Der Haß klammert sich an die komischen Eigenschaften der Fremden und verwandelt sich in gutmütigen Spott, da große Gefühle kein Gelächter vertragen.

Die leichten Verbindungen zwischen den einzelnen Staaten, die durchgehenden Luxuszüge, die das Unangenehme des Grenzverkehrs auf ein geringes Maß abschwächen, nehmen auch

dem Spießbürger die alte Scheu, ins Ausland zu reisen. Ausland! Früher ein melancholischer Begriff, in dem sich das Losgelöstsein von der Heimat, das Entwurzeln der Persönlichkeit aussprach, umfaßt heute meist das Ziel einer angenehmen Reise. Man geht auf Wochen in eine Gegend, zu deren Besuch man früher Monate, vielleicht Jahre brauchte, und nimmt vor einer Fahrt nach Amerika keinen umfassenderen Abschied, als ihn unsere Großeltern vor einer Badereise nahmen. Wie lächerlich die einstigen Begriffe in der Gegenwart anmuten, wurde mir bewußt beim Anblick eines amtlichen Aktenstücks. — Ein recht ungebildeter Landpfarrer war mit seinem Gutsherrn in Streit geraten. Die Sache zog sich in die Länge, weil der Gegner einen Aufenthalt in Italien nahm. Da schrieb der Pfarrer an die Behörde und begann sein Schriftstück mit den Worten: . . . „Weil nun Herr X. wieder in das Ausland geflüchtet ist" . . . Armer Landpfarrer, wie lächerlich klingt, was früher pathetisch war! Selbst ein Verbrecher kann sich nicht mehr „ins Ausland flüchten", die Polizei entreißt ihn seiner Verborgenheit.

Mehr als alles andere hat die Gewohnheit des Reisens das Wesen der Landesgrenze verändert. Ihr furchtbar feindlicher Ernst, ihre Heiligkeit gehören in den Wortschatz des Vergangenen. Auf der Reise betrachtet man sie als eine unangenehme Station, die durchgemacht werden muß. Man ärgert sich bei dieser Gelegenheit sogar weniger über die fremden Zollbeamten, als über die des eigenen Landes, die mit gewichtiger Amtsmiene vielleicht ein armseliges Reiseandenken auf seine Zollfähigkeit prüfen.

Nur das Unbekannte flößt Furcht ein. Wenn man früher ein fremdes Land betrat, scheute man sich vor seinen Sitten, seinen Gesetzen, seinen politischen Zuständen. Man reiste mehr oder weniger ins Unbekannte. Heute verbreiten Telegraph und Telephon die Nachrichten jeder Veränderung so schnell, daß man in Europa auch den fernsten Ort so gut orientiert wie der Einheimische betritt. Die Zeitung sorgt wie das Eisenbahnbillett für die Verbindung der Nationen untereinander und nimmt der Fremde den Charakter des Schrecklichen, der einst die Verbannten zittern und vor Heimweh sterben ließ. Der Gebildete kann überall zu Hause sein, wo er das Klima verträgt. Hier zeigt sich der Engländer als Beispiel, der sein „home" gewissermaßen in der Reisetasche hat. Er entbehrt nichts, weil er mit sich führt, was er braucht. Wer in der Fremde seine Gewohnheiten aufgibt, weil er fürchtet, daß man sie lächerlich findet, beweist nur, daß sie wirklich lächerlich sind, wie alle täglichen Nichtigkeiten des Spießbürgers in kleinen und großen Städten. Volkssitten sind heilig und werden unter Kulturnationen überall geachtet, Manifestationen des Philistertums sind komisch und schleifen sich ab im großen internationalen Reiseverkehr. Sie beengen und belästigen schließlich selbst den, der ihr Sklave ist.

Was abschleift, führt zur höheren Gesittung. Höhere Gesittung ist aber die Grundlage alles Strebens nach Frieden und Eintracht. Die alte Kultur bahnte sich mit der Waffe in der Hand den Weg in ferne Länder, die neue Kultur vermittelt

sich durch den Verkehr. Jeder Reisende ist ein Kulturträger und gleicht jenen Insekten, die von Feld zu Feld, von Strauch zu Strauch fliegen, beladen mit den Sporen fern voneinander wachsender Pflanzen. An den bevorzugten Orten des internationalen Verkehrs, Bädern, berühmten Sportplätzen, Städten hoher vergangener oder gegenwärtig lebendiger Kunst beginnen die Nationen miteinander in Fühlung zu treten. Anfangs ärgern sich ihre, vielleicht allzu zahlreichen Vertreter übereinander und gehen sich auf die Nerven, dann werden gute Eigenschaften sichtbar, Freundschaften entstehen, und ein Gegenbesuch wird versprochen. So knüpfen sich dauernde Beziehungen von Land zu Land, die einzeln wohl wenig oder nichts für die Allgemeinheit bedeuten, doch in stetig wachsender Menge sich aus dünnen Fäden zu einem starken, unzerreißbaren Band zusammenweben.

Die Deutschen verkehren noch nicht in gleich herzlicher oder umfangreicher Weise mit allen europäischen Ländern. Die nordischen Königreiche unseres Erdteils, Italien, die österreichischen Alpenländer, seit einigen Jahren auch Paris und die Riviera, sind die häufigsten Ziele ihrer weiteren Vergnügungsfahrten. Die Schweiz gleicht einem großen Hotel, in dem sich alle Nationen begegnen. Diese Auswahl erklärt sich nicht nur aus der Nachbarschaft. Man reist eben dahin, wo man findet, was man sucht. Wir suchen Erholung, Sportgelegenheit, Großstadtvergnügen und vor allem Poesie, auch wenn wir es nicht eingestehen. Und alle diese Dinge — namentlich die Poesie — sollen recht billig sein. Daraus erklärt sich, daß England verhältnismäßig so wenig besucht wird, obwohl es zu den schönsten und interessantesten Ländern dieser Erde zählt. Junge Leute und junge Mädchen werden zur Erziehung nach London geschickt. Manchmal im Austausch gegen englische Kinder, aber ein lebhafter Reiseverkehr ist trotz der geringen Entfernung noch nicht entstanden. Amerikaner, einige Franzosen, ziemlich viel Italiener bevölkern die Hotels in London und tragen im gesellschaftlichen Verkehr mehr dazu bei, als man glaubt, die politischen Beziehungen zu stärken.

Die Reisenden, die man im achtzehnten Jahrhundert mit „Voyageurs de distinction" bezeichnete, sind schon lange praktische Vorläufer der Friedensbewegung. Man hat ihren Einfluß zur Zeit unserer Eltern unterschätzt. Vielleicht ist er auch in diesen starken, kriegerischen Zeiten geringer gewesen. Seit einigen Jahren steigt die Bedeutung der weltgewandten Menschen, deren feiner Takt die Schroffheiten beseitigt und den Weg vorbereitet, auf dem sich später Beziehungen bilden können. Die Verkehrsformen der vornehmen Welt sind überall die gleichen, ganz geringe Unterschiede abgerechnet. Diese Gleichheit erleichtert den Beginn freundschaftlicher Aussprache. Was leise in den Salons gesprochen wird, hallt in der Folge laut über die Straße. Waren es einst dynastische Kriege, Komplotte, Staatsstreiche, die darin vorbereitet wurden, heute gilt die Unterhaltung den leichten Dingen des Lebens, dem Sport, dem Vergnügen, den hundert zierlichen Nichtigkeiten der Saison und, wenn sie ernst wird, geschäftlichen Interessen. Aber all dies braucht den Frieden Die heitere Welt, die

den Winter in Ägypten oder in Sankt Moritz, den Frühling in Paris, den Anfang des Sommers in London, den Herbst im eleganten Seebad und die Wagnersaison in Bayreuth oder München zubringt, ist aufgeschreckt, in ihren Grundfesten erschüttert, sobald von internationalen Verwicklungen die Rede ist. Die Menschen, die sich scheinbar nur amüsieren und nach Ansicht des strengen Berufsmannes nutzlos von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Saison zu Saison bummeln, sind die ersten Boten des internationalen Verkehrs und lehren durch Beispiel von Volk zu Volk das Verständnis des klugen und guten Wortes: Tout comprendre c'est tout pardonner.

GESCHÄFT IN BULGARIEN VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Der deutsche Kaufmann, der deutsche Unternehmer — beide haben, wenn sie ihr Geschäftsdrang nach dem nahen Osten wies — bisher zumeist Bulgarien übersprungen. Teils durch die Politik beeinflußt, welche die Türkei bevorzugt, teils aus der Erwägung, daß der Türke bequemer und vielleicht auch ehrlicher in Geschäften ist, als der Balkanchrist, endlich weil das türkische Gebiet weit reicher und aufnahmefähiger ist, als der bulgarische Agrarstaat.

Indes hat der Werdegang der Entwicklung des unabhängig gewordenen Königreichs Ansatzpunkte zu Geschäften und Unternehmungen geschaffen, die mit der zunehmenden Rechtssicherheit des Landes ein neues, Erfolg versprechendes Feld wirtschaftlicher Tätigkeit erschließen.

Der Ausländer, der sein Geld, seine Arbeit und sein Vertrauen nach Bulgarien tragen soll, bedarf vor allem einer kurzen, objektiven Orientierung über dieses sehr eigenartige, ebensooft über- als unterwertete Balkanvolk. Nach der siegreichen Kampagne, die das noch kaum notdürftig organisierte Bulgarien unter dem Battenberger gegen Serbien geführt hatte, sprach ganz Europa von der überquellenden Naturkraft des jungen, zur Freiheit erwachten Bulgarentums, so daß es klang, als sei da über Nacht die zukünftige Vormacht entstanden, die den erschlafften Balkan aufrütteln werde. Vor dem Forum der unerbittlichen Geschichte ist jedoch dieser Krieg — ohne Verschulden des sympathischen, aber den Verhältnissen in keiner Hinsicht gewachsenen, Fürsten Alexander

nicht nur als eine Reihe von militärischen Blamagen auf beiden Kampfseiten anzusprechen, sondern auch als Beweis dafür, daß die Behauptung vom Vorhandensein einer elementaren, nach Heldentum und Erobererlust zielenden bulgarischen Volkskraft ein schönes Märchen war. Es zeigte sich weit mehr, daß der Hochdruck des vielhundertjährigen Joches ganz andere Eigenschaften im Bulgaren ausgebildet hatte. Tiefstes Mißtrauen gegen jedermann, Nächstenhaß und Scheu — und geradezu krankhaftes Sehnen und Streben nach Besitz, nach Gewinn, nach Vorteilen, von denen er unter dem Türken ausgeschlossen war.

Die viel gerühmte Bedürfnislosigkeit des Bulgaren, ein Kind der Not, des Zwanges und der Armut des Landes — trat nach der Befreiung bald sichtlich zurück. Die Gier nach rascher Bereicherung erklärt wohl die ganze, unselige, innere Parteipolitik, die den Kredit Bulgariens bis in die neuere Zeit erschütterte und erst durch die Geschicklichkeit des schlauen Koburgers lahm gelegt wurde. Dazu trat damals noch eine überaus mißgünstige äußere Politik hinzu. Rußland und Österreich warfen sich Bulgarien als Spielball zu. Es bedurfte wahrlich eines routinierten Diplomaten, eines schlauen Geschäftsmanns und eines raffinierten Beobachters des bulgarischen Charakters — um hier einen Erfolg zu erzielen.

Der Enkel des bekanntlich sehr praktisch veranlagten Regenschirmkönigs Louis Philippo, der Angehörige der zwei fürstlichen Geschäftshäuser Orléans und Koburg, der jetzige Zar aller Bulgaren, König Ferdinand, scheint jedoch die verlangten Qualitäten zu besitzen.

Obwohl „Nichtsoldat" hat er alles getan und tut es noch, um eine wohlausgerüstete, schlagfertige Armee in Bulgarien zu erhalten. Weit über den Bedarf des Landes und auch fast über dessen finanzielle Kraft hinausgehend, dient diese militärische Hypertrophie mit sichtbarem Erfolg dem Prestige und der Einwertung Bulgariens in der Orientpolitik Europas und zugleich der Anerziehung von Disziplin und männlich starken Eigenschaften im Bulgarentum, welchem die Außenwelt solchen scheinbaren Eintritt in die Gegenwartsgeschichte irrtümlich zugemutet hatte.

Und gerade wegen dieses kriegerischen Aufgebotes ist die Politik Bulgariens in ruhigere, feierlichere, gesichertere Bahnen gelenkt worden. Das bißchen an Bandentätigkeit nach Mazedonien ist als Ventil gegen Überspannungen nicht zu verwerfen. Und die allzu schroffen,

inneren Gegensätze hat König Ferdinand geschickt gegeneinander ausgenutzt, hat jede Extrempartei, sobald sie eine gewisse Stromstärke erreicht, zur Regierung zugelassen. Das sicherste Mittel — sie rasch zu verbrauchen.

Bulgarien stellt daher heute — wenn auch die deplacierten Beziehungen: „Deutsche des Balkans", „das Belgien des Balkans" als widersinnige, auf gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse aufgebaute Zeitungsphrasen abgetan sind — einen Geschäftsboden vor, den der deutsche Kaufmann und Unternehmer nicht vernachlässigen sollte.

Dabei ist immer zu beachten, daß König Ferdinand selbst der erste Geschäftsmann des Landes ist. An ihn möge sich jeder weitsichtige Unternehmer halten. Trotz des scheinbar leidenschaftlich verteidigten Konstitutionalismus redigiert, leitet und macht der König alles — wenn auch auf Hinterwegen und durch Hinterpforten.

Überall trifft man ihn.

Ich habe viele, bewegte Jahre unter Bulgaren verlebt. Möchte daher dem deutschen Unternehmergeist nahelegen, daß er auch ernstlich an das bulgarische Gebiet denke. Nicht nur der dortige große Armeebedarf, die langsame, aber immerhin deutlich festzustellende Entwicklung der Landwirtschaft, die noch vor 10 oder 15 Jahren mit Geräten arbeitete, die an alttestamentliche Illustrationen erinnerten, jetzt aber nach Maschinen und anderen Arbeitsmitteln zu greifen beginnt, können in Bulgarien außer dem täglich steigernden Bedarf an Konsum und Luxus Gegenstand ausländischer Geschäftsbeteiligung werden, sondern es beginnt auch in allen Städten des Königreiches der Bedarf an öffentlichen Bauten, Straßenbahnen, Beleuchtungseinrichtungen laut zu werden und last not least — es sind in Bulgarien Abholzungsgeschäfte (ich kenne deren in den Forsten reicher, bulgarischer Klöster) zu machen, wie sie nach Qualität des Holzes und nach Preis in ganz Europa nicht mehr zu finden sind, ebenso auch Minen mit reell-guten Förderungsaussichten zu übernehmen.

Das möge wohl bedacht werden.

STOLZ UND DISZIPLIN. EINE GESCHICHTE VON NORBERT JACQUES

Das Land, dem der Mann angehört, von dem ich erzählen will, ist ein stark verjüngtes Land, dessen Volk wohl reich an altem, innerm Besitz ist, sich aber dermaßen vollgeladen hat mit neuen Dingen, daß es selber noch kaum unbeholfen erst den Kopf frei aus seiner eigenen Mischung herausstecken kann. Aber es ist ein Volk, in dem das Protoplasma zukünftiger Taten brodelt, ein Volk, das sich innerlich gleichsam immer mit Minen geladen sieht, die es in alle Welt auseinandersprengen zu wollen scheinen, während es das eiserne Band einer Disziplin umgürtet, die manchem Fremden vielleicht verächtlich erscheinen mag. Wohl ist auch noch zu viel Widerspruch in seiner Kraft und seine Gebärden kommen oft anders heraus, als sie gemeint sind. Deshalb und weil es zugleich wie eine ungeheure, sicher und rücksichtslos arbeitende Maschine seinen großen Weg geht, so unaufhaltsam, so immer auftrumpfend, erfreut es sich vieler Mißgunst, vieler Neiderei, Anschwärzung, Intrigen, Fußfälle, feindlicher Bündnisse, Unsympathie, ja Verachtung. Man wirft ihm seltsamerweise eine tückische und hinterlistige Politik vor, wo es kein Volk auf der ganzen Welt gibt, das sich innerlich von einer solch unerbittlich reinlichen Sittlichkeit gelenkt sieht; man wirft ihm eine Politik des Den-Buckel-Bückens vor, wo kein Volk der Erde eine solch ernst ruhige und unbeugsame Auffassung von Stolz hat, sei es auch ein unbeholfener, oft tölpelhafter Stolz.

Die Geschichte des erwähnten Mannes, der diesem Volk angehört, ist eigentlich eine Skandalgeschichte, gewiß. Sie erzählte sich immer nur sozusagen hinterrücks im geschlossenen Kreis, wenn die Rede auf den Fürsten des Landes kam, mit dem viele und selbst solche Männer, die aus den hohen gesellschaftlichen Kreisen des Hofes kommen, unzufrieden sind. Aber es gibt Skandalgeschichten, hinter denen sich die Macht psychologischer Tragik erhebt und wie eine allegorische bronzene Statue, warnend und hindeutend zum Himmel gereckt steht. Solche Geschichten zu erzählen, frommt dem Land, weil sie nachdenklich machen und Grenzen zerstören, die nicht von der Seele des Menschen, sondern von dem verengten Geist der Konvention des Menschen gebaut sind. Sprengt es nicht alle Vorstellungen des Bürgers eines Landes,

 wenn er erfährt, daß sein Fürst geohrfeigt wurde. Wird er nicht gleich Spitzbüberei, Verbrechen, Attentat, Nihilist! rufen, wenn er von dergleichen hört? Und es kann doch auch etwas anderes, etwas zutiefst und ethisch Ernstes und Unwiderstehliches die „gottgesandte" Persönlichkeit eines Fürsten schänden heißen, ein Zwang der Seele.

Von einer solchen tragischen Tat soll meine Erzählung handeln.

* * *

Der Fürst war auf einer der vielen Reisen begriffen. Er reiste aus mancherlei Gründen, unter denen die Freude am Reisen wohl vielleicht nicht der unwichtigste sein mochte, ein bedeutsamerer aber der Wunsch schien, seine Erscheinung in ein Licht der ganzen Welt zu setzen, die sie nicht erlangt hätte, wenn der Fürst die Grenzen seines Landes nicht hätte überschreiten wollen. Diese Persönlichkeit hatte ein starkes Bewußtsein seines Berufs. Er sah in ihm das Höchste aller menschlichen Dinge, und er fühlte sich deshalb oft gekränkt und war ein wenig erbittert, weil er sah, daß die gewaltsame, komisch mächtige Entwicklung, die seine Zeit nahm, seiner Erscheinung wenig Rechnung trug und daß er mit all seiner prasselnden Liebe zu Glanz und Macht hinter dem umgoldeten Bild seiner Ahnen weit zurückstand. Er nahm sich wohl der Dinge des Handels, der Industrie, der Erfindungen an, aber es war doch heimlich bewußt in ihm, daß er das etwa in dem Sinn tat, wie Mohamed sich zum Berg verhielt. Er glaubte, daß Dampf, Eisen, Elektrizität, Weltverkehr seine Konkurrenten seien und er war so klug draußen mit einer gewissen Liberalität eine großmütige Unterwerfung unter diese zwingenden Gewalten zu zeigen. Aber manchmal versuchte er sich von so viel Selbstverleugnung zu erholen und proklamierte laut seine Herrlichkeit, die Heiligkeit seiner Sendung und seine über alle Nebenbuhlerschaft erhabene Macht. Das tat er aber nur, wenn ihn eine seiner Reisen in die vom Strom des Weltwillens entlegenen Provinzen seines Reichs brachte, in denen er sich eine Anhängerschaft wußte, die ihn für bedeutender hielt, als eine Lokomotive, ein lenkbares Luftschiff, einen Handelsvertrag. Denn dort pflegte ein herrischer Adel die alten Traditionen, aus denen sich dieser Adel gesättigt hatte und deren Zerstörung ihm den eigenen Tod bedeutete. Wohl schaute dieser Adel zu der erhabenen Stellung des Landesherrn auf. Er war erzogen in Disziplin und Ordnung.

Aber es lebte in aller Herzen, daß das eigne Geschlecht nicht jünger erprobt, nicht zu kleinerm Stolz berechtigt war, als das Geschlecht des Fürsten, das einst, ein selbes unter gleichen, zwischen ihnen gewachsen war, bevor die Glücks- und die Zufälle der Geschichte es auf den hohen Turm der Herrschermacht gehoben hatten.

Die Herrschermacht war auch noch heute nach so viel verflossener Zeit allen der „elfenbeinerne" Turm, zu dessen ätherbekränztem, heiligem Giebel sie Aug und Wunsch gerichtet hielten. Und die Gewohnheit dieses In-die-Höheschauens war durch so viel Geschlechter nicht erstorben, sodaß die Unterordnung des Willens ihnen noch lange nicht die Unterordnung des Stolzes bedeutete.

* * *

Einem solchen Geschlecht war der Offizier entsprossen, der als Flügeladjutant des Fürsten die erwähnte Reise mitmachte. Er war ein Mann in kräftigen Jahren von ausgewählter Erscheinung und wenn auch nicht mit jenen höchsten Gaben der Intelligenz und des Gemütes ausgestattet, die aus eigener Kraft Kultur schaffen, so doch durch Erbe und Pflege alter Geschlechter fein gehobelt und geschliffen. Und stolz erfüllt vom Bewußtsein seiner adeligen, reinen Rassigkeit. Es war ein schöner Frühmorgen im Mittelländischen Meer und die farbige Einsamkeit lag glühend rundum. Man hatte seit dem vergangenen Vormittag kein Land mehr gesehn. Der Offizier ging auf der Kommandobrücke hin und her. Der Fürst hatte die Weisung gegeben, sich zu kleiden, wie es jedem beliebte, und der Offizier hatte eine leichte, helle Litewka, durch deren zarten Stoff die frühe Wärme auf die Haut drückte. Woran dachte er? Vielleicht erhob er in den leichten fließenden Vorstellungen das trotzige Gemäuer seines väterlichen Schlosses wie in einem Zauber mitten aus dem blauen, weichen Schoß des Meeres heraus, und er spielte mit dem Gegensatz dieser Formen und Farben und sah in dem grauen, plump starken Quaderwerk das er auf dem lichten Meer entstehn ließ, ein Symbol seines eigenen Innern, das er stolz dieser sonnenfreudig leichtsinnigen, dieser ekstatisch leidenschaftlichen Welt entgegenstellte.

Da kam auf einmal der Fürst die Treppe herauf. Er trug einen dunkelblauen Marineanzug, eine leichte Schirmmütze und hatte die Hände in die Taschen versenkt. Der Fürst freute sich heute besonders an seiner schönen Reise. Es war der erste Tag, der ihn von jeder Repräsentation frei ließ. Er hatte schon lange von seinen Kabinen-

 fenstern aus über das Meer geschaut und die einsamen Wüsten des farbenflimmernden Wassers, die Gluten der freudigen Luft hatten seine Stimmung in feierlicher Freude erhoben.

Er begrüßte den Adjutanten mit einem herzlichen Händedruck, nickte auch dem wachthabenden Offizier, der backbord stand, wohlgesinnt zu und ging nach steuerbord hinüber, sich ganz in den vordern Winkel der Reling stellend. Dort lehnte er sich auf die Eisenstäbe und schaute weit und unbeweglich hinaus.

Der Flügeladjutant fuhr hinter dem Fürsten mit seinem einsamen Spaziergang fort. Er ging langsam hinüber und herüber und dachte an sein graues Schloß an dem kleinen See.

Der Fürst richtete sich plötzlich auf. Der Adjutant war gerade am andern Ende der Brücke. Der Fürst sah fern auf dem Wasser einen hellen Gegenstand, ein Segel oder eine Insel. Er konnte es nicht erkennen. Er strengte seine Augen vergeblich an. Es gelang ihm trotzdem nicht. Da wurde er ein wenig ungeduldig. Da draußen war etwas, das ihm widerstand. Er überlegte sich im Augenblick nicht, daß es Dinge gab, die sich seinem Herrschersinn entzogen, und ohne sich umzuwenden, rief er in befehlerischem Ton mit scharfer Stimme und unmutig:

„Ein Fernrohr!“

Der Adjutant drehte grade am andern Ende um. Er hörte die Stimme des Fürsten, aber in sein Nachsinnen verloren, schloß er aus dem gebieterischen Ton, daß der Fürst einem Diener einen Befehl zugerufen hatte. Er hielt eine Sekunde die Schritte an, sah aufs Deck hinunter und ging langsam und ruhig weiter. Er dachte sich, es ist Sache des Kammerdieners, fix zu sein. Da gewahrte er, dem Fürsten schon nahe gekommen, daß dieser, ohne die Augen von der Ferne des Meeres zu lösen, erzürnt mehrmals mit dem Fuß aufstampfte, einen Fluch ausstieß und, als der Offizier grade hinter ihm angekommen war, sich mit einem Ruck zu ihm umdrehte, und ihm mit herrischer Stimme wütend ins Gesicht schrie:

„Ein Fernrohr hab' ich von Ihnen befohlen, zum Henker! Ein Fernrohr hab' ich von Ihnen befohlen!“

Des Offiziers bemächtigte sich in der ersten Sekunde, da er diesen Ausbruch kommen sah, ein großes Staunen. „Was ist das vor dir, das mit einer solchen Stimme zu dir zu sprechen wagt?“ fragte er sich.

Aber gleich stieß das Blut in seinem Gesicht auf wie eine rote Fahne. Er wußte ganz klar, wie er handelte, aber auf den Gedanken lag es ihm, wie eine Fatalität.

Was er tat, verrichtete er ohne Leidenschaft, im Zwang seines Innern gefangen, wie ein Löwe, der gegen die Eisenstäbe seines Käfigs sprang. Er holte weit aus und schlug mit einem heftigen Hieb dem Fürsten ins Gesicht.

Er sah den Kopf des Fürsten wackeln, sein Gesicht erbleichen, dann sich mit einer wilden Röte entflammen, die Augen mutlos sich verkriechen, die Glieder ihre Beherrschung verlieren.

Es war ganz klar in ihm. Ohne Heftigkeit sah er zurück auf das, was geschehen war. Er hatte ein hartes und grausames Bewußtsein seiner Tat. Er wußte: du hast deinen Stolz erfüllt und mit derselben Handlung, mit der du dieses Gebot erfülltest, deine Pflicht und Disziplin verletzt. Ein geschändeter Fürst muß vom Thron herabsteigen. Das ist dein Werk. Du hast es nicht so gewollt. Aber eine Fatalität, die über uns allen steht, hat deine Absicht in Besitz genommen. An die berechtigte Genugtuung hat sie eine Tat geknüpft, die nicht mehr gutzumachen ist.

Es wurde unendlich traurig in seiner Seele. Er sah den geschändeten Herrn vor sich, noch immer fassungslos durch seine Tat. Er empfand ein unendliches Mitleid mit ihm, ohne daß ihm der Gedanke gekommen wäre, das zu bereuen, was er getan hatte. Rasch liefen seine Blicke rundum. Alles dauerte nur wenige Sekunden. Er sah gerade unter sich die grüne Tiefe der See, auf Deck keinen Menschen, und nur jenseits auf der Kommandobrücke den Deckoffizier. Der Deckoffizier aber drehte ihnen den Rücken. Niemand hatte die Schändung gesehen. Nur der Fürst und er selber sind Zeugen.

Ich weiß! sagte er sich auf einmal und seine Vorstellungen faßten das Bild eines Kameraden, der nachts von Raudis auf der Straße geschlagen worden, dann heimgegangen war und sich sofort erschossen hatte.

Er schnellte auf einmal auf und stand stramm vor dem Fürsten. Er spürte den eisernen Stab des Geländers in seinem Rücken und, ganz Meister über seine Bewegungen, ohne ein Wort und ohne Zaudern eherne Konsequenzen ziehend, stieß er mit beiden Füßen ab und fiel hintenüber in die Tiefe, die seine Tat und sein Leben wie etwas Ungeheures verschlang.

Wegen Raummangel konnte ich in dieser Nummer die Liste guter Bücher, die ich auf Anregungen aus dem Leserkreise für diese Nummer zugesagt hatte, nicht mehr bringen. Ich bitte höflichst um Geduld bis zum nächsten Heft.

Die Börse wacht auf. Das neue Jahr soll Gutes bringen. Schlauberger wittern steigende Konjunktur und verweisen auf die besten Jahre deutschen Wirtschaftslebens. „Diesmal kann es noch besser kommen!“ Gelder, die lange stockten und sorgsam gehütet wurden, setzen sich in Bewegung und die Sparkasse scheint nicht mehr das einzige Depot zu sein. Die Spekulation macht sich mutig an Dinge, die vor Jahresfrist noch mit Entsetzen abgewiesen wurden. Eisen, Leder, Schiffahrt schlossen gut ab und hoffen noch Besseres vom neuen Jahr. Kaffee? Achselzucken. Die Eiche fällt nicht auf einen Hieb. Aber der Arbeitsmarkt hat sich gehoben. 1910 beschäftigte 580000 Arbeitskräfte mehr als das Vorjahr. Auch der Frachtenverkehr ist in Schwung gekommen und glaubt an gute Tage. Im Auslande bieten sich neue Absatzfelder. Südrußland bietet für Maschinen noch manche Möglichkeit, wenn die Konkurrenz mit Amerika durchgehalten wird. Der Orient, Skandinavien, Belgien, England, Übersee, die Kolonien — alles hat wieder Platz, ist aufnahmefähig und mehr oder minder zahlungsbereit, stemmt sich nicht mehr. Und wo die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde, haben sich Hintertüren gefunden. Endlich läßt der Druck nach, endlich kommen wir wieder dem Tempo nahe, an das wir uns in gesegneten Jahren gewöhnt hatten. Die Zeit peinlicher Verdrossenheit, böser Sorge und Zurückhaltung wird langsam weichen. So liegen die Dinge nicht schlecht. Die Neuinvestierungen für Aktiengesellschaften und G. m. b. H. beliefen sich auf 1137,7 Millionen Mark in den ersten elf Monaten 1910 und werden, wenn nicht alles täuscht, im neuen Jahre weiter steigen. Politische Schiebereien werden kaum das Konzept zerstören. Wer will uns Böses. Haben wir nicht säuberlich den Spieß umgedreht? Frankreich isoliert? Und diejenigen, die uns vor Jahren umzingelten, nunmehr als gute Freunde, brave Nachbarn und Helfershelfer gegen Chauvinismus und Kulissenklatsch befunden? Italien ist keine Sorge mehr. Brav marschiert das Land mit uns im Takt, baut Dreadnoughts (die sich hoffentlich nicht eines Tages gegen uns wenden) und braucht uns nicht weiter die Gedanken zu belasten. Was noch? Vielleicht England? Nur keine Sorge. Zwei Leute wollen ringen, reiben sich die Fäuste mit Kreide ein, meinen, es sei immer und immer noch

nicht genug. Und reiben sich die Fäuste wund und warten bis morgen und werden übermorgen auch noch nicht beginnen. — Herr von Bethmann-Hollweg aber ist ein erfolgreicher Mann, berief tüchtige Männer auf die wichtigsten Posten, hat mehr Positives erarbeitet als seine drei Vorgänger (wenn man den Stand der Politik ruhig betrachtet) und wird abwarten, bis das Gespötte zur Einsicht kommt. Der Premier war zu akkurat, zu glanzlos, zu sachlich. Damit läßt sich für Nichtverantwortliche nichts Rechtes anfangen. Dem Zeilenschinder fügen sich die Worte zu schwer aneinander, und die Leute, die ihre stumpfen Zähne an dem Wort „Philosoph" erproben und nichts Besseres zum Anbeißen finden, spähen im geheimen nach einem Worthelden aus, der mit Pomp daherkommen soll und lustiger und erfrischender wirkt. Und wenn sie ihren Willen durchgesetzt haben, geht wieder das Gezeter los über sterile Politik, über schwätzende Diplomatie, die durch kluge Kaufleute ersetzt werden müßte, und der peinliche Ringelreihen hat wieder eine Umdrehung vollendet. Stets überlegene Beckmesser schieben alles auf gute Zeiten und verbringen Tage damit, die Behauptung zu belegen. Dem Kardinal Mazzarin empfahl man für ein wichtiges Amt einen erfolgreichen Diplomaten, von dem aber gesagt wurde, daß seine bisherigen Aktionen weniger von seinem Talent als vom Glück, das ihn besonders begünstige, herbeigeführt worden seien. Die Männer, die den Kardinal beriefen, zuckten darum die Achsel. Mazzarin hieß sie stille sein, indem er meinte: „Das soll mir den Menschen nicht verächtlich machen, wenn er vielleicht durch Glück und Zufall Gewinne aufzuweisen hat. Was wissen wir vom Zufall? Ist das Fatum mit dem Manne verbündet, so will ich mich neben ihm ebenso sicher fühlen, als neben einem Kopf, der seinen Verstand doch alle fünf Minuten bei Wein oder Weibern versaufen kann." — Wagehälse sind aus aller Politik geschieden. In Rußland wurde Iswolski durch Sasanow, den klugen Geschäftsmann, verdrängt. Österreich hat von Franz Ferdinand Kaufmannspolitik zu erwarten. Frankreich wählte sich Fallières und Amerika hält mehr zu Taft als zum wilden Cowboy-Teddy. Canalejas gilt als kluger Händler, der mit Konzessionen zu arbeiten weiß und in allen Punkten mit sich reden und handeln läßt. Hermes da Fonseca wird den ruhigen Kurs in Brasilien durchführen. Japan ließ Wasser in seinen chauvinistischen Brand. King Edward geht um und sieht, wie alle sich in seine Fußtapfen drängen.—

Und die Worte Erfolg, Handel, Geschäft, Nüchternheit liegen in aller Munde. Französische Partie. Langsam gehen die Bauern vor, überall vorsichtige Deckung. Keine Übereilung, keine Seitensprünge. Nachher mitten im Spiel kommt dann die Bombe zum Platzen und derjenige, der in kluger langsamer Arbeit vorsichtig aufgebaut hat, wird siegen. Alles ist nur Figurenschieben, um in sichere Position zu kommen. Das Endziel bleibt Eroberung des feindlichen Königs. Internationale Verständigung? Nie hat sie ferner gelegen als heute. Sind denn die Augen wirklich nur gewöhnt Bombeneffekte zu gewahren. England schult seine Truppen im Kolonialkriege. Frankreich tut ein Gleiches. Auch Italien möchte sich in Afrika rühren. Rußland schult seine Truppen im Kampfe gegen Rebellion. Jeder Kosak hat das Gefühl, in Finnland, Polen, der Mandschurei wie auf vorgeschobenem Posten in Feindesland zu stehen. Die Türkei schlägt um sich, läßt marschieren, in Albanien schießen und schlagen. Nur wir, guter Hoffnung voll, sitzen still. Noch ist alles gut, und die Leute, die auf den Sockel klettern und mit Beschwörermiene von der zwölften Stunde reden, die nahe sei, machen sich unangenehm bemerkbar, stören die Laune und verwirren, statt anzuspornen. Seit ein Franzose bedenklich sagte: „Paris liegt zu nahe an Deutschlands Grenze", sind bei uns die Gebärden vollkommener Sicherheit und Überlegenheit in Schwung gekommen. Wir brauchen nicht bange zu sein und Gespenster zu sehen, sollen uns aber sagen, daß wir gegen Nationen, die Gelegenheit haben, ihre Kriegstüchtigkeit und vor allem ihr kriegerisches Gefühl in Kolonialkriegen fortgesetzt zu üben, im Nachteil sind, den wir mit in Kauf nehmen müssen. Aber haben wir nicht guten Grund, das Ohr auf die Erde zu legen und zu horchen, ob sich irgendwo Erschütterungen zeigen. Gute Wirtschaftsjahre, die uns nun bevorstehen, sollen nicht gestört werden. „Dann wird Deutschland wohl im Handel aufgehen und wohl bald den Wunsch äußern, sich neutralisieren zu lassen, um wie wir ungestörter fischen zu können", sagte neulich ein spöttischer Belgier, der die Geste falsch ausgelegt hatte. Auch das müssen wir mit in Kauf nehmen. — Ein bedenklich spöttisches Wort, das vielleicht doch mancher zurückruft, der so weit gegangen ist, seinen Kontorschemel für den Thron zu halten, von dem die Welt nur durch Feder und Lineal zu regieren und zu erobern sei. H.—

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12;
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 10 11. FEBRUAR 1911

DAS DEUTSCHE REICH, RUSSLAND, ÖSTERREICH-UNGARN VON GRAF ERNST REVENTLOW

Seit der bosnischen Krisis herrschen in sehr weiten Kreisen des Deutschen Reiches die Ansicht und das Vertrauen, daß sich in dem Verhältnis zwischen uns und der österreichisch-ungarischen Monarchie etwas Epochemachendes geändert habe. Ich darf voraussetzen, daß den Lesern die bis zur bosnischen Krisis herrschende Dekadenzstimmung in Österreich-Ungarn bekannt ist. Der Kampf der Nationalitäten gegeneinander machte die auch früher vorhandene Kategorie der guten Österreicher glauben, es sei keine Kraft zu großen einheitlichen Aktionen mehr vorhanden. Eine andere Kategorie der österreichischen Deutschen rechnete laut oder im stillen, aber hoffnungsvoll, mit der Aussicht, bei allgemeinem Zerfall infolge äußerer oder innerer Krisen zum Deutschen Reiche geschlagen zu werden, während die Tschechen, Polen, Ungarn usw. ihre mehr oder weniger utopischen Ziele nationaler, völkischer und politischer Selbständigkeit auf ihre Weise verfolgten. Als einziges Bindemittel für so verschiedene und so widerstreitende Elemente erschien neben der Monarchie die Armee, aber schon da machten sich leise Bedenken geltend, ob nicht auch in sie die allgemeine Zwietracht heimlich ihren Einzug gehalten habe; die, übrigens auch jetzt immer mehr wachsende Anzahl slawischer Offiziere schien wenigstens dafür zu sprechen. Dazu kamen die trostlosen parlamentarischen Verhältnisse, und endlich die hoffnungslose Frage, was für ein Zustand nach dem Tode des Kaisers eintreten werde. Das Verhältnis zu Deutschland wurde vielfach mit einer gewissen versteckten Erbitterung betrachtet, man sei nur das Anhängsel des Deutschen Reiches, und der Dreibund werde eine ernsthafte Probe schwerlich bestehen können; in diesem Sinne nannte noch vor wenigen Jahren der Tscheche Kramarsch den Dreibund ein abgespieltes Luxusklavier. Freilich, als dann die sogenannte Einkreisung des Deutschen Reiches durch Eduard VII. im Deutschen Reiche soviel törichtes Gerede und noch törichtere Besorgnisse erregte, und es deutsche Blätter gab, die voll Angst sich mit dem Gedanken beschäftigten, wie schrecklich es sein müßte, wenn es dem bösen Eduard gelänge, uns nun auch unseren letzten und einzigen Freund Österreich abzuspannen, da hob sich natürlich das österreichische Selbstgefühl, und möglicherweise hat Graf

Ährenthal auch mit der Einkreisungssuggestion im Deutschen Reiche gerechnet, als er seine expansive Balkanpolitik in Szene setzte. Er hatte sich nicht verrechnet: das Deutsche Reich trat — wie es jedenfalls nach außen hin schien, rückhaltslos — für die internationale Anerkennung der bosnischen Annexion ein, begleitet von einer reichsdeutschen Österreichbegeisterung sondergleichen. Ganz ähnlich war es vorher mit der Burenbegeisterung. In der bosnischen Krisis herrschte eine wahre Schützenfeststimmung im Deutschen Reiche, und zwar eine solche „nach Bülowart". In Österreich-Ungarn war der Widerhall in zielbewußten Kreisen: die Deutschen sollten sich nur nicht zu viel auf ihre Hilfeleistung einbilden, denn das Deutsche Reich hätte einfach gemußt, um sich nicht der Gefahr völliger Isolierung auszusetzen. Das Verdienst und die politische Leistung läge durchaus auf österreichisch-ungarischer Seite, denn es sei doch diesen Staatsmännern sicher ein leichtes gewesen, ihre Wünsche zu erreichen, wenn sie das Bündnis aufgegeben, oder jedenfalls mit den deutschlandfeindlichen Westmächten in ein freundliches Einverständnis getreten wäre. Auch abgesehen davon habe das Deutsche Reich lediglich den nach der brillanten Sekundantenschaft von Algeciras selbstverständlichen Gegendienst geleistet. Diese Auffassung lag technisch nahe, entsprach aber keineswegs den Tatsachen. Bei Algeciras hatte Österreich-Ungarn lediglich eine kümmerliche Rückzugsbrücke bauen helfen, während in der bosnischen Krisis ein ungeheurer und in seiner Art beispielloser Dienst vom Deutschen Reiche geleistet wurde. Was die andere österreichische Theorie anlangt, das Deutsche Reich hätte gemußt, so ist diese ebenso unrichtig, denn wenn, angenommenen Falles, Österreich sich an England angeschlossen hätte, so wäre nicht etwa „der Kreis um Deutschland geschlossen" gewesen, sondern das Deutsche Reich hätte am nächsten Tage schon ein Abkommen mit Rußland auf Österreich-Ungarns Kosten abgeschlossen gehabt. Das ist eine Überlegung von unbedingter Richtigkeit, denn sie beruht auf den Wahrheiten der politischen Geschichte, der politischen Geographie und den stets, sei es latent, sei es offen, miteinander kollidierenden Interessen Österreich-Ungarns und Rußlands. Rußland hätte auf solche Weise einen großen Schlag machen können, und in Österreich kennt man diese Seite der Sache sehr gut, zu gut, um überhaupt nur davon zu sprechen. Genug, ein Österreich-Ungarn, das sich dem Deutschen Reiche gegenüber wenn nicht feindlich so doch abgünstig gezeigt hätte, würde sich in eine so außerordentlich unvorteilhafte und nach allen Seiten verletzliche Lage gebracht haben, die sehr schnell unerträglich gewesen wäre. Das gleiche gilt für heute und für die Zukunft.

Inmitten des sentimentalen Jubels im Deutschen Reiche regte sich auch hier und dort Bedenken und Sorge gegen eine Politik der Hingabe, man war der Ansicht, daß das Deutsche Reich der verbündeten Monarchie sehr viel gäbe, und zwar bei erheblichem eigenen Risiko, dabei aber keineswegs die Aussicht habe, auf entsprechende Gegenleistungen zu rechnen. Für die deutsche Aktion konnte dagegen angeführt werden, daß das Deutsche Reich, oder richtiger seine Leiter,

endlich einmal einen festen Entschluß gefaßt, nicht nur mit dem Säbel gerasselt, sondern sich tatsächlich bereit gezeigt hätten, ihn auch zu ziehen. Dieser moralische Erfolg ist nicht zu unterschätzen, zumal da in den vorhergehenden Jahren gerade im deutschfeindlichen Auslande häufig die Ansicht öffentlich laut geworden war, die deutsche Politik könne wohl bellen, aber nicht beißen, und das englische, wie das französische Kabinett Kneiferei der deutschen Regierung als festen Faktor einstellten (siehe Casablanca). Auf der anderen Seite werden sich die damaligen Leiter der deutschen Politik wohl während der bosnischen Krisis gesagt haben, und zwar aus objektiver Kenntnis des Tatbestandes, daß weder Rußland noch Frankreich zu einem solchen Kriege militärisch bereit waren, und ohne sie auch Großbritannien nicht losgehen würde. Iswolski hat das für Rußland in einer großen Dumarede einfach zugegeben. Hier lag also das Risiko für Deutschland eigentlich nicht, sondern mehr in der Gefahr, sich das russische Reich dauernd zu entfremden, und ferner, sich an die österreichische Balkanpolitik und deren mögliche Zukunftsperipetien in einer Weise zu binden, die den reichsdeutschen Interessen schroff widersprechen mußte. Der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter traten an die Stelle Bülows und des Freiherrn v. Schoen, letzterer allerdings formell sehr viel später. Schon im Winter 1909/10 machten sich auf österreichisch-ungarischer Seite ganz merkwürdige Symptome bemerkbar. Als der deutsche Reichskanzler nach Wien kam, wurde er im „Wiener Fremdenblatte", dem Organe des Grafen Ährenthal, in einer gönnerhaften Weise und von oben herab begrüßt, die ebenso unschicklich wie unfreundlich war. Die öffentliche Meinung in Deutschland befand sich aber noch derart im Taumel der Nibelungentreue, daß sie nichts daran und alles sehr schön fand. Dann versuchte Graf Ährenthal, mit dem russischen Reiche wieder in bessere Beziehungen zu kommen, was ihm mißlang. Er bediente sich dazu auch des sonderbaren Mittels, den bekannten Vertreter der Nowoje Wremja, Herrn Wesselitzky zu empfangen und ihm u. a. zu sagen: das Deutsche Reich habe niemals den geringsten Einfluß auf Österreichs Politik ausgeübt und werde es niemals tun, das könne nur Rußland! Es erschienen ferner eigentümliche Artikel in der englischen Presse, die ähnlichen Ursprungs schienen und dasselbe anstrebten, nämlich eine österreichisch-russische Annäherung auf Kosten des Deutschen Reiches. In Rußland war man dagegen mißtrauisch und verhehlte insbesondere die Besorgnis nicht, daß Graf Ährenthal über kurz oder lang auf dem Balkan weiter vorgehen wolle mit dem Endziel Saloniki. Da machte im Anfang des Jahres 1910 Graf Ährenthal seinen Gegenbesuch in Berlin, und noch während seiner Anwesenheit erschien ein sogenanntes Communiqué in der Nordd. Allgem. Zeitung, im wesentlichen des Inhaltes, daß die Regierungen der beiden verbündeten Mächte für den status quo auf dem Balkan einträten und auch im Wunsche nach einer starken Türkei miteinander übereinstimmten. Dieses Eintreten des Deutschen Reiches für den status quo auf dem Balkan bedeutet ein Novum, und schein-

bar ein bedenkliches Heraustreten aus der gerade den Balkandingen gegenüber gebotenen Zurückhaltung. Das Communiqué erregte deshalb auch in reichsdeutschen Kreisen vielfach Befremden und Bedenken, die bis dahin nur mit schwärmerischem Aufblicke von Bundes- und Nibelungentreue geredet hatten. Und doch lag gerade diesmal die Sache anders: durch diese öffentliche Festlegung auf den status quo verpflichtete das Deutsche Reich nämlich Österreich-Ungarn, nicht weiter auf dem Balkan vorzugehen, und unausgesprochen wollte es sagen — wie ich jedenfalls die Sache auffasse —, daß wenn Graf Ährenthal oder ein Nachfolger trotzdem zu Balkansprüngen sich geneigt zeigen sollte, daß ihm dann von deutscher Seite bedeutet werden würde, auf unsere Unterstützung sei diesmal nicht zu rechnen. Zugleich mußte das so aufgefaßte Communiqué in hohem Maße zur Beruhigung des russischen Mißtrauens dem Deutschen Reiche gegenüber beitragen, denn die russische Regierung sah nun, daß das Deutsche Reich nicht geneigt war, gerade solchen machtpolitischen Gelüsten Österreich-Ungarns gefällig zu sein, wie man sie in Rußland fürchtete. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß diese fein ausgedachte und kluge Orientierung der deutschen Politik ebenso wie die Form ihrer Veröffentlichung dem jetzigen Staatssekretär zuzuschreiben ist, der damals „unverantwortlich" im auswärtigen Amte saß, aber wohl in weit höherem Maße leitend und beeinflussend als man damals bei uns anzunehmen geneigt war. Gleichwohl hat es noch beinahe ein Jahr gedauert, bis Iswolski als Minister des Auswärtigen verschwand und nach Paris ging. Die Leiter der reichsdeutschen Politik haben dann noch mehrfach Gelegenheit gefunden, die Erhaltung des status quo auf dem Balkan und im besonderen die äußere und innere Stärkung der Türkei als das Ziel ihrer orientalischen Politik zu betonen. Dabei konnte dem aufmerksameren Beobachter nicht entgehen, daß auf die eine oder andere Weise zwischen irgendwelchen Zeilen stand, die russisch-deutsche Entfremdung sei nur ein Kunstprodukt und liege keineswegs in der Natur der Dinge und beiderseitiger Interessen begründet. Das ist ja tatsächlich der Fall. Die Natur hat diese beiden Länder bestimmt, sich gegenseitig den Rücken an ihrer langen gemeinsamen Landgrenze zu decken. Wenn sie das tun und einander vertrauen, dann ist, wie die Dinge heute und auf absehbare Zeit liegen, ein europäischer Krieg gegen Deutschland so gut wie unmöglich. Andererseits braucht es bei einer vernünftigen sachlichen Politik der beiden Regierungen keine Reibungen zwischen den Interessen der beiden Mächte zu geben, die nicht mit leichter Mühe zu beseitigen wären. Ich möchte das auch behaupten im Hinblick auf die Türkei und zwar wird es um so leichter gehen, je stärker die Türkei ist. Die nähere Auseinandersetzung dieser Frage würde eine besondere Abhandlung verlangen, weshalb sie nur angedeutet werden soll.

Nun ist die russisch-deutsche Annäherung bekanntlich im vergangenen Jahre Tatsache geworden und hat zunächst in den Potsdamer Unterredungen ihren Ausdruck gefunden. Es ist, beiläufig bemerkt, sonderbar, daß mit wenigen Ausnahmen die öffentliche Meinung in Deutschland sich bis zuletzt äußerst

skeptisch verhielt, auch aus ihrer Abneigung gegen Rußland keinerlei Hehl machte. Für die einen war es das „reaktionäre", für die anderen das deutscher Rasse und Kultur feindlich gesinnte Rußland. So sind wir ja in Deutschland einmal, und ohne irgendwelche „Prinzipien" beurteilen wir politische Fragen nicht. Nur das am nächsten liegende Prinzip der eigenen nationalen Nutzens pflegt als opportunistisch verachtet zu werden. Es macht uns wirklich nichts aus, wie wer in Rußland denkt. Ja, selbst wenn die Deutschen in Rußland schlecht behandelt werden, so tritt das, und zwar unbedingt, zurück hinter den Notwendigkeiten der praktischen Politik. Auch hier gilt das Wort, daß man erst leben und dann philosophieren soll. Persönlich muß man bedauern, wenn sich die innere Politik Rußlands gegen die auf russischem Boden gewerbetreibenden oder ansässigen Deutschen richtet, aber politisch wäre es, von verschiedenen Seiten betrachtet, eine Torheit, durch derartige Erwägungen das Verhältnis der beiden Großmächte beeinflussen zu lassen. Man könnte außerdem an den Standpunkt denken, welchen Bismarck einmal unserem Botschafter in Petersburg, dem Grafen Schweinitz, gegenüber zum Ausdruck brachte: wenn die Russen das deutsche Element unterdrückten, so schadeten sie sich am allermeisten, weil Rußland sich dadurch immer mehr seines Gestütes für Generale und Staatsmänner beraube . . . . Auch das ist richtig und kann für Entscheidungen ein beachtenswertes Argument werden. Auf der anderen Seite hat sich noch niemals gezeigt, daß gerade deutsch-russische Staatsmänner und Generäle auch nur das geringste getan hätten, um eine deutschfeindliche Reichspolitik in Rußland zu hindern oder umzulenken. Genug, gerade wenn man der Überzeugung ist von der Bedeutung der deutsch-russischen Beziehungen, so sind irgendwelche Sentimentalitäten nach der einen wie nach der anderen Seite hin schädlich. Derselbe Standpunkt muß aber auch Österreich-Ungarn gegenüber gelten. Das Deutsche Reich hat ein erhebliches Interesse daran, daß Österreich-Ungarn unter ein gewisses Maß von Stärke nicht fällt und aus diesem Grunde muß zu einem Teile als schädlich betrachtet werden, wenn das deutsche Element und damit der deutsche Einfluß in der Doppelmonarchie zurückgeht. Zum anderen ist uns dieses Element wichtig, weil ein überwiegend slawisches Österreich ein nicht nur unruhiger, sondern feindlicher Nachbar sein würde. Die Übertreibung muß dagegen zurückgewiesen werden, als ob fortschreitende Entkräftung des deutschen Elements ein bedrohliches Anschwellen der „slawischen Hochflut" gegen Deutschland zur Folge haben könnte. Zu einem derartigen Vorgange wäre Einigkeit der slawischen Elemente die durchaus notwendige Vorbedingung. Eine solche ist aber nicht vorhanden, vielmehr stehen die Polen, die Tschechen, die Ruthenen, die Slowaken, die Kroaten usw. immer einer gegen den anderen, sobald es auf irgendeine aktive und praktische Politik ankommt, und ebensowenig ist an die Verbindung dieser Elemente mit Rußland zu denken. Wie gesagt ist es

aber nicht angenehm, ein Chaos zum Grenznachbarn zu haben. Es gibt nun bekanntlich im Deutschen Reich und ebenso in Österreich-Ungarn Strömungen, welche mit dem Zerfall der Doppelmonarchie über kurz oder lang rechnen, ja darauf hoffen und darin als großen und ersehnenswerten Erfolg die Eingemeindung der österreichischen Deutschen als Angehörige des deutschen Reiches erwarten. Es ist schwerlich anzunehmen, einmal, daß ein solches Ereignis eintritt, und noch weniger, daß es wünschenswert wäre. Die Schwierigkeit, sich die Deutschen aus dem vorausgesetzten Chaos herauszupflücken, dürfte nicht einfach sein, und ebensowenig einfach wäre die Beantwortung der Frage, ob wir damit wirklich einen wünschenswerten Zuwachs erhielten.

Dieses alles sind aber keine irgendwie dringenden Erwägungen, denn zurzeit erscheint die Doppelmonarchie als solche in sich gefestigter denn je. Die Politik des Grafen Ährenthal und sein wenn allerdings durch deutsche Hilfe nur ermöglichter bosnischer Erfolg hat belebend gewirkt und zwar ganz besonders auf das österreichische Nationalgefühl. Das ist sehr wichtig, denn seit Jahrzehnten merkte man gerade von einem solchen Nationalstolze nichts, desto mehr aber von einem ungarischen, einem polnischen, einem tschechischen usw., während die Deutschen Österreichs sehnsüchtig über die reichsdeutsche Grenze hinüberblickten. Auch die letzteren haben jetzt ihre Augen nach innen gewandt und fühlen sich mit Stolz als Österreicher. Das sollten sich im Deutschen Reiche die blinden Schwärmer der Verbrüderung merken. Noch bedeutungsvoller waren aber die Versuche des Grafen Ährenthal, nach der bosnischen Krisis den übrigen Mächten die Überzeugung beizubringen, Österreich-Ungarn sei weit entfernt, sich politisch vom Deutschen Reiche beeinflussen zu lassen, und die Hilfeleistung des letzteren sei durch die Notlage des Deutschen Reiches gegenüber der Einkreisung begründet gewesen, habe also in dessen Lebensinteresse gelegen. Dazu kamen ganz auffallende österreichische Bestrebungen, mit den außerpreußischen deutschen Bundesstaaten besondere Beziehungen anzuknüpfen. U. a. besuchte Graf Ährenthal, nachdem er im Anfang des Jahres 1910 nach kurzer Anwesenheit Berlin verlassen hatte, die bayrische Hauptstadt, und in anderen deutschen Bundesstaaten zeigten sich auffällige Symptome österreichischer Einwirkungen. Der neue Mann im Auswärtigen Amte zu Berlin in Verbindung mit dem Kanzler hat, wie es scheint, diesen Dingen bald ein Ende gemacht, aber das ändert nichts an der Notwendigkeit ganz besonderer Aufmerksamkeit, die man gerade diesem Punkte zuzuwenden hat. Es ist meine Überzeugung, daß, wenn eine entsprechende Schwäche in der Leitung des Deutschen Reiches es gestattete oder auch nur Hoffnung darauf machte, sich sofort emsige Bestrebungen österreichischerseits bemerkbar machen würden, um den Zusammenhang des Deutschen Reiches zu lockern. Beim deutschen Süden, insbesondere bei Bayern, wo so viele Berührungspunkte vorhanden sind, würde der Anfang gemacht werden. Der Endzweck wäre die Herstellung des alten österreichischen Einflusses in Deutsch-

land, und das sich zunächst ergebende Stadium wäre die Erneuerung des preußisch-österreichischen Dualismus. In Form der flüchtigen Andeutung, über die in diesem Zusammenhange nicht hinausgegangen werden kann, mag diese Perspektive dem Leser höchst unwahrscheinlich, ja grotesk erscheinen. Solange einsichtige und starke Monarchen mit ebensolchen obersten Reichsbeamten die Geschicke Deutschlands leiten, wird es sicher nicht dazu kommen. Daß aber die Tendenz besteht und der österreichische Thronfolger ihr nicht fern ist, unterliegt keinem Zweifel. Und daran wird auch nichts geändert durch die Wahrscheinlichkeit, daß der Thronfolger vorerst vermutlich versuchen wird, seine außerordentliche Abneigung gegen Italien zu betätigen. Auch das sind spätere Sorgen. Für die Gegenwart und nächste Zukunft muß es, wie ich gezeigt zu haben hoffe, besonderes Augenmerk der deutschen Reichsregierung sein, bei aller politischen und Bundesfreundschaft für die Doppelmonarchie, die reichsdeutsche Politik völlig unabhängig zu erhalten und nur eigene Interessen mit ihr zu verfolgen. Dafür aber sind die Erfolge der Potsdamer Begegnung ganz unschätzbar. Österreich hat bei dieser Gelegenheit den eindringlichen Beweis erhalten, daß der Weg von Wien nach Petersburg nur über Berlin geht. Das gehört sich so, und diese Reiseroute wird eine fähige reichsdeutsche Politik immer festzulegen und festzuhalten wissen. Heute wie zu Bismarcks Zeiten befindet sich die deutsche Politik nur dann auf dem rechten Wege, wenn das Verhältnis zu Rußland wie zu Österreich-Ungarn gut ist. Dann nimmt das Deutsche Reich die politische Mittelstellung ein, die ihm immer bestimmenden Einfluß in jeder kontinentalen Frage verbürgt. Über Einzelfragen des deutsch-österreichischen Bündnisses wäre ein andermal zu reden.

PIERROT VON LU MÄRTEN

Damals gab es hier einen Schnee, der bis ans Herz ging. Das war das weißeste, weichste und zärtlichste Wunder, was die Natur je an einer Großstadt getan. Es war so schön, daß, wer es recht begriff, ein ganz ander Gesicht machte, als er sonst hatte. Und nicht nur vor Kälte. Es war ein Gefühl von Wollust, so verhüllt zu sein, eine so grandiose, reiche, unbeschreiblich imposante Maske zu tragen. Was war aus der häßlichen Großstadt geworden? Jeder Zaun, jedes Gitter, jedes Ornament und sonstige Hindernisse, die gesamte Architektur, die sonst einem Schauenden Selbstmordgedanken macht — alles verhüllt, verwandelt, rätselhaft benutzt zu einer großwirkenden ruhigen Phantastik. Das war damals. Und das war der Schnee.

Damals weinte Pierrot. Weinte vor Freude. Ich traf ihn an der Straßenecke, wo er sich gleich mir bemühte, den Namen der Straße unter all dem Schnee ausfindig

 zu machen. Er kugelte sich, als er mich sah, und weinte.

„Siehst Du", schrie er, und raste mit den Armen in der Luft umher; „siehst Du!" Er lächelte entzückt und wild: „Gewölbe voll Licht! Da! Da!"

Ich meinte, seine Augen bluteten vor Zärtlichkeit. „Pierrot!" sagte ich, „warum bist Du nicht dort?" — ich wies auf die erleuchteten Fenster eines Karnevalsaales.

Pierrot schnitt eine Grimasse: „Stall mit 'nem Kirchenlicht; pfui! Ich friere. Ich habe Geist. Verstehst Du?"

Ich konnte nur so nicken. Ich liebte Pierrot in diesem Augenblick mehr denn je. Er riß an seinem Gewand herum, als litte er die Schmerzen eines unerhörten Ausdrucks für etwas, was er doch wußte. Er sah wütend aus und machte Schneebälle. Und gleich darauf machte er zwei Damen, die ihn blöde anstarrten, eine höchst drastische Gebärde.

„Pierrot", sagte ich, denn mich jammerte seine stille, feierliche Wut, „warum bist Du auf die Erde gekommen?"

„Weil ich nicht gewußt, daß sie ganz von Menschen beklext ist", schrie er und schlug in diesem klaren, starren und lautlosen Schneegemälde rasende Purzelbäume.

„Wir sind nicht so!" keuchte er bei jedem Schlag; „wir sind nicht so, Erde du, Vertrackte! Wir sind Lausbuben, Räuber, Liebestolle, blöd in die Sonne Grinsende, Habgierig-Unschuldige, Schlemmer, Blöde, Narren, ach, ach! Hörst Du den Sekt? So möchten sie hochgehen. Graziler Geist! O Deutschland! Ach, ach, wie liegt der dicke Most so plump am Boden.

Wir sind nicht so, laß uns hinaus, Du! Du!"

Und Pierrot schmiß mich ohne Grund in den Schnee und wollte mich prügeln.

„Pierrot!" sagte ich erschreckt von seiner Raserei, „Du bist am falschen Ort; nimm die Maske vor und geh zum Karneval!"

„Ach ja, meinst Du in den Papierschnee", schrie er erbost und sein verweinter Geist blitzte aus seinen Augen wie Schneekristalle. „Da hast Du auch eine Maske!" Damit hatte ich eine Ladung Schnee im Gesicht.

Und Pierrot lachte jetzt, lachte nicht vor Freude.

Ein Haufen bunter Masken war plötzlich irgendwo hergekommen und nahm ihn in die Mitte.

„Du bist am falschen Ort!" äffte mein allerliebster Pierrot mir nach. „Du bist am falschen Ort!" „O, Pierrot", konnte ich nur ganz leise flüstern: „Und Du — frierst ja —."

Und da, wo Pierrot so höchst grundlos gerast hatte,

war der Schnee geschmolzen, der stahlharte, funkelnde Schein. Und ich blieb stehen und kritzelte die gewichtigen Worte da hinein:

Masken sind Formen von Resignationen.

Leb wohl, kleiner Pierrot, morgen früh wachen wir irgendwo in Deutschland auf.

DIE WANKENDE VORHERRSCHAFT PREUSSENS VON DR. ALBRECHT WIRTH (MÜNCHEN)

Wie steht es heute mit Nord und Süd? Nie steht das Leben still, ewig dreht sich das rollende Rad des Seins. So geht auch das Verhältnis von Süddeutschen und Norddeutschen in jedem Geschlecht durch eine neue Phase. In der jetzigen ist die Vorherrschaft Preußens erschüttert.

Es waren keineswegs besondere Zustände und Vorbedingungen am Werke, daß Preußen — seit rund 1650 — in die Höhe kam. Es war vielmehr ein elementares Gesetz, das hier tätig war. Ebenfalls im 17. Jahrhundert kam sowohl in Japan, als auch in China der Nordosten zu maßgebender Bedeutung. Die Großrussen zwangen während des gleichen Zeitraumes die Kleinrussen zum Anschluß, und das Übergewicht des Nordens gegenüber Kiew und sogar dem Mütterchen Moskau wurde danach von Peter dem Großen dadurch unterstrichen, daß er an der Küste des Baltischen Meeres Petersburg erbaute, und es zur Hauptstadt des Riesenreiches erhob. Schweden ist von Dalekarlien, einer nördlichen Landschaft, aus durch die Wasa gewonnen worden. Auch Italien, auch das Griechenland des Demosthenes, das Indien des Panini und Kalidasa ist von Norden her erobert worden. Die Bewegung, um die Iberische Halbinsel den Arabern zu entreißen, begann an den Hängen der Pyrenäen. Was für Schlußfolgerungen sind hieraus zu ziehen?

Wenn man genauer zusieht, so wird man finden, daß überall in den genannten Ländern der Süden die alte Kultur darstellte, während der Norden halbbarbarisches Kolonialland war. Im japanischen Kwanto, dem Haus-

Nachdem kürzlich in München gesagt wurde, es sei wünschenswert, den Süden vom Norden überschlucken zu lassen, ist manchem der Kopf verdreht. Als sei die Sache schon im besten Fluß und werde bald ans Ziel gelangt sein. Daß im Süden eine Gegenbewegung eingesetzt hat, die den allzueiligen Übermut dämpfen muß, zeigt dieser Aufsatz.

 besitz der Tokugawa, saßen bis vor tausend Jahren fast nur Aino. Nun warfen sich die japanischen Feudalherren auf die weiten Striche des Kwanto, verteilten die Ländereien, und gaben sie ihren Mannen als Lehen und drückten die Aino zur Hörigkeit herab. Die Tokugawa schwangen sich zu der Stellung allein gebietender Markgrafen auf, die dann die wohldisziplinierten Scharen des Kwanto benutzten, um die Herrschaft über ganz Japan zu erlangen. Ich darf die Parallele nicht überall im einzelnen ausführen. Es genüge zu sagen, daß die Nordchinesen mit wenig zivilisierten Tungusen, Mongolen und Türken, daß die Großrussen ausgiebig mit finnischen Stämmen gemischt sind, daß in den Adern der Ostdeutschen Ströme slawischen und litauischen Blutes fließen, daß die Nordschweden einen lappischen, die Piemontesen einen ligurischen und rätischen Einschlag haben, und daß zu der Entstehung des nordspanischen Volkstums die Basken das meiste beigetragen haben. Und jetzt zur Nutzanwendung! Die aufgesogenen Fremdrassen standen zwar überall an Bildung und noch auffälliger an Organisation unter den Eroberern, aber sie schwellten deren Zahl auf das Drei- und Fünffache. Außerdem lieferten sie gehorsame, leistungsfähige Scharen, im Frieden für den Ackerbau, im Kriege für die Heeresfolge. So waren die Fürsten solcher Nordmarken befähigt, große, durch gute Zucht zusammengeschweißte Heere den zerklüfteten und untereinander uneinigen Staaten der Kulturzone gegenüberzustellen. Eins kam nämlich noch dazu. In den genannten Ländern ist der Süden in der Hauptsache gebirgig. Berge aber erzeugen selbstbewußten Individualismus und verengenden Blick, daher die berufenen Kirchturmsinteressen. Der Norden aber ist breitflächig und großräumig. Er weitet den Blick. Er gibt die Möglichkeit, da nirgends schroffe Naturgrenzen hemmen, ausgedehnte Staaten aufzurichten. Auf den britischen Inseln hat sich deshalb die Besetzung von Süden her vollzogen, weil dort die weiten Ebenen in England sind, während Schottland alpinen Charakter hat, und auch Piemont ist erst zur Bedeutung gelangt, nachdem es sich der breiten Poebene bemächtigt hatte. Dergestalt müssen also zwei Faktoren zusammenwirken, der geographische und der ethnologische. Die ausgedehnte Fläche gibt die Unterlage, das unterworfene, zahlreiche Fremdvolk gibt den Stoff zum Aufbau des Großstaats.

Die Vorherrschaft des Nordens dauert jedoch nicht

für immer. Der Süden macht wiederum seine Ansprüche geltend. Die Anhänger des Mikado stürzen den Shogun aus dem Geschlechte der Tokugawa. Die Chinesen sind drauf und dran, den Vorrang der Mandschu zu brechen. Rom wird die Hauptstadt Italiens an der Stelle von Turin. Preußen aber wird von Deutschland verschlungen. Die Kriegsposaunen schweigen, und seit Jahrzehnten hört man nur friedliche Schalmeien. Die Wirkung der Kultur wird stärker als die Wirkung der Waffen. So wird der Sieger seinerseits im Frieden besiegt. Denn die höhere Bildung ist des Südens. In Frankreich und Italien sind heutzutage die erfolgreichsten Politiker fast ausschließlich dem Süden entstammt. Auch die Geschicke des Deutschen Reiches werden in zunehmendem Maße von Männern des Südens geleitet.

Man muß jedoch noch eine Unterscheidung machen, auf die namentlich Alexander von Peetz mit großem Nachdruck hingewiesen hat. In unserem Vaterlande ist der Gegensatz zwischen West und Ost fast so wichtig wie die Trennung von Nord und Süd. Im Westen ist das alte Kulturland; die Gründung Hamburgs geht ins neunte Jahrhundert zurück. Im Osten ist das Kolonialland, der Kleinbetrieb herrscht im ganzen Westen vor, im Osten sind die Latifundien.

Der niedersächsische Stamm hat sich ein tüchtiges Stück Erde erobert. Er herrscht in Weltbritannien, er herrscht in Amerika. Er ist, durch das baltische Element, von Bedeutung in Rußland, er ist endlich bislang maßgebend in Deutschland. Nun gibt es aber zwei Arten deutscher Niedersachsen: die am Boden Haftenden, die Schwerfälligen, die eingefleischten Anhänger des alten Herkommens, auf den Gütern Westfalens und Ostelbiens, und die Beweglichen, Unternehmungslustigen, die von der Scholle Hinausstrebenden in den Fabriken Westfalens und in den Reedereien Hamburgs. Die Sonderung in dem Werdegange und in den Anschauungen des agrarischen und des industriell kommerziellen Elementes ist bei den Niederdeutschen bereits so stark, daß sie die Gemeinsamkeit der Rassenabstammung fast vergessen macht. Hier ist der Angelpunkt der neudeutschen Entwicklung. Hier setzt ein neues Zeitalter ein.

Obwohl die größten Staatsmänner Deutschlands, Stein und Bismarck, der da Hamburger Luft atmete, keine östlichen Preußen waren, wird man den Ostpreußen doch sicherlich staatsmännische Talente nicht absprechen. Aber gerade, wenn es sich um ganz große Entscheidungen han-

delte, haben sie immer versagt. Sie erkannten nicht die napoleonische Gefahr und beruhigten sich bei dem verderblichen Frieden von Basel. Sie taten nichts, um den Ereignissen von 1848 zuvorzukommen, die beispielsweise in Altbayern und Württemberg viel glimpflicher verliefen. Sie beugten sich der Demütigung von Olmütz. Sie waren gegen Bismarck, selbst nachdem dieser von seiner Überlegenheit und seiner tieferen Einsicht unzweideutige Proben abgelegt. Sie sprachen endlich von der „gräßlichen Flotte" und stemmten sich gegen den Bau des großen norddeutschen Kanals. Sie haben denn auch den heutigen Gang der Weltgeschichte, haben den Imperialismus nicht begriffen. Sie brachten es fertig, Herrn von Schön zuzustimmen, als er Deutschlands Interessen in Marokko den Franzosen preisgab.

Demgegenüber sind die westlichen Niedersachsen im Bunde mit den Südwestdeutschen diejenigen, die die Zeichen der Zeit viel besser erkannt haben, die von den gänzlich veränderten Zuständen der Weltwirtschaft eine weit richtigere Vorstellung und häufig eine eigene Anschauung besitzen, sind die Befürworter einer wirklich modernen Politik, sind die Träger des Imperialismus.

Schon ist das Übergewicht Preußens, wo seinerseits der Nordosten das Heft in der Hand hat, ins Wanken gekommen. In ganz Süddeutschland hat es zweifellos an Stellung verloren. Ja, schon kann die Frage aufgeworfen werden, ob nicht, wenn einmal Franz Ferdinand ans Ruder kommt, die Vormacht wieder an Österreich übergeht. Es gibt nur ein Mittel, das Übergewicht wieder herzustellen: eine fruchtbare Verbindung, ein Zusammenarbeiten der bodenständigen Herrenkaste mit den Führern des Handels und der Industrie. Die Fenster auf, die Türen auf, und laßt frischen Seewind herein!

DER FALL BRANDES. OFFENER BRIEF AN HERRN GEORG BRANDES, UNIVERSITÄTSPROFESSOR UND LITERATURHISTORIKER IN KOPENHAGEN

Mein Artikel aus Nummer 8 der „Zeitschrift" hat im literarischen Deutschland Aufsehen gemacht. Diese Wirkung verdanke ich in erster Linie Ihnen, denn Ihr Brief, der mit Recht manch einen Deut-

schen aufgerüttelt hat, war der Stein des Anstoßes. Die beste Antwort, die ich auf Ihre Vorwürfe, wenn diese wirklich berechtigt wären, zu geben hätte, wäre diese: Ich bin dieses Jahr nach Berlin gekommen, um meinen geneigten Hörern der „Freien Hochschule" etwas über die gegenwärtige Lage der französischen Literatur zu sagen und ihre Aufmerksamkeit auf einige wenig oder nicht bekannte Schriftsteller zu lenken. Ich mußte die Gelegenheit wahrnehmen, eine notwendige Stellungsnahme gegen eine Menge Emporkömmlinge und unheilvoller pedantischer Lehrer „officiers d'Académie" zu nehmen, die im Herzen Deutschlands ein Französisch lehren, das nur dem Namen nach französisch ist und Phrasen zusammendrechseln, die wohl den schlechten französischen Geschmack und einen Teil des französischen Handels vertreten können, die aber außerhalb der Literaturgeschichte stehen.

Nach meinem ersten Artikel habe ich lange nachgedacht und mein Gewissen befragt; die Wahrheit verpflichtet mich, Ihnen nachstehendes zu sagen:

Sie ließen mir zu wiederholten Malen zu verstehen geben, daß die Bewunderung, die ich Ihrem Werke zollte, ein Ding meiner Einbildungskraft und meines Wohlwollens sei. Sie haben sogar Vergnügen daran gefunden, mir zu erklären, daß ich Sie, ebenso wie andere nordische Schriftsteller, nur durch die deutsche Sprache kenne (durch deutsche Brillen hindurch, wie Sie sich ausdrücken: in Kopenhagen trägt man also keine Brillen? Ah bah!). Es ist nicht meine Schuld, wenn Frankreich Sie nur dem Namen nach kennt und wenn ich die Werke der skandinavischen Schriftsteller nur dank der deutschen Sprache, die mir nicht ganz unbekannt ist, genießen kann, aber ich frage mich, ob Sie nicht gerecht gegen mich wären, wenn ich Sie nicht übermäßig bewundert hätte. Ein Deutscher (er muß Ihnen verdächtig sein, Herr Brandes, der Sie ein Deutschenfresser sind), ein Deutscher, der sehr auf dem laufenden der skandinavischen Literatur ist, hat mir vor einigen Tagen gesagt, daß ich Sie zu ernst nähme, und daß Sie auch der Bewunderung, die ich Ihnen lange entgegengebracht habe, nicht wert seien. Also, Sie sehen, daß Sie diesmal mit einem Deutschen einig sind! Übrigens haben Sie mir auf meine Vorlesungen, die ich in Brüssel über die deutschen Lyriker hielt, einen zweiten Brief geschrieben, den ich mir hiermit erlaube, Ihnen zu unterbreiten.

Kopenhagen, 3. Februar 1910.

Lieber Herr Guilbeaux!

Sie haben mir auf liebenswürdige und doch nicht zufriedenstellende Weise geantwortet.

Liebenswürdig, weil ich Sie ein bißchen necken wollte, und das haben Sie nicht übel genommen (obwohl Sie den Scherz meiner Worte nicht verstanden haben).

Nicht ganz zufriedenstellend, weil Sie nur das wiederholen, was Sie gesagt haben, ohne einen Augenblick darüber nachzudenken, daß ich recht haben könnte und daß meine Art die Dinge zu betrachten wohl des Nachdenkens wert sein könnte.

Ich fürchtete gerade, daß ich Ihnen nur deshalb als ein bedeutender Kritiker erschien, weil ich einige Sprachen mehr spreche als andere Leute. Wenn ich ein bedeutender Kritiker bin (ich selbst bin davon auch überzeugt), so ist es nicht aus diesem Grunde, sondern wegen verschiedener Eigenschaften, die Sie an mir nicht kennen können, weil sehr wenig von mir übersetzt ist. Aber das ist nebensächlich. Natürlich freue ich mich, daß Sie mich hochschätzen.

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich weder Nationalist noch Chauvinist bin, aber trotzdem erscheint es mir peinlich, wenn ein Mann wie Sie nicht die Überlegenheit seiner Landsleute fühlt, wo sie auf der Hand liegt.

Ja, es ist eine Tollheit von Ihnen, Berlin und die Deutschen zu loben. Aber ...., es gibt viele „aber".

Sie sagen mit Recht, daß die Musik das große Gebiet der Deutschen sei. Ohne Zweifel. Was aber die lyrische Poesie anlangt, so sind viele Einschränkungen zu machen. Nach meinem Dafürhalten ist ihr die englische Dichtung weit überlegen. Sie lieben Whitman, den Bazalgette in Frankreich eingeführt hat. Ich glaube zu wissen, was er wert ist. Aber er ist sehr schwankend, und oft sind seine Verse nichts weiter als schlecht geschriebene Prosa. Auf jeden Fall hat die französische Sprache ihre Gesetze und Forderungen für sich, auf die Sie aber nicht hören wollen:

„Point de contraintes fausses!
Mais que, pour marcher droit,
Tu chausses,
Muse, un cothurne étroit:"

Fühlen Sie denn nicht, wie sehr es diesen Deutschen an Geschmack mangelt? Ich sehe zu meinem Schrecken, daß Sie sich sogar dieses Idioten Mombert annahmen, der in Deutschland vergöttert wird. Es kann nicht verschwiegen werden, Sie sind in Ihrer Art zu fühlen deutsch geworden, Sie haben sich nicht Ihre Unabhängigkeit bewahrt. Aus diesem Grunde loben Sie auch die schlechtesten Skandinavier, die in Deutschland von den Einfaltspinseln (imbéciles) bewundert werden.

Es steht Ihnen natürlich frei, obiges nicht zu beachten.

Ich habe es aus Wohlwollen geschrieben. Dixi, und sagen Sie öffentlich das Gegenteil.

Mit herzlichem Gruß!

gez. Georg Brandes.

Ich habe Ihnen auf diesen Brief geantwortet, ohne natürlich auf der Verachtung, die Sie gegen die Deutschen hegen, zu verharren. (Warum haben Sie nicht früher diese Verachtung verkündet? Sollte es deshalb sein, wie man jetzt sagt, weil Sie viele Artikel veröffentlichten und zahlreiche Vorlesungen in Deutschland hielten und darum allen Grund hatten, ihre Gefühle zu verheimlichen?)

Wenn ich von Mombert gesprochen habe, so geschah es deshalb, weil ich die zeitgenössische lyrische Poesie in Deutschland vollständig vorführen wollte. Sagen sie selbst, spüren sie nichts von der Macht der Persönlichkeit, dem gewaltigen Rhythmus, dem durchaus modernen Geist eines Richard Dehmel? — Was Whitman anbelangt, so empfinden sie seine Werke wie schlecht geschriebene Prosa! Nun, Herr Brandes, ich kann Ihnen sagen, daß mir das Menschliche und die Gewalt eines Whitman weit lieber ist als all der Sirup und Honig eines Dumas fils, eines Herrn Sudermann, eines Herrn Fernand Gregh. Sie werfen mir den schlechten Geschmack der Deutschen vor! Sie aber, Herr Brandes, Sie haben zurzeit einen noch viel verächtlicheren Geschmack als der lamentable Herr Faguet und alle unsre blödsinnigen Pedanten, die im Innern einen Detektivroman oder ein zotiges Feuilleton den robusten Dichtungen eines Zola, eines Mirbeau, eines Philippe vorziehen.

Übrigens sage ich Ihnen frei heraus, daß Sie mir schon vor Ihren zwei Briefen eine arge Enttäuschung bereitet haben. Ich spiele dabei auf die Unterhaltung an, die wir beide allein in Paris im Hôtel d'Jéna März 1909 miteinander führten. Sie ließen mich durch einen nahen Verwandten des farblosen Fernand Gregh wissen, daß Sie mich erwarteten. Ich sah Sie — und ich war enttäuscht. Nachdem ich wieder in meinem Zimmerchen angelangt war, zeichnete ich meine Eindrücke auf. Ich hatte Sie während zwei Stunden gesehen. Während mehr als hundert Minuten sprachen Sie über die Dreyfusangelegenheit. Sie erschienen mir damals wie ein Teufel, der plötzlich in einen Weihkessel gefallen ist, und nun zappelt und schreit. Sie hatten ein satanisches Aussehen, alle Ihre Gesten waren verrenkt, als Sie mir vom General

 Mercier und anderen Leuten erzählten. Ich glaubte, Sie würden mit mir über Literatur reden, statt dessen wühlten Sie nur in unendlich oft wiedergekäuten Dingen, die nicht mehr aktuell waren. Und als Sie endlich über Literatur mit mir sprachen, hätte ich gewünscht, daß Sie wieder über die Dreyfusaffäre sprächen. Hier der Extrakt meiner Aufzeichnungen: „.... ich wurde enttäuscht.... Brandes lobt Sudermann über die Maßen. Er wirft mir vor, ihn in einer kleinen Revue schlecht behandelt zu haben; er lobt „Das hohe Lied". Vom französischen Drama spricht er in einer Weise, die mich ganz verdutzt, von Dumas fils, Sardou, Robert de Flers, Caillavet and Co ...."

Das sind also die Schriftsteller, die Ihr Herz bewegen. Sie ziehen Dumas fils und Sudermann einem Whitman, Maeterlinck, Verhaeren, Ibsen, Hauptmann vor. Sie werden bald, so muß ich glauben, einen ganzen Kursus über den Boulevardisten Alfred Capus halten.

Ich möchte fast glauben, daß damals, vor langer Zeit, als Sie in Kopenhagen über Nietzsche sprachen (Nietzsche war darüber sehr überrascht, er, der sich in einem an Sie gerichteten Briefe als vir obscurissimus bezeichnete), Ihnen vielleicht die lyrische und philosophische Begabung Nietzsches nicht so sehr bewußt war, aber Ihre Nase witterte, daß Nietzsche eines Tages bekannt werden würde, weltbekannt, und daß man dann Sie als einen Entdecker preisen würde.

Da ich mir einige kleine Vorwürfe gestattet habe, möchte ich auch nicht versäumen Ihnen zu sagen, daß auch Sie mich eines Tages verwundet haben. Ich hatte im „Gil Blas" mit einem Kollegen eine Enquête über Frankreich und Deutschland veranstaltet. Wie viele andere Persönlichkeiten, erhielten auch Sie einen Fragebogen. Und weil ein Redakteur dieser Zeitung einige Tage vorher ein wenig auf Sie gestichelt hatte, antworteten Sie mir mit einem Briefe, der folgende Stellen enthielt: „.... Sie halten mich für wenig stolz, da Sie mich veranlassen wollen im „Gil Blas" zu schreiben. Ich hoffe für Sie, daß Sie in Ihrem Leben mehr Stolz beweisen werden, als Sie mir zuschreiben...."

Erstens habe ich dazu zu sagen, daß ich absolut nicht verantwortlich gemacht werden konnte für Dinge, die ein Redakteur einer Zeitung, bei der ich gelegentlich mitarbeitete, schrieb. Außerdem, wenn ich wie Sie zu der

Zeit von der Regierung ein Stipendium gehabt hätte, so wäre ich sicherlich nicht gezwungen gewesen, eine Enquête zu halten, um etwas Geld zu verdienen. Es war grausam von Ihnen, Herr Brandes, mir einen solchen Vorwurf zu machen. Sie wissen sehr wohl, daß es in Frankreich noch schwerer als anderswo ist, als Schriftsteller seinen Unterhalt zu verdienen, besonders wenn der Schriftsteller sich den dummen Forderungen des „Boulevards" entgegenstellt, und noch mehr, wenn er, wie es bei mir der Fall ist, mit Deutschland sympathisiert.

Herr Brandes, ich hielt Sie für einen unabhängigen Kritiker, dem nationale Fragen wenig gelten und der nur die Menschen und ihre Werke prüft. Sie, der Sie mir vorwerfen, den deutschen Geschmack angenommen zu haben, ich werfe Ihnen vor, daß Sie nicht etwa eine französische Art zu fühlen haben, sondern daß Sie die blöde Methode der unwissenden, farblosen und nationalistischen Boulevardisten angenommen haben.

Seien Sie aufrichtig, Herr Brandes! Wenden sie sich doch öffentlich von Ibsen und Verhaeren, schreiben Sie die „chronique mondaine" des Figaro, und zeichnen Sie die politischen Artikel der „La Libre Parole" und der „L'Action Francaise"!

Henri Guilbeaux (Paris).

WAS SAGT MOLOCH DEUTSCHLAND DAZU? VON CAMILLE LEMONNIER (BRÜSSEL)

Ich wüßte eine äußerst amüsante Zeichnung für den guten alten Kladderadatsch: In einer Arena, einer jener seltsamen kleinen Kampfarenen, wie man sie in der Größe eines etwas umfangreichen Taschentuches häufig in den vor Gendarmen verborgenen Wirtshäusern Westflanderns antrifft, sieht man den wütenden Kampf von Chanteclers: Zwei Hähne, mit Hauben und Kämmen wie wilde Könige, sträuben ihr Gefieder, erheben sich zu plötzlichem Fluge und schlagen mit ihren tödlichen Sporen aufeinander los. Die Federn fliegen, die Hälse sind zerrissen, die Augen hängen blutunterlaufen aus den Höhlen. Dann fallen sie für kurze Zeit zurück, setzen sich aber bald von neuem in Positur, schlagen mit den Flügeln, schmettern ein sonores „Kokoriko!" wie eine Fanfare und stürzen toll vor Wut aufeinander los.

Ich weiß wohl, die Geschichte ist alt, und alle Schläge treffen nicht. Der kleine wallonische Hahn, ein Federhahn und ein Schreihahn, der mehr mit dem Gefieder als mit den Füßen macht, schlägt manchmal ins Leere, ein wenig prahlerisch, wie ein kleiner Hahn, der nur zu wollen braucht, um den Partner mit Haut und Haaren verschlingen zu können, im übrigen aber tapfer und offen wie zur Zeit der Ritter der Lilie, als seine Vorfahren auszogen, um für Frankreichs Könige zu kikirikien. Der flämische Hahn dagegen, ein Mordsteufel von einem Hahn, der nicht für die Galerie, sondern für eigene Rechnung arbeitet, spielt alles mögliche in Flandern. Spielt den Ritter wie den Bauern, spielt mit dem Messer, hinterrücks und klug, alles zusammenraffend und zusammenscharrend, was ihm in die Nähe kommt, alles ohne Lärm, und die Schläge nur da austeilend, wo es nötig ist. Nun ja, das alles gab es schon zur Zeit des Bürgermilitärs, als zu Courtrai, Kassel, Roosebeke Franzosen, Wallonen und Flämen sich mit der Spitze ihres Dolches kitzelten oder sich mit ihrem bedenklichen „Goedendag" beleidigten. "

Denn schon zu dieser Zeit bestand der alte Wirtschafts- und Rassenkampf. Man schlug sich ebenso wie man zur Messe ging. Man metzelte, wenn kein weiteres Interesse vorlag, zum Pläsier, aus Temperament, oder aus Blutfeindschaft. Und so ist es geblieben. Wer weiß, wie lange die Schlacht noch dauert. Manchmal singt ein patriotischer Barde: „Flämisch, wallonisch sind Vornamen. Belgisch ist der Familienname." Aber das geschieht nur für offizielle Zeremonien. Und wiederum fahren die beiden Hähne aufeinander los. Noch ist die Partie nicht gewonnen.

Sicherlich wäre das ein vergnügliches Bildchen für den Kladderadatsch: Man würde dann noch zwei rätselhafte Personen hinzuzeichnen, die auf die Ballustrade lehnen, die Hiebe studieren, nichts reden und abwarten. Die Partie könnte gewiß noch viel mehr Leute interessieren, aber diese beiden machen eine Familienangelegenheit daraus. Übrigens eilt es ihnen durchaus nicht. Der Moment kommt ja doch, in dem einer der beiden Hähne seine Sporen lassen muß. Und jeder der beiden Schlaumeier hat seinen Champignon, den er heimlich ermutigt. Es ist nicht angängig, dazwischen zu treten: Kein Wort, kein Schrei. Die Schranken sind neutral. Man ist übereingekommen, diese alte Vorschrift

zu respektieren. Gewöhnlich werden nach mehreren Scharmützeln die Wunden der Kämpfer mit frischer Butter bestrichen. Und dann greift einer der beiden Personen unter die Federn, um zu fühlen, wie weit es ist. Der kleine wallonische Hahn bekommt die schlimmsten Hiebe. Der flämische Hahn ist obenauf. Er ist ein echter Streithahn und strebt danach, auf seine alten Tage ein guter Hühnerhofhahn zu werden. Ein saftiger, fetter, korngenährter, der einen Mastkapaun neidisch machen könnte. Er will alleiniger Herr des Hühnerhofes sein: Früher nannte er sich „Flamendiant", aber nun, seitdem er kein „Mendiant" mehr ist, also nicht mehr bettelt, seitdem er so ziemlich alles hat, wechselt er den Namen und nennt sich „Flamingant".

Seid gewiß, daß die beiden Gevatter, die, ohne es zu zeigen, die Schlacht so aufmerksam verfolgen, auf ihre Kosten kommen. Ich vermute, ihr habt sie schon erkannt: der eine lebhaft, munter, angenehmer Plauderer mit einem kleinen Napoleonhut, der andere schwerfällig, schweigsam, aus einer Porzellanpfeife schmauchend, mit großen blauen Augen unter dem Kürassierhelm.

Ich wiederhole nochmals, das wäre ein Sujet für ein wirklich originelles Bild im Kladderadatsch. Unter der Voraussetzung jedoch, daß der eine der beiden Hähne den anderen definitiv besiegt, und daß der eine der beiden Schlaumeier seine Hand auf den fetten Bissen legt! — Das wäre dann nur noch eine Küchenfrage, da der eine Hahn nach französischer Sitte auf dem Spieß gebraten, der andere als Frikassee mit deutscher Sauce gegessen wird.

Sprachenkonflikt, Interessenantagonismus, Rassenhaß — so weit hat man es in Belgien gebracht. Warum? Wofür? Aus welchem Grunde? — Die flämische Reaktion, die blind und taub ein Plattdeutsch spricht, das 25 Buchstaben des Alphabets erfordert, um das Wort „Piano" und 32 um das Wort „Chef de Station" zu schreiben, diese Reaktion, welche Ehren, Würden, Anstellung fordert, würde eher alles andere zugeben, als die Herrschaft mit den „Fransquillons" zu teilen. Und die Wallonen ihrerseits geben zu verstehen, daß sie lieber alles denkbar andere tun würden, als das flämische Kauderwelsch mundgerecht zu finden. Das ist der Jammer des Separatismus! Und der Hühnerhof ist in der Gewalt desjenigen, der den längsten Arm hat. Dreivierteljahrhundert mühselige Arbeit, gemeinsames

 Gedeihen, Vernunftehen zwischen zwar schlecht zusammengestellten Gatten, die aber gute Figur machen sollten — um sich zu hetzen und sich die Federn auszureißen.

„Kwaadenhoeck!" — Gefährliche Ecke, wie das Volk von den Straßenecken zu sagen pflegt, an denen man sich unliebsamen Begegnungen aussetzt. Vielleicht ist Belgien an einer dieser gefährlichen Biegungen, wenn nicht ein „gewaltsamer Vergleich" der gegenwärtig revolutionären Periode ein Ende setzt.

Was sagt Deutschland dazu?

TATSÄCHLICHES ÜBER DIE NATIONALE ABSTAMMUNG DER ENGLÄNDER. VON LIC. VON CHOINSKI.

Die deutschähnlich klingenden englischen Wörter: father, mother, brother, sister, God usw. führen auf den Gedanken, Engländer und Deutsche seien sprachverwandt, also wohl auch Vettern. Der Kenner weiß freilich, daß dieselben Wörter, in noch größerer Ähnlichkeit, auch im Dänischen zu finden sind: fader, moder, broeder, soester, Gud usw. — Es gibt 1336 Wortstämme, welche allen drei Sprachen gemein sind. Dagegen finden wir im Englischen 647 Wortstämme, die nur mit dem Dänischen gemein sind wie: again, kin, ask, til, already, (dänisch: igjen, kjoen, ask, til, allerede), (deutsch: wieder, blutsverwandt, fordern, bis, schon). Dagegen hat das Englische nicht mehr als 41 Wortstämme, welche nur im Deutschen wiederzufinden sind, wie: bosom, beard, Eastern, forward, fox usw. (deutsch: Busen, Bart, Ostern, vorwärts, Fuchs), (dänisch: barm, skaeg, paake, frem, vaer).

Diese Zusammenstellung spricht Bände. Sie beweist, daß die 1336 Wortstämme, welche uns deutschähnlich scheinen, dem Dänischen entnommen sind. Wie könnten wir nämlich sonst verstehn, daß im Englischen nur 41 spezifisch deutsche und 647 (also fast das Sechszehnfache) spezifisch dänische Stämme zu finden sind? — Betreffs der Verwandtschaft des Dänischen, und überhaupt des Skandinavischen, mit dem Deutschen ist zu bemerken, daß es unter 20335 dänischen Wörtern 7770 Wörter gibt, die mit dem Deutschen nichts gemein haben. — Auf 5826 Wortstämme des englischen Sprachschatzes kommen, außer den besagten 1983 skandinavisch-germanischen, noch 2250 lateinische und 1593 französich-keltische Stämme. Sprachlich besteht somit das Verhältnis: auf 5826 englische Wortstämme kommen 3837 lateinisch-keltische und 1983 skandinavisch-germanische. Die sprachlichen Resultate sind aber schon deshalb nicht entscheidend, weil besagte 2250 lateinische Wortstämme augenscheinlich durch

die römische Herrschaft und Zivilisation nach Britannien verpflanzt worden sind.

Die Legende, die Briten, Einwohner von Britannia, welche 411 n. Chr. von den römischen Kaisern aufgegeben war, seien von jenen Eroberern, Angelsachsen genannt, welche von 449 bis 595 zumal südöstliche Gebiete der Insel eroberten, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, verdankt England, und nach ihm auch Deutschland, der Erzählung eines unbekannten Verfassers, „Gildas" genannt, welcher, ein Brite von Geburt, als Flüchtling ums Jahr 560 n. Chr. in einem nicht näher zu bestimmenden Kloster in Armorica (Bretagne und Normandie Frankreichs) nicht nach sicheren Urkunden, sondern nach Erzählungen anderer Flüchtlinge, in lateinischer Sprache eine Schrift „über die Ausrottung der Briten" (de excidio Britonum) aufsetzte. In dieser Schrift sagt Gildas: „Nachdem Kaiser Honorius 411 n. Chr. sein Heer aus Britannien zurückgezogen hatte, wurde das elende Überbleibsel von Pikten und Skoten bedrängt. Gegen diese Feinde rief der britische König Guorthigirn die grimmigen und ruchlosen Sachsen zu Hilfe. Und eine große Zahl junger Raubtiere brach nunmehr über unser Land aus dem Lager der barbarischen Löwin hervor. Sie landeten zuerst an der Ostküste der Insel und setzten sich dort fest mit ihren scharfen Klauen. Ihre Heimat entsendete immer größere Scharen ihrer Wolfsbrut. Da wurde der eine Teil der Briten in die Bergschluchten eingeschlossen und abgeschlachtet, ein anderer Teil, durch Hunger gezwungen, ergab sich, um als Sklaven ihren Feinden zu dienen, und liefen Gefahr, jeden Augenblick niedergestochen zu werden. Andere flüchteten aus dem Lande mit lautem Wehklagen, und gingen übers Meer. — Andere flohen in unzugängliche Berge und Wälder, und blieben so in ihrem Lande."

„Dies ist die Erzählung", sagt der englische Gelehrte Th. Nicholas (Pedigree of the English People, London 1874, S. 214), „auf welche sich der Glaube des englischen Volkes hinsichtlich seiner Abstammung gründet. Man spricht dem „Gildas" nach und sagt, die Briten seien fast alle ausgerottet worden, und so seien die Engländer Nachkommen eines teutonischen Geschlechts. Es ist klar, daß die Angabe des Gildas aus der Luft gegriffen ist."

Der englische Gelehrte Luke Owen Pike (the English and their origin, 1866, S. 25) sagt: „Der erste Blick in die Gildassche Schrift zeigt, daß der Seelenzustand des Verfassers gestört war. Alles erscheint ihm in Schwarz und Verzweiflung . . . Gildas litt an Schwermutswahnsinn." Ein ähnliches Urteil hat schon Gibbon (1794) über Gildas gefällt, und viele englische Gelehrte folgten ihm und suchten die Unglaubwürdigkeit des Gildas darzutun, so daß die Gelehrten Englands den Glauben an teutonische Abstammung der Engländer aufgegeben haben. In Deutschland liegt dieses Gebiet fast ganz brach, so daß selbst ein Geschichtsforscher wie Mommsen die Engländer „vorgeschrittene deutsche Brüder" nannte (German Times in Berlin, Januar 1902).

Betreffs der vermeintlichen Wehrlosigkeit und Feigheit der Briten widerlegt Gildas seine eigene Behauptung schon da-

durch, daß er anderweitig erzählt, wie Guortigirns Bruder Ambrosius, König von Wales, nicht nur sein eigenes Land gegen die Angelsachsen zu schützen wußte, sondern es auch verstand, durch Siege die Ankömmlinge zu zwingen, ihn als „den Oberkönig aller britischen Könige anzuerkennen".

Im Gegensatz zu Gildas erzählt in seiner „Historia Britonum" ein „Nennius" genannter Verfasser, welcher zu Anfang des 9. Jahrhunderts in irgendeinem Kloster in Wales gelebt hat, manche Tatsachen, die von großer Tapferkeit der Briten im Kampfe mit den Angelsachsen sprechen. In Wales, welches von den letzteren nie beherrscht wurde, konnten sich aber glaubwürdige Überlieferungen über die Kämpfe der in der Nachbarschaft ringenden Landsleute unverfälscht erhalten. — Nennius erzählt nun, der britische König Guorthigirn hätte eine aus ihrer Heimat vertriebene und unter Führung von Hengist und Horsa an der Küste von Kent gelandete Kriegerschar — die er nach dem Beispiel aller früheren römischen Geschichtsschreiber „Sachsen" nennt — im Kampfe gegen die Pikten und Skoten, sowie auch gegen seinen eigenen Bruder Ambrosius, König von Wales, in Sold genommen. Für ihre Dienste hätte er ihnen das kleine Delta (nordöstliche Spitze von Kent), welche nach Beda dem Ehrwürdigen († 735) nur für etwa 600 Familien Platz hatte, eingeräumt. Hengist hätte sodann dem Guorthigirn seine Tochter Rovena zur Frau gegeben, und dafür das ganze Land Kent erhalten. Hengist hätte immer neue Scharen aus seiner Heimat kommen lassen, „bis zuletzt die Heimatsinseln ganz entvölkert waren. Sodann hätte des Königs Sohn Guorthimir, empört über seines Vaters Nachgiebigkeit den Ankömmlingen gegenüber, den „Angelsachsen" offen den Krieg erklärt, in mehreren Schlachten gegen sie gekämpft und am Flusse Dewrent einen entscheidenden Sieg davongetragen; hier hätte er Hengists Bruder Horsa mit einem aus der Erde herausgerissenen Baumstamme erschlagen, nachdem sein Schwert im Kampfe zerbrochen war. Besiegt hätte sich Hengist einige Jahre hindurch ruhig verhalten, es wäre ihm aber gelungen, durch Vermittlung Rovenas seinen Todfeind Guorthigirn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Hengist hätte sodann 300 zu einem Festmahle eingeladene britische Edeln durch Meuchelmord umbringen lassen, und König Guorthigirn hätte für Leben und Freiheit den Ankömmlingen ein Gebiet abtreten müssen, das die jetzigen Grafschaften Essex Middlessex und Sussex umfaßt.

Wie von einer Ausrottung der Briten durch die Römer keine Rede ist, so ist auch die Idee, die Briten seien durch die Angelsachsen ausgerottet worden, reiner Wahn. Ein gebildetes, kriegstüchtiges Volk von etwa 4 Millionen Seelen läßt sich nicht von barbarischen Eroberern, die auf flachen kleinen Schiffen in verschiedenen Zeitabständen kommen, vernichten.

In welchen Gebieten Britanniens sollte nun aber die Ausrottung Platz gegriffen haben? Gewiß doch nur im Bereiche der Heptarchie (Wessex, Sussex, Kent, East Anglia, Mercia und Northumbria), d. h. dort, wo überhaupt ein Kampf zwischen den Briten und Angelsachsen stattgefunden hat. — Northumbria bildete die östliche Hälfte des Teiles der Insel, welcher

sich von der südlichen Linie Hull—Liverpol bis etwa zur nördlichen Linie Edinburg—Greenoc hinzog. Die westliche Hälfte dieses Gebiets, von Greenoc bis Liverpool, hieß Strathclyde, war von Briten bewohnt, und stand bis ins 10. Jahrhundert unter britischen Fürsten. — In der „sächsischen Chronik" für 924 heißt es, daß der König der Briten von Strathclyde den Sohn Alfreds des Großen († 901) Eduard als „Vater und Oberherrn" anerkannt hat. — Ebenso wie Strathclyde war auch das oben erwähnte Königreich Damnonia nur von Briten bewohnt. In Cornwall, welches zu Damnonia gehörte, ist die bretonische Sprache erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgestorben. Damnonia und Strathclyde bildeten aber mehr als den vierten Teil des heutigen England und kommen an Ausdehnung fast dem dritten Teil der Heptarchie gleich.

Nehmen wir nun für England allein eine Bewohnerzahl von 28 Millionen an, so sind, da Damnonia und Strathclyde mit inbegriffen sind, darunter 8 Millionen rein bretonischer Abstammung. Auf die ehemalige Heptarchie, den Schauplatz des Kampfes zwischen Briten und Angelsachsen, entfielen somit etwa 20 Millionen. Die Frage ist nun, ein wie starker Prozentsatz bretonischen Blutes auf diese Bevölkerung von 20 Millionen entfällt.

Wir finden in den erwähnten „Triads" (in der Myvyrian von Wales) bittere Klagen über britische Fürsten, welche „die vaterländische Sache verraten hätten", und namentlich darüber, daß die Lloegrians (von Kent, Essex und Surrey), ebenso wie die „am Humber wohnenden Coraniens" sich mit den „Sachsen" verbunden hätten und „geworden sind wie die Sachsen". — „Auf diese Art ist", sagt Owen Pike l. c. S. 45, „das vermeintliche Verschwinden des bretonischen Volkes aus der Bildfläche leicht zu verstehen." Derselbe Verfasser sagt: „Wir wissen aus dem Gesetze des Königs Ina, daß inmitten der Eroberer eine bretonische Bevölkerung bestand, deren soziale Lage nicht viel beschränkter als die der Eroberer selbst war."

Die bretonische Bevölkerung der großen, von den Römern gegründeten und stark befestigten Städte verblieb, trotz aller Siege der Eroberer auf dem platten Lande, größtenteils unversehrt, weil diese befestigten Plätze für die Eroberer, welche keinen Belagerungspark besaßen, uneinnehmbar waren. — Betreffs der englischen Hauptstadt selbst, welche nach wie vor den bretonischen Namen London (llong = Schiff, — llhwn = Wald, — din = Stadt) trägt, und noch unter Constantin dem Großen († 337) eine gewaltige, etwa 15 Kilometer lange, 7 Meter hohe Mauer mit 15 Türmen erhielt, stimmen alle Verfasser (Allen, Norton, Thornbury, Jesse, Loftie) darin überein, daß London die von den Römern übernommene Munizipalverfassung bis auf heute größtenteils unverändert bewahrt, und während der „angelsächsischen" Herrschaft einen kleinen Staat für sich gebildet hat, und daß selbst der furchtbare Wilhelm der Eroberer nur auf Grund eines besonderen Vertrages von London als Landesherrn anerkannt wurde. Die Römer hatten 92 größere Städte in Britannien gegründet, von denen 33 die anderen an Größe und Reichtum übertrafen. Die meisten von

den besagten Städten waren stark befestigt; zumal waren es die 9 coloniae romanae, von denen nur eine, nämlich Isca, in Wales lag. Die übrigen 8 sind die heutigen Städte: London, Culchester, Richborough in Kent, Bath, Caerlon on Usk, Chester, Gloucester, Lincoln, Cambridge. — Mr. Wright hat (The Celtic, the Roman and the Saxon, London 1861) nachgewiesen, daß die römische Verwaltungsart in allen größeren Städten des von den „Angelsachsen" eroberten Gebietes in politischer und juridischer Hinsicht sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, ein Beweis, daß die Bevölkerung dieser Städte mit nichten ausgerottet worden ist.

Auch die geistige und physische Komplexion des Engländers beweist, daß in ihm bei weitem mehr das bretonische als das skandinavisch-germanische Element zu finden ist. Der typische Engländer ist weltbekannt. Man bestreitet ihm nicht treffliche Eigenschaften: Ernst und Ausdauer in Verfolgung eines guten Zweckes, Mut, Unerschrockenheit, Pietät, Opferwilligkeit. Während aber der Däne, und noch mehr der Deutsche, menschenfreundliche Zuvorkommenheit im Umgang, zumal mit Fremden, zeigt, — sagt man dem Engländer Menschenverachtung und -scheu, Unhöflichkeit und Abgeschlossenheit nach. In welchem Volke finden wir nun Eigenschaften, die den erwähnten der Engländer am ähnlichsten sind?

Von den Bewohnern der französischen Bretagne lesen wir: „Der heutige Bretagner hat eine melancholische Gemütsstimmung, ein zurückhaltendes Wesen, dabei aber innere Empfindsamkeit und oft große Leidenschaftlichkeit, verborgen hinter äußerer Rohheit und Fühllosigkeit. Er ist kühner Seefahrer und mutiger Krieger, gastfrei und redlich, stolz auf seine Abkunft, starr am alten hängend, und im Widerstand ebenso hartnäckig und blind, wie furchtlos und unbezähmbar." Mit Recht kommt es bei Engländern in Gebrauch, sich Briten zu nennen.

Was die physische Komplexion betrifft, so müßten die Engländer, wenn sie skandinavisch-germanischen Ursprungs wären, blonde Haare und blaue Augen haben. Dagegen sagt Mr. Prichard (The Natural History of Mankind, London 1841—47), daß auf Grund von Untersuchungen von 20 Versammlungen festgestellt wurde, daß $^4/_5$ der Engländer von schwarzer, und nur $^1/_5$ von blonder Haarfarbe waren.

So muß nun mit Rücksicht auf alle oben erwähnten Tatsachen wenigstens eine der „angelsächsischen" Bevölkerung gleichkommende Zahl von Briten auch in der Einwohnerschaft der Heptarchie zugestanden werden. Von den oben erwähnten 20 Millionen, welche das Gebiet der ehemaligen Heptarchie bewohnen, entfallen somit 10 Millionen auf die britische und 10 Millionen auf die skandinavisch-germanische Abstammung. Da aber, wie oben gesagt, auf Damnonia und Strathclyde, beides mit rein britischer Bevölkerung, 8 Millionen Einwohner entfallen, deshalb kommen auf die Gesamtzahl der Einwohner von 28 Millionen — 18 Millionen Briten und 10 Millionen Skandinavier und Germanen, oder es kommen auf 64,28 % Briten nur 35,72 % Eroberer.

Es muß angenommen werden, daß der auch für politische Beurteilungen wichtige Nachweis, von einer Blutsbrüderschaft und Rassenverwandtschaft Englands und Deutschlands könne nicht die Rede sein, nicht leichtsinnig erhoben ist.

KRUPPS SCHACHZUG. EIN FINANZBRIEF VON DR. H. MAMMON

Genug, den Zaghaften ist nicht zu helfen. Die stehen abseits und vor lauter Lamentieren kommen sie nicht dazu, ihre Augen aufzureißen; dann müßten sie, ob sie wollten oder nicht wollten, sehen, daß ein Umschwung sich vorbereitet. Vorbereitet? Nein, er ist mitten auf dem Wege. Die Bilanzveröffentlichungen der Banken legen davon Zeugnis ab. Ballin kann sich voll gesättigter Zufriedenheit die Weste stramm ziehen: 40 Millionen Betriebsgewinn ist ein niedliches Sümmchen, noch mehr als im Jahre 1906. Während Rathenau sich hoffnungsfreudig die Lahmeyer-Werke angliederte, um den süddeutschen, schweizerischen Markt sich zu erschließen, — wozu noch mehr angenehme Intermezzi aufzählen! —, hat sich in aller Stille sehr Bedeutungsvolles vollzogen. Das geht Krupp an.

Und wie das bei solchen Geschäften zumeist zu gehen pflegt, hatte man zuerst wieder einmal keine Ahnung von dem Tatsächlichen gehabt, das hier geboren werden sollte. Die Börse, die sonst sehr Feinfühlige, tappte im Dunkeln; und kombinierte das Unmöglichste. Das einzige, was man mit Sicherheit feststellen konnte, war, daß es sich um eine Transaktion mit der Westfälischen Drahtindustrie in Hamm handelte. Wer aber sollte als Gegenkontrahent auftreten? Phönix und Deutsch-Luxemburg wurden genannt. Daneben geschossen. Krupp, die Firma Friedrich Krupp, Akt.-Ges., war es. Ein schlauer Handel, ein geschickter Schachzug, und hätten wir nur dieses eine Geschäft als Kriterium für die Kruppsche Geschäftsführung, so genügte dies, um das Urteil einer gewiegten, zukunftsbeherrschenden Leitung auszusprechen; ganz abgesehen davon, daß der Weltruf und die glänzende finanzielle Organisation des Werkes dafür bürgt. Im Mittelpunkt dieses Geschäftes stand die Erwägung, daß, wenn im kommenden Jahre die Erneuerung des Stahlwerksverbandes zur Diskussion stehen wird, diejenigen Syndikatsmitglieder am besten abschneiden werden, deren Beteiligungsziffer auf Grund der vorzulegenden Produktionsziffern am höchsten eingestellt werden muß, denn diese haben dann die Möglichkeit, eine kommende, frische Konjunktur — und sie kommt, wenn auch langsam und bedächtig — bis zur Grenze der Produktionsmittelerschöpfung auszunützen. Also Kampf, zukünftiges Ringen um die Beteiligungsziffer. Hieraus erwuchs die Idee der Firma Krupp, sich einen möglichst sicheren, ja wenn's angängig ist, vertragssicheren Absatzmarkt zu garantieren! Und das ist der Stimulus gewesen, der die Firma Krupp beherrschte, als sie einen, wenn man so sagen darf: Pachtvertrag mit der Westfälischen Draht-

industrie in Hamm, einer Gesellschaft, die, sowohl was Größe als auch Qualität ihrer Produktion anbetrifft, auf dem kontinentalen Markte tonangebend ist, abschloß. Bislang schon war die Westfälische Drahtindustrie hauptsächliche Abnehmerin der Halbzeugfabrikate Krupps, in Zukunft wird sie nun ihren ganzen Bedarf bei der Essener Firma, ihrem Vertragsverbündeten, eindecken; und das sind nach den Ziffern für 1910, die 261 000 Tonnen aufweisen, rund 300 000 Tonnen. Nach dem Syndikatsvertrage des Stahlwerksverbandes gehören die von Krupp an die Drahtindustrie zu liefernden Halbzeugfabrikate unter die Rubrik B-Produkte. Krupp hat also seine Beteiligungsziffer in B-Produkten gesteigert. Daß das nun auf die übrigen an erster Stelle stehenden Mitglieder des Stahlwerksverbandes anspornend wirkt, das wird sich wohl bald sehr klar ergeben. Phönix und Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, die in den vergangenen Jahren erst enorme Betriebserweiterungen vorgenommen haben, werden wohl kaum zögern, ebenso trustbildend aufzutreten; und Thyssen und die anderen Großen? Auch sie haben ein ganz besonderes Interesse, ihren Absatzmarkt in B-Produkten, deren Produktionsziffern die Syndikatsbeteiligung pro 1912 bestimmen sollen, auszudehnen oder, wie nach Krupps Vorbild es geschehen dürfte, vertragssicher festzulegen. Damit ständen wir vor einer kritischen Situation, denn die Abhängigmachung der weiterverarbeitenden Industrie — das wäre die Parole, die dann zu einer Vertrustung, ganz nach amerikanischem Muster, führen müßte. Ob das wünschenswert ist? Nein zu antworten, liegt im Konsumenteninteresse. Aber das Ja gibt dem Riesenunternehmer sein Recht. Und da wir's noch immer zu keinem Syndikatsgesetz gebracht haben, so ist eine Beschneidung der Ausdehnungsmöglichkeiten der Großmontanbetriebe zur Unmöglichkeit zu rechnen. Reine kalkulatorische, kaufmännisch-industrielle Erwägungen, die besonders auf die Ausschaltung des Zwischenhandelsgewinnes bedacht sind, geben den Ausschlag. Und wenn Krupps Geschicklichkeit günstige Abschlüsse zustande bringt, so hat die übrige Kritik zu schweigen, höchstens anzuerkennen. So liegen etwa die Dinge.

Praktisch will die Rettung der Drahtindustrie nichts anderes besagen als: Krupp rüstet sich auf den Syndikatskampf. Das Publikum freilich hat nun daran Interesse, daß die Erschütterungen, die die unausbleibliche Folge langwieriger Kämpfe oder gar des Zusammenbruchs des Syndikats bildeten, möglichst im Keime erstickt und vermieden werden. Ein revelhaftes Spiel mit der nationalen Wohlfahrt müßte man die einseitige, egoistische Dividendenpolitik nennen, wenn es nicht noch gelänge, Einigkeit zu erzielen. Gegenwärtig aber sieht es nicht danach aus, als ob viel Verständigkeit am Syndikatssteuer regierte. Denn zu der Drahtindustrietransaktion lag weder für Krupp noch für die Drahtgesellschaft ein besonderer Anlaß vor; beide arbeiteten, den Verhältnissen angemessen, durchaus rentabel. Daß die Dividendenerträge in den letzten zwei Jahren bei der Drahtindustrie zurückgegangen sind, hat eigenartige Gründe; siehe Rigaer Filiale; aber das war kein Grund sich an Krupp zu hängen. Und andererseits Krupp:

hier hatte nur die Lust zur Kampfansage für 1912 den Willen geleitet. Nichts als ein gewiegter Schachzug der Firma Krupp. Freilich: ob er nicht zum Bösen in seiner Wirkung auf die Syndikatsbrüder mit ihren dicken Stahlnerven ausschlägt? Wenn das der Fall sein sollte — wir fürchten es! — dann mag die Eisenindustrie und die weiterverarbeitenden Betriebe sich in acht nehmen, eine überhitzige Kapitalanspannung und Produktionsanhäufung, die zum Markt in keinem gesunden Verhältnis mehr stehen wird, weil sie nicht verdaut werden kann, werden dann die kurze Spanne auflebender Konjunktur gewalttätig verzerren, und statt eines gesunden, bedächtigen Aufstieges erleben die Überkalkulatoren, die Superfeinen, die zu früh mit der Zunge nach dem Erfolge geleckt, einen derb klatschenden Rückschlag; man muß nicht alle Trauben seinem Gaumen gewinnen wollen; es könnten auch saure darunter sein.

ZUM KAFFEEKRIEG

Ich habe mit großem Interesse und wahrer Genugtuung den Artikel in Heft 7 der „Zeitschrift" vom 31. Dezember gelesen. Die gegen die brasilianischen Valorisationsbestrebungen eingeleitete Bewegung ist nun bekanntlich auch bereits erfolgreich gewesen, denn das Vertrauen weiter Kreise ist erschüttert, die Konsumenten ziehen sich bei den hohen Preisen immer mehr vom Kaffee zurück, und die Zeit, in der das künstliche Gebäude zusammenbrechen wird, ist vielleicht nicht mehr fern. Die Wände des Gebäudes fangen bereits an zu knistern, und die Ratten verlassen den in den Fugen erschütterten Bau. Schwächlich sind die von der brasilianischen Clique angewandten Mittel, um ihrem Bluff wieder zum Siege zu verhelfen. Die zukünftige Ernte wird täglich niedriger geschätzt, weil sie durch Dürre zu sehr gelitten haben soll, aber es wird ihnen nicht mehr geglaubt, denn es regnet in Brasilien seit bald 6 Wochen, und Eingeweihte sagen, daß die vielfach ins Feld geführten Dürre-Perioden nicht intensiver gewesen seien als in anderen Jahren, wo sie nichts geschadet haben. Bekanntlich wechseln in Tropenländern Regen- und Trockenheits-Perioden von jeweiliger längerer Dauer miteinander ab.

Das zweite Argument, mit dem Brasilien die Gegenbewegung einzudämmen sucht, lautet: „Widersetzt euch nicht unseren Spekulationsbestrebungen, sonst werden wir verstimmt." In diesem Sinne hat sich auch ein Herr P. Nunés in Heft 8 der „Zeitschrift" geäußert. Herr Nunés sagt in dürren Worten: „es erscheint ihm nicht klug, sich gegen die brasilianischen Spekulationsbestrebungen heftig zu wehren, da Deutschland in Zukunft jegliche Förderung von Brasilien zu erwarten habe." Bislang war es so, daß Brasiliens Entwickelung von Deutschland gefördert wurde, daß wir ein weit größerer Abnehmer brasilianischer Produkte sind als Brasilien Käufer von deutschen Waren, daß brasilianische Anleihen in Deutschland aufgenommen sind und nicht umgekehrt, und daß deutsche Firmen an brasilianische Firmen Kredit gegeben haben, daß deutsche In-

strukteure in Brasilien aufgenommen sind, um seine Armee zu organisieren. Zweitens schreibt Herr Nunés: „Brasilien hat das Bestreben, sich von der Vormundschaft der nordamerikanischen Union zu befreien und rechnet dafür auf eine gewisse Unterstützung Europas", und er meint, daß ein plötzlich geänderter Kurs der deutschen Regierung und der Börsen die ruhige Abwickelung aller dieser Möglichkeiten nur ungünstig beeinflussen könnte."

Also, Brasilien will von uns eine Unterstützung haben, wenn es aber von uns verstimmt wird, indem wir uns gegen seine Spekulationsunternehmungen wehren, dann wird es uns um diese Unterstützung nicht bitten. Eine schreckliche Drohung! Wir wehren uns und lassen unsere deutschen Waren für sich kämpfen. Wenn wir Hunderte von Millionen an Kaffee sparen können, können wir auch einen geringen Export von Waren nach Brasilien vertragen. Aber dazu wird es überhaupt nicht kommen, denn einmal kauft uns Brasilien nur Waren ab, weil sie billiger und besser als die Waren anderer Nationen sind, und zweitens lassen sich einmal eingeführte Fabrikate, die bestimmte Abnehmer gefunden haben, nicht so leicht durch die Konkurrenz verdrängen.

Hamburg, Februar 1911 F. Botho Hartmann.

EIN VOTUM ZUR TODESSTRAFE
VON PROF. DR. LUJO BRENTANO

Vor Erlaß des deutschen Strafgesetzbuchs gab es ein deutsches Land, in dem die Todesstrafe abgeschafft war: das Königreich Sachsen. Die Herzogin von Genua, die Tochter des Königs Johann, war gefährlich erkrankt. Nacht für Nacht waren Telegramme an den König gekommen, die über ihren Zustand berichteten. Durch die Verhinderung am Schlafen erschöpft, hatte der König befohlen, wenn wieder Telegramme kämen, ihn nicht zu wecken; das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand; die Nachrichten, die ihm zukämen, vermöchten daran nichts zu ändern; wohl aber vermöchten die Telegramme, die ihm den Schlaf raubten, ihn zu verhindern, am anderen Tage seinen Regierungspflichten nachzukommen. Da kam in der ersten auf diesen Befehl folgenden Nacht ein Telegramm des sächsischen Ministeriums, in welchem es dem König die Begnadigung eines Verurteilten empfahl, der am folgenden Morgen hingerichtet werden sollte. Dem königlichen Befehl entsprechend wurde es dem Könige erst nach seinem Erwachen mitgeteilt. Sofort telegraphierte er die Begnadigung. Sein Telegramm kam an, als der Ver-

urteilte schon auf dem Schafott stand. Wenige Minuten später hätte er aufgehört zu leben. Das machte dem Könige solchen Eindruck, daß er die Abschaffung der Todesstrafe veranlaßte: denn das Leben eines Menschen solle nicht vom Schlafe eines Königs abhängen.

Die Zahl der Begnadigungsgesuche von zum Tode Verurteilten, die jährlich genehmigt werden, ist nicht gering. Sie spricht aber nicht gegen die Todesstrafe, wohl aber gegen ein Strafverfahren, das so häufigen Anlaß zur Ungewißheit gibt, ob ein Urteil gerecht sei. Weit dringlicher als die Abschaffung der Todesstrafe scheint mir daher eine Reform des Strafprozesses, einschließlich des Untersuchungsverfahrens, welche dem Angeklagten größere Garantien gibt, daß nicht ein Urteil gefällt werde, welches die Genehmigung eines späteren Begnadigungsgesuches als notwendig erscheinen läßt. Seit Jahren habe ich das in englischen Strafprozessen übliche Untersuchungs- und Prozeßverfahren mit Aufmerksamkeit verfolgt und den Eindruck gewonnen, daß es in dieser Hinsicht vor dem deutschen den Vorzug verdient. Dagegen scheint mir, wo kein Zweifel an der Schuld des Verurteilten möglich ist, die Todesstrafe sowohl im Interesse der Gesamtheit, als auch des Verurteilten selbst, nicht verwerflich. Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die Todesstrafe im Namen der Gerechtigkeit, sei es begründet, sei es nicht begründet, abgelehnt werden könne. Um sagen zu können, was gerecht ist, müßte man den ganzen Entwicklungsgang eines Verbrechers bis in die Geschichte seiner Ahnen hinein, mit deren Eigenschaften belastet er zur Welt gekommen, verfolgen können und alle begleitenden Umstände, die seine Tat veranlaßten, zu würdigen imstande sein. So etwas vermag ein geistvoller Psychologe vielleicht zu leisten; unsere Justizpflege ist zu solcher Feststellung ein zu grobes Instrument. Wie viele Prozesse enden nicht mit einem Ergebnis, das dem unbefangenen Beobachter nichts anderes übrig läßt, als die Pilatus'sche Frage: Was ist Wahrheit? Aber die Gesamtheit hat ein Recht, sich gegen Personen zu verteidigen, welche, gleichviel aus welcher Ursache, das Leben anderer und damit ihren eigenen Kulturzustand und ihre Entwicklung gefährden. Moralisch unheilbare Personen, die ihre Gemeingefährlichkeit durch Tötung anderer bewiesen haben, muß man unschädlich machen, eventuell auch durch Hinrichtung. Auch liegt der Vollzug der Todesstrafe in solchem Falle auch im Interesse des Verbrechers selbst. Ich will ganz

von den Qualen absehen, welchen die Begnadigten in russischen Gefängnissen ausgesetzt sind, — eine Verurteilung zu einer lebenslänglichen Einsperrung ähnlich der, welche selbst in dem vorgeschrittenen und humanen Kanton Genf, wie Exzellenz Binding in der deutschen Juristenzeitung sich ausgedrückt hat, jenem Schurken zuteil geworden ist, der die Kaiserin Elisabeth ermordet hat, eine Einsperrung, welche den Gefangenen zu schweren Attentaten auf seine Wärter und schließlich zum Selbstmord getrieben hat, scheint mir weit grausamer zu sein als die Hinrichtung.

Die Liste guter Bücher mußte vor dem Aktuellen nochmals zurückgestellt werden bis zum nächsten Heft.

SENSATIONEN

Von 1905 bis 1909 ging Belgiens Anteil am Welthandel zurück, von 6,2% auf 6%. Portugal fiel von 6% auf 5%. England von 18,7% auf 17,5%. Deutschland stieg von 11,4% auf 12,4%. Der Handel Hamburgs erreichte fast die Höhe des gesamten französischen Handels. 1905 hatte Hamburg die Ziffer von 24 Millionen Tonnen erreicht, die einen Wert von 8 Milliarden 800 Millionen repräsentierten. Demgegenüber stand der gesamte französische Handel mit 9 Milliarden 891 Millionen. Vielleicht wäre es jetzt möglich, London zu erreichen. Gewiß. Schon genügen 20 km Kaimauern nicht mehr, und der Freihafen, der aus einem Stadtteil von 30000 Menschen gewonnen wurde, stopft sich voll. Täglich gehen über 200 Schiffe aus und ein und zwängen sich mühselig an ihre Ladeplätze. Und wer ein vergnügtes Stündchen haben will, studiere Steuerlisten, Zolleinnahmen, und denke daran, daß Hamburg in die Reihe der Millionenstädte eintrat. Steigende Dividende der Schiffahrtsgesellschaften. Leidliche Passagierzahlen und leidliche Frachten. Ein Tunnel unter die Elbe gezogen, der etliche Milliönchen kostete, dafür aber auch dem Themse-Tunnel an Raffinesse nicht nachsteht. Elektrische Hoch- und Untergrundbahn. Universität? Und der ganze Himmel hängt schon voller Geigen. —

In Skandinavien sieht es seltsam aus. Die kalten, schweren Menschen, deren Geschäfte so sachte fortschreiten, horchen plötzlich auf Rom. Arne Garborg wird wieder hervorgezogen, macht Schule und sein zarter Mystizismus beginnt zu dampfen. Kierkegaardt? Hm, hm. Wie sagte Ferrari? „Ein Krieg, der durch neun-

zehn Jahrhunderte währt, kann nicht immer siegreich sein" und tröstete sich damit über Verluste der katholischen Kirche in Frankreich. Und wie sagte Prof. Aulard? Seitdem der Klerus in Frankreich nicht mehr Staatsdiener ist und nicht mehr vom Staat bezahlt wird, sondern von Rom, und dadurch ganz dem Willen des Staates entzogen und dem Vatikan unterworfen wird, hat die Kirche in Frankreich an Stoßkraft nicht verloren, sondern gewonnen. Und wie lauteten ungefähr die Worte eines Epikureers im Observatore? „Der Verlust ist nur scheinbar. In anderen Ländern war es schon lange nötig zu missionieren. Frankreich, das launenhafte, das doch wieder zurückkehren wird, treibt die Lässigen, die sich schon längst hätten auf den Weg machen sollen, nun mit Gewalt nach Deutschland, Amerika, Skandinavien und wer weiß wohin. Eigentlich nicht zum Schaden der Kirche." — Was aber schert das uns? Wenn Handelsbilanzen ein freundliches Gesicht machen, haben wir andre Freuden, und wenn sie nicht stimmen wollen, andre Sorgen. Wie lange ist der Norden eine Hochburg des Protestantismus, und wer denkt daran zu rütteln. — Nun geschehen aber merkwürdige Dinge zwischen dem preußischen Gesandten und dem Vatikan. Der preußische Kultusminister hält bedenkliche Erklärungen. Bayern steht Kopf. Dann aber nach einer Weile sieht man die Beteiligten sich wieder mit freundlichen Mienen am Tische gegenübersitzen, während sie sich nur unterm Tisch wütend auf die Füße treten. Von Zeit zu Zeit fällt ein Tritt gar zu heftig aus und der Gegenpart macht eine böse Miene. Aber das geht vorüber, und der Unbeteiligte, der nicht unter den Tisch lugt, ist der Meinung, es sei alles in bester Ordnung. Ganz so weit ist es noch nicht. Aber morgen oder übermorgen. Und dann? — Da drängen sich wieder neue Sorgen dazwischen. Wenn Kanada und die Union einen Reziprozitätsvertrag schließen, dann liegt darin ein Nachteil für uns. Bloße Schadenfreude gegen England heißt jemanden, der bestohlen wird, auslachen, während sich zu gleicher Zeit eine Diebeshand in die eigene Tasche geschoben hat. Die Union wird sich festsetzen, wo wir uns festzusetzen gedachten. Und wir werden schwitzen müssen, wo wir sonst vielleicht in Behaglichkeit und Ruhe die Silberstücke einstreichen könnten. — Aber immer wieder Rom. Der Himmel hängt nicht mehr voller Geigen. Wohin du siehst — Gezeter und schlimme Prophezeiungen. Kulturkampf! Ehedem war es uns gleichgültig. Heute könnten die Dinge anders liegen. Wer hätte geglaubt, daß Skandinavien den Katholizismus in Mode bringen würde. Und wie sonderbar weit ist es

auch bei uns gekommen. Berlin W, das früher so aufgeklärt war und von Haeckels Weisheit strotzte . . . Jeder Backfisch hatte aus tiefgründigen Begriffen wie Deszendenztheorie, Ignorabimus, Kaulquappenzustand eine neue Weltanschauung gezimmert. Jetzt aber sehnen sich die Nasen, die früher an Zigarettendampf Genüge fanden, nach Weihrauch. Augustinus und Pater Busenbaums ungeschlachte Weisheit werden zitiert. Der eiserne Despotismus, den Papst Pius vertritt, beginnt zu imponieren.

„Es steckt doch eine unbezähmbare Kraft in der Sache. Eine konsequente Gewalt, die wir in Preußen nicht mehr spüren." Und die Kreise erweitern sich von selbst, und Rom ist Trumpf geworden, wo es vor vier, fünf Jahren als senil belächelt wurde. Christiania, Hamburg, Berlin, drei Hochburgen des Protestantismus, stehen nicht gar so weit mehr abseits. Die Gesellschaft möchte ein neues Kleid anziehen mit Arabesken und Symbolen, vor dem Spiegel stehen und sich einlullen. Vielleicht nur ein paar Stündchen und die Sache ist wieder abgetan. Wer weiß — einstweilen nimmt das Gewisper zu. — Aber weitere Sorgen. Wenn die Bahn gebaut wird: Berlin-Madrid-Afrika-Südamerika in fünf Tagen! Der Binnenländer sieht bedauernd auf Hamburg und fragt, wie werden sie sich aus der Klemme ziehen. Aber die Sorge wäre die kleinste von allen. Fachkundige, die es zunächst treffen müßte, meinen: Wir haben andre Konkurrenzen aus dem Feld geschlagen, und es ist eine üble und beschwerliche Sache, vorsorglich ein Schlachtschwert mit herumzuschleppen, weil es vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren mal zu kleinen Fechtereien kommen kann. Unsre größte Fähigkeit war das „Sichanpassen". Der Frachtverkehr muß uns bleiben. Und was aus den paar Passagieren wird, denen es Spaß macht, durch afrikanische Wüsten im Eisenbahnwagen gerumpelt zu werden — das findet sich später. Die Rückreise machen sie doch mit uns.

Was schert uns nun noch das andre? Die Möglichkeit, daß unsre Handelsflotte schneller wächst, als die Kriegsflotte, die ihr Schutz gewährleisten soll? Englischer Chauvinismus? Nichts, aber auch gar nichts, das ernst zu nehmen und unabänderlich wäre. — Deutschlands Handel stieg. Alles geht solide weiter. Die Zahlen bieten Gewähr. Klopfe jemandem auf die Schulter und rede ihm von Gefahren. Er wird dir Zahlen entgegenhalten und dich beruhigt beiseite schieben.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12;
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 11 25. FEBRUAR 1911

WIE WIR SCHWEIZER ZU DEUTSCHLAND STEHEN VON JAKOB SCHAFFNER (BASEL)

Es ist ohne Mühe nachzuweisen, daß die Schweiz vom ersten Atemzug ihres Daseins an von der Schwäche des Deutschen Reiches gelebt hat. Ihr geschichtliches Debut ist gleich eine sittliche Verlegenheit; es ist eine rohe Bauernrevolte, die durch die Unberatenheit Österreichs und die tiefe Ahnungslosigkeit der Urkantone von ihrer wahren Stellung in der Welt gelang. Ihre fundamentale Unanständigkeit hat den Vierwaldstätterbauern zur Autonomie verholfen; ein anständigerer Menschenschlag hätte gesucht, mit dem großen Reich in Verbindung zu bleiben und in Fühlung mit ihm sein eigenes Leben weiter zu entwickeln, wie es alle andern Stämme taten. Es gibt in der europäischen Geschichte kein offeneres Beispiel von politischer Schnödigkeit, als es die Helden unsrer Urgeschichte an den Tag gestellt haben. In diesem Licht müssen wir die Männer Tell und Staufacher betrachten. Ihr Wille strebte nicht zur freigegebenen Wirkung im großen; er war ein borniertes, kurzsichtiges Genügen an der eigenen Viehzucht. Sie trieb nicht die Not der Selbsterhaltung gegenüber Türken und Russen; der Schein der vergeistigten edlen Freiheitsliebe ist erst durch Schiller in unsre Geschichte hineingeblendet worden. Wir haben in keiner Hauptschlacht des Lebens mitgeblutet, oder nur als gekaufte oder gezwungene Söldner. Unsre Verdienste an der europäischen Kulturbewegung sind sehr indirekt entstanden. Wir haben unsre Rauflust industrialisiert, indem wir den Großmächten Landsknechte lieferten. Wir industrialisierten Pestalozzis Ideen; das ganze gebildete Europa bis tief nach Rußland hinein bezog für seine Jugend Schweizer Erzieher. Heute

 industrialisieren wir die Schönheit unsres Landes und den Sauerstoffgehalt der Bergluft. Als die deutschen Brüderstämme im Jahre 1870 den denkwürdigen Gang nach Frankreich antraten, hätten die Schweizer am liebsten gegen sie für Frankreich vom Leder gezogen; nur die Furcht vor dem üblen Ausgang hielt sie davon ab. Am allgemeinen Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens nahmen wir dann aber fröhlich und nicht allzu dankbar teil.

Heute haben alle deutschen Stämme vollauf zu tun mit Kulturaufgaben. Die nord-rheinischen Alemannen, die Schwaben, Bayern, Franken, Sachsen und Preußen bilden und erhalten miteinander ein Reich, arbeiten an seinem Ausbau, haben mit großen Feinden und Freunden zu rechnen und kolonisieren in Afrika, Asien und Melanesien. Die Österreicher haben ein Staatswesen mit den schwierigen Tschechen und Magyaren und kolonisieren nach der Türkei hinunter; sie haben ungeheure Probleme. Der einzige übriggebliebene deutsche Halbstamm, die südrheinischen Alemannen, treibt wie von altersher für sich seine Viehzucht und seinen Ackerbau und neuerlich allerlei abseitige Industrie und immer abseitige Politik. Woher kommt es nun, daß wir unsre Abgetriebenheit vom organisierten Deutschtum nicht geradezu tragisch empfinden?

Die Zeit, in der die schweizerische Intelligenz nach Frankreich orientiert war, liegt glücklicherweise nun doch ziemlich weit zurück, allerdings damit überhaupt die Zeit, da man sich nach einem Nachbarn orientierte. Das Jahr 1874 brachte der Schweiz eine zentralisierte Verfassung und in der Folge, da man endlich anfing, wirklich miteinander im größeren Verband zu leben, auch richtige politische Probleme. Mittlerweile kam der Nationalismus in die Welt, der wie alle europäischen Fieber auch bei uns seine Bilder schafft. So sind wir erwachsen und haben aufgehört, uns unter den Großmächten eine besondere Amme zu halten. Die Franzosen haben uns demoralisiert, umschmeichelt, verachtet, jahrhundertelang durch ihre Gesandten kantonsweise vergewaltigt und endlich versucht, uns durch Napoleon eine vernünftige Verfassung zu geben; die war das einzige, das wir uns von ihnen nicht gefallen ließen; sonst aber liebten und vergötterten sie unsre Väter und leider auch die Mütter nach Kräften. Von Deutschland haben wir in der Neuzeit nur gelernt und profitiert. Unsre Industrie ist deutsch, wo sie nicht

noch wie das alte Seidengewerbe von Emigranten aus Frankreich eingeführt wurde. Ein starker Prozentsatz unsrer Arbeiter, Werkführer und Ingenieure sind Deutsche. Unsre Universitäten wären ohne deutsche Professoren nicht zu denken. Unsre großen, modern betriebenen Geschäftshäuser sind entweder direkt deutsche Unternehmungen oder haben wenigstens deutsche Geschäftsleiter, Zuschneider, Ressortaufseher und Buchhalter. Unser geistiges Leben ist ein Ableger des deutschen; das deutsche Buch und die deutsche Zeitschrift halten es auf dem Niveau. Wieviele der verbrieften Schweizerbürger Söhne, Enkel und Urenkel eingewanderter badischer und schwäbischer Vorfahren sind, ist schon nicht mehr nachzurechnen; aber die Familiennamen reden eine ganz interessante Sprache. Mithin ist also auch die einzige schweizerische Institution, die als echt angesehen wird, die Armee, erheblich von deutschem Blut und Geist durchdrungen; hohe Offiziere tragen heute ausgesprochen deutsche Namen. Dasselbe trifft in der Politik und bei allen eidgenössischen Gestaltungen zu. Zu leugnen, daß der deutsche Geist Zürich und Basel zu Großstädten gemacht habe, ist patriotisch und bringt vorwärts, aber es ist nicht einsichtig. Bereits geht in der Erkenntnispraxis des Volkes das Scherzwort um: „Ich pfeif auf die Schweiz; ich geh nach Zürich." Dieselbe Stadt heißt schon lange „Das Schwabenparis". In meiner Jugend hörte ich bereits das Geschichtchen, daß schwäbische Kinder, Buben und Mädel, nach der Taufe auf den Kirchturm hinaufgetragen und im Steckkissen in das südliche Glockenfenster gestellt werden mit der Bemerkung: „Guck 'na, dort ischt die Schweiz; wenn du groß bischt, gehscht 'nei und machscht dei Glück." Auch eine Kirchturmpolitik.

Das Bild hat aber noch eine Rückseite. Deutschland ist die Atmosphäre, in der schweizerischer Geist zu Licht kommt. Unsre Kunst größeren Stils, unsre ernsthafte Literatur, Wissenschaft, Kritik, Geschichtschreibung, Pädagogik, Sittenbestrebung, alle Regungen bei uns, die nicht aus dem Fleisch geboren sind, erscheinen zuerst in Deutschland in ihrer vollen Gestalt, bevor sie in kleinen Wirkungen im Vaterland sichtbar werden. Der schweizerische Künstler, Dichter, Historiker und Gelehrte könnte nicht würdig leben ohne das Entgegenkommen der deutschen Intelligenz. Wir verkaufen Bilder und Plastik in deutsche Hände. Wir verlegen in Berlin und Leipzig.

Wir bekommen gute Anstellungen in Deutschland. Hodler, der Schweizer und halbe Franzose, hat das bedeutungsvolle Geschick, daß ihn nicht die Franzosen und nicht die Schweizer, sondern die Deutschen erstmals öffentlich auf den Schild stellten; seine weltmännische Erscheinung ist deutsche Wirkung. In Basel ist er noch eine peruanische Gottheit, obwohl ihn die Basler Universität zum Ehrendoktor gemacht hat: der Vorschlag ging von deutschen Professoren aus. Nun frage ich, was in aller Welt unterscheidet die Schweiz von einem freien deutschen Bundesstaat? Und warum ist sie keiner? Warum drücken wir Halbstamm uns abseits mit Italienern und Franzosen, die ohnehin eine unsichere Heeresfolge sind, in engen Grenzen herum und begegnen Deutschland, dem wir soviel verdanken, mit Antipathie, trotzdem wir ohne die Hilfe der deutschen Brüder gar nicht ansehnlich existieren könnten?

Die Antwort läßt sich finden. Zunächst muß man Österreich aus der Fragestellung ausschalten. Wir haben nicht viel mit dem östlichen Nachbarn, der selbst wieder östlich gewendet ist, zu tun; die natürliche Grenze hat den Verkehr von jeher erschwert. Vielleicht bringt die projektierte Adriabahn einmal einen neuen Zug von Südosten herauf; wichtig wirds aber nicht werden damit; das Reich ist ein viel stärkerer Magnet und hat mit seiner Anziehung keine geologischen Gebirge zu überwinden. Es muß aber niedrige moralische Gebirge übersteigen, wenn es zu uns reden will. Unsre Intelligenz kommt zwar aus Städten und Orten, in denen das Patriziat allerlei gewalttätige Blüten getrieben hat, und in denen das Verständnis für eine elegante Bevormundung der Massen nicht ganz erloschen sein sollte, auch nicht ist. Aber in unserm Land ist, unverändert durch alle Zeitwandlungen, der Sinn der alten Bauern mächtig, der die erste Eid- und Volksgenossenschaft errichtet hat. Er diktiert Gesetze, überwacht die Erziehung und bildet Grundsätze. Dieser Sinn ist ein durch und durch demokratischer Sinn, der keinen Spaß versteht mit Menschenrechten, so kräftig er auch seinerzeit die eroberten welschen Kantone tyrannisierte. Wenn wir nun sehen, wie im Reich mit diesen Menschenrechten verfahren wird und was man sich dort jahraus jahrein bieten läßt, so teilt sich unser einiges Brudergefühl in aggressive Abneigung gegen den regierenden und geringschätzige gegen den regierten deutschen Staat. Irgend eine öffentliche Sympathie bleibt bei diesem Teilungsprozeß

nicht übrig. Hören wir dann einen deutschen Bruder bei uns laut werden und in der beliebten Weise unsre Einrichtungen kritisieren zu Gunsten der wohlbekannten preußisch-deutschen, oder aber, wenn er ganz hell ist, sich in Majestätsbeleidigungen gegen seinen Souverän, unter dessen Szepter er morgen zurückkehrt und übermorgen hurra schreit, ergehen, so denken wir spöttische und bittere Gedanken. Wir sehen täglich den deutschen Handlungsreisenden mit Gott für König und Vaterland Unterwäsche verkaufen, in seiner pomadisierten und gespreizten Person mit jedem Schritt das ganze deutsche Reich repräsentieren, ohne daß er auch nur einen Schimmer hätte von der Verfassung dieses Reiches und den Rechten, die ihm darin zustehen, und wir können es deuten, wie wir wollen, so empfinden wir diesen Pionier als ein vergängliches Subjekt und einen minderwertigen Mann. Dasselbe gilt von der ganzen deutschen Invasion, die sich bei uns nicht stillschweigend akklimatisieren kann. Wir erfahren die Servilität, den eifersüchtigen Neid und den dürren Hochmut der deutschen Professoren hier und daheim und sehen ein, daß dies Volk hauptsächlich durch seine Masse und seinen Drill Erscheinung macht. Zwar wer weiter denkt, wird sich klopfenden Herzens fragen: „Was soll aber erst werden, wenn dort einmal durchdemokratisiert und jeder Untertan in einen Menschen verwandelt ist?“ Wir warten nämlich hier im Süden auf den deutschen Typus, der durch seinen Eigenwert Haltung hat, der sich nicht auf Gott, König und Vaterland und dazu noch auf Armee und Marine zu berufen braucht, um seine Legitimation zu erbringen, der durch seine freie, unabhängige und sozusagen plastische Gestalt beweist, daß in seinem Vaterland nicht nur schöne Ideale geduldet werden, sondern schöne Wirklichkeiten gedeihen. Uns gehts mit dem ganzen Reich, wie dem Reichs-Süden mit Preußen: Vorkommnisse gleich dem Fall Becker und dem doppelten Moabitergreuel sind uns noch erfreuliche Grüße, weil sie wenigstens Kampf verraten; aber die täglich immer neu bewiesene und durch das unbegreiflich schimpfliche Treiben der Römlinge im Land Goethes und Kants besonders sichtbar demonstrierte Drillfähigkeit des deutschen Menschen, die allen reaktionären Absichten Tür und Tor öffnet, zwingt uns, unsre geheimsten und brüderlichsten Hoffnungen unter unsern allerhöchsten und eisigsten Bergen begraben zu halten, und verhindert die Rosen unsres Vertrauens, die Knospen zu öffnen. Es

 bleibt Februar in unsrer Jahreszeit, obgleich wir das Zeug zu einem tüchtigen Mai hätten.

Jeder Schweizer, der dazu gekommen ist, über seine Nase hinaus zu sehen, hat wohl einmal in einer besonders klaren Nacht das Traumglück, sein Vaterland ins Große befreit als den mitwirkenden südlichsten Bundesstaat einer allgemeinen deutschen Demokratie zu erblicken. Es wird bei uns je und je die Frage aufgeworfen, was wohl das Ende der schweizerischen Eidgenossenschaft sein werde? Solange nicht das Deutsche Reich seine innere Starrheit in Leben gelöst und seine Charakterschwäche und sprunghafte Willkür der äußern Haltung in jene selbstverständliche und wohlbewußte Kraft, die uns allein imponiert, gewandelt hat, brauchen wir uns auf keine Veränderungen einzurichten; wir werden immer in der Lage sein, Deutschland durch die andern Großmächte im Schach zu halten. Aber die anschauliche Festigkeit des wertbewußten deutschen Mannes und die harmonische Gewalt eines mündigen Volkes könnte wohl eine Gebärde abgeben, groß und einleuchtend genug, uns unwiderstehlich zu locken oder — zu zwingen. Kleiner als mit der allumfassenden deutschen Sprachgemeinschaft wird man uns freilich nicht kommen dürfen.

STAAT UND SCHIFFAHRT VON DR. PETER STUBMANN (HAMBURG)

Die sogen. Handelspolitik verdankt ihre Entstehung nicht in erster Linie dem Gedanken des Protektionismus, sondern vielmehr der Tatsache, daß der Staat für seine Zwecke Geld brauchte und diese Mittel am bequemsten durch Auflagen auf den Grenzhandel aufbringen konnte. Das Interesse des Staates an den Zolleinnahmen rief erst das Interesse der Produktion und Konsumtion an der Wirkung des Zolles hervor. So wurde aus dem Fiskalzoll der mehr oder minder hohe Schutzzoll.

Eine völlig andere Herkunft hat unsere Schiffahrtspolitik. Zwar war die Schiffahrt in früherer Zeit Gegenstand von allerhand rechtlichen und ungesetzlichen Brandschatzungsmethoden. Die oben erwähnte Gegenwirkung hat sich aber hier nie eingestellt. Die Schiffahrtszölle starben als absolute Belastung ab. Erst neuerdings — im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität — begann die Lehre von der aktiven Schiffahrtspolitik sich durchzusetzen. Rufe nach einer aktiven Betätigung des Staates zugunsten der Schiffahrt wurden laut unter Hinweis darauf, daß es der Verkehr an sich sei, der die Entwicklung der gesamten Volkswirtschaft wesentlich fördere. Diese Auffassung ist der Nährboden aller Schiffahrtssubventionen

in den Staaten, wo sich diese Förderung in der gröbsten Form, der Zahlung direkter barer Zuschüsse der Staatskasse zu den Unkosten der Reedereien, abspielt. Im Inlande mahnte man die Regierung namentlich, die Flüsse den Interessen des nach Menge und Wert wachsenden Verkehrs anzupassen und sie auszubauen, ja schließlich durch künstliche Wasserstraßen auch Gegenden aufzuschließen, in denen sich unsere Großeltern keinen Mast und keinen Anker denken konnten. — Alles Dinge, die unserer Zeit geläufig sind!

Aber umsonst ist nun einmal nichts in der Welt — und auch der Staat gab seine Mittel nicht umsonst. Er verlangte Einfluß. Am offensten da, wo er seine Mittel am wenigsten verhüllt zugunsten der Schiffahrt darbot. Die subventionierten Schiffahrtsgesellschaften befinden sich namentlich im Ausland unter der Herrschaft der Parlamente und tragen teilweise schwer an den Geschenken, die ihnen aus der Staatskasse zufließen. Darum haben auch die deutschen Reedereien sich möglichst immer auf ihre eigene Kraft verlassen und sind besser gefahren.

Die Bemühungen des Staates, Einfluss auf den Schiffahrtsverkehr zu nehmen, sind bei uns in Deutschland am lebendigsten in der Binnenschiffahrt. Das staatliche Schleppmonopol, welches auf dem Rhein-Hannoverkanal gesetzlich bereits festgelegt ist, sagt in dieser Beziehung genug, wenn sich auch die Auguren über das „Wie“ noch ausschweigen. Und bei diesem einen Schritt bleibt es nicht; dafür gibt es Anzeichen genug. Das neueste dieser Anzeichen ist die unter Führung der Regierung in Duisburg vorgenommene Gründung eines Frachtkontors, welches die Lage der Partikulierschiffer — an der Elbe heißen diese Leute Privatschiffer — verbessern soll. Die Partikulierschiffer haben die Regierungshilfe verlangt; sie haben sie erhalten und sind damit schon halb dem Staate verfallen.

An dieser Stelle bedarf es einer Zwischenbemerkung, die — wie ich von vornherein versichern möchte — keineswegs irgendwelchem Partikularismus ihren Ursprung verdankt. Der Staat, von dem ich spreche, ist Preußen; bei anderen deutschen Staaten ist die Neigung, in der Binnenschiffahrt Einfluß zu gewinnen, noch kaum in die Erscheinung getreten. Daß Preußen hier fast allein auf dem Plane steht, ist nicht verwunderlich. Da, wo die Binnenschiffahrt in Deutschland etwas bedeutet, laufen im Wettbewerb mit Fluß und Kanal preußische Schienenstränge kreuz und quer über Land. Das preußische Interesse ist also fast isoliert, wobei es zweifelhaft erscheinen kann, ob das Interesse der übrigen Bundesstaaten an der preußischen Binnenschiffahrtspolitik deswegen nicht vielleicht ein negatives oder gar gegenteiliges sein kann. Jedenfalls kann es in Frage gestellt werden, ob die übrigen am Schiffahrtsverkehr beteiligten Staaten ein gleichlaufendes Interesse an der zunehmenden fiskalischen Beeinflussung der Schiffahrt haben.

Im Zusammenhang mit dem Kanalschleppmonopol und der Frage der Schiffahrtsabgaben hegte man im Rheinland schon vor sechs Jahren Befürchtungen, daß der Staat beabsichtigen könnte, auf die Dauer die Schiffahrt zu verstaatlichen, um

damit der Konkurrenz zwischen Binnenschiffahrt und Eisenbahnen ein Ende zu bereiten. Solche Besorgnisse sind wohl zur Zeit noch übertrieben. Man darf aber nie übersehen, daß die etwaige Einführung von Schiffahrtsabgaben dem preußischen Staat für die Flußschiffahrt etwas in die Hand gibt, was in jedem Gewerbe der Kaufmann als sein Geschäftsgeheimnis betrachtet: nämlich eine haarscharf genaue Kontrolle über das Geschäft unserer Binnenschiffahrtsunternehmungen. Die preußische Staatsbahnverwaltung erhält damit eine Unterlage für ihre Tarifmaßnahmen, einen Einblick in die Tätigkeit ihres wichtigsten Konkurrenten, wie noch nie zuvor. Solche indirekte Förderung des fiskalischen Einflusses auf die Schiffahrt kann die Wirkung haben, daß der freie Wettbewerb, der gemeinhin als Vorzug unseres Schiffahrtsverkehrs betrachtet wird, zum Nachteil des Handels sich vermindert oder erschwert wird. Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß aus Handelskreisen die Ansicht laut geworden ist, daß die in der Flußschiffahrt üblichen Schwankungen der Frachten, die — m. E. irrtümlich — in der Hauptsache auf unzureichende Wasserstände zurückgeführt wurden, dem Handel ungünstig seien. Frachtschwankungen sind von Angebot und Nachfrage, d. h. vom freien Wettbewerb in erster Linie abhängig, wie die Schwankungen der Seefrachten, bei denen Wasserstand und sonstige natürliche Einflüsse keinerlei Bedeutung haben, zur Genüge zeigen. Nach jener Argumentation könnte es scheinen, als ob die Beseitigung des freien Wettbewerbs auf dem Gebiete des Verkehrs dem Handel erwünscht sei. Das würde freilich zu einer Befürwortung der Verstaatlichung der Schiffahrt, namentlich der Binnenschiffahrt, trefflich ausgenutzt werden können. Ich bin aber überzeugt, daß die Großhandelszweige, denen die Schwankungen der Flußfrachten gelegentlich unbequem sind, eine solche Konsequenz weit von sich weisen werden. Wie im Großhandel, so sind auch im Schiffahrtsgewerbe die täglichen Konjunkturschwankungen die Seele des Geschäfts, die dem Staate zu überantworten man sich hüten wird — oder doch sollte.

Noch ein Gedanke muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Das ist die — gerade bei dem deutschen Gesetzentwurf über die Schiffahrtsabgaben im Vordergrund stehende — Frage, ob es richtig ist, die teilweise recht großen Summen, die der Staat zugunsten des Flußschiffahrtsverkehrs ausgibt, diesem gebührenfrei zur Verfügung zu stellen. Daß sie nicht der Schiffahrt in Form fetter Dividenden, sondern dem Gesamthandel zugute kommen, zeigen die Bilanzen unserer Binnenreedereien. Das Prinzip an dieser Stelle zu erörtern, ist nicht meine Absicht. Wohl aber soll ausgesprochen werden, daß das Prinzip — gleichviel, wie man es entscheidet — gleichgültig ist. Man treibt Wirtschaftspolitik nicht nach Lehrmeinungen oder Gerechtigkeitsentscheidungen, sondern nach Erwägungen über den wirtschaftlichen Fortschritt, über die Mittel des fremden Wettbewerbers, über die Tragfähigkeit derjenigen heimischen Wirtschaftsinstrumente, die mit dem Auslande konkurrieren sollen. Und zwar kann auch hier nicht der Vergleich mittels Prüfung gewisser Einzelfragen

gezogen werden, sondern muß stets die Gesamtlage das Entscheidende sein. Beispielsweise: Ein Welthafen kann nie eine Abgabe erhöhen unter Berufung darauf, daß der konkurrierende Welthafen dieselbe Abgabe in doppelter Höhe habe; entscheidend muß hier die Gesamtbelastung sein, die der Verkehr in beiden Häfen trägt. Mit wachsendem Welthandel eines Staates vergrößern sich auch die Schwierigkeiten, die finanziellen Beziehungen zwischen Staat und Schiffahrt richtig zu ordnen. Eine Wirtschaftspolitik zu finden, die in dieser Hinsicht den richtigen Mittelweg zwischen kurzsichtiger Steuersucht und übertriebenem Zuschußprotektionismus trifft, ist hier das Problem. In Deutschland sollte man nicht vergessen, daß der Wettbewerb gegen den deutschen Außenhandel überall im Wachsen ist, wenn auch der Herzogregent von Braunschweig bei der Schaffermahlzeit in Bremen einige Worte zuviel gesagt hat.

Berücksichtigt man all' dies, dann wird man den verschiedenen Experimenten unserer Tage auf dem Gebiet der Beziehungen von Staat und Schiffahrt mit lebhaftem Mißtrauen zusehen, nicht zuletzt denjenigen Versuchen, bei denen die Aufrichtung der staatlichen Herrschaft auf dem Gebiet der Schiffahrt im Entstehen ist. Daß der Staat besser als unsere im Feuer des freien Wettbewerbs groß gewordenen Privatunternehmungen unserem wirtschaftlichen Expansionsbedürfnis dienen kann, ist ausgeschlossen. Die auch auf diesem Gebiete vordringende Bureaukratie sollt also gebührend in ihre Schranken zurückgewiesen sein.

INVASION VON L. RHEIN (LONDON)

Im Jahre 1796 befand sich England im Kriege mit Frankreich, und die irischen Revolutionäre baten um französische Hilfe, mit dem Versprechen, eine französische Landungstruppe energisch unterstützen zu wollen. Am 16. Dezember lief eine französische Flotte von 43 Schiffen mit einer Landungsarmee von 18000 Köpfen und der nötigen Artillerie aus Brest aus. Die englische Flotte beobachtete dieses Unternehmen scharf. Das Schiff, auf dem sich der kommandierende Admiral und der Führer der Landungsarmee, General Hoche, befanden, kam gleich während der ersten Nacht von der Flotte ab, und Admiral Bouvet übernahm das Kommando. Er erreichte schließlich mit 34 seiner 43 Schiffe glücklich die Bucht von Bantry, wagte jedoch nicht zu landen, weil ein Sturm heraufzog, und trat sofort die Rückreise nach Frankreich an. Auf dieser Rückreise verlor er sieben Schiffe durch die englische Flotte, zwei Schiffe durch den Sturm, und vier Schiffe wurden mit einem Verlust von mehr als tausend Mann wrack. — Es ist im höchsten Grade bezeichnend, daß dieser so kläglich verlaufene Invasions-

versuch von den Militärs als „erste Invasion Irlands“ bezeichnet wird, während er höchstens lehren könnte, daß eine Invasion kaum durchführbar ist. — Die sogenannte zweite Invasion war ebenso unglücklich. Sie bestand in der Landung von 1200 Mann bei dem heute als Anlaufeplatz atlantischer Dampfer bekannten Hafen Fishguard in Pembrokshire, d. h. also in Wales, und nicht in Irland. Der etwas überspannte Ire Wolfe Tone hatte den Plan für diese phantastische Invasion ausgearbeitet. Die kleine Armee sollte auf die weltberühmte Handelsstadt Bristol vorstoßen und diese einäschern, um England einen bedeutenden pekuniären Schaden zuzufügen. Die Einwohner von Wales verstanden jedoch keinen Spaß, und die kleine Invasionsarmee mußte sich bald nach ihrer Landung im Februar 1797 der Miliz von Cardigan ergeben. — An dieser Tatsache, daß 1100 Mann ungehindert landen konnten, um sich dann sofort ergeben zu müssen, die Möglichkeit einer Invasion in großem Maßstabe beweisen zu müssen, ist eine Aufgabe, um die man englische Militärs gewiß nicht beneiden kann. — Der Mißerfolg der zweiten „Invasion“ entmutigte jedoch die französische Regierung keineswegs, denn wir sehen im Jahre 1798 wiederum eine kleine Invasionsarmee von 1100 Mann unter General Humbert in der Bucht von Killala landen.

Die englischen Militärjournalisten versäumen nicht, als besonders beachtenswert hervorzuheben, daß es den vier Kriegschiffen, die diese kleine Expedition trugen, gelungen sei, unangefochten nach Irland und von dort wieder nach Frankreich zurückzugelangen. In Wirklichkeit beweist aber diese Tatsache nichts weiter, als daß kleine Geschwader durchkommen können, wo größeren Geschwadern keine Aussicht geboten sein würde, sich durchzuschleichen. Dies wird auch durch das Geschick einer weiteren Expedition, die auf zehn Schiffen von Brest ausging, um Humbert eine Unterstützung von 3000 Mann zu bringen, deutlich bewiesen. Die zehn Schiffe dieser Expedition waren bereits zu viel, um übersehen zu werden. Vier von ihnen wurden von der englischen Flotte genommen, und die übrigen entkamen nur mit schweren Verlusten. — Die unglückliche Landungsarmee des Generals Humbert war natürlich verloren. Angesichts der Tatsache, daß England damals eine Garnison von etwa 100 000 Mann in Irland stehen hatte, war ihre Aufgabe eine hoffnungslose. Der versprochene Zuzug von irischen Rebellen blieb fast ganz aus, und die

Zuziehenden waren nicht militärisch ausgebildet. Sprachverschiedenheit machte auch ihre notdürftige Ausbildung unmöglich. Humbert tat in seiner verzweifelten Lage das Menschenmögliche. Er erfocht über die ihm numerisch überlegene feindliche Armee bei Castlebar einen Sieg, trotzdem seine irischen Verbündeten bereits zu Beginn des Kampfes wegliefen. Die Niederlage der Engländer war allerdings ebenfalls zum Teil dem Versagen der irischen Miliz zuzuschreiben, zum größten Teile aber dem Umstande, daß die Engländer bereits damals den schweren Fehler begingen, der so manche schmerzliche Belehrung im letzten Burenkriege eintrug, den Fehler nämlich, den Aufklärungsdienst vollständig zu vernachlässigen. — Humberts Sieg war natürlich ein nutzloser. Noch zog der tapfere Franzose einige Tage im Lande umher, immer noch auf das Herankommen der verunglückten Hilfsexpedition hoffend, sah sich dann aber genötigt, vor der ihn auf allen Seiten umzingelnden englischen Übermacht die Waffen zu strecken. — So endeten die sogenannten Invasionen in Irland und Wales. Sie haben für jeden unparteiisch denkenden Menschen bewiesen, daß eine Invasion nur für ganz minimale und deshalb wertlose Truppenkörper möglich ist. Sie haben ferner gezeigt, daß die militärisch ungeschulten Iren dem Eindringling, dem sie sich anschließen, eher gefährlich als nützlich sind, und die englischen Militärs, die angeblich aus der Landung kleiner Abteilungen die Gefahr eines gefährlichen Aufstandes in Irland prophezeien wollen, wissen ganz genau, daß Irland auch heute noch keine geschulten Leute besitzt, da man in ihm keine Territorialtruppen aufgestellt hat. — Die Gegner der Homerule könnten freilich behaupten, daß Irland, sobald es seine Selbständigkeit besitze berechtigt sei, ungehindert eine Territorialarmee zu schaffen, und damit also diese irische Territorialarmee gegebenenfalls gegen England kämpfen lassen werde. Das ist aber meines Erachtens durchaus falsch. Mit Homerule würde eine irische Territorialarmee zur Stärkung und nicht zur Schwächung des englischen Weltreiches beitragen. Die Iren sind als gefährliche Feinde Englands zu betrachten, solange sie nicht Homerule haben, ebenso wie die Bewohner der früheren Burenstaaten Feinde Englands geblieben sein würden, wenn man sie weiterhin in erbitterndem Zwange gehalten hätte.

DIE PREUSSISCHEN BARBAREN VON LOTHAR BRIEGER-WASSERVOGEL

Wie der homerische Liebling Polyphem hat er ein großes Auge mitten auf der Stirn, damit sieht er unverrückbar auf sein Ziel in die Welt hinaus. Ein kleines Auge für die Schönheiten ohne Zweckursache ist in der Bildung begriffen; noch viel zu schwach, erblickt es alle Dinge verkehrt. Seine großen, plumpen Barbarenhände greifen wahllos nach all den Kulturkindern im deutschen Lande und stopfen sie in das unersättliche Maul. Kein Wunder, daß er da die Kultur nur schlecht verdaut, und mehr mit seinen achtlosen Füßen zertritt, als er mit ungeschickten Händen wieder aufrichten könnte!

So ungefähr ist das Bild, unter dem sich in den Arbeiten unserer Kulturförderer Preußen mit seinem Kopfe Berlin spiegelt. Z. B. ein Selbstkostenverleger, namens Wiegand, — er hat es nötig! — wirft in einem Buche über Deutschland mit unserer Kulturlosigkeit in einer das eigene Haus beschmutzenden Form um sich, die man belächeln darf. Schlimmer ist es, wenn der kluge, ehrliche Karl Scheffler, selbst ein Norddeutscher, der Apostel Max Liebermanns — des stärksten heutigen Typs des Berliners in der Kultur, wir bedauern jetzt oft genug, einst gegen ihn rebelliert zu haben —, wenn Karl Scheffler in einem überaus gescheuten, wenn auch gänzlich konstruktionslosen Buche „Wehe!“ über Babylon ruft. Das ist Entfremdung, Und es ist schmerzlich für Preußen, schmerzlich für Berlin, wenn seine eigensten Kinder es nicht mehr verstehen, nicht mehr verstehen wollen. Bunte Narrenlappen der Entwicklung, unvermeidbare, die morgen wieder anderen, im Grunde gleich unwesentlichen weichen werden, für die Sache selber nehmen. Und nicht das alte väterliche Gesicht sehen mit dem Glasbrennerlächeln, das unter all diesen Lappen unbeeinflußt hervorlugt.

* * *

Aus Sand und Moor, unfruchtbarem Erdreich, wuchs ein verwildertes Volk, Jäger, Räuber, Kohlenbrenner, Torfbauern. Wenig seßhaft zunächst in all dem Nebel und Wilden, aber schollentreu. Karg wie sein Boden, ungesellig, stets zum Nächsten gezwungen, nüchtern klug wie jeder, der morgen von heute leben muß. Zuerst stets fremde Beute, auf pfiffige Abwehr gestellt. Dann unter Geistlichkeit und eigenen Fürsten seines wenigen nie recht froh. Schwer zu bändigen, aber, schließlich gebändigt, genau so starr in seiner Disziplin wie erst in seiner Ungebundenheit. Die Hütte, die sich der Torfbauer, der Waldbauer zurechtzimmert, kann morgen vom Boden eingesaugt werden, oder Fahrende kommen, brennen sie nieder, treiben Weib und Vieh weg. Die Fahrenden kommen von draußen, aus dem Reich, die Abgaben kommen aus dem Reich, die Söldner, alles Böse, was das bißchen saure Leben noch saurer machen kann. Mißtrauisch verschließt sich der Preuße gegen den Feind, das Reich, alles was von draußen kommt. Es gilt ein karges Brot zu gewinnen. Männer, die im Walde

etwas anderes sehen als schlagbares Holz, Frauen, die bunte Tücher lieben, müssen zugrunde gehen. Die Not lehrt: nur nüchterne, ganz nüchterne Arbeit bringt vorwärts. Zähigkeit und Nüchternheit, das sind die beiden ersten Eigenschaften, die Preußen groß machen sollen.

Kein Mensch hilft von draußen her, keiner kümmert sich um die Preußen, es sei denn, um etwas aus ihnen herauszuholen. Wem kann der Preuße seine Sorgen anvertrauen? Einzig Gott! Da entwickelt sich eine starke, einfache Religiosität, eine praktische Religiosität vom Ernste der kargen Arbeit. Und als der Preuße sieht, daß die ihm gegen seinen Willen aufgedrängten Burggrafen von Nürnberg die ersten sind, welche ihm helfen, die Räuber aufhängen, das Aufblühen der Städte begünstigen, da wird er zollerngläubig. Wieder wächst eine Eigenschaft sich aus, die ihn zu Größe bringt, die Disziplin, die energischste Form des Gemeinsinns überhaupt.

So entwickelt der Preuße sich Schritt für Schritt weiter. Immer wenn er ein Stück vorwärts gekommen ist, kommt irgend etwas von draußen her, Krieg meistens, und haut ihm über den Kopf, daß er eine Weile liegen bleibt. Aber er erholt sich wieder und krappelt weiter, zäh, energisch. Nur sein Haß und Hochmut gegen alles, was von draußen kommt, wachsen. Mit Recht. Er ist die Ausdauer, er ist die Kraft, die alles nur sich selbst danken, g e g e n die Welt. Und eines Tags steht er plötzlich oben als Herrenvolk, im Arbeitsgewand, Schwielen an der Hand. Und zum Weinen ist es, wenn dann seine Kinder, aus denen er erst etwas gemacht hat, sich seiner Schwielen schämen und die vornehmen Herren spielen. Eine Tragödie wie König Lear auf der Heide, großartig.

Man sagt nun eben, er sei jetzt ein sich in unverstandenen, unverdauten Kulturorgien wälzender Barbar. Er, der Nüchterne, Kluge, Zähe, Disziplinierte sei durch das Glück entartet bis zur täglichen widerwärtigen Berauschung. Wie falsch das ist, möchte ich versuchen, zu zeigen. Hoffentlich überzeuge ich.

* * *

Städtebild. Danzig. In Gärten gebettet, dehnen sich die kleinen Häuser da draußen Glied an Glied an die Weichselmündung hinaus. Die vielen Kirchen ragen gar andächtig dazwischen. Wagrecht und senkrecht das Städtebild. Backstein. Vom alten Barock, dem stillen preußischen Barock her ein sanfter Hauch des Poetischen in gutem Sinne über das Ganze. Merkwürdig wenig Ornamentales, wo es auftaucht, da ist es irgendwo schämig ins Dunkel versteckt, kichert verlegen hervor wie die Lebensfreude unterm Lebensleid.

Tangermünde und Königsberg, Frankfurt und Stendal. Überall das Gleiche, die schlichten Häuser mit dem Gentleman-Willen der Unauffälligkeit und der reinen Linie der Nützlichkeit, die ernst-steife Backsteinkirche, welche da weiß, die Seele braucht Raum, sich bei Gott zu entfalten, Raum, nicht Schmuck. Alte Patrizierhäuser dazwischen mit Raumverschwendung wie Kirchen. Alles ohne Prunk, als Selbstverständlichkeit, als Nutzgegenstand mit einem Wort. Auch die Kirche so, bloß größer in den Maßen, weil eben Gott größer ist als wir.

Vieles freilich, das jetzt, wo grade einmal das Individuum Trumpf ist, verhöhnt wird. Der Preuße ist Staatsbürger, dienendes Glied, auch wo er Städte baut. Lange Straßen von völlig gleich gebauten Häusern führen in die Felder hinaus, allüberall irgendein Unternehmer hat das so gemacht, der Einfachheit halber. Preußische Barbarei, nicht wahr? Aber der Abend des Nordens kommt und schenkt der preußischen Stadt seine herben Töne. Da entwickeln sich gar eigene feine und klare Linien aus dem Ganzen, so daß ich preußischer Barbar fühle: „Wir sind nüchterne Arbeitsmenschen. Prunk, Pracht, Individualismus — wann hätten wir je dazu Zeit gehabt? Aber wir haben die klassische Architektur der Linie für uns, den Preußenstil, der schön ist, weil alles Einfache ein Vollendetes ist, schön wenigstens für uns ist."

Wir sind die Menschen der Zweckursache, die vielleicht nicht verstehen, daß Dinge um ihrer selbst willen da sein und schön da sein können. Schlechte Lebensbedingungen haben uns von früh an gewöhnt, jedes Ding darauf anzusehen, ob es Handhabe darstellt zum Weiterkommen. Wohl wahr, daß wir Preußen nicht recht teil haben an der allgemeinen Kultur, wohl möglich, daß wir in solchem Sinne nie daran Anteil haben werden. Unser Bestes, das wir als solches empfinden, ist aus dem Dienen einer Sache, aus unserer Nüchternheit, aus unserem Fleiße, ja aus unserer Fantasielosigkeit in romantischem Sinne emporgeblüht. Wir trieben nie eine Kunst um ihrer selbst willen, wir verfolgten stets einen Zweck mit ihr. Krüger, der Porträtist, Menzel, der Illustrator, Schinkel, der Baumeister, unser großer, meines Meinens einem Nichtpreußen nie ganz eingänglicher Theodor Fontane, dessen Prosa die nüchternste Kunst der Weltliteratur ist. Und auch Liebermann ist trotz aller Schlagworte Preuße, wenn er zäh das gleiche Bild ohne phantastische Reflexion 20 mal malt, bis er der Sache Genüge tut.

Sie wollen alle der Sache Genüge tun, nie und nirgends aber sich selbst deuten, so weltenfern liegt ihnen jede Konfession. Sie sind groß geworden, weil sie dem Zwecke dienen, ohne rechts und links zu blicken, ohne Psychologie und Ästhetik auf das Ziel hinarbeiten. Darum sind alle Preußen groß geworden, ein armer Staat und eine anspruchslose Kunst.

Berlin. Ich lehne abends auf der Gertraudtenbrücke und schaue das Ufer entlang, wo die stillen alten Häuser zu dem Wasser der Spree abwärts träumen. Ich drehe mich um und blicke auf die Mietskasernen in hellem Lichte. Und ich kann mir nicht helfen, auch diese Mietskasernen im Innern der Stadt haben für mich Schönheit. Zweckmäßig in graden harten Linien greifen sie Schulter an Schulter in den Abendhimmel, in glatten Flächen verbergen sie ihre Bewohner, kein Ornament, kein Schmuck verrät sie. Und so schließen sie sich in aller Nüchternheit zusammen zu einer gewaltigen Hymne auf die Arbeit, die nichts begehrt, nichts will, nichts wünscht als sich selbst.

Lachen Sie, meine Herren, aber ich muß an den großen Baumeister des mittelalterlichen Italien denken, an Palladio, der, romanisch gedeutet, das vorfand, was die kleinen

preußischen Städte sind und daraus meines Erachtens die Mietskaserne der Renaissance schuf, einen ernsten und nüchternen Zweckbau, den wir heute historisch bewundern. Alle Stilerneuerer und Stilfinder werden nie festen Boden in Preußen gewinnen. Das Warenhaus Wertheim Messels — man wird mir sicher zutrauen, daß ich seine Vorzüge würdige — ist dem wirklichen Berliner etwas Wildfremdes, das er erstaunt und kopfschüttelnd betrachtet. Es wird — später, viel später einmal — als ganz Vereinzeltes mitten in Berlin stehen und als eine Seltsamkeit. Später, wenn endlich unser Palladio erstanden ist.

Das Interieur. Es entspricht dem Äußeren. Wilhelmstraße, Tiergartenstraße. Wer hat erzählt, daß überall nur Stuck ist, falsches Material, Gerngroßtum? Er kannte das wirkliche Berlin nicht. Einfache Zimmer, höherer Prunk äußert sich fast immer nur in den Größeverhältnissen, einfache Wände und Decken, Möbel und Bilder. Die ganzen modernen Stilbewegungen in der Innendekoration — es tut dem Ästheten solch Geständnis weh — hat der richtige Berliner niemals mitgemacht. Weil er kein „Wozu?" erkannte. Die einfachen englischen Möbel hat er akzeptiert, denn sie leuchteten ihm ein, und den Klubsessel liebt er sehr, weil es sich gut darauf sitzt; der paßt auch ins Altvätermaterial. Und nur jetzt mit der Biedermeierbewegung ist er wirklich modern, weil er nie aus ihr herausgekommen ist.

Freilich, auf Reisen reißt er mächtig den Mund auf. Aus Verlegenheit und zu stolz, das einzugestehen.

Nun aber habe ich die ganze Zeit über etwas unterschlagen, auf das gerade alle Sittenprediger mit ausgestrecktem Zeigefinger als auf die berlinische Kultur hingewiesen, den Kurfürstendamm, das bayrische Viertel und die vielen schönen Dinge, die dazu gehören.

Der Kurfürstendamm liegt überhaupt nicht in Berlin oder Preußen, wenn man unter diesem Liegen einen dauernden Zustand versteht, er liegt nirgendswo. Er ist ein fliegendes Lager und eine Zigeunerherberge, ein Improvisorium und ein Notbehelf. Der echte Berliner mag nichts mit ihm zu tun haben und überfährt ihn nur, weil dies der nächste Weg nach dem nationalen Grunewald ist. Hat wohl schon einmal jemand die Statistik aufgestellt, wieviele wirkliche Berliner und Preußen, von den alten Berliner Familien vor allem, am Kurfürstendamm wohnen? Ich meine, sie lassen sich bald zählen.

Der Kurfürstendamm ist das Geschenk des Reiches an uns, und nun wirft uns das Reich seinetwegen Geschmacklosigkeit vor. Er gehört zu Berlin, der deutschen Reichshauptstadt, aber er gehört in keiner Weise zu der preußischen Hauptstadt Berlin. Er hat alle Merkmale einer schnell und über alle ihre Verdienste groß gewordenen Stadt, diese ganze Talmikultur ohne jeden inneren Gehalt, für die sich alle alten Städte, Frankfurt, Hamburg und Dresden herzlichst bedanken. Er ist in Geschmack, Wollen und Kunst etwas Schreckliches, Gebrechliches, ganz Gebrechliches, mit allem, was zu ihm gehört.

Und dieses Schreckliche müssen wir Preußen, weil unsere Hauptstadt zugleich auch Reichshauptstadt ist, nun einmal ver-

 dauen. Wir sind das dem Reiche schuldig, dieses unglückliche Wesen durch die langsame Verbindung mit uns zu etwas Organischem zu machen. Ungern und brummig genug ist das alte Preußen an dieser mühseligen und undankbaren Arbeit. Allmählich schiebt es seine Straßen vor, wirft ganze Armeen von praktischer Nüchternheit auf diesen babylonischen Wirrwarr aller nur in irgendeiner Weise unmöglichen Kultur. Und der frühreife Bengel, an dem noch so gut wie alles zu erziehen ist, sträubt sich aus allen Kräften und schreit in die Welt hinaus, er habe eigentlich alle Kultur gepachtet, sein Herz und seine Hosentaschen seien weit genug für alles Schöne der Erde.

Die Leute aber im Reiche, wenn sie das Geschrei hören, spitzen die Ohren und flüstern in wonnigem Entsetzen: „Schau, schau! Diese Berliner Kultur!"

Preußen — Zweckursache!

CHAUVINISTEN VON FR. VON OPPELN-BRONIKOWSKI

Die in Heft 8 der „Zeitschrift" von H. Guilbeaux entwickelten Ideen über den neufranzösischen Literaturbankrott infolge chauvinistischer Abschließung des französischen Schrifttums werden den Beifall aller Kenner französischer Zustände finden. Tag für Tag wiederholen sich diese Purzelbäume der Nationaleitelkeit, so erst kürzlich, als das Ministerium Briand auf ein Haar über die Tatsache gestolpert wäre, daß ein Verleger mit deutschem Namen — obgleich naturalisierter Franzose — den Verlag des großen Quellenwerkes über den diplomatischen Ursprung des deutsch-französischen Krieges erhalten hatte (n. b. weil die national-französischen Verleger nicht soviel Nationalstolz hatten, um sich den materiellen Verlagsbedingungen des Ministeriums zu fügen). Wir Deutschen leiden an dem gegenteiligen Laster, der Bewunderung und dem wahllosen Import ausländischer Literatur, der bis vor wenigen Jahren, als Maupassant und Zola florierten, sogar unsre eigne aufstrebende Literatur zu erdrücken drohte. Und zwar sind es nicht allein die Geisteserzeugnisse Frankreichs, sondern aller europäischer Länder, die bei uns den Büchermarkt überschwemmen und zu der vielbeklagten Überproduktion im deutschen Buchgewerbe ein gutes Teil beitragen. Im Grunde ist freilich diese bereitwillige Aufnahme fremder Geisteserzeugnisse, das Anpassen an fremde Kulturen und die Verarbeitung fremder Lebensinhalte immer noch erfreulicher als das chinesische Sich-Abschließen unserer westlichen Nachbaren. Sie wurzelt in dem von Goethe und der Romantik geschaffenen Begriff der Weltliteratur, der in Frankreich noch immer kein Bürgerrecht erlangt hat; und man sollte dieser Tendenz darum nur Zügel anlegen, statt sie ganz auszurotten (was ja zu dem oben gerügten Marasmus des neufranzösischen Schrifttums führen könnte). Übrigens ist diese französische Abschließung nicht von heute und gestern. Ein großer Kosmopolit wie der Franzose Henri Beyle, der sich nach Winckel-

manns Vaterstadt de Stendhal nannte und sich auf seinem Grabstein als einen Sohn Mailands (Milanese) bezeichnete, hat schon vor hundert Jahren die gleichen Klagen geführt wie jetzt der mutige H. Guilbeaux. So enthält sein soeben in meiner Verdeutschung erschienenes Werk „Römische Spaziergänge" (1827), ein Standardwork der französischen Reiseliteratur, im Anhang folgende beherzigenswerte Ausführungen über Thorwaldsens berühmtes Medaillon ‚Die Nacht', dessen Reproduktionen man in allen nordischen Ländern findet. „Nur in Frankreich hat dieses reizende Werk keinen Eingang gefunden; wir rechnen es uns zur Ehre an, fremde Kunstwerke abzuweisen. Das mag bei Kattun und Nankingstoff praktisch sein; doch wenn ich die Ehre hätte, ein französischer Künstler zu sein, so erschiene mir nichts demütigender als dieses Verfahren."

Ich glaube, daß es in Frankreich manchen selbständigen Geist gibt, der sich der chauvinistischen Abschließung im stillen oder offen widersetzt; aber solche Stimmen sind in Frankreich die eines Predigers in der Wüste; sie dringen gegen die allgemeinen Tendenzen und Vorurteile nicht durch. Um so mehr sollten wir denen Beachtung schenken, die in der Wirtschaftspolitik wie in Kunst und Wissenschaft gewöhnt sind, über die Grenzpfähle unsrer Heimat hinauszublicken. Indem man ihnen bei uns sympathisch entgegentritt, veranlaßt man vielleicht auch manchen Franzosen, ihnen etwas mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Als besonders erfreulich ist es übrigens zu bezeichnen, daß ein Franzose selbst den Mut gefunden hat, einmal den Finger offen in die Wunde zu legen, wie Herr Guilbeaux es in Ihrer „Zeitschrift" tat.

DAS UNAUSSPRECHLICHSTE THEMA VON BERNARD SHAW (LONDON)

Brieux hat das unaussprechlichste Thema aufgegriffen, das Thema von den Krankheiten, die der Ruchlosigkeit in großen Städten auf Schritt und Tritt folgen und hohe Zivilisationen unterminieren. Die Verschwörung des Totschweigens dieser Angelegenheit ist denen längst unerträglich gewesen, die die Sachlage kennen. Es ist noch nicht allgemein klar geworden, daß durch die neuesten Fortschritte der Pathologie das Dringende der Frage eine überraschende Veränderung erfahren hat. Die Tatsachen der Veränderung sind kurz die folgenden: in der Knabenzeit derjenigen unter uns, die jetzt in den Mannesjahren stehen, waren die in Frage kommenden Krankheiten als hauptsächlich in zwei Arten vorkommend bekannt: die eine, wie zugegeben wird, sehr gewöhnliche, wird als schnell vorübergehend, leicht

 heilbar und harmlos für zukünftige Generationen betrachtet und konnte von jedem, außer von dem, der daran leidet, als ein lächerlicher Vorfall abgetan werden. Die andere war gewissermaßen eine der schrecklichsten Geißeln der Menschheit; in ihrer schlimmsten Form fähig, grauenhaft zu entstellen und sich in verderblicher Weise erblich fortzupflanzen. Aber es galt für keineswegs so gewöhnlich wie das geringfügigere Leiden und hatte zum Glück die Anzeichen des Aussterbens wie der Typhus oder die Pest. Das ist die Ansicht, welche der ältere Teil der Gesellschaft noch hat, und die von denen geteilt wird, die sie unterrichtete.

Diese bequeme Auffassung, die die Sache auf die leichte Achsel nimmt, wurde im Jahre 1879 in besorgniserregender Weise durch Neißers Untersuchung der für leichter gehaltenen Erkrankungsform und des mit ihr vergesellschafteten neu entdeckten Mikroorganismus, der Gonokokkus genannt wurde, zerstört, einem pathogenen Keim von Entsetzen erregender Bösartigkeit. Es wird behauptet, daß er die häufigste Ursache des Erblindens sei, er wird vom Vater auf die Mutter übertragen, von der Mutter auf das Kind, vom Kinde auf die Amme und ruft Leiden hervor, von denen das einmal ergriffene Individuum niemals mit Sicherheit genesen kann. Eine Ehe, die eine Person schließt, die in dieser Weise akut angesteckt ist, ist vielleicht das schlimmste Verbrechen, das in einer zivilisierten Gemeinschaft unter gesetzlicher Straflosigkeit begangen werden kann. Die Gefahr, das Opfer eines solchen Verbrechens zu werden, ist die schlimmste Gefahr, die in der Heirat auf Männer und Frauen und im häuslichen Dienst auf die Ammen lauert und diese Ansteckung ist, man bedenke, nicht die verhältnismäßig seltene und zurücktretende Geißel, die man zu fürchten pflegte, sondern die fürchterlich häufige, die alle heute lebenden Männer über vierzig angewiesen worden sind, auf die leichte Achsel zu nehmen.

Einfältige Menschen, die durch diese Tatsachen gezwungen werden zuzugeben, daß die stillschweigende Vereinbarung, die es verbietet, den Gegenstand überhaupt zu erwähnen, ruinös sei, greifen dennoch nach der Ausrede, wenn schon das Publikum gewarnt werden müsse, das Theater nicht der richtige Ort für die Warnung sei. Wenn wir sie fragen, „Welches ist denn der richtige Ort?“, behaupten sie, daß der richtige Ort außer Hörweite des allgemeinen Publikums sei; das heißt, weder

eine Schule, noch eine Kirche, noch eine Zeitung, eine öffentliche Versammlung, sondern das medizinische Lehrbuch, das nur von Studenten der Medizin gelesen wird. Das ist natürlich das sogenannte „Tabu", nur genügend beschämt über sich selbst, um seine Zuflucht zu Ausreden zu nehmen. Der gesunde Menschenverstand sagt einem in dieser Sache, daß eine öffentliche Gefahr — eine öffentliche Warnung zur Folge haben müsse und je öffentlicher der Ort, desto wirksamer die Warnung. Aber von dieser allgemeinen Betrachtung ganz abgesehen, gibt es einen besondern Grund im Theater zu warnen.

Die besten Freunde des Theaters können nicht leugnen und brauchen es auch nicht zu versuchen, daß ein beträchtlicher Teil unserer Theatervergnügungen die sexuellen Instinkte der Zuschauer aufstachelt. Das ist tatsächlich so allgemein der Fall, daß selbst professionelle Kritiker von hohem Rang ein Stück, daß keinen Appell an das Geschlechtliche enthält, ganz offen „undramatisch" oder „überhaupt kein Stück" nennen. Das ist die Grundlage des Vorurteils gegen das Theater, den jener Teil der englischen Gesellschaft zeigt, in welcher das Geschlecht als Erbsünde und das Theater infolgedessen als das Tor der Hölle angesehen wird. Das Vorurteil ist gedankenlos; das Geschlecht ist ein notwendiger und gesunder Instinkt. Und seine Bildung und Erziehung ist eine der wichtigsten Zwecke jeder Kunst und, augenblicklich jedenfalls, der Hauptzweck des Theaters.

Es kann eine offene Frage sein, ob das Theater sich würdig erwiesen hat, mit einer so ernsten Aufgabe betraut zu werden. Ich kann mir eine Gemeinschaft vorstellen, die ein Gesetz erläßt, das den Dramatikern überhaupt verbietet, mit der Geschlechtsfrage als Motiv zu arbeiten. Obgleich ein solches Gesetz die Hauptmasse der vorhandenen dramatischen Literatur dem Papierkorb übermachen würde, würde es sie doch weder vollkommen zerstören noch alle zukünftigen Dramatiker lähmen. Diese Verballhornung von Molière und Shakespeare auf der Grundlage eines solchen Gesetzes würde eine überraschende Menge ihrer Werke intakt lassen. Die Romane von Dickens und seiner Zeitgenossen liegen uns zum Beweise dafür vor, wie unabhängig der phantasievolle Schriftsteller von dem Thema ist, das so oft als unerläßlich in der Dichtung betrachtet wird. Die Werke, in die es auf Grund dieser falschen Annahme bei den Haaren hereingezogen wird, sind viel zahlreicher als die Ge-

schichten und Dramen — Manon Lescaut ist ein Beispiel — deren ausschließlichen Inhalt es bildet. Genau wie der europäische Dramatiker imstande ist, Stücke zu schreiben, ohne eine Niederkunft einzuflechten, die als unumgänglich nötig in allen chinesischen Stücken erachtet wird, kann er, wenn er dazu gezwungen wird, auf jedes Thema verzichten, welches Gesetz oder Gewohnheit denkbar verbieten könnte, und trotzdem reich an dramatischem Material bleiben. Nehmen wir daher an, daß ein geschriebenes Gesetz die Liebe so gründlich vom Theater verbannen könnte wie ein ungeschriebenes die Cholera davon verbannt, ohne es vollkommen zu ruinieren.

Was aber nichtsdestoweniger außer Frage steht für jeden vernünftigen und nachdenklichen Menschen, ist, daß, wenn wir ein Thema auf der Bühne dulden, wir es nicht nur halb dulden dürfen. Man kann darüber streiten, ob man die Darstellung des Krieges auf der Bühne erlauben soll, aber vernünftigerweiser kann man nicht darüber streiten, daß wir — wenn wir sie erlauben — auch die Vorführung seiner Schrecken genau so wie seiner Triumphe darstellen müssen. Zerstörung und Mord, Pest und Hungersnot, Demoralisierung und Grausamkeit, Raub und Korruption muß man auf den Brettern so gut wie im wirklichen Kriege mit Patriotismus und militärischem Heldentum wetteifern lassen, sonst könnte die Bühne nationalen Haß entflammen und mit einer Rücksichtslosigkeit zu seiner Befriedigung führen, die Europa in einen Kampfplatz verwandeln würde. Wenn andererseits gewissenlosen Autoren erlaubt sein soll, die Bühne zu einer Revue von Champagnerflaschen, Syphons und Prassern zu machen, muß es den gewissenhaften erlaubt sein, auch solche Stücke zu schreiben, wie „L'Assommoir", daß — es ist schlichte Tatsache — manchen jungen Mann von der Trunkenheit abgeschreckt hat. Niemand bestreitet, wie vernünftig die Freiheit ist, beide Seiten darzustellen; aber wenn das Geschlecht in Betracht kommt, kommt das Tabu anmarschiert mit dem Resultat, daß alle Lockungen des Geschlechtes durch jeden Kunstgriff erhöht, den die Einbildungskraft der Lüstlinge nur ersinnen mag, auf der Bühne dargestellt werden dürfen, aber keine seiner Gefahren und Straffälligkeiten. Man darf auf der Bühne Verführung darstellen, aber nicht einmal erwähnen darf man hier illegitime Empfängnis und verbrecherische Frühgeburt. Wir dürfen die Prostitution bis zu dem Grade ausschmücken, daß sie jeden jungen

Menschen im Theater berauscht, und tun es auch; aber kein junger Mensch darf ein Wort über die Krankheiten hören, welche der Prostitution folgen, und sich an dem, der die Prostituierte kauft, bis zum dritten und vierten Geschlecht rächen. Unsere Läden und Geschäftsstellen sind voll junger Männer, die in einsamen Wohnungen hausen und deren einzige künstlerische Erholung das Theater ist. Im Theater lassen wir jede Kunst auf sie wirken, die ihre Einsamkeit unerträglich machen und den Zauber des Köders der Straßenfallstricke auf ihrem Nachhauseweg erhöhen kann. Aber wenn ein Dramatiker so erleuchtet ist, die Gefahr zu begreifen und so menschenfreundlich, mit einem Stück zu Hilfe zu eilen, das den Fallstrick bloßstellt und das Opfer warnt, verbieten wir dem Direktor bei Strafe seines Ruins die Aufführung und verleumden den Autor als einen Sittenverderber. Man weiß wahrhaftig nicht, ob man über eine so widersinnige Dummheit lachen oder weinen soll.

DIE ÖSTERREICHISCHE PARTEI

VON DR. HANS WANTOCH (WIEN)

Dem neuen Sternbild des dritten Bienerthschen Ministeriums ist der Kometenschweif der Thunschen Statthalterschaft in Böhmen gefolgt. Und der stellt das Wiener Kabinett in ungewisses Licht, denn der Graf Thun ist kein homo novus. Sein verschlungener Schicksalsweg setzte in der böhmischen Landstube ein. Dort trat er als Statthalter auf, trat vor die Tschechen, ohne ein tschechisches Wort sprechen zu können, und wurde von ihnen beschimpft, besudelt und gestürzt. Graf Thun verschwand vom politischen Schauplatz. Aber im Handumdrehen war er wieder da: als Ministerpräsident. Im Handumdrehen hatte er tschechisch gelernt und war der Minister dieses Volkes geworden, nicht der Diener der Krone. Nie war Österreich im Innern zerklüfteter als unter seiner Regierung. Das Parlament mußte geschlossen werden. Die Abwehr der Deutschen gegen die Thunsche Verslawung hatte es zerschlagen. Und als Graf Thun der Krone zu offenem Verfassungsbruch riet, mußte er wiederum verschwinden. Ganz still war es um ihn Jahre hindurch. Da auf einmal, im Sommer 1910, stand er auf, erhob sich und obwohl er erst von den Tschechen, dann von den Deutschen wie kaum ein anderer gehaßt worden war, wollte er nun zwischen den beiden feindlichen Völkern, die auch seine Feinde gewesen waren, den Frieden stiften. Nun ist er wieder Statthalter in Böhmen. Wird ihm das Werk der Sühne gelingen? Die Vermutung ist da, daß Graf Thun vom böhmischen Landespräsidium zum

 österreichischen Ministerratspräsidium aufrücken werde; und mit dieser ersten Möglichkeit ist die zweite einer Regierung ohne die deutschen Parteien gegeben. So viel hat jedenfalls die Erfahrung gelehrt, daß ein solches Regiment den Staat aufs schwerste schädigt. Die Empirie ist sozusagen gegen ein Regieren ohne die Deutschen. Allein man will für diese Erscheinung auch einen theoretischen Grund finden und hat ihn schon gefunden: in der überlegenen Steuerkraft und der überragenden Kulturbedeutung der Deutschösterreicher. Man hat auf diese Weise eine politische Tatsache mit außerpolitischen Ursachen erklärt, und wie jede Beweisführung, die mit Argumenten aus einem wesensfremden Tatsachengebiet arbeitet, vermag auch sie genauerer Prüfung nicht standzuhalten. Im Kurienparlament konnte für eine prominente Stellung der Deutschen ihre größere Steuerleistung geltend gemacht werden, denn das Wahlrecht ins Kurienparlament hat auf dem System der direkten Besteuerung beruht. Aber mit dem Jahre 1907 ist dieser Grund hinfällig geworden. Wäre damals, wie ja auch von mancher Seite angeregt worden ist, ein Pluralitätswahlrecht auf der Basis eines Bildungszensus geschaffen worden, dann könnte die prominente Bedeutung der Deutschen auf ihre kulturelle Überlegenheit gestützt werden.

Man hat sich immer auf den wirtschaftlichen oder kulturellen Vorzug der Deutschen vor den andern Völkern berufen, allein nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht werden die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählt, und die Wahlgeometrie, die die Reichsratswahlordnung von 1907 zustande gebracht hat, setzte den deutsch-italienischen Block in einen ziffernmäßigen Nachteil gegen den slawischen. So ließe sich mit starrer Rechenkunst aus den 516 Mitgliedern des österreichischen Abgeordnetenhauses eine Mehrheit ohne die deutschen Stimmen bilden. Die Kombinationsmöglichkeiten sind wahrhaft nicht gering, weil wir an Parteien und Unionen, Verbänden und Fraktionen nicht gerade arm sind. Dem flüchtigen Betrachter mag es da auffallen, daß im österreichischen Abgeordnetenhause die verschiedenartigsten Nationen, die heterogensten wirtschaftlichen Interessen und Kulturanschauungen vertreten sind, daß wir Anwälte nationaler Forderungen, Vertreter der Städter und Agrarier, Abgeordnete der Arbeiterschaft und der Unternehmer haben, daß es aber unter den vielen Gruppen und Verbändchen keine österreichische Partei gibt. Der spezifisch österreichische Standpunkt, der sich auf die gegebene Verfassung im Inneren und nach außen hin auf die bestehenden Bündnisse mit fremden Mächten stützt, dieser spezifisch österreichische Standpunkt, der die Grundelemente des Staatsganzen bewahren und entwickeln will, kommt scheinbar im österreichischen Abgeordnetenhaus gar nicht zum Ausdruck. Die slawischen Völker suchen, seit unsere Verfassung besteht, gegen ihren zentralistischen Grundkern anzukämpfen. Die Tschechen zögen eine Allianz mit Rußland einem Dreibund mit Deutschland und Italien vor, und die irredentistischen Bewegungen unter den Italienern sind schließlich auch nicht wegzuleugnen. Bei Italienern, Polen, Tschechen und Slowenen rühren sich Sonderinteressen, die gegen

das Staatsganze gerichtet sind. Und eine Partei, die wie die Deutschklerikalen die Lehr- und Lernfreiheit beschränken will, ist gleichfalls gegen die bestehenden Grundgesetze des Staates. Sie leisten Herrn von Bienerth Gefolgschaft, weil Graf Stürgkh ihren Absichten recht willig ist. Auch die deutschen Fortschrittsparteien haben Herrn von Bienerth bisher immer unterstützt, aber nicht etwa darum, weil er sie vielleicht durch nationale Geschenke verpflichtet hätte. Im Gegenteil, es ließe sich eine lange Leporelloliste anführen, in welcher deutsche Vorgänger durch tschechische Nachfolger ersetzt worden sind. Und trotzdem sind die Deutschen in der Mehrheit Baron Bienerths geblieben, weil er die Grundgesetze des Staates gewahrt hat, nicht wie Badeni oder Thun den Paragraph 14 statt der Volksvertretung regieren ließ und nicht Gesetze durch Notverordnungen ersetzt hat.

Die verwunderliche Tatsache, warum man in Österreich nicht gegen die Deutschen regieren kann und die ebenso verwunderliche Tatsache, daß es scheinbar unter 20 Gruppen des Abgeordnetenhauses keine österreichische Partei gibt, klärt sich auf die einfachste Weise auf: der deutsche Nationalverband repräsentiert die österreichische Partei. In seinem Programm verkörpert sich zugleich der zentralistische Grundgedanke des Staats und die grundlegenden Beziehungen Österreichs zu den auswärtigen Mächten. Wer gegen die Deutschen in Österreich regiert, regiert zugleich gegen Österreich. Die Deutschen sind pars pro toto in dem Gefüge des Ganzen. Und mit der Verletzung dieses wichtigsten Teiles wird notwendigerweise zugleich das Ganze verletzt. Ein österreichisches Ministerium gegen die Deutschen ist auch ein Ministerium gegen Österreich. Und diese contradictio kann vielleicht einige Zeit lang vegetieren, aber nicht leben. Sie kann mit dem § 14 ihr Dasein fristen, aber nicht parlamentarisch regieren; denn sie müßte da zuvor die Grundgesetze des Staates ändern, und das geht nicht, solange Österreich lebenskräftig bestehen will. Die Deutschen sind die österreichische Partei, und ein Ministerium gegen die Deutschen kann nicht dauern. Ein staatsrechtlicher politischer, kein außerpolitischer steuertechnischer oder kultureller Grund ist die Deutung für die Tatsache, daß jede deutschfeindliche Regierung zuerst den Staat desorganisiert hat und schließlich an der Unmöglichkeit ihres Grundprinzips zugrunde gegangen ist. Ob das Zukunftsministerium des Grafen Thun sich verwirklichen wird oder nicht, ist ungewiß; gewiß aber, daß es gut nur im Sinne des Gesetzes regieren kann, und dann wird es ein österreichisches Ministerium sein und die österreichische Partei, die Deutschen, an seiner Seite haben.

SORGFÄLTIGE BÜCHERAUSWAHL

Es soll sich hier darum handeln — nach Politik, Wissenschaft, Börse, Polemik und dgl. — eine kurze knappe Liste empfehlenswerter Bücher zu geben, einen Hinweis auf jene Bücher, die mir im letzten Jahre besonders aufgefallen sind und schön und lesenswert erschienen.

Eins oder das andre darunter ist schon früher erschienen, hat darum aber seine Bedeutung für heute und morgen nicht verloren. Wird die Liste als nützlich zur Orientierung befunden — auch von den Lesern, die zu diesen Zeilen anregten, so will ich sie gern von Zeit zu Zeit, wenn sich genügend wichtiges Material gesammelt hat, fortsetzen und ergänzen. — Bei S. Fischer erschien Gerhart Hauptmanns großzügiger Roman „Der Narr in Christo" (geh. 6 M.), ferner „Das Meer" von Bernhard Kellermann (br. 4 M.), Jakob Schaffner, der schnell berühmt gewordene, tat in Konrad Pilater (geh. 5 M.) einen kräftigen Schritt vorwärts, Jakob Wassermann „Die Masken Erwin Reiners" (br. 5 M.), die Novellen von J. V. Jensen „Mythen und Jagden" (br. 2,50 M.), „Königliche Hoheit" von Thomas Mann (br. 5 M.), Martin Beradt „Eheleute" (br. 5 M.), Paul Barchans raffinierte Feuilletons „Petersburger Nächte" (br. 3,50 M.). — Der Verlag Eugen Diederichs, Jena brachte einige Neuerscheinungen heraus, die in außerordentlich geschmackvoller Ausstattung und sorgfältiger Auslese im deutschen Buchgewerbe hervorragen: Charles de Coster „Tyll Ulenspiegel" (br. 6.50 M.). Goethes „Faust" (geb. 20 M.). „Die vier Evangelien: Markus, Lukas ,Matthäus, Johannes" (geb. 20 M.), Stendhal-Henry Beyle „Römische Spaziergänge", mit 24 Kupfern von Piranesi (gebunden 9,50 M.), Matarazzo „Chronik von Perugia" (brosch. 6 M.), Petrarca „Briefe und Gespräche" (br. 5 M.), Xenophon „Erinnerungen an Sokrates" (br. 4 M.), Epikurs Lehre, herausgegeben von A. v. Gleichen-Rußwurm (br. 3 M.). — Bei Rütten und Löhning erschienen Lafcadio Hearns Werke (42 M.), die die Wunderwelt Japans erschließen und mir über alle Maßen lieb und wertvoll sind. Dann eine feinsinnige Sammlung „Chinesischer Geister- und Liebesgeschichten" (brosch. 5 M.). — Erland Nordenskiölds „Wälder" (gebunden 3 M.), Albrecht Wirth „Imperialismus" (geh. 4 M.). Empfehlenswert ist die Sammlung „Die Gesellschaft", deren einzelne Bände über „Staat", „Theater", „Börse" usw. orientieren und von maßgebenden Autoren bearbeitet sind. — Im Verlag Georg Müller, München erschien von Hans W. Fischer „Der Dreißigjährige", eins der stärksten Bekenntnisbücher seit Nietzsche (br. 4 M.), Nikolaus Gogol „Sämtliche Werke" (pro Band 4,50 M.). — Piper & Co. brachte eine gut übersetzte aber sehr teure Gesamtausgabe von „Dostojewskis Werken" heraus. Andrejew „Die Geschichte von den sieben Gehenkten" (geb. 2 M.), Anatole France „Die Bratküche der Königin Pedauque" (geh. 4 M.), Honoré Balzac „Die dreißig drolligen und kuriosen Geschichten (24 M.). Ferner: das großzügige und gutillustrierte „Hans von Marées Werk" von J. Meier-Gräfe (60 M.). — Eine prächtige Neuausgabe von Giorgio Vasari „Künstler der Renaissance" erschien bei Julius Bard (5 M. in Pappband). — Vincent van Gogh „Briefe" (3,60 M. geb.) bei Br. Cassirer, Berlin. — Ein bewunderungswürdiges Werk ist Guglielmo Ferreros „Größe und Niedergang Roms" (br. 24 M. bei J. Hoffmann, Stuttgart). Ein kapriziöses Werkchen: „Vom Wesen der Moral"

von Hans Dankberg (br. 3 M.), gleichfalls bei Hoffmann, Stuttgart. — H. v. Weber, der elegante Münchner Verlag, brachte „Skizzen" des verstorbenen Rudolf Wilke in prächtigen Reproduktionen, für die der Preis von 27 Mark verhältnismäßig billig ist. „Das Lesebuch der Marquise" von Franz Blei (geschmackvoll gebunden 12 Mark). — Albert Langen veröffentlichte „Die Nachtmahr", Roman von Richard Huldschiner (geh. 3,50 M.), ein sympathisches, gutes Buch wie wenige. — Gustav Falke brachte bei Janssen „Die Auswahl" seiner Lyrik heraus (geb. 5 M.). Eine eigenartige Sammlung von Jugendschriften sind die „Wissenschaftlichen Volksbücher" desselben Verlags (pro Band 1,50 M.), die das gesunde Prinzip verfolgen, keine Bearbeitungen sondern geschickte Auswahlen aus den Originaltexten von Autoren wie Humboldt, Hedin usw. zu bieten — J. und E. Goncourt „Die Frau des 18. Jahrhunderts" (br. 8 M.) mit guten Illustrationen bei J. Zeitler, Leipzig. — Eine leicht lesbare und umfassende Biographie Johann S. Bachs von André Pirro erschien bei Schuster & Löffler, Berlin (br. 5 M.). Bei Klinkhardt und Biermann, Leipzig: „Die Kunst und Wunderkammer der Spätrenaissance" von Julius von Schlosser, mit 110 Abbildungen (geb. 5 M.). „Im Reiche Kaiser Meneliks" von Fr. Freiherrn von Kulmer (geh. 5 M.), eine kluge Schilderung des exotischen Landes. — Wen Volkswirtschaft interessiert, dem wird das Werk J. Rießers „Die deutschen Großbanken" (16,50 M.) immer noch viel Material zum Verständnis des modernen Wirtschaftslebens geben.

DEUTSCHES KAPITAL IN AUSLÄNDISCHEN DIENSTEN

Als Hamburger Kaufmann, den die Graf Kanitzsche Interpellation über die Überschwemmung des deutschen Kapitalmarktes mit ausländischen Wertpapieren interessierte, begab ich mich am 11. Februar dieses Jahres in den Reichstag und hörte den Verhandlungen zu. Als Nichtpolitiker betrat ich den Sitzungssaal unserer Volksvertreter mit großer Unbefangenheit und so unbewandert mit den Namen der Abgeordneten, daß ich mich erst bei meinen Nachbarn informieren mußte, für welche Parteien die einzelnen Redner sprachen.

Ich erwartete einen großen Tag, denn es standen große Gesichtspunkte zur Erörterung, zwar nicht Mehrung der Militärmacht, aber Erhaltung deutschen Kapitals für deutsche Interessen, also einer der beiden für die Machtstellung Deutschlands im Völkerverkehr in Betracht kommenden Hauptfaktoren.

Graf Kanitz, ein ruhiger, älterer, würdiger Herr, frei von Eitelkeit und Effekthascherei, trug seine Rede in sachlicher Form vor, der man anmerken konnte, daß er sich der Gerechtigkeit seiner Anfrage bewußt war, und daß er der Bedeutung seiner Interpellation gewachsen war. Er betonte in klarer Weise die für die Zulassung ausländischer Anleihen an deutschen Börsen maßgeben-

den Gesichtspunkte und führte, ungefähr in Übereinstimmung mit den Ansichten des für diese Frage häufiger als Autorität zitierten Leiters des Hansabundes, Herrn Geheimrat Rießer, im wesentlichen aus, daß 1. die Einführung ausländischer Anleihen an deutschen Börsen nicht prinzipiell ausgeschlossen werden soll, daß aber 2. ausländischer Kapitalbedarf an deutschen Börsen nur gedeckt werden soll, wenn Deutschland Überfluß an Kapitalien hat; 3. daß dann nur absolut gute Anlagewerte eingeführt werden sollen und nicht etwa Werte, die lediglich Spekulationspapiere sind, daß 4. bei Hergabe von Anleihen an das Ausland nach Möglichkeit in jedem einzelnen Falle nationale Interessen gefördert, also für die deutsche Industrie Aufträge erlangt werden sollen und daß 5. die Hergabe von Geldern an das Ausland für Zwecke, die den deutschnationalen Interessen zuwider laufen, unbedingt zu vermeiden ist. Als Beispiel für einen Fall aus der letzten bis dahin wohl noch niemals dagewesenen Kategorie führte er die Sao-Paulo-Kaffee-Anleihe vom Jahre 1908 an, zu der Deutschland ca. 40 Millionen Mark beigesteuert hat, obwohl deren Zweck, die Erhöhung des Kaffees, direkt gegen allgemeine deutsche Interessen verstieß. Er bezifferte den Verlust, den Deutschland bei einem jährlichen Verbrauch von 4 Millionen Zentnern Kaffee zu dem durch die brasilianische Spekulation in die Höhe getriebenen Preise erleidet, auf 80 bis 100 Millionen Mark jährlich, die in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Nutzen, den wir aus unserm Gesamtexport nach Brasilien erzielen, und zu den kleinen Vorteilen, die die an und für sich sichere Anleihe den Kapitalisten gebracht hat, und er sprach die Erwartung aus, daß für die Zukunft derartige Fehler vermieden würden.

Staatssekretär Dr. Delbrück erwiderte, kurz zusammengefaßt, daß diese Gesichtspunkte, wenn auch einmal Fehler vorkommen könnten, für die Entschließung der Regierung bei Zulassung von Wertpapieren an deutschen Börsen maßgebend seien.

Bei der dann folgenden Besprechung wurde die Rede des Grafen Kanitz von den Rednern des Zentrums, der Reichspartei und der wirtschaftlichen Vereinigung warm unterstützt, während der freisinnige Redner und der Sozialdemokrat den nationalen Grundton nicht erkannten oder erkennen wollten. Sie hielten eine rein parteipolitische Rede mit Partei-Drohungen gegen die Rechte für den nächsten Wahlkampf, und dokumentierten dadurch, daß sie ihre Abgeordnetenpflicht, deutsche Interessen gegen ausländische Begehrlichkeit zu verteidigen, nicht erfüllten, sondern Parteiinteressen über allgemeine deutsche Interessen stellten.

Der Zentrumsredner machte in sachlicher Beziehung noch den ganz richtigen Einwand, daß wir, wenn wir für amerikanische Eisenbahn-Obligationen an Nordamerika Geld hergeben, in Wirklichkeit dadurch Geld für Aufträge an die amerikanische Eisenindustrie zur Verfügung stellen und den amerikanischen Stahl-Trust unterstützen, der uns in manchen überseeischen Ländern die schärfste Konkurrenz macht.

Ein starke Entgleisung leistete sich der nationalliberale Abgeordnete, dessen Ausführungen ich wegen der Schädlichkeit derselben hier nicht wiederholen und nicht verbreiten will, dessen

Rede aber von unserem Landsmann Raab, dem ich für sein mannhaftes Eintreten für deutsche Interessen in Gedanken ein „Bravo" zurief, und von dem gewandten und vortrefflichen konservativen Redner Dr. Hahn zutreffend als eine für das Ausland gehaltene Rede gezeichnet wurde. Mir selbst war es unbegreiflich, wie von nationalliberaler Seite eine derartige gegen jedes vaterländische Gefühl verstoßende Rede im deutschen Reichstag gehalten werden konnte, und ich muß gestehen, daß ich empört, verwundert und enttäuscht war.

Das Zentrum, dem man sonst gar zu leicht jedes deutsche Empfinden abspricht, hielt eine so vortreffliche, von deutschnationalen Gesichtspunkten diktierte Rede, daß ich seinen Abgeordneten lange Zeit für einen konservativen Redner hielt, und der Redner der nationalliberalen Partei, die doch sonst zweifellos national ist, und die unter richtiger Leitung alle gut deutsch gesinnten Personen um ihr Banner scharen sollte, beiläufig die Partei, für deren Kandidaten ich gegen nichtdeutsch denkende Gegenkandidaten stets gestimmt habe, hielt eine Rede, daß man sich ihrer schämen mußte. Ich erwähne dieses nicht, um der nationalliberalen Partei zu schaden, sondern um zu zeigen, daß es weniger auf die Partei ankommt, der man seine Stimme gibt, sondern mehr auf die Person, die man in den Reichstag wählt. Deshalb sollte man auch bei Reichstagswahlen vorsichtig sein mit der Ausgabe allgemeiner Wahlparolen „gegen die und die Partei", sondern nur eine Parole ausgeben, nämlich den Kandidaten zu wählen, der am besten deutsch fühlt und unter allen Umständen treu zu Kaiser und Reich steht. Dann allerdings ist das Bessere des Guten Feind, aber man vermeidet, daß man eine Partei, die in manchen Wahlkreisen begehrenswert sein kann, in anderen Wahlkreisen vor den Kopf stößt, und hebt die Wahl von dem niedrigen Niveau des Parteikampfes auf die hohe Warte nationaler Betätigung, nämlich allein Deutschlands Interesse in der besten Weise durch die Wahl geeigneter Männer fördern zu wollen.

Daß dieser hehre Standpunkt von mehreren Rednern in diesem Falle nicht eingenommen wurde, war mir schmerzlich, denn ich hatte eine einmütige Unterstützung der vortrefflichen Graf Kanitzchen Interpellation erwartet.

Wenn ich mir ehrlich die Antwort geben soll auf die Frage, ob der Verlauf der Verhandlungen sonst meinen Erwartungen entsprochen hat, so kann ich nicht mit einem vollen „Ja" antworten.

Ich stimme vollkommen mit den vom Grafen Kanitz angeführten Gesichtspunkten für die Zulassung ausländischer Wertpapiere an deutschen Börsen überein, aber ich hätte gewünscht, daß über die positiven Aufgaben des deutschen Kapitals, Werte zu schaffen, die in der Handelsbilanz des Deutschen Reiches zur Geltung kommen, ausführlicher gesprochen wäre, als es geschehen ist, und daß die Tätigkeit unserer großen Banken, die sich nach dieser Richtung hin durch Unterstützung der Industrie und des Handels unendliche Verdienste erworben haben, insbesondere der Deutschen Bank, die bahnbrechend vorging, mehr anerkannt wäre, als es geschehen ist.

Die Betätigung deutschen Kapitals im Auslande ist in der

Hauptsache deutschen Kaufleuten und deutschen Landwirten zu belassen, die die Leitung des Kapitals nicht an ausländische Gesellschaften oder an ausländische Staaten abgeben, die den Unternehmergewinn nach Deutschland zurückbringen und die womöglich ausländische Produkte nach Deutschland einführen, wogegen die Rimessen dann nicht an das Ausland, sondern an die in Deutschland wohnenden deutschen Kapitalisten zu leisten sind. Das ganze Streben unserer Volkswirtschaft muß darauf gerichtet sein, durch Hebung der Erträgnisse in der Landwirtschaft und durch Förderung unserer Industrieerzeugnisse die Warenhandelsbilanz, die im einfachen Warenaustausch immer um so und so viele hundert Millionen Mark passiv für Deutschland ist, zu einer aktiven zu gestalten und uns immer mehr vom Auslande unabhängig zu machen.

Wenn wir Jahr für Jahr die Hunderte von Millionen unserer passiven Handelsbilanz in Gold an das Ausland bezahlen sollten, würde unser ganzes Barvermögen bald ausgegeben sein. Es sind aber Erträgnisse vorhanden, die in den Statistiken der Handelsbilanz nicht zum Ausdruck kommen. Dahin gehören z. B. die Erträgnisse unserer Schiffahrt, die im Auslande Frachten einnimmt, die Zinsen von ausländischen Anleihen, die in Deutschland untergebracht sind und vor allen Dingen die Erträgnisse unserer im überseeischen Handel und in der überseeischen Landwirtschaft und Plantagenwirtschaft angelegten Kapitalien. Diese in der Handelsbilanz unsichtbaren Einnahmen zu steigern, muß unser Ziel sein. Am ertragreichsten sind die Kapitalien, die in deutscher Verwaltung bleiben, und aus diesem Grunde sollte nach Möglichkeit vermieden werden, Gelder an das Ausland zu geben, deren Verwaltung in ausländische Hände übergeht, wie es z. B. bei amerikanischen Eisenbahnobligationen der Fall ist.

Ich hätte gewünscht, daß mehr Nachdruck gelegt wäre auf die Notwendigkeit, daß deutsches Kapital auch im Binnenlande bei wirtschaftlicher Betätigung in allererster Linie deutsche Interessen verfolgt. Ich hätte gewünscht, daß auf das Gegenstück der Sao-Paulo-Kaffee-Anleihe hingewiesen wäre, das ebenso verwerflich ist wie diese, nämlich auf die Bestrebungen gewisser deutscher Kapitalistenkreise, die, um für die eigene Tasche einen großen Gewinn zu erzielen, sich nicht entblödeten, die wichtigsten deutschen Interessen, ich möchte den Ausdruck gebrauchen „deutsches Herzblut", auszuliefern an geschäftsgewandte Yankees. Ich denke an den Kali-Streit.

Derjenige, der deutsche Dörfer durchwandert und den jetzigen Zustand mit den Verhältnissen, die vor 30 und 40 Jahren existierten, vergleicht, wird seine helle Freude haben zu sehen, wie die Erträgnisse des Bodens gewachsen sind, wie an jedem Bauernhause Anbauten entstanden sind, um die größere Viehhaltung, deren Ernährung der ergiebigere Boden gestattet, unterzubringen. Je größer die deutsche Viehhaltung ist, je größer die Kornerträge der deutschen Landwirtschaft, desto weniger Geld brauchen wir für die Volksernährung an das Ausland abzugeben, desto mehr Gelder haben wir für Handel und Industrie zur Verfügung, desto mehr können wir für Arbeiterlöhne ausgeben, desto stärker sind wir in uns, desto

größer wird der allgemeine Volkswohlstand. Wir verdanken diesen Aufschwung in der Landwirtschaft viel mehr, als den wirtschaftlichen Schutzzöllen und den auf Fernhaltung von Viehseuchen gewidmeten Absperrungsmaßregeln, der Aufklärung der landwirtschaftlichen Bevölkerung über Bewirtschaftungsfragen, vor allen Dingen der Anwendung des künstlichen Düngers, durch den erst eine intensivere Bewirtschaftung ermöglicht ist, und unter allen künstlichen Düngersorten nimmt das Kali die erste Stellung ein.

Durch Anwendung des Kalis im Verein mit Phosphaten, besonders der aus unserem Bergbau und unserer Eisenindustrie gewonnenen Thomasschlacke ist es möglich geworden, den Boden und besonders die Wiesen, die Grundlage für unsere Rindviehzucht, ertragreicher in qualitativer und quantitativer Hinsicht zu gestalten. Es ist ein großes Glück für Deutschland, daß Deutschland sozusagen das einzige Land ist, in dem Kali in großen Mengen gefunden wird. Das Kali, das sich in alten Kulturländern als unbedingt notwendiges Mittel zur Auffrischung des Bodens, zur Bereicherung der Humusschicht mit Pflanzennährstoffen bewährt hat, wird in immer größeren Mengen auch vom Auslande bezogen und immer größere Verbreitung finden, so daß die Zeit nicht mehr fern sein wird, in der Kali für das deutsche Wirtschaftsleben dieselbe und vielleicht eine noch viel wichtigere Rolle als für Nordamerika sein Petroleum und seine Baumwolle spielen wird. Es ist ein Verrat an deutschem Nationalvermögen, ja am Deutschtum, wenn sich deutsches Kapital bereit finden läßt, deutsche Kali-Interessen an das Ausland zu verkaufen, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß die Reichsgesetzgebung Mittel und Wege gefunden hat, um auf absehbare Zeit den größten Schädigungen, die beabsichtigt waren, mit Erfolg entgegenzutreten.

Ich setze voraus, daß sich die maßgebenden Kreise in der Befolgung der eingeschlagenen Politik in keiner Weise beirren lassen durch die Einschüchterungsversuche, die von nordamerikanischer Seite ausgehen und durch die Meldungen über angebliche Kalifunde in der nordamerikanischen Union. Abgesehen davon, daß, wenn wirklich Kali drüben in großen Mengen gefunden würde, Jahre vergehen würden, ehe sich drüben eine konkurrenzfähige Kali-Industrie entwickeln könnte, ist vielmehr mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß es sich um tendenziöse amerikanische Berichte, um einen Yankee-Bluff handelt, gegen den wir unempfindlich und kühl bis ans Herz hinan bleiben müssen.

Ich bin kein Freund von Staats-Monopolen, ich wünsche eine möglichst breite Klasse von Menschen, die eine wirtschaftliche Selbständigkeit haben, aber ich würde es im allgemeinen deutschen Interesse doch mit Freuden begrüßen, wenn der gesamte Kali-Bergbau in die Hände des Deutschen Reiches käme, wenn die fabelhaften Kalischätze, die Deutschland besitzt und die vielleicht auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinaus im Völkerverkehr die ergiebigste Einnahmequelle für Deutschland sein werden, mehr als bisher der Gesamtheit des deutschen Volkes zugute käme. Nach meinen Gefühlen sollte das Reich, ähnlich wie Preußen mit seiner

 Eisenbahnverstaatlichung vorgegangen ist, keine Mittel scheuen, und mögen die aufzuwendenden Summen im Augenblicke auch noch so groß erscheinen, den Kali-Bergbau zu verstaatlichen oder wenigstens Einrichtungen zu treffen, daß ausländische Begierde für alle Zeiten von diesem unserem Kleinod, diesem wichtigsten Bodenschatze Deutschlands, fern gehalten wird.

Hamburg, Februar 1911. Fritz Ekkehard.

PANAMA IN ÖSTERREICH

Champs Elysées. Kürassiere trappeln vorbei und die Rothosen rechts und links am Straßenrand nehmen Gewehr über, während die paar Leute, die hinter ihnen, unter Regenschirmen, stehen, „Vive le roi! Vive la reine!“ schreien. Vive le roi des Bulgares! Da ist er schon vorbei, neben dem pausbäckigen Herrn Fallières sitzend, lächelnd und zufrieden grüßend. „Gewehr ab“. Und die Leute mit den Regenschirmen gehen gleichgültig ihres Wegs. — Abends gehe ich von der Oper, zum 2. Akt des „Chantecler“. Herr Lutin, der es mit der Politik immer noch ernst nimmt, führt mich hinter die Kulissen. Chantecler schwelgt schon in seinem Ko-koriko . . ! Ein Schauspieler begrüßt Herrn Lutin, deutet indigniert auf das Federgewand, in das sie ihn für den Abend gesteckt haben, und flüstert: „Ist es nicht zu dumm, Monsieur Lutin. Hören Sie — jetzt: Kokoriko. Die Sonne geht auf und Chantecler meint, sie käme auf Befehl, wegen seines Kokoriko. Und die alberne Faisane glaubt den Schwindel, bis der Größenwahn Bankrott macht. Ah — ist es nicht toll. Das ist Grund und Idee eines Stückes von Rostand. Um sowas schreiben sie heutzutage Stücke. Kokoriko! Da hören Sie. Und dann später den Applaus. Die Zeit der Helden ist vorbei. Hätten Sie mich in Racines „Phèdre“ gesehen. Aber heute schlüpfen sie in Affenhäute und dergleichen, wenn sie durchkommen wollen. Haben Sie den König von Bulgarien gesehen? Das ist auch so ein Feind der Monarchie. Ein Jude, der mit Börsentricks arbeitet. Aber Fürst. Kein König. Wo gibt es denn heute einen, der es wagt, einen Diplomaten aus Machiavellis Schule, an dem man seine Freude hat.“ Er wirft sich in die Pose, in der er früher seine geliebten Könige von Corneille und Racine gespielt haben mag und folgt entrüstet einem Zeichen, das ihn auf die Bühne ruft. — Herr Lutin lächelt: „Ihm geht das Bild nicht aus dem Kopfe: Napoleon sitzt in Moskau, sieht den Zusammenbruch vor Augen, findet aber Zeit, der Comédie Française

eine ewige Verfassung zu schaffen. Was leisten aber die heutigen Machthaber für das Theater? Ach, überhaupt diese ganze Politik. Keiner unternimmt etwas. Und je weniger die Politiker tun, desto demoralisierender wirkt das auf den Journalismus. Sehen Sie an, was jetzt wieder für Lügen in die Welt gesetzt werden, nur um Leben vorzutäuschen, wo gar keines ist. Roosevelt ist erledigt. Witte wird schwarz beim Warten. Wenn sie's nur wenigstens zugeben wollten und geistreich wirken könnten, ohne daß Roosevelt oder sonst einer Krawall macht. Nein, statt dessen machen sie Lügereien. Lesen Sie Times, Figaro oder wie die berüchtigten Weltblätter heißen. Wenn aber plötzlich ein Skandal losbrechen wird, dann wissen sie sich nicht zu verhalten und werden schüchtern den Mund halten und von andren Dingen reden." — — Das scherzhafte Intermezzo im Bühnenstaub und Halbdunkel des Porte Saint Martin ereignete sich vor einem halben Jahre. Und jetzt, wo von Chanteclers, Roosevelt, Bulgarenkönig, Canalejas und den anderen Matadoren nichts mehr zu hören ist — kommt Graf Ährenthal ins Stolpern. Der Welt wurde eine Nase gedreht, die aber so lang war, daß der Nasendreher dabei selbst das Gleichgewicht verlor. Aus Bewunderung wurde Kopfschütteln. Aus Vertrauen — Mißtrauen. Nicht die Tat, sondern ihr Ausgang entscheiden in der Politik. Graf Ährenthal und die österreichische Diplomatie werden vom Delegierten Masaryk im Parlament und in einer Broschüre der Verlogenheit, groben Ungeschicklichkeit und Fälschung bezichtet, ohne daß eine Antwort erfolgt. Ein Panama in Wien! jubeln die Skandalsüchtigen. Die Offiziösen schweigen, wissen sich nicht zu helfen und dulden, daß das Vermuten und Tuscheln vor der höchsten Person nicht mehr Halt macht. Graf Ährenthal rechnete nicht mit der Schwatzhaftigkeit eines kleinen Journalisten, Vasić, den sie jetzt wegen Hochverrats, begangen im Dienste der österreichischen Gesandtschaft in Belgrad auf 5 Jahre ins Zuchthaus gesteckt haben. Und das Schlimmste kann noch kommen. Das Schlimmste für das Ansehen Österreichs.

Graf Ährenthal vollzog die Annexion Bosniens und der Herzegowina mit der Begründung, daß die Umwälzung in der Türkei 1908 für Österreich die Notwendigkeit ergeben habe, zu den beiden Provinzen in ein klares Verhältnis zu kommen. Für die Mächte, die den Vertrag von 78 mit garantiert hatten, suchte er noch eine zweite Begründung zu schaffen, die ein militärisches Vorgehen

Österreichs gegen Widerspruch sichern sollte. Es mußte bewiesen werden, daß Österreich vor die Alternative gestellt sei, entweder die Provinzen schleunigst in Besitz und Oberherrschaft zu nehmen, oder aber ruhig zuzusehen, wie sich Feinde Österreichs in Bosnien organisierten und zum Aufstand gegen die Donaumonarchie rüsteten. Und siehe — es kamen Dokumente ans Licht, aus denen hervorging, daß eine großserbische Verschwörung am Werke sei, die sich bereits gewappnet habe, um die Provinzen zu Serbien zu schlagen. Protokolle und Telegramme des Belgrader Geheimbundes Slovenski-Jug vom 26. 11. 08 und 22. 1. 09 wurden vorgelegt. Und im Handumdrehen vollzog sich nunmehr Rüstung, Einmarsch österreichischer Truppen, Blamage Serbiens und Annexion der Provinzen. Europa durfte solchen offiziell vorgebrachten Beweisen kein Veto entgegensetzen. Österreich war im Recht. Nun kommt Masaryk, beruft sich auf den Prozeß Friedjung, die Agramer Hochverratsprozesse und die Verurteilung und das Geständnis des Journalisten Vasić. Dieser schmähliche kleine Wicht gesteht, daß er im Auftrag des österreichischen Gesandten unter Mitwissen der Wiener Diplomatie die Dokumente, auf die sich Graf Ährenthal stützte und Europa in Kriegsgefahr brachte, gefälscht habe. Von einer großserbischen Bewegung könne gar keine Rede sein. Alles sei Lug und Trug. Europa sei geblufft worden und sei in unnützer Weise betrogen worden, denn eine Konferenz hätte gegen geschickte diplomatische Begründung Österreichs der Monarchie das Recht der Annexion nicht verweigern können. Dem Grafen Ährenthal fliegen Schimpfworte ins Gesicht, auf die er nicht reagiert. Ruhige Fragen werden ihm gestellt. Er antwortet nicht. Der Vorwurf ertönt, 54 Millionen Kosten der Mobilmachung zur Annexion seien nutzlos vergeudet, weil die Sache auch ohne Gewalt zu machen gewesen wäre. — „Andre Diplomaten haben schlimmre Sachen gemacht." Das tut nichts zur Sache. Sie hatten die Geschicklichkeit, die die Sache zu gutem Ende führte und der Nation eine Blamage ersparte, für sich. Das Vertrauen auf Ährenthals Geschicklichkeit ist geschwunden. Und Graf Forgach und sein Helfershelfer Swientochowski sind schuld an der Narrenkappe, die Österreichs Diplomatie jetzt eine Zeitlang tragen muß.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12.
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 12 11. MARZ 1911

BRIAND — ENDLICH GESTÜRZT!

VON STAATSMINISTER CAMILLE PELLETAN, MITGLIED DER KAMMER DER DEPUTIERTEN (PARIS)

Nach Presseartikeln zu urteilen haben verschiedene Zeitungen den Versuch gemacht, dem deutschen Publikum eine ganz falsche Vorstellung über unsre jüngsten parlamentarischen Ereignisse zu geben, Mr. Briand soll schwarzen und obskuren Intrigen erlegen sein. Er soll einem richtigen Komplott zum Opfer gefallen sein, und als Anführer der Verschwörer versäumt man nicht Delcassé zu nennen. Das ist wohl nötig, um der Krisis, die jetzt einsetzt, einen feindlichen Charakter zu verleihen. Diejenigen, die ein bißchen auf dem laufenden sind, können dazu nur die Achsel zucken. Delcassé hatte wirklich alle Ursache, gegen Briand keine Quertreibereien zu veranstalten. Er hatte in Clémenceau einen erbitterten Feind und beklagte sich bitter, unter dem Ministerium, dem dieser vorstand, im eigenen Departement von der ganzen Verwaltung heftig bekämpft zu werden. Im Nachfolger Clémenceaus hatte er eher einen Freund gefunden. Sodann war er über die inneren politischen Fragen stets einig mit der Regierung. Briands „Zug nach rechts" war ihm ganz sympathisch. Er bewies sich stets als eins der treuesten Mitglieder der ministeriellen Majorität und hat keine Minute gezögert, seine Stimme dem Ministerium zu geben.

Welchen Ursachen ist also der Sturz Briands zuzuschreiben? Nichts ist einfacher. Dieser Sturz war seit langem schon vorauszusehen. Ich habe ihn in Heft 4 der „Zeitschrift" bereits vor längerer Zeit prophezeit, als in Deutschland noch fast jedermann von der Zukunft Briands überzeugt war. Briand konnte nur mit einer Majorität zur Linken bestehen, weil die Reaktionsparteien nur eine kleine Minderheit in der Kammer bilden. Er jedoch machte eine Politik zugunsten der Rechten. Das war keineswegs ein Geheimnis. Die Feinde der Demokratie gefielen sich darin, überall sein Loblied zu singen und sich als seine besten Freunde zu proklamieren. Und er selbst genierte sich nicht, die Politik der republikanischen Majorität und die der früheren Minister, die er anklagte die besiegten Konservativen verfolgt zu haben, aufs strengste zu behandeln. Wenn die radikale Partei einen Schimmer von Energie, von Logik oder auch nur von

Selbstgefühl hätte, wäre Briand schon lange gefallen. Die zahlreichste Fraktion hat demütig so viele Provozierungen ertragen, daß Briand schließlich glauben mochte, je mehr er sie mißhandle, desto mehr würde sie ihm gefügig sein. Darin täuschte er sich: Man soll niemals die Leute zum Äußersten treiben. Wahrscheinlich wäre er schon im Oktober gestürzt worden, wenn nicht der Eisenbahnerstreik, dessen er sich bediente, um sich als Erlöser der Gesellschaft aufzuspielen, dazwischen gekommen wäre. Aber seitdem war es ganz klar, daß man genug hatte. Seine Majorität begann nachzulassen. Man sah, daß er bei der erstbesten Gelegenheit fallen würde. Man war verdrießlich, daß er das ganze Werk der Republik der letzten Jahre zerstören wolle oder zerstören lassen wollte.

„Welche wahnsinnige Beschuldigung", riefen seine Verteidiger aus. „Wie, — dem Manne, der das Gesetz der Trennung von Staat und Kirche durchgebracht hat, wollen Sie zutrauen, daß er jetzt sein eigenes Werk zerschlägt. Das Werk, dem er sein politisches Glück verdankt!" Ja, wirklich, es war eine sonderbare Einwendung, und man mochte sich wundern über diejenigen, die das Gerücht aufgebracht hatten. Aber wir wissen doch, daß Briand, der widerspruchsvolle Taktiker, es sich zur Gewohnheit, ja zum System gemacht hatte, von einem Extrem ins andre zu fallen. — Er war Freund und Bruder der Anarchisten — und war nachher Freund und Bruder der Konservativen. Er predigte den Generalstreik (von dem er behauptet, ihn eingeführt zu haben) und gab der Hoffnung Ausdruck, daß in einem solchen Falle die Soldaten eher auf ihre Offiziere als auf die Streikenden zielen würden. Aber später hat der Ehrgeizige gegen den Eisenbahnerstreik mit ganz eigentümlichem Eifer gewütet. Überall zeigte er sich als Glücksritter, als ein ehrgeiziger und schädlicher Politiker, dem Zukunftsträume auf persönliche Macht den Kopf verdreht hatten. Und wen hat es da noch in Erstaunen gesetzt, daß er in klerikalen Fragen ebenso veränderlich war wie in sozialen Fragen. Und war es nicht stets riskant, aus seinen Meinungen von gestern irgendwelche Schlüsse auf seine Meinungen von morgen zu ziehen. Nach diesen Proben seines nomadenhaften Geistes in politischen Überzeugungen? Schon als Rapporteur des Gesetzes der Trennung von Kirche und Staat hatte er mit unsren Bischöfen mehr oder weniger geheime Konferenzen. Und als Kultusminister im Kabinett Clémenceau hatte er ihnen Konzessionen gemacht, die für das weltliche Frankreich sehr gefährlich gewesen wären, wenn sie nicht der Radikalismus des Papstes zur großen Verzweiflung der Prälaten und Geistlichkeit zurückgestoßen hätte. Man war also einigermaßen vorbereitet auf die Enthüllungen, die mein Freund Malvy vorgebracht hat.

Kein Zweifel war mehr möglich. Malvy hatte Berichte in Händen, die von Präfekten an Briand gerichtet waren und die beweisen, daß die aufgelösten und verbotenen katholischen Kongregationen unter den verschiedensten Deckmänteln und dem Gesetze zum Trotz überall in Frankreich wieder aufkamen, und daß gerade Briand diese Neuerstehung begünstigte. Es

handelt sich hier keineswegs etwa um harmlose Kongregationen. Die entscheidende Tatsache bezieht sich auf Jesuiten und auf eine ihrer Schulen, in denen sie früher die Armee zu Staatsstreichen vorbereitet hatten. In St. Etien, der Stadt, die Briand in der Kammer vertritt, haben die Jesuiten ihr Unterrichtsgebäude wieder eröffnet, indem sie sich hinter einer bürgerlichen Gesellschaft versteckten. — Der Registraturdienst, der mit der Liquidation der Kongregationen beauftragt ist, strengte einen Prozeß beim zuständigen Gericht an, und — trotzdem unsre Justiz im allgemeinen dem Klerikalismus ergeben ist (Malvy hat dafür unwiderlegte Beweise geliefert) — konnte dieser Gerichtshof nicht anders entscheiden, als daß diese vorgebliche bürgerliche Gesellschaft nichts anderes war als eine Mittelperson, hinter der sich die Gesellschaft Jesu verbarg. Die gesetzlichen Folgen dieses Urteils waren vorauszusehen: Verbot der Schule und Zurückführung der Schüler in staatliche Anstalten. — Aber auf die Bitte einflußreicher Geistlicher legte sich Briand ins Mittel, um den Prozeß aufzuhalten und den Jesuiten provisorisch ihr Unterrichtsgebäude zu erhalten. Und um ihnen Zeit zu lassen, Maschen in das Gesetz zu bohren, durch die sie entschlüpfen konnten.

Man hat verschiedene Tatsachen dieser Art entdeckt und bewiesen, daß mehrere Präfekten die ungesetzliche Wiederaufnahme der Kongregationen in ihren Departements angezeigt hatten, ebenso wie die Unruhen, die daraus entstanden, daß sie ausdrücklich um Instruktionen zum Eingreifen ersucht hatten, ohne von der Regierung eine Antwort zu erhalten. — Um die Wichtigkeit dieser Enthüllungen zu begreifen, muß man den Zustand der Kongregationen in Frankreich kennen. Frankreich hat niemals das Mönchtum geliebt. Seit dem Gesetz unserer konstituierenden Versammlung, die bei Beginn der Revolution religiöse Orden jeder Art aufhob, hat keine Regierung gewagt, ihnen eine gesetzliche Existenz zu geben. Außer einigen Kongregationen, die zumeist Krankenpflege trieben. Als Napoleon (damals als erster Konsul) das Konkordat schloß, das wir jetzt abgeschafft haben, machte der Papst vergebliche Anstrengungen, darin jederlei Geistlichkeit mit einzuschließen, ebenso wie die Erlaubnis, die Klöster wieder zu öffnen. Napoleon blieb in diesem Punkte unzugänglich. — Seit der Zeit hatte Frankreich manche Regierung, die der katholischen Kirche ganz ergeben war. Aber keine hat gewagt, den religiösen Orden ein gesetzliches Statut zu sichern — weder der legitime König Charles X., der so devot war, daß ihn der Einfluß der Kirche zu dem verfehlten Staatsstreich trieb, der die Revolution von 1830 verursachte, noch Louis Philippe, der voltairische König, den der Geist der Reaktion schließlich dem Klerus ganz unterwarf, noch die Versammlung von 1849, welche aus Furcht vor dem Sozialismus versuchte, die Seele Frankreichs dem strengsten Katholizismus zu weihen. Noch der kaiserliche Despotismus, der das Resultat des Staatsstreichs vom 2. Dezember 1852 war, noch die sogenannte Versammlung des „Unglückstags", das Resultat der Wahlen von 1871, die Mac Mahon zur Macht brachte und im Begriff stand, Frankreich dem Sacré-Coeur zu weihen. Sie alle haben nicht gewagt, die mächtigsten religiösen

 Orden, Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner zu legalisieren. Man drückte die Augen zu über den absolut ungesetzlichen Charakter ihrer Konstitution und ihrer enormen Besitztümer, die mittels Schlichen und Pfiffen verhehlt wurden. Und ihre besten Freunde zogen vor, sie lieber in diesem theoretisch zwar unsicheren Zustande zu belassen, als sie den Gefahren einer lauten Gerichtsverhandlung, die zu ihrer Existenz eventuell gesetzliche Maßnahmen schaffen sollte, zu überliefern. Von Zeit zu Zeit erwachte wohl die öffentliche Meinung und verlangte, daß die Gesetze angewendet würden. Das trifft auf die Jesuiten zu, besonders zu Ende der Regierung Charles X. und zu Ende der Regierung Louis Philippes. Und zweimal mußte das Königtum vorgehen, die Gesellschaft Jesu auszuweisen, um sie dann wieder einzusetzen, sobald die öffentliche Aufmerksamkeit auf andere Fragen gelenkt war. Vor ungefähr dreißig Jahren unternahm Jules Ferry weitere Schritte gegen die nichtgenehmigten Kongregationen. Man setzte die Mönche mit großem Skandal vor die Türen ihrer Klöster. Im Laufe einiger Wochen oder Monate krochen sie durch die Fenster wieder herein. Trotz ihrer ungesetzlichen Existenz bildeten sie vor einigen Jahren eine noch stärkere Macht als zu Ende des alten Regimes. — Ihre Güter stiegen zu einer unfaßbar hohen Ziffer, die nicht aufhörte, immer mehr anzuschwellen. Mit ihren tausend Saugarmen hatten sie alle Aristokraten in einem furchtbaren Netz von Abhängigkeiten eingeschlossen.

Es lag ihnen dann aber hauptsächlich daran, sich der Chefs der französischen Armee zu bemächtigen!

Das war dank mächtiger Hilfsmittel, die sie den Schützlingen anbieten konnten, sehr leicht. Ein großer Teil der französischen Land- und Seeoffiziere kamen aus den Schulen der Jesuiten oder Dominikaner. Sie wurden am schnellsten befördert. Der Generalissimus der französischen Armee nahm auf den Knien und in der Zelle eines Jesuitenpaters Befehle entgegen. Er mußte zu verlegenen Ausflüchten greifen, als ich diese Tatsache zur Sprache brachte. — Bei einer Preisverteilung der Schule der Dominikaner zu Arcueil und unter dem Vorsitz des Generalstabschefs der Armee sagte der einflußreichste Prediger zu den Schülern, zukünftigen französischen Offizieren, daß der Soldat der Verbündete des Mönches sei, und daß er die Mission habe, die modernen Revolten gegen den Himmel in Blut zu ertränken. — Zu dieser Zeit (als Loubet zum Präsidenten der Republik ernannt wurde) bereitete man den Staatsstreich vor. Es wäre zu weitschweifig, auseinanderzusetzen, warum das Komplott mißglückte und wie es über die unbesonnene Handlung der Herren Deroulède und Marcel Habert, die versuchten, ein Korps von Truppen gegen das Elysée zu schleppen, nicht herauskam.

Zur selben Zeit beschloß die republikanische Partei unter der Leitung von Waldeck-Rousseau endgültig mit den religiösen Kongregationen Schluß zu machen, und man stimmte zu diesem Zweck für eine wirksame konsequente Gesetzgebung. Und wirklich, als das Ministerium Combes, dem anzugehören ich die Ehre hatte, dieses Gesetz in Anwendung brachte, verschwanden die nichtgenehmigten Klöster auf einige Zeit. Mon-

sieur Briand ließ sie wieder aufleben: Er nahm die früheren Methoden, einander gefällig zu sein, wieder auf, durch die die ehemaligen Regierungen den Orden gestatteten, sich wieder festzusetzen, sich zu entwickeln, sich zu bereichern, anzuwachsen und nach und nach ganz unmerklich die Macht wieder zurückzuerobern, die so oft für Frankreich verhängnisvoll wurde. Er ließ seine neuen Freunde das Werk der weltlichen Garantien zerstören, welches die große Majorität leidenschaftlich bejubelt hatte.

Mein Vaterland war nicht aufgelegt, Verräterei hinzunehmen. — Auch Deutschland hatte ehemals seinen großen Konflikt mit der Kirche. So mächtig auch das Genie Bismarcks und so fest auch seine Stellung war — er stieß auf derartige Schwierigkeiten, daß er den Kampf aufgeben mußte. Bei uns haben sich die Dinge anders abgewickelt. In unserem Konflikt mit der Kirche ist alles geglückt. Vom ersten Moment an zeigte es sich, daß die Vertreibung der Kongregationen und der Bruch des Konkordats die Kräfte der Kirche in gewisser Weise schwächte. Unsere Wahlerfolge waren überraschend, sogar unter der Bevölkerung, bei der wir für den Anfang Widerstand und Aufstachelung befürchteten. Die Mehrzahl des französischen Volkes ist nicht gewillt, ihre Regierung nach Canossa gehen zu lassen. — Hier liegt die direkte Ursache vom Sturze Briands.

Sicherlich hat der Sturz auch noch andere Ursachen. Briand trieb Intrigen und arbeitete direkt gegen die französische Konstitution, im Dienste einer klerikalen Minderheit, zu der er plötzlich im geheimen übergetreten war. Er, der ehemals die Arbeiter nicht genug gegen das Kapital aufhetzen konnte, wurde jetzt ein Freund und Verteidiger der Geldmacht. Er ist seit 10 Jahren der erste, der die Staatsmaschine mit Volldampf nach rückwärts gehen lassen wollte. Aber alle, die das vor ihm probiert hatten, verloren dabei in Frankreich ihre Macht. Jetzt wird Briand vom gleichen Schicksal ereilt. Ich bin nicht überrascht, daß sein Sturz die Reaktion aller Länder betrübt. Wenn man all das Lob liest, das ihm die Presse aller reaktionären Parteien in England und anderswo gespendet hat, könnte man glauben, daß es in Europa eine internationale Rechte gibt. Überall hat man auf Briand gerechnet. Er sollte die Republik an die Kette legen. — Man kannte Frankreich nicht. Und das ist nötig hier zu sagen. Man hat es wieder falsch beurteilt. Man glaubte, Frankreich brauche einen Diktator. — Frankreich will auf seinem alten Wege vorwärts und im Grunde ist das der Kernpunkt der Krise, die eben ansetzt.

NAHRUNGSMITTELCHEMIE VON PROF. DR. LASSAR-COHN (KÖNIGSBERG IN PREUSSEN)

Eine kurze Überlegung lehrt, daß sich die Ernährung der gesamten Tierwelt, und somit auch die des Menschen, auf der Pflanzenwelt aufbaut, wozu beim Menschen noch ein wenig Kochsalz kommt. Denn wenn wir Fleisch, Eier, Milch genießen, so haben zur Ernährung der Tiere, von denen diese Art Nahrungsmittel stammt, doch stets schließlich Pflanzen gedient. Im vollen Gegensatz hierzu lebt nun die Pflanzenwelt von den toten Bestandteilen der Erde, die sie teils mit den Wurzeln aufsaugt, teils mit den Blättern der Luft entnimmt.

Eine Untersuchung des Pflanzenreiches hinsichtlich dessen, was in ihm die Ernährung der Tierwelt ermöglicht, lehrt den Chemiker ohne übergroße Mühe, daß vier Klassen von Stoffen in Betracht kommen, die sich in dem Samen der Pflanzen besonders reichlich finden, und diese spielen denn auch, namentlich unter dem Namen Getreide, die hervorragende Rolle in unserer Ernährung.

Da kommen zuerst das Stärkemehl und der Zucker in Betracht, die einander so nahe stehen, daß der Chemiker sie in die Klasse Kohlenhydrate zusammenzieht, so daß für ihn also sogar nur drei Klassen von Pflanzenstoffen die menschliche Ernährung bestreiten. Wie nahe Stärke und Zucker miteinander verwandt sind, zeigt z. B. eine unreife Erdbeere, die morgens noch fade, abends bereits süß schmeckt, weil der von der Sonne unterstützte Reifeprozeß in so kurzer Zeit größere Mengen Stärke in Zucker verwandelt hat. Auch reichliches Fett liefern die Pflanzen, wir brauchen ja nur an Olivenöl, Baumwollsamenöl, Kokosnußbutter zu denken. Schließlich kommen dann noch die Eiweißstoffe in Betracht. Diese dritte Klasse von Stoffen ist im Gegensatz zu den in chemischer Beziehung ziemlich einfach zusammengesetzten Kohlenhydraten und Fetten außerordentlich kompliziert zusammengesetzt. Nur die Eiweißstoffe enthalten Stickstoff, und in ihrem unglaublich komplizierten Bau spielen sich die eigentlichen Lebensprozesse ab. Weil man sie zuerst im Hühnerei fand, haben sie von ihm her ihren Namen Pflanzeneiweiß erhalten. Auch sie entstehen ausnahmslos in den Pflanzen, gelangen mit ihnen als Nahrung in den Tierkörper, der aus ihnen die tierischen Eiweißstoffe aufbaut. Dem Tier, und damit auch dem Menschen, fehlt jegliche Vorrichtung, sich den Stickstoff der Luft, den die Pflanze für ihre Eiweißbildung verwendet, direkt nutzbar machen zu können.

Das Mitgeteilte ergibt, daß sich die Menschheit billiger, und damit für die weniger wohlhabenden Kreise zugleich besser ernähren ließe, wenn es gelänge, die Kohlenhydrate, die Fette und das Eiweiß wohlfeiler als es früher möglich war, herzustellen. Dieser große Fortschritt hinsichtlich der Volksernährung ist aber bisher nur auf dem Gebiete der Fette, und zwar durch die Erfindung der Magarine erreicht, worüber nun einiges Nähere folgen soll.

Auf dem Gebiete der Kohlenhydrate ist noch nichts Besonderes geleistet. Sie werden noch heute fast nur in der Form genossen, wie die Natur sie liefert. So hat noch niemand z. B. ein Verfahren erfunden, welches ermöglicht, das in den Roßkastanien, deren es im Herbste so viele gibt, enthaltene Stärkemehl in einen billigen für die menschliche Ernährung geeigneten wohlschmeckenden Stoff überzuführen. Ebensowenig ist es bisher gelungen, z. B. billiges Eiweiß aus Heu, das etwa 10 bis 12 Prozent Eiweiß enthält, herzustellen. Allerdings werden ja gerade Eiweißstoffe aller Art und Namen täglich im Annoncenteil der Zeitungen angepriesen. Aber erstens sind sie alle außerordentlich teuer, so daß sie als Ersatz z. B. für Hühnereier gar nicht in Betracht kommen, und zweitens läßt ihr Geschmack meist alles zu wünschen übrig. Sie erzeugen auf der Zunge meist das Gefühl des Herunterschluckens von feinem Sand. Sie vermögen denn auch nur nach Art von Arzneimitteln in der Ernährung Kranker, wo sie sehr angebracht sein können, eine Rolle zu spielen, da ja hier Preis und Geschmack nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Schon vor mehr als 40 Jahren war in Frankreich die Naturbutter so teuer geworden, daß es Napoleon III. im Interesse der Ernährung des Heeres wünschenswert erschien, ein Kunstprodukt herstellen zu lassen, welches sich nach Art der Butter auf Brot aufstreichen lassen, der Naturbutter möglichst ähnlich, dabei aber bedeutend billiger sein sollte. Dem Chemiker Mêge Mouriès wurden darauf genügende staatliche Mittel zur Verfügung gestellt, und seine ausführlichen Untersuchungen und Versuche sind denn die bis heute gültige Grundlage der Margarinefabrikation geworden, die nur, was uns hier aber besonders interessiert, in volkswirtschaftlicher Beziehung in ganz andere Bahnen gelenkt worden ist.

Mêge Mouriès fand schon, daß das geeignetste Fett für seine Kunstbutterfabrikation das Nieren- und Lungenfett der Ochsen war. Es wurde mittels Dampf anfänglich bei nur 45° ausgeschmolzen, und das klar ablaufende Fett längere Zeit bei 25° stehen gelassen. Jetzt wurde es vom erstarrten Teil abgepreßt. Der erstarrte Rückstand wanderte in die Stearinkerzenfabriken, während der flüssig gebliebene Anteil mit Milch in der Buttermaschine gebuttert wurde, um als Kunstbutter verkauft zu werden. Besonders billig konnte dieses Produkt nicht sein, weil nur ein geringer Anteil an Tierfett hineinverarbeitet werden konnte. Hatte man nämlich aus dem Tierfett die härteren Teile nicht genügend entfernt, so fiel das fertige Produkt nicht weich genug aus, war nicht mehr genügend streichbar. Da half man sich denn allmählich auf die Art, daß man das Tierfett zwar bei höherer Temperatur ausschmolz, die Ausbeute aus ihm als Material für die Kunstbutterfabrikation also vermehrte, und die schließliche Weichheit so erzielte, daß man das Tierfett nicht mehr allein, sondern unter Zugabe von Öl mit der Milch verbutterte. Richtiges Abmessen des Ölzusatzes ermöglichte es jetzt, aus einem verhältnismäßigen harten Fett zu einem Kunstprodukt von genau butterähnlicher Konsistenz zu kommen. Da fast alles

Olivenöl in Europa jedoch in den Ländern seiner Erzeugung von der Bevölkerung selbst verzehrt wird, benutzt diese Industrie hauptsächlich das Öl der Baumwollsamen. Gut hergestelltes Baumwollsamenöl ist nämlich weder im Geschmack noch im Geruch von bestem Olivenöl zu unterscheiden. So ist dieses Öl, welches einst nur in geringer Menge in der Seifenfabrikation verwendet wurde, heute ein wichtiges Volksnahrungsmittel. Allein nach Deutschland wurden im Jahre 1909 eingeführt: 80 Millionen Kilo Baumwollsamen und 33 Millionen Kilo Baumwollsamenöl.

Einen bedeutenden Fortschritt in der Margarinefabrikation stellte der Zusatz von Eigelb zu ihr da. Dieser Zusatz beseitigte das bei der älteren Margarine so unangenehm empfundene Spritzen beim Braten, und verlieh ihr die bis dahin fehlende Eigenschaft, sich nach Art der Butter zu bräunen. Die wachsende Ausdehnung der Margarinefabrikation verteuerte allmählich aber auch das tierische Fett in einer ehemals kaum für möglich gehaltenen Weise. Dieser Zwang ließ den Erfindergeist ganz neue Bahnen betreten. Statt des Tierfetts machte man die Kokosnußbutter zur Grundlage der Fabrikation, und die Milch ist durch Mandelmilch ersetzt worden. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Ideen beruht auf folgendem. Kokosnußbutter kann in beliebiger Menge geliefert werden, denn in den deutschen sowohl wie in den fremden Kolonien können noch unendliche Strecken mit Kokospalmen bepflanzt werden. Die Kokosbutter, die durch Auspressen des Fruchtfleisches der Nüsse gewonnen wird, konnte wegen ihres unerfreulichen Geschmackes früher nur für die Seifenfabrikation dienen, wird aber jetzt völlig geschmacklos gemacht. Und die Mandelmilch, die man durch Verreiben von Mandeln mit Wasser erhält, kann man völlig bakterien- und keimfrei machen. So ist denn die „Pflanzenmargarine" unbegrenzt haltbar, während der Zusatz von Tiermilch die nach dem älteren Verfahren hergestellte Margarine einem allmählichen Verderben aussetzt.

Betrachten wir jetzt die Leistungen der Margarineindustrie in den 40 Jahren ihres Bestehens nochmals als Ganzes, so können wir sie nur höchlichst bewundern. Es ist ihr gelungen, für die aus Tiermilch hergestellte Naturbutter einen prächtigen Ersatz zu schaffen, der mit dem Tierreich gar nichts mehr zu tun hat, sondern rein pflanzlichen Ursprungs ist. Sie hat es ermöglicht, das Fett der Kokosnüsse, das jahrhundertelang nur auf Seife verarbeitet werden konnte, in ein für Europäer geeignetes Nahrungsmittel zu verwandeln, und benutzt an Stelle von Milch Mandelmilch, ebenfalls ein Pflanzenprodukt. So stellt die Pflanzenmargarine eine gewaltige Vermehrung der menschlichen Nahrungsmittel dar, die sozusagen aus dem Nichts geschaffen worden ist. Denn das für die ältere Margarinefabrikation gebrauchte Tierfett und die für sie gebrauchte Kuhmilch können jetzt wieder wie vor den Zeiten ihrer Erfindung direkt zur menschlichen Ernährung Verwendung finden.

An Kopra, das ist das Fruchtfleisch der Kokosnüsse, wurden 1909 ins Deutsche Reich 106 Millionen Kilo, an Kokosbutter 9 Millionen Kilo eingeführt.

ALS DER JÖRG STARB — IN SEINEM GERUHSAMEN SCHWARZWALD-DÖRFCHEN VON FRITZ SÄNGER

Es war Ende August, man hatte alle Hände voll Arbeit und alle Köpfe voll Sorgen, denn Scheune und Speicher waren zum guten Teil noch leer.

Der Jörg hatte eine schwere Lungenentzündung, er lag in dem Kämmerli in Sommers Haus, das direkt an Scheune und Stall anschließt, denn er war Knecht.

Der Arzt hatte gesagt, es wäre schon besser, man könne den Jörg allein lassen, er werde schon wieder gesund. Als er aber wieder kam, da stöhnte der Jörg nicht mehr, hatte nicht mehr neununddreißig Grad Fieber, sondern war so auf die Zimmertemperatur herab gekommen, denn der Jörg war tot.

Es ist eine schöne Sitte, daß man großen Männern, die man ihr Leben lang bekämpft hat, bei ihrem Tode Gerechtigkeit widerfahren läßt und über sie und um sie herum alles mögliche von ihnen erzählt. Das wollen wir auch bei Jörgs Tod in ganz bescheidenem Maße tun.

Er war geboren da hinten in einem abgelegenen Bauernhaus auf dem Schwarzwald, er mußte schon als Kind im Sommer für andere Leute das Vieh auf die Weide treiben; im Winter in dünnen Höslein mit nacktem Hals und bloßen Händen über eine Stunde weit jeden Tag in die Schule gehen zum lesen und schreiben lernen.

Viel Schläge und Ungemach hatte er für diese Erfindungen, die ihn doch gar nichts angingen, ausgehalten, und er hat es nie gelernt, gar nie; aber er hat die Kühe trotzdem recht und brav gehütet.

Als er dann von der Schule entbunden wurde, kam er vorn im Tal in Dienst zu einem Bauern.

Das war schon ein Fortschritt, denn dieser Bauer hatte vier Kühe, auch zwei Ochsen und ein Pferd. Der Jörg hat das auch anerkannt und ist 22 Jahre bei dem Bauer geblieben. Da brannte dem Bauer die Scheune ab; der hat sie dann wieder neu aufgebaut, aber nach der neuen Mode.

Da waren jetzt die Ställe aus Beton, die Ochsen und Kühe fraßen von einem Tisch und das Getreide wurde mit der Maschine gedroschen, nicht mehr mit althergebrachten Dreschflegeln. „Diese ewige Neuerungssucht ist mir zuviel", dachte Jörg, und er suchte sich einen anderen Meister.

Hierbei avancierte er noch beträchtlich. Er kam zu Sommers, die hatten zwei Pferde und eine Kuh mehr als der vorhergehende Brotherr von Jörg.

Nun, und bei Sommers ist er dann nochmal siebzehn Jahre gewesen.

In so einem Bauernhaus bleibt sich alles und jedes einzelne gleich. Der Milchtopf steht in der Ecke auf dem Schrank, und die Streichhölzer sind an der Tür in einem Täschchen von grauer Leinewand, das Brot ist in der Lade, und an einem Nagel hängt Vaters Hut.

Die Jahrzehnte gehen dahin, es sterben einige, andere

 kommen, es werden draußen in der Welt Kaiserreiche gegründet, man macht alle möglichen Erfindungen, aber im Bauernhaus hängt Vaters Hut am Nagel wie vor fünfzig Jahren, und der Milchtopf steht in der Ecke, und wahrscheinlich ist genau so viel Milch darin, wie vor fünfzig Jahren, die Jahrzehnte sind da wie ein paar Tage.

Darum sagte auch der alte Sommer, als man ihm den Jörg tot meldete:

„Ja, zum Kuckuck aber auch, jetzt habe ich den Jörg erst vor siebzehn Jahren eingestellt, und nun habe ich schon wieder keinen Knecht!"

Und der Jörg war eben ein guter Knecht gewesen, nicht nur, daß er arbeitete recht und rechtschaffen so gut er konnte, das tun ja schließlich andere auch, der Jörg hatte einen unbezahlbaren Vorzug vor allen anderen Knechten: er dachte nichts, absolut nichts, und was das wert ist, das wußte nur der alte Sommer zu schätzen.

Einmal ging der Jörg keineswegs mit der neuen Zeit und begnügte sich mit dem Lohn, den er vor siebzehn Jahren mit dem Meister ausbedungen. Was ging ihn auch die allgemeine Teuerung an, er bekam das Essen recht und gediegen, er bekam jedes Jahr einen Anzug und Unterzeug, ein paar Schuhe, in der Woche eine Mark siebzig und gut.

Wohl waren Wein und Bier im Preise gestiegen, aber der Jörg konnte auch nicht mehr so viel vertragen, wie in jener Zeit, er senkte vorher das schwere Haupt auf den Wirtstisch, und so war der Ausgleich wieder da.

Daß der Jörg absolut nichts dachte, hatte noch einen Vorteil.

Das Bauerngeschäft bringt es mit sich, daß so ein Bauernknecht manchmal früh um vier aufstehen und abends um neun Uhr zum letzten Mal auf das Feld gehen muß. Wenn das auch selten vorkommt, es kommt eben doch vor, und ein anderer, der denkt wohl, das ist zu viel, aber weil eben der Jörg allem Denken abhold war, ging er, und er war zufrieden.

Aber dann auch kommt es oft vor auf dem Lande, daß man gearbeitet hat zwei Tage, drei Tage an dem Getreide oder an dem Heu, und just gerade, wenn man einholen will, was man da zurecht gemacht hat, so kommt ein Donnerwetter mit Blitz und Regen und alles muß liegen bleiben, und alles muß noch einmal bearbeitet werden.

Da setzt sich wohl ein anderer einmal auf den Stein am Wege, nimmt den Kopf in die Hände und sucht zu ergründen: warum muß es jetzt gerade regnen, ausgerechnet jetzt, alles haben sie erfunden, warum hat noch keiner das schöne Wetter erfunden? Oder: warum kommt das Wasser gerade vom Himmel herunter, es könnte ja auch aus dem Boden heraufkommen — ? oder derartige Betrachtungen mehr.

Diese Bestätigung philosophischer Veranlagung ist dem Geschäft im ganzen nicht sehr zuträglich, der Jörg war von so etwas absolut frei. Hingegen nicht frei war er von der Liebe zu geistigen Getränken, im Gegenteil, seines Lebens Würze bestand in dem unmöglich zu vermeidenden Schwips für den Sonntag-Nachmittag.

Wenn ein Mensch sonst nichts hat, was ihn freut, so darf man ihm daraus wohl keinen Vorwurf machen; das tat denn auch niemand, auch seine beiden Meister, der alte und der junge Sommer nicht.

Bloß, er hatte eine kleine Angewohnheit, die ihm zum Verhängnis werden sollte. Er pflegte im Schwips irgendwo auf dem Felde, im Walde, an der Straße, irgendwo, wo er gerade war, sich hinzusetzen und mit dem Kopf langsam, schwer auf und ab zu nicken, bis er einschlief.

Dann blieb er an dem Ort still liegen, bis es zum Füttern des Viehes Zeit war, und dann ging er und besorgte seine Sache. So hatte es der Jörg gehalten mehr als dreißig Jahre hindurch und war dabei gesund und kräftig geblieben, bis, ja, bis er wieder einmal im Regen liegen blieb und sich eine Lungenentzündung holte, da ist dann eine Herzlähmung dazu gekommen, und der Jörg war tot.

Und als man da hinausging, langsam, Männer und Frauen einander nach, so sagte manch einer: er ist ein braver Mann gewesen, der Jörg.

Andere sprachen von Kühen, andere von der Obstbaumzucht, und gerade hinter mir gingen zwei, die schlossen, als man eben auf dem Friedhof ankam, ein Geschäft über Kunstdünger miteinander ab.

Am Grabe standen sie alle um den einfachen Holzsarg.

Der Pfarrer hielt eine Ansprache:

„Ein schlichtes Leben ist schlicht zu Ende gegangen", sagte er, „und schlicht, wie sein Leben war, war auch dieses Mannes Tod, und schlicht sieht auch seine Leichenfeier aus" usw.

Nur tat der Herr Pfarrer seinen Teil noch dazu, daß es nicht zu geistreich und nicht zu kompliziert wurde.

Aber als man den Jörg hinunter sinken ließ, da standen der alte und der junge Sommer und wischten Tränen aus den Augen, wie wenn ihr leiblicher Vater da begraben würde, und manch anderem ging es ähnlich, und manches bunte Taschentuch in Frauenhänden wurde feucht.

Als die Feier zu Ende war, ging man ins Dorf zurück, und dort zerstreute man sich. Ich blieb mit einem Bekannten bei Sommers Haus stehen; da kamen gerade die beiden Sommers, und sie sprachen sehr lebhaft und angeregt.

„Nichts da", sagte der junge Sommer, „sie müssen das Sterbegeld herausmachen, das wäre ja noch schöner".

Und der Alte meinte, „jo, jo, das müssen sie". Und dann frug man mich, ob sie das müßten.

Ich bestätigte es, weil ich die gute Stimmung, die inzwischen doch in dem Kreise der näher Beteiligten eingedrungen war, nicht stören wollte.

Diese näher Interessierten gingen mit zu Sommers; sie verteilten Jörgs Ersparnisse und tranken ein Glas Wein dazu und sagten sich, „ein guter Wein ist das".

„Jo, Anno dazumal dreiundneunzig hats so ein Wein gegeben," meinte der Sommer, der sich freute, daß man den Wein lobte.

Man saß zusammen bis in die Nacht hinein, und es kostete manch Krüglein, aber als man fort war, da sagte der alte Sommer:

„Das wäre alles gleich, wenn nur der Jörg, der Jörg noch lebte, so einen Knecht bekomme ich nicht wieder, nie wieder."

DIE BÜNDNISPFLICHTEN DES DEUTSCHEN REICHES VON GRAF ERNST REVENTLOW

In einem früheren Aufsatze habe ich in der „Zeitschrift" versucht, einige Leitsätze für die deutsche Politik dem russischen Reiche und Österreich-Ungarn gegenüber zu geben. Es blieb damals ein Rest übrig, das war die Auffassung und Deutung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages. Man hört ja oft genug in Unterhaltungen über die Bülowsche Politik während der bosnischen Krisis, er sei ja von vornherein gebunden gewesen durch den Vertrag. Um nicht nachher in Wiederholungen und lange Erklärungen verfallen zu müssen, so sei im folgenden kurz der wesentlichste Inhalt jenes Vertrages im Wortlaut wiedergegeben:

„In Erwägung schließlich, daß ein inniges Zusammengehen von Deutschland und Österreich-Ungarn niemand bedrohen kann, wohl aber geeignet ist, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden zu konsolidieren, haben Ihre Majestäten usw., — indem sie einander feierlich versprochen, daß sie ihrem rein defensiven Abkommen eine aggressive Tendenz nach keiner Richtung jemals beilegen wollen, einen Bund des Friedens und der gegenseitigen Verteidigung zu knüpfen beschlossen. (Es folgen die Namen der Bevollmächtigten). Artikel 1. Sollte wider Verhoffen und gegen den aufrichtigen Wunsch der beiden hohen Kontrahenten eines der beiden Reiche von seiten Rußlands angegriffen werden, so sind die hohen Kontrahenten verpflichtet, einander mit der gesamten Kriegsmacht ihrer Reiche beizustehen und demgemäß den Frieden nur gemeinsam und übereinstimmend zu schließen. Artikel 2. Würde einer der hohen kontrahierenden Teile von einer anderen Macht (also nicht Rußland) angegriffen werden, so verpflichtet sich hiermit der andere hohe Kontrahent, dem Angreifer gegen seinen hohen Verbündeten

nicht nur nicht beizustehen, sondern mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen den hohen Mitkontrahenten zu beobachten. Wenn jedoch in solchem Falle die angreifende Macht von seiten Rußlands, sei es durch militärische Maßnahmen, sei es in Form einer aktiven Kooperation, sei es durch militärische Maßnahmen, welche den Angreifenden bedrohen, erfolgt, so tritt die im Artikel 1 dieses Vertrages stipulierte Verpflichtung des gegenseitigen Beistandes mit voller Heeresmacht auch in diesem Falle sofort in Kraft, und die Kriegsführung der beiden hohen Kontrahenten wird auch dann eine gemeinsame bis zum gemeinsamen Friedensschluß." — Im Artikel 3 wird die Geheimhaltung beschlossen, und die beiden Kontrahenten geben der Hoffnung Ausdruck: „daß die Rüstungen Rußlands sich als in Wirklichkeit bedrohlich für sie nicht erweisen werden". — Erklärend sei noch bemerkt, daß die zu Anfang genannten „Berliner Stipulationen" eben denselben Berliner Vertrag bezeichnen, welchen Österreich-Ungarn durch die Annexionsakte von 1908 verletzte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß formal und grundsätzlich betrachtet die Annexion der Okkupationsgebiete Bosnien und Herzegowina auch den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag de facto verletzt hat, denn dieser sollte ja, wie er ausdrücklich besagt, den durch die Berliner Stipulationen geschaffenen europäischen Frieden konsolidieren. Nun hat zwar der leitende Staatsmann Österreich-Ungarns wiederholt erklärt, und auch in dem während des vorigen Jahres herausgegebenen Rotbuche zum Ausdrucke gebracht, daß die Annexion, das heißt die staatsrechtliche Angliederung Bosniens und der Herzegowina, ein Akt der Notwendigkeit und der Verteidigung legitimer österreichischer Rechte gewesen sei, denn die nationale und nationalistische Bewegung der Türkei, außerdem die übrigen in Aufregung geratenen Balkanströmungen hätten diesen österreichischen Besitz aufs äußerste gefährdet. Das klingt an und für sich schon plausibel, nur darf man nicht vergessen, daß die Okkupationsgebiete als solche schon lange fest in österreichischen Händen waren und genau auf dieselbe Weise gegen Angriffe verteidigt und verwahrt werden konnten wie nach einer Annexion. Die Türkei wäre auch später schwerlich in der Lage und willens gewesen, im Widerspruche zu den übrigen Signatarmächten den Berliner Vertrag zu verletzen. Daß andererseits Österreich-Ungarn schon lange nach einer Ge-

 legenheit sich sehnte, dem provisorischen Zustande der Okkupation durch das Definitivum der staatsrechtlichen Angliederung ein Ende zu machen, war begreiflich und ebenso, daß es keine Lust hatte, diese Frage dem Areopag der Signaturmächte des Berliner Vertrages zu unterbreiten. Die türkische Revolution gab einen Anlaß dazu; die weitere Entwicklung muß als bekannt vorausgesetzt werden. Aus dem Gesagten aber geht hervor, daß schon deshalb, weil die Annexion an sich eine Vertragsverletzung bedeutete, der Bündnisfall für das Deutsche Reich nicht gegeben war. Unter dem Gesichtspunkte des Vertrages bedeutete die Annexion vielmehr einen Akt politischer Aggressive, die geeignet war, den europäischen Frieden zu gefährden, nicht aber ihn zu erhalten. Die Kriegsgefahr kam denn auch bekanntlich. Sie wurde dargestellt durch die herausfordernde Haltung Serbiens und die anscheinend bestehende Absicht Rußlands, die Sache Serbiens zu der seinigen zu machen, während — in weiterer Perspektive — hinter Rußland wieder Großbritannien und Frankreich gestanden hätten. Setzen wir nun den Fall, daß trotzdem der Bündnisfall als gegeben anerkannt werden sollte, so hätte sich eben diesem Vertrage zufolge die Frage aufgeworfen, wer als der Angreifer anzusehen gewesen wäre. Es gibt genug Österreicher, die aus eigener Anschauung behaupten, der österreichische Thronfolger, die ganze Armee, und darüber hinaus eine starke Kriegspartei hätten vor Begierde gebrannt, in Serbien einzurücken. Wäre das eingetreten, so hätte auch der kühnste Ausleger nicht behaupten können, Österreich-Ungarn sei der angegriffene Teil gewesen. Wenn nun in einem solchen Falle Rußland dem kleinen Serbien zu Hilfe geeilt wäre, würde dann nach Wortlaut und Sinn des Bündnisvertrages für das Deutsche Reich die Pflicht eingetreten sein, mit seiner ganzen Heeresmacht dem österreichischen Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen? Dem Vertrage nach wäre das sicher nicht der Fall gewesen, sondern nur dann, wenn Serbien Österreich angegriffen und im Anschluß daran tatkräftige Unterstützung Rußlands gefunden hätte. Aber selbst unter dieser Voraussetzung wäre ein Zweifel sehr wohl möglich gewesen. Angenommen, Serbien hätte an der Grenze, wo sich die beiderseitigen Truppen gegenüberstanden, die ersten Flintenschüsse abgegeben, also angegriffen, so hätte man andererseits doch wohl sagen müssen, daß Serbien durch die vorhergehende politische

Aggressive Österreich-Ungarns provoziert war. Ich bin weit entfernt, für Serbien Lanzen brechen zu wollen, aber es besteht kein Zweifel, daß die bosnische Annexion die politischen Zukunftsträume Serbiens vernichtet hat. Zukunftsträume, welche dieselbe subjektive Berechtigung besaßen, wie die irgendeines anderen Volkes. Der Begriff des „Angriffes" wird in jedem Einzelfalle besonders angenommen und gedeutet werden müssen, aber gerade in heutiger Zeit und in Europa wird man diese Definition des militärischen Angriffes von der vorhergehenden Politik der beiden in Betracht kommenden Mächte schwerlich trennen können. Auch hier zeigt es sich, daß der Krieg „die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" bedeutet. Im vorliegenden Falle kann ebenso wenig Zweifel darüber bestehen, daß die Politik Österreich-Ungarns, nicht aber die Serbiens und Rußlands, aggressiver Natur war und auch die Kriegsgefahr akut machte. Wird die Reihe dann weiter verfolgt, so gelangt man zur türkischen Revolution als dem unmittelbaren Anlasse zur Annexion, und da läßt sich nicht richten und ebensowenig eine politische Konsequenz für den Bündnisfall ziehen.

Nach dem Bündnisvertrage lag also ohne weiteres keinerlei Verpflichtung für das Deutsche Reich vor, sich mit den österreichisch-ungarischen Aspirationen auf dem Balkan solidarisch zu erklären. Fürst Bülow wollte es aber und schrieb demgemäß an unseren Wiener Botschafter. In dem Schreiben findet sich die Wendung: „Auch für den Fall, daß Schwierigkeiten und Komplikationen entstehen sollten, wird unser Verbündeter auf uns rechnen können." Schon daraus, daß der Reichskanzler es für nötig hielt, dieses ausdrücklich zu betonen, geht hervor, daß es ihm nicht als selbstverständlich oder durch den Bündnisvertrag einfach geboten erschien. Ich habe schon neulich der Vermutung Ausdruck gegeben, daß bereits damals diese Politik nicht eigentlich von Bülow stammte, sondern daß ein Anderer bereits als treibende Kraft hinter ihm stand. Diese Politik hat sich im Laufe der Monate als richtig erwiesen. Wäre aber eine Politik getrieben worden, wie sie Bülow nach außen hin als vorhanden behauptete, nämlich die der bedingungslosen „Nibelungentreue", so wäre das eine falsche und für uns durchaus schädliche Politik gewesen. Tatsächlich ist man deutscherseits wohl von dem Gedanken ausgegangen, daß es hauptsächlich darauf ankomme zu verhindern, daß Österreich-Ungarn sich in einen Krieg verwickle, also

auch nach Serbien einrücke. Das wäre tatsächlich eine für Österreich-Ungarn selbst und in weiterer Folge auch für das Deutsche Reich höchst unangenehme Politik gewesen. Österreich, einmal in Serbien drin, hätte schwere Mühe gehabt wieder herauszukommen, es hätte nach dem ohne Zweifel sofort erfolgten Sturz der serbischen Dynastie und der Regierung niemanden zum Friedenschließen gehabt, es hätte endlich keinen Preis des Sieges sich zu eigen machen können, ohne einen Weltbrand zu entzünden. Denn alle auf dem Balkan direkt und indirekt beteiligten Mächte würden in denkbar starke Mitleidenschaft gezogen worden sein. Auch Deutschland selbstverständlich hätte dann nicht mehr fern bleiben können, weil die Existenz Österreich-Ungarns auf dem Spiele gestanden hätte, und diese ist uns nach wie vor wichtig. Wir können auch heute, wie Bismarck früher sagte, nicht dulden, daß Rußland und Österreich einen Kampf um Leben und Tod miteinander ausfechten, und wenn Österreich-Ungarn vielleicht zersplittert würde und jedenfalls zu voller Bedeutungslosigkeit herabsänke, so würde auch dieses wahrscheinlich für das Deutsche Reich eine ungünstigere Lage bedeuten, als die augenblickliche. Das Deutsche Reich hat also während der bosnischen Krisis den Frieden erhalten, und zwar gegen die österreichische Kriegspartei und ohne Zweifel auch gegen den Thronfolger, um nicht in unabsehbare Wirnisse und Kriege hineingezogen zu werden, die wiederum ihre Ursache gehabt hätten in der bosnischen Annexion, eine Maßnahme, die an und für sich für die reichsdeutschen Interessen völlig gleichgültig ist.

Darin liegt überhaupt der Kern der ganzen Frage: wie kann Deutschland verhindern, in einen Krieg verstrickt zu werden, der um einen uns völlig fremden Gegenstand entbrannt ist. Im größten Teile der öffentlichen Meinung Deutschlands ist es nachgerade zur Zwangsvorstellung geworden, daß das Deutsche Reich durch den Bündnisvertrag der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gewissermaßen rettungslos preisgegeben sei, sobald diese sich, einerlei, aus welchen Gründen, oder einerlei durch welche Umstände getrieben, in eine Lage gebracht habe, die den Ausbruch eines europäischen Krieges als im Bereiche naher Möglichkeit erscheinen lasse. In Österreich-Ungarn selbst argumentiert man vielfach ähnlich und sagt, das Deutsche Reich müsse schon sich solidarisch erklären und zeigen, denn es könne eben der Natur der Dinge

nach nicht dulden, daß die Existenz der Doppelmonarchie bedroht werde. Auf der anderen Seite müsse sich das Deutsche Reich aber auch immer die Frage vorlegen, ob Österreich-Ungarn nicht für den Fall mangelnder oder nicht genügender Bündnistreue von unserer Seite leicht einen günstigen und friedlichen Ausgang finden könne, indem es sich auf die Seite unserer Gegner schlüge. Daß dies ein Trugschluß ist, habe ich neulich dargelegt: das Deutsche Reich kann und konnte auch in den kritischsten Perioden der sogenannten Einkreisung jeden derartigen österreichischen Schachzug in seinen Anfängen parieren und zwar durch Anerbieten an Rußland. Nach dem Potsdamer Abkommen vollends ist die Wage der deutschen Politik für den Osten und Südosten Europas in einer ganz ausgezeichneten Weise ausbalanciert.

Der springende Punkt unserer Frage betraf aber eben den Bündnisvertrag selbst. Betrachten wir seinen Wortlaut, so fällt vor allem auf, daß er ausschließlich gegen Rußland gerichtet ist, und wie auch die politische Geschichte jener Periode zeigt, aus Bismarcks Besorgnis vor einem russischen Angriffe erwachsen ist. Er fühlte selbst später die Nachteile dieser Einseitigkeit für einen auf lange Dauer berechneten Vertrag und schloß deshalb den bekannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Diesen haben wir in neuer Auflage in den Potsdamer Abmachungen vor uns, und zwar mit der Front nach England.

Wie ich vorher gezeigt zu haben glaube, bot der Vertrag seinem Wortlaute nach keine Handhabe für Österreich-Ungarn, die Hilfe und eventuell den Einsatz der deutschen Wehrkraft zu verlangen. Die Hilfe wurde gewährt aus Gründen, welche gebilligt werden müssen, aber andererseits keineswegs der Auffassung entsprechen, die man infolge der Bülowschen Schilderungen in der Öffentlichkeit von ihnen hat. Die Vertragsbestimmungen gestatten uns in jeder anderen Lage, als die dort ausdrücklich definierte, Österreich-Ungarn die Hilfe zu verweigern, und es liegt einiger Anlaß zur Annahme vor, daß man in der bosnischen Krisis den Leitern der österreichisch-ungarischen Politik gegenüber zum Ausdruck gebracht hat, daß diese Hilfeleistung nicht etwa als selbstverständlich und kontraktlich zu betrachten sei, und daß sie keine Wiederholung finden werde, wenn die österreichische Politik sich veranlaßt fühlen sollte, Expansionsversuche auf dem Balkan zu machen. Daraus

geht ohne weiteres hervor, daß in Zukunft die österreichische Politik, welche ja auf eigene Kappe große Festlandsaktionen nicht vornehmen kann, auch wenn sie es möchte, sich rechtzeitig vorher beim Deutschen Reiche informieren muß, ob dieses für einen bestimmten Fall zu haben wäre. Infolge dieser Freiheit des Handelns für die deutschen Leiter erscheint mir auch der deutsch-österreichische Bündnisvertrag keineswegs als revisionsbedürftig, wie manche enthusiastische Leute im Deutschen Reiche und in Österreich denken. Man hat sogar den unsinnigen Vorschlag gehört, der Bündnisvertrag müsse, nachdem er sich hier so vorzüglich bewährt habe, in die Verfassungen der beiden Mächte aufgenommen werden. Wer den ad hoc einer längst vergangenen Periode berechneten Wortlaut des Vertrages kennt, wird das ohne weiteres ablehnen. Nun sagen aber die besonders auf Österreichs Stärkung bedachten Freunde des Bündnisvertrages: nun, das begreifen wir, wir wollen aber den Wortlaut des Vertrages ändern. Vor allem wollen wir, daß mit Hinblick auf den deutsch-englischen Gegensatz das Bündnis auch für Österreich auf die Verpflichtung der Hilfeleistung gegen Großbritannien ausgedehnt werde. Das ist jetzt nicht der Fall, aber wenn es geschehen wäre, so würde das Deutsche Reich darin eine vollwertige Gegenleistung haben für seine Hilfeleistung Österreich-Ungarn gegenüber in Balkandingen. Das klingt zunächst sehr bestechend, zumal angesichts des Baues der österreichischen Dreadnoughts. Auf diese wird auch hingewiesen: sie sollen im Mittelmeer gegen England vorgehen und so die deutsche Flotte in der Nordsee entlasten. Tatsächlich liegen die Dinge aber doch so, daß in einem europäischen Kriege die italienische und die österreichische Flotte einander zum mindesten kriegsbereit gegenüber stehen würden, sich also gebunden halten würden. Und wenn selbst das nicht der Fall wäre, so würden die sowieso im Mittelländischen Meere stationierten englischen und französischen Schiffe eine weit mehr als genügende Mehrheit bilden, als daß die österreichischen Schiffe sich überhaupt nur rühren könnten. Die erste Eventualität ist aber bei weitem wahrscheinlicher. Diese Kompensation für gewünschte, deutsche Balkandienste ist also ein gefährlicher Blender.

Man muß sich dahin zusammenfassen, daß das deutsch-österreichische Bündnis so bleiben kann, wie es ist, und

daß eine starke und geschickte reichsdeutsche Politik bei vollkommener Treue gegen die Stipulationen des Vertrages sich in allen außerhalb desselben liegenden Fällen volle Freiheit bewahren muß und sich nur durch ausschließliche Erwägungen des eignen Vorteils leiten lassen darf. Die Freiheit der deutschen Politik nach dieser Seite hin und damit ihre Stärke wird um so größer sein, je besser die Beziehungen zu Rußland sind.

BANKBILANZEN VON DR. H. MAMMON.

Banksensation? Keineswegs! Gerade im Wirtschaftsleben vollziehen sich die wichtigsten Ereignisse so nüchtern, rechnungsmäßig kalt, daß man Sensationen schon gar nicht an sich herankommen läßt. Kalkulatorische Vorsehung, so nennt mans, dies Mittelchen, das Erfolg, steten, langsam aber um so sicherer wachsenden Erfolg verbürgt. Und nirgends wird dies offizielle Geheimmittel geschickter angewandt als im Reiche der allbeherrschenden Ziffer; da, wo die Zahl durch das Markzeichen den flammenden Glanz gewaltiger Vermögen repräsentiert. Nur durch die Gabe kalkulatorischer Vorsehung unterscheidet sich der Bankdirektor vom addierenden Handlungskommis, und daß wir diese Gabe in der neueren deutschen Wirtschaftsgeschichte in reichstem Maße sich entwickeln sahen, dafür zeugt nichts besser als die Millioneninstitute, die im Bankgewerbe die Ersparnisanlagen des Volkes verwalten und dem Handel und der Industrie durch das aus den Sparerschichten herausgepumpte, zentralisierte Geld den unaufhaltsamen Aufstieg zur wachsenden Produktion, zu wachsenden Gewinnen und zur lukrativeren Sättigung der Konsumentengier ermöglichen. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat sich die deutsche Bankwelt die Stellung des überragenden Wirtschaftsdisponenten erkämpft; doch so war's nicht zu allen Zeiten, wie Schnellebigkeit glauben macht. Freilich ist man so sehr an die zentrale Direktorialgewalt der Großbanken vornehmlich gewöhnt, daß nur noch einige wenige der alten Schule von den Gründerzeiten her gegen den wohltätigen Bankparismus murren. Aber schließlich hilft auch das Murren nichts, sie müssen sich ducken, den Privatunternehmen wird das Gesellschaftskleid der G. m. b. H. oder A. G. übergeworfen und, so modernisiert, untersteht das Geschäft der Kontrolle „seiner" Bank. Ein Wandel, gegen den sich der Kluge nicht sträubt! Wenn er nur dabei gewinnt!

Man kann also nicht von billigen Sensationen reden, aber wenn — vor 40 Jahren und zum Teil noch heute — der Satz „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt" in Gültigkeit ist, so können wir ihn dahin ändern: Wächst der Banken Ge-

winnrate, so wächst gleichermaßen der Gewinn der gesamten nationalen Wirtschaft! So gibt es denn kaum ein besseres Barometer für den jeweiligen Stand der nationalwirtschaftlichen Tätigkeit, als die Bilanzen der Bankinstitute und die Abschlüsse der Sparkassen. Die Provinzbanken haben ihre Abschlüsse meist erledigt; sie sind rascher damit fertig als die Großbanken, deren Geschäftsverzweigung immer mehr ins Kolossale sich dehnt. Und da ist nun, wenn das Hauptsächliche hervorgeholt werden soll, in gleicher Weise für Groß- und Kleinbanken festzustellen, daß sich die Gewinne aus dem regulären Geschäft, aus den Zinsenkonten, gemehrt haben, bei dem durchschnittlichen hohen Bankdiskont von 4,35 % und Privatdiskont von 3,56 % gerade nicht besonderlich wunderbar. Aber ebenso nehmen die Provisionen zu, ein sicheres Zeichen, daß das Wertpapiergeschäft angezogen und die Industrie- und Handelswerte mit lebendigerem Vertrauen auf gute Zukunft umgesetzt worden sind, also: Belebungsmerkmal. Nur mit der Liquidität hapert es; das Akzeptenkonto ist stark in die Höhe gegangen und die Kreditoren und Depositen weisen durchgängig eine respektable Steigerung auf, das würde nichts schaden, wäre nur die Masse „greifbarer" Mittel, wie der technische Ausdruck für kurzfristigste Anlagen lautet, ebenfalls gewachsen. Da kommt nun der Rat, den die Reichsbank den Großbanken gegeben hat, gerade rechtzeitig: sorgt für größere Liquidität im Blick auf schlechte Zeiten. Das ist klug vorgesorgt! Und die Großbanken lassen sich das nicht zweimal sagen, zumal sie aus ihren stark angewachsenen Passiven und den schwebenden Geschäften bereits selbst die Notwendigkeit erkannten.

Die Millioneninstitute hatten ein gutes Jahr, wie die Provinzbanken, die mittleren und kleinen. Zuerst kam die Mitteldeutsche Kreditbank, wie man's ja gewöhnt ist, die Kommerz- und Diskontobank, die Nationalbank für Deutschland, dann die Berliner Handelsgesellschaft, die in Dortmund Haare lassen mußte, und schließlich als erste D.-Bank die Diskonto-Gesellschaft mit ihren Jahresabschlüssen heraus. Durchweg höhere Dividende wie im Vorjahr. Die Diskonto-Gesellschaft schüttet 10 % Dividende aus; demnach ist sie ihrer Sache sicher, auch für 1911 nicht schlechter abzuschneiden. Die Zinsenerträgnisse sind um 1,5 auf 11,4 Millionen Mark, die Provisionen um 800 000 Mark auf 8 Millionen gewachsen. Der Rückgang im Effektengenre von 7,6 auf 5,7 Millionen erklärt sich aus dem ertragreichen Poppschen Engagement pro 1909; die Verwaltungskosten sind erheblich gestiegen. Nur die Liquidität konnte mit den steigenden Ansprüchen der Kundschaft nicht auf der Höhe gehalten werden; dazu kommt die bestimmte Aussicht, daß die Industrie im laufenden Jahre noch bedeutendere Ansprüche an die Mittel der Bank stellen wird, und nimmt man den wohlweislichen Rat der Reichsbank hinzu, so sind es genug Gründe, die die Diskonto-Gesellschaft zur Erhöhung ihres Stammkapitals von 170 Millionen auf 200 Millionen veranlaßten. Jetzt gibt's in Deutschland drei Zweihundertmillionen-Banken: die Deutsche Bank, die Dresdner Bank und die Diskonto-Gesellschaft, die sich dann nur noch durch die Höhe ihrer Reserven

unterscheiden, und darin hat die Deutsche Bank den Vorsprung, den wir ihr als der Bagdadbahn-Kämpferin gut und gerne gönnen.

Noch fehlen die Abschlüsse der übrigen D.-Banken, aber auch sie werden das günstige Bild, das man aus den Bilanzen der Diskonto-Gesellschaft, wie aus denen der Handelsgesellschaft und Nationalbank gewinnen muß, kaum trüben. Die Mitteldeutsche Kreditbank und die Nationalbank haben ebenfalls ihr Stammkapital um 6 bzw. 10 Millionen erhöht: das Kleid wird zu enge, der Goldmantel reißt, und so flickt man 10, 20 und noch mehr Millionen auf das Kapitalkleid. Das deutsche Volksvermögen birgt noch mehr werbendes Gold, ein Glück, daß die letzten fünf Jahre uns dazu annähernd 5 Millionen neue Menschen beschert haben, damit das Fünfundsechzig-Millionenvolk, noch immer vollkräftig wachsend, seine Aufgabe im Wettstreit der Nationen erfülle.

EIN HISTORISCHER ZUFALL VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Die fast tragische Figur eines Kronenträgers, Peter Karageorgewitsch von Serbien, wird auch jetzt nach seinem ersten, freien Gehversuch als König, dem Besuch in Rom, kaum einen Neider auf Erden haben. Von der ersten Stunde seines Einzugs in Belgrad an Sklave der Verschwörer, der Königsmörder, fiel Peter von einer Krise in die andere. Innerpolitische-, Familien- und Hauskrisen, Niederlagen der äußeren Politik lösten eine die andere ab.

Die Erinnerung an das ermordete Königspaar spukt immer noch im Konak. Nicht mehr als Rachegepenst. Aber als beständiger Alpdruck. Die schleichende Schwermut dieses Hofes, die nur peinlich von den Exzessen des Exkronprinzen unterbrochen wurde, vergrößert stets noch die Distanz zwischen dem lebensüberdrüssigen König und seinem heißblütigen, leichtlebigen Volk.

Da ich die Tragödie der Obrenowitsch in nächster Nähe erlebte, möchte ich eine wenig bekannte Episode aus jener Zeit festhalten, die beweist, wie ein ganz unbedeutender Zufall den Lauf der Geschichte ablenken konnte. Der übrigens recht dekadente König Alexander war oft und eindringlich vor Gefahren gewarnt worden, die ihm damals drohten. Ich entsinne mich aber, daß er in einer Audienz, die er mir wenige Wochen vor der Tat bewilligte, auf kein anderes Thema einging, als auf das

wegwerfende Urteil des Auslandes über Königin Draga. Trotz der Schwangerschaftskomödie, trotz der Aussichtslosigkeit, diese Frau auf dem Thron zu behaupten, brachte der unglückliche König kein anderes Interesse auf, als für die Rettung des doch unrettbaren Rufes der Königin.

Am Vorabend des tragischen Abschlusses war Empfang im Konak. Ein schwüles Unsicherheitsgefühl beherrschte die versammelte Gesellschaft. Nur den König nicht. Obwohl man ihm kurz vorher die auffällige Anwesenheit von zahlreichen Provinzoffizieren in der Hauptstadt gemeldet hatte.

Ein Lakai übergab dem Kriegsminister, der tags darauf auch ermordet wurde, das Schreiben eines ihm befreundeten Offiziers. Der Minister hatte sich eben nach dem Namen des Absenders der Schrift erkundigt, als König Alexander auf ihn zutrat und sich über die Stimmung in der Armee informieren wollte. Der optimistische Kriegsminister erwiderte, daß alle Vorkehrungen für Sicherheit und Ruhe getroffen seien. Und verwahrte den Brief ungelesen in den Taschen seines Dolmans. Dieses Schreiben enthielt eine vollständige Namensliste aller eben versammelten Verschwöreroffiziere und dringende Aufforderung, deren sofortige Verhaftung zu veranlassen, da sie in der bevorstehenden Nacht zur „Tat" schreiten wollten. Der Minister vergaß im Verlauf des Festes vollständig das Papier. Nach der Ermordung des königstreuen Kriegsministers fanden die Verschwörer den uneröffneten Brief vor. Der Schreiber der Warnung beging Selbstmord.

Ohne den unwesentlichen Zufall des Hinzutretens des Königs hätte die serbische Geschichte wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen. Und König Peter hätte die Reihe seiner Anerkennungsbesuche kaum jemals beginnen können.

EGIDY REDIVIVUS VON PRIVATDOZENT DR. FRANZ OPPENHEIMER (BERLIN)

Dem seligen Egidy ist ein Nachfolger erstanden; auch ein ehemaliger adeliger Offizier, dem „ernste Gedanken" gekommen sind, auch ein warmherziger Prediger der Versöhnung der Klassen, einer, der entsetzt auf die Kluft blickt, die unser Volk zerspaltet, der

*) Fritz Trützschler von Falkenstein: Soziale Harmonie, Deutschlands Stärke. Berlin, Spree-Verlag, Paul Werner, 1911. 2,50 M. geb.

nach Besserung und Heilung ausblickt. Aber Egidy in seiner ersten Periode, als er, um berlinisch zu reden, „aus dem Mußtopf kam", ganz Güte, ganz Naivität, voll des Kinderglaubens, daß ein paar gute Worte genügten, um die „Mißverständnisse" zu beseitigen. Später hat auch er dann klarer und klarer erkannt, daß gute Worte hier nicht helfen können, weil Klassenauffassung und Klassenstimmung nicht aus dem Verstande stammen, der belehrbar ist, sondern aus dem unbelehrbaren Willen, dem „immanenten Klasseninteresse", wie Ratzenhofer es nannte. Wir müssen werten, empfinden und denken, wie unsere soziale Lage es uns vorschreibt; wer dieses Grundgesetz aller Soziologie nicht verstanden hat, der kennt noch nicht einmal ihr Abc.

Auch der feinsinnige und warmherzige Trützschler von Falkenstein, der gerade so gütig und naiv aus dem Mußtopf kommt, hat keine Ahnung von diesen Zusammenhängen, obgleich seine eigene Seelenentwicklung ein geradezu klassisches Exempel dafür darbietet. Solange er Leutnant in einem unserer feudalsten Garderegimenter war, hat er augenscheinlich so wenig wie seine Kameraden daran gezweifelt, daß unsere Welt so vortrefflich wie nur möglich geordnet sei, und daß nur verwahrloste Naturen sie grundsätzlich angreifen könnten. Dann schleuderte ihn das Schicksal in ein viel tieferes Milieu; er nahm nach zehnjähriger ehrenvoller Tätigkeit als Offizier seinen Abschied und sah sich, vermögenslos, gezwungen, einen, wie es scheint, nicht leichten Kampf um die Existenz zu führen. Daß er dabei den Mut und den Glauben an sich und die Weltordnung nicht verloren, zeugt von einer edlen Natur; aber entscheidend ist, daß er die Dinge auf einmal „von unten" sehen mußte, die er solange „von oben" hatte ansehen dürfen. Und da sehen sie eben ganz anders aus! Sehen so aus, wie die Unterklasse sie sieht. Und unserem Leutnant erschloß sich von diesem neuen Gesichtspunkt nicht nur das Verständnis für die ökonomischen, sondern auch für die sozialen Forderungen der Unterklasse, nicht nur für die Unbilligkeit unserer Vermögens- und Einkommensverteilung und die drückende Unsicherheit der Existenz auch braver und fleißiger Männer, sondern auch für die Hohlheit unserer gesellschaftlichen Rangordnung. Die „gute Gesellschaft" ließ es ihn hart empfinden, daß er kein „Gentleman" war; sie verschloß sich dem Manne, der von seiner Arbeit lebt, und man fühlt trotz aller Beherrschung doch die Bitterkeit, mit der der Autor dieser schmerzlichen Erfahrungen gedenkt.

Und nun möchte er ausgleichen, indem er seinen früheren Klassengenossen die Ehre der freien Arbeit predigt, und die schlimmsten Ungleichheiten der sozialen Ordnung durch ein bißchen dilettantischer, noch dazu nur auf die Städte beschränkter Bodenreform abzustumpfen rät. Er ist eben noch im ersten Stadium, steckt noch zur Hälfte in dem Ei seiner ererbten Vorstellungen und Wertungen. Wenn er weiter kommen wird, wird er merken, daß man ihn „oben" nicht verstehen kann, weil man nicht wollen kann, was er jetzt wollen muß, weil er nicht mehr „oben" ist. Und dann wird sich ja herausstellen, ob mehr in dem Manne steckt, als nur ein wenig schwärmender, guter Wille.

BEMÜHT SICH DEUTSCHLAND NICHT UM DIE HOLLÄNDISCHEN KOLONIEN? VON E. F. E. DOUWES DEKKER (BATAVIA)

Da finde ich in einer professoral-deutschen Beschreibung Niederländisch-Indiens die Behauptung, die kolonial-niederländische Bevölkerung sei so vergnügt-zufrieden mit ihrer holländischen Regierung und mit dem Mutterländchen selbst, daß an den Versuch, diese Kolonien in andre Hände zu bringen, gar nicht zu denken wäre.

Wenn Deutschland wirklich sich vorgenommen hat, die germanische Vormacht zu verkörpern, und dessen eingedenk ist, dies Ideal auch außerhalb seiner Staatsgrenzen anerkennen zu lassen, wird es zu würdigen wissen, daß ich in der „Zeitschrift" einen Versuch wage, der oben zitierten oberflächlichen Behauptung den Garaus zu machen.

Es gibt drei Bevölkerungsgruppen in Niederländisch-Indien: die autochthone, fünfzig Millionen stark; die Indos, Mischlinge aus Europäern und Eingeborenen, 60—80 Tausend Seelen zählend, nach Gemüts- und Gedankenleben mehr Orientale als Okzidentale; endlich die Europäer, meistens Holländer, vielleicht 20 Tausend.

Findet man bei diesen wirkliche Patrioten? Nein. Einem Chauvinisten hier oder dort (der selbst vom nüchternen, materialistischen und egoistischen Holländer im besten Falle für einen Narren gehalten wird) steht der niederländische Offizier gegenüber, der bei amerikanischen oder englischen Versicherungsgesellschaften seinen Gehalt versichert für die Zeit, in der die Kolonie in anderen Besitz übergehen wird. Das wird also vom Militär in nächster Zukunft erwartet. Nein, nein, bei den vollblutweißen Bewohnern des indischen Archipels ist Patriotismus ein spärlicher Artikel geworden. Es ist keine Nachfrage mehr danach. Sie sind gleichgültige Steuerzahler; werden regiert, regieren nicht selbst. Die Sonne ist heiß in Indien. Man ermüdet sich nicht gern.

Aber die Indos?

Bei den Indos, so schrieb vor Jahresfrist ein Wochenblatt auf Java, ist die Grenze der Neutralität schon lange erreicht. Das war sehr sanft ausgedrückt.

Nach eigener Erfahrung kann ich ruhig versichern, daß bei zu vielen diese Grenze schon überschritten ist. Das indische Kind, der indische Jüngling, der indische Mann sieht sich überall von einer undiplomatischen Regierung benachteiligt, gehindert, zurückgestoßen, verdrängt. Und von solchen politischen Aschenbrödeln sollte man Liebe zur Stiefmutter fordern?

Es mutet ja geradezu lächerlich an zu erwarten, daß Menschen, von welchen ein sehr großer Teil besser Malaiisch als Holländisch, ein anderer, kleiner Teil fast gar kein Holländisch spricht, Patriotismus zeigen sollen. Die kennen ihr offizielles Vaterland nicht, sind nie dort gewesen, haben keine Erinnerungen, keine Interessen, keine Verwandten. Dieses Vaterland beschirmt und beschützt sie nicht, nützt sie nur aus, drängt sie zurück, handicapt sie und ihre Kinder im Wettstreit mit seinen heißgeliebten weißen Söhnen.

Dem Kolonisten geht es kaum irgendwie nahe, ob das holländische Vaterland durch eine Katastrophe heimgesucht wird, ob ein feindliches Heer es bekämpft und plündert. Aus welchem Grunde würde Holland ein Recht auf Patriotismus in den Kolonien geltend machen können?

Zuletzt der Eingeborene. Er hat immer nur Pflichten gekannt, Steuern, immer höher angeschraubt, bis zu 40% und mehr seiner ärmlichen Einkünfte. Unterricht bekam er nicht. Er lebt noch in primitiven Zuständen; er ist arm, ausgenützt und ausgesogen. Wenn er unzufrieden wird und sich erhebt, sieht er Bajonette vor sich. Auf vielen Inseln kennt er von den Holländern nichts weiter als Söldner, Säbel und Uniformen; die Erinnerung an die Berührung mit den Weißen ist eine Erinnerung an Blut, Pulverdampf, Tod und Mißwirtschaft.

Kommt die holländische Gewalt in Not, wird sie auf die Hilfe der kolonialen Bevölkerung niemals bauen können. Im günstigsten Falle wird diese Bevölkerung neutral bleiben. Jedoch, sehr sehr viele gibt es, die von einer Veränderung Verbesserung erwarten. Ein Eroberer der holländischen Kolonien in Hinter-Asien wird ernste Widersetzung von der Bevölkerung nicht zu fürchten brauchen.

Das wird die Folge sein von Hollands kolonialer Mißwirtschaft.

KRISIS IN MESOPOTAMIEN VON H. PREHN- VON DEWITZ (BRÜSSEL)

Seit Wochen arbeiten die Diplomaten der Westententе am goldenen Horn daran, Deutschland in Mesopotamien ein zweites Algeciras zu bereiten. Aus Downingstreet und vom Quai d'Orsay weis der offizielle Draht über langwierige Pourparlers zu berichten, die Englands und Frankreichs Botschafter mit der Pforte und Deutschland führen, um ihren Ländern größere finanzielle Beteiligung am Bau der Bagdadbahn zu sichern. Wieder einmal sucht Britannien Pflichten, um Rechte aus ihnen herleiten zu können. Das Auswärtige Amt in Berlin hält es nicht für nötig, das deutsche Volk über den weittragenden politischen und wirtschaftlichen Charakter der Angelegenheit aufzuklären. — Noch ist Deutschlands Einfluß im fruchtbaren Zweistromlande gering — verschwindend fast gegenüber Britanniens Macht; erst die Bagdadbahn soll sein Prestige heben, und schon liegt Albions Rodeaxt an den zarten Wurzeln, die es an Mesopotamiens Boden fesseln. Hinter dem gleißenden Golde, das Englands Schätze uns bieten, verschanzt sich das Bestreben der britischen Imperialisten, das Südende der Bahn unter ihr Protektorat zu bringen und von Bagdad bis Kuweit aus dem deutschen Unternehmen eine englische Handelsbahn zu schaffen. Wir könnten, wenn sich unsern Interessen im Zweistromlande keine aussichtsreichen Steigerungsmöglichkeiten böten, diesem Beginnen mit Ruhe zuschauen, aber gerade weil Mesopotamien gleichsam ein Keil im asiatischen Reich Albions, dem deutschen Einfluß noch offen steht und durch die unter deutscher Ägide gebaute Bagdadbahn ihm um so näher gebracht ist, gerade weil es das einzige Land ist, das unter dem Status der offenen Tür, Deutschlands Handel noch einmal die Möglichkeit bietet, eine bevorrechtigte Stellung hinsichtlich des persischen und arabischen Handels einzunehmen; halte ich es für so falsch, wenn wir heute, da unsere Flügel hier zu wachsen beginnen, in die tendenziöse Abhängigkeit eines fremden Kapitalmarktes treten. Schon jetzt zeigen sich Englands Absichten kraß genug.

Mit dem Recht des Stärkeren und getreu dem Grundsatze Lord Curzons daß der persische Golf ein englischer Teich sei, sucht England der Bahn den Ausgang nach dem Meere zu verlegen. Heute behaupten englische Blätter, daß Kuweit, wie alle Häfen des persischen Busens, unter britischer Kontrolle stände. Das ist ein offenbarer Versuchsballon, der indessen Deutschlands Widerspruch nicht umsonst herausgefordert haben sollte. Man erinnere sich der freilich wenig bekannt gewordenen Vorgänge im Jahre 1901. Der letzte Scheih von Kuweit, Mubarak ibn Sabbah, hatte in der stolzen Hoffnung, sich am Golf ein großes arabisches Sultanat schaffen zu können, Englands leichthin gebotene Hilfe angenommen und ihm zum Dank dafür die Errichtung eines großbritannischen Vizekonsulats in seiner Hafenstadt Kuweit gewährt. Unter Hissen der Nationalflagge hatte damals Britanniens Agent seinen Einzug in Kuweit gehalten. Erst auf die energische Intervention Deutschlands und des vom Faschoda-Handel noch verärgerten

Frankreichs hatte dann England den Rückzug angetreten und sein Konsulat aufgehoben. Wir meinen, die heute durchsichtig werdende Absicht, Kuweit abermals mit einem englischen Konsulat zu belegen, wäre mit der Errichtung eines ebensolchen von seiten Deutschlands am besten zu beantworten.

Das A. A. sollte die nötigen Instruktionen hierfür möglichst bald in Bagdad geben. So wäre dort wenigstens dem deutschen Elemente am zukünftigen Eingangstore des Zweistromlandes von vornherein ein gewisser Stützpunkt gegenüber der britischen Präponderanz geboten, der dem deutschen Handel im mesopotamischen Geschäft recht wesentliche Dienste leisten dürfte.

Leider kann von einem internationalen händlerischen Wettbewerb in Mesopotamien ja noch kaum die Rede sein. Das Zweistromland gilt noch heute als die unbestreitbare Domäne des englischen und britisch-indischen Handels. $^9/_{10}$ der gesamten Ein- und Ausfuhr entfallen auf ihn. Erst allmählich wird Deutschland konkurrenzfähig werden. Der Anteil der verschiedenen Länder im Handel mit Bagdad stellt sich nach den letzten Zollstatistiken (1907/08) etwa wie folgt:

a) Einfuhr	in 1000 M.
Großbritannien und Britisch-Indien	21890
Persien	2190
Österreich-Ungarn	2108
Frankreich	1250
Deutschland	914
Belgien und die Niederlande	890
Rußland	63
China	48
Verein. Staaten von Nordamerika	5

b) Ausfuhr	in 1000 M.
Großbritannien und Britisch-Indien	4210
Frankreich	775
Deutschland	545
Verein. Staaten von Nordamerika	451
Persien	230
Österreich-Ungarn	77
Belgien und die Niederlande	31

Die Ziffern der meisten Länder stehen noch in einem großen Mißverhältnis zu den Millionenwerten des britischen und britisch-indischen Handels, doch hat man bei allen immerhin einen Aufschwung feststellen können, der sich bei Deutschland in den letzten 10 Jahren auf ca. 50% beläuft. Das Überwiegen des englischen Handels erklärt sich einmal aus seinen früheren festen Verbindungen mit Bagdad, zum andern aus dem Umstande, daß der Flußverkehr Basra-Bagdad zu $^9/_{10}$ in Händen britischer Gesellschaften ruht und endlich aus der starken Anziehungskraft, die der Handel des nahegelegenen Britisch-Ostindiens auf den mesopotamischen Markt ausübt. Eine Herabminderung der unumschränkten Handelsherrschaft Britanniens in Mesopotamien wird erst die Bagdadbahn herbeizuführen vermögen, wenigstens in der Hinsicht,

daß sie als rein türkisches Unternehmen unter deutscher Kontrolle, die anderen Nationen von den englischen Beförderungsgelegenheiten im Lande selbst frei macht. Aber dies genügt bei weitem noch nicht. Soll die Bagdadbahn dem deutschen Kapital auch Zinsen tragen, so ist es dringend nötig, daß die Verbindung deutscher und wohl auch österreichischer Häfen (Triest) (denn Deutschland und Österreich führen gleiche Interessen ins Zweistromland) mit Mesopotamien eine bessere wird. Neben der Einrichtung neuer Dampferlinien müßte natürlich auch die Errichtung deutscher Konsulate gehen. Bis jetzt besitzen wir nur ein solches in Bagdad, während wir in dem wichtigen Hafen Basra nicht vertreten sind. Man hört so oft dort unten die Frage: Warum haben denn die Deutschen hier keinen Konsul? Und die Antwort (?) — Mesopotamien war uns bis heute so unwichtig. Erst die Bagdadbahn hat es unsern Interessen näher gebracht.

MACHTPOLITIK

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts schreibt der russische Chronist Nestor, ein Mönch in Kiew: „Im Jahre 6367 (nach der Erschaffung der Welt, d. h. 859 nach Chr.) kamen die Warjager über das Meer und nahmen Steuern von den Tschuden und Slawen, von den Merern und Vessern und von den Krivitschen. Aber im Jahre 6370 (d. i. 862 n. Chr.) jagten die Völker die Warjager über das Meer, gaben ihnen keine Steuern und fingen an, sich selbst zu regieren, aber es ging schlecht mit dem Rechtswesen. Geschlecht stand gegen Geschlecht auf, Zwietracht entstand unter ihnen und sie fingen an, gegenseitig Bürgerkrieg zu führen. Sie sagten zueinander: ‚Laßt uns einen Fürsten suchen, der über uns regiere und richte, was recht ist.‘ Und sie gingen über das Meer zu den Warjagern (nach Schweden), zu den Russen, wie diese Warjager genannt wurden. Und die Tschuden, Slawen, Krivitschen und Vessern sagten zu den Russen (den Nordmännern): ‚Unser Land ist endlos und fruchtbar, aber es ist keine Ordnung darin, so kommt doch, darin zu herrschen.‘ Und drei Brüder wurden ausgewählt, sie nahmen alle Russen mit sich und kamen. Und der älteste Bruder, Rurik, setzte sich in Nowgorod nieder, der andere, Sineus, in Bjeln-Jesero, der dritte in Isborsk, der hieß Truwor. Rurik übernahm dann die Regierung und teilte die Städte seinen Leuten aus, einem gab er Polotsk, einem anderen Rostow, und dem dritten Bjelo-

Jesero. Und in diese Städte wanderten die Warjager ein. Die früheren Einwohner in Nowgorod waren Slawen, in Polotsk waren Krivitschen, in Rostow Merern und die Vessern in Bjelo-Jesero." Bis zur Zeit des Großfürsten Jaroslaw, der mit Olof Skötkonungs Tochter vermählt war, dauerte die enge Verbindung zwischen Rußland und Schweden. Dann, als Jaroslaw 1054 gestorben war, sonderte Rußland sich ab. Die Slawen gewannen die Vorhand und sperrten sich gegen die Nordmänner, die ihnen das Reich gegründet hatten. Aber noch bis 1598 stammten die russischen Herrscher in männlicher Linie von Schweden, vom Nordmann Rurik ab. — 1905, als Port Arthur belagert wurde, als Moskau, Riga, Odessa, Petersburg in Aufruhr standen, bemerkte ein russischer Staatsmann, der auf seinen Sarkasmus hohe Stücke hielt: ‚Wenn der Krieg im Osten schlecht ausgeht und unserem Vordringen im Osten eine Schranke setzt — dann wird Schweden der Zahler sein. Die Heimat unserer Stammväter wird der Gegenstand russischer Expansionsnotwendigkeit und handelt doppelt töricht, sich jetzt mit dem übrigen Europa japanischer Siege zu freuen.'

Die Besetzung der Alandsinseln, in nächster Nähe Stockholms erfolgte. Finnland wurde russifiziert und bedrückt. — In den Ostseeprovinzen lastet Rußlands schwere Hand auf allen Bestrebungen der Deutschen, sich von Letten, Livländern und Russen abzusondern. Endlich, nach einiger Zeit erfolgt dann ein neuer Vorstoß im Norden Schwedens. Truppen werden vorgeschoben, schwache Garnisonen verstärkt und dem schwedischen Handel werden altgesicherte Rechte bestritten. Der Friede mit Japan war geschlossen, die Tür im Osten verrammelt, und nun brach sich Eroberungslust, Unruhe und Tatendrang gegen den Westen eine freie Bahn. Vor Deutschlands Grenzen sammelten sich Truppenmassen, und die Augen der Panslawisten blickten begehrlicher auf Serbien, Deutsch- und Österreichisch-Polen. Der Zweibund gewann einstweilen an Stärke und Macht. Der Barbar, der sich im Osten mit Barbaren geschlagen hatte, kehrte mit Wunden bedeckt, zerzaust und zerprügelt nach Hause zurück und suchte Händel mit seinen alten Nachbarn, die bald bereuten, ihm nicht die Position in der Ferne mehr gestärkt zu haben. ‚Ein siegreiches Rußland würde uns bald mit frechen Forderungen gekommen sein!' Jetzt aber war auch das geschlagene und gedemütigte Rußland in die Notwendigkeit versetzt, neue Flicken zu suchen, mit denen es seine zerschundene

 Reputation ausbessern konnte. Die schwedischen Staatsmänner, die wohl Versuche gemacht hatten, den Expansionsdrang Rußlands im Osten zu binden, kamen zu spät und hatten jahrelang das peinliche Gefühl, einen unbeschäftigten Rauflustigen, den jede Stunde der Übermut placken konnte, vor der Tür zu haben. Die Erschrockenen, und mit ihnen Westeuropa, prüften ihre Handelsbilanzen und meinten: ‚Wir werden im friedlichen Wettstreit das russische Reich in die Tasche stecken.' Da wurden, mit russischem Kapital, Fabriken im Süden Rußlands gegründet, die ausländischem Wettbewerb zu Leibe rückten. — ‚Ho, die germanische Rasse läßt sich nicht zwingen. Die deutsche Volkszählung spricht von 65000000 Menschen. Das sind in fünf Jahren 5000000 neue Kämpfer.' Dann kam die russische Zählungsliste und nannte die Zahl 160000000. Das war eine Zunahme der russischen Bevölkerung gegen 1897 um 33000000. Die Tatsache wurde staunend geprüft, nochmals geprüft und stand bis auf einige erschwindelte Millionen fest.

Allmählich wandelte sich der russische Barbar. Zur passiven Geduld kam weltliche Intelligenz und Besonnenheit. Einst war in den Tundren der verfolgte Slawe im Sumpfwasser untergetaucht, hatte sich Atmung verschafft durch einen hohlen Schachtelhalm, den er aus dem Wasser hervorragen ließ, und hatte geduldig gewartet, bis die Verfolger sich entfernten. Jetzt zogen russische Adlige in amerikanische Fabriken und guckten den Yankees die Praxis ab, gründeten mit geborgten Geldern kleine Fabrikanlagen oder besserten ihre Brennereien aus und traten allmählich und mit zäher Geduld der amerikanischen Industrie in Rußland entgegen. Graf Witte (der einem bekannten Maler sagte: Überarbeiten? Das tun wir allerdings nicht. Aber nicht aus Trägheit, sondern weil wir einsehen, daß derjenige, der sich überarbeitet, nur damit eingesteht, er könne sein Ressort nicht beherrschen) sanierte die russischen Finanzen und meinte beruhigt, als man ihn auf Unterschlagungen hinwies: ‚Darauf kommt es bei uns nicht an. Die Hauptsache ist, daß überhaupt gearbeitet und gebaut wird, und Unterschlagungen beweisen nur, daß das Ministerium wieder mal nicht richtig im voraus kalkuliert hat. Spesen kostet die Bauerei bei uns. Das ist sicher. Aber es gibt auch kein Land der Erde, in dem sich alles so rentieren wird, wie bei uns.' Aber noch wollte nicht alles klappen. Wenn der Russe sich kratzte vor der Tür, sprang den Einwohnern Ungeziefer ins Haus. Grenz-

streitereien, Zollplackereien, faule Finanzgeschäfte, politisches Freundlichtun bald mit diesem, bald mit jenem. — Stolypin besserte mit starker Hand das Verwaltungswesen. Leute, die allzu blamabel stahlen, flogen aus den Ämtern. Der Marschschritt der Bataillone wurde straffer und die Studenten mußten ihre politische Führerrolle wieder abgeben. In Moskau hielt ein Professor eine Rede und verkündete das Wort Henri Beyles: ‚Das wahre Vaterland ist das Land, wo man am meisten Menschen trifft, die einem gleichen', und wollte damit für westliche Zivilisation predigen. Russische Faustschläge stopften ihm den Mund. — ‚Rurik, Rußlands Stammvater, ein Schwede? Dann soll ganz Schweden dafür russisch werden!' — Das russische Kalbfell erdröhnte in Finnland. — ‚Zarskoje Szelo, des Zaren Residenz, darf nicht an der Grenze eines fremdsprachlichen Landes liegen. Sollen wir die Residenz zurückverlegen? Keine Spur. Das fremdsprachliche Land muß russifiziert werden. Allrußland — Heil! Rußland überall! Siegen wir nicht im Osten, stärken wir uns im Westen und fassen den Asiaten später wieder an. Und siegen wir nicht, dann schlagen wir uns sieglos. Aber schlagen auf jeden Fall. 33000000 Menschen in 10 Jahren! Da ist Bewegung nötig. Kultivieren und Festsitzen haben wir Nomaden immer noch nicht gelernt. Und so rumort es weiter, redet und schreit. So klopft es weiter an schwedische Grenzmauern. Und das 5000000-Königreich steht unentschlossen und schickt Bataillone, wo selbst Regimenter nicht genügten.

Vorläufig wächst dabei der Weizen für Deutschland am besten.

Schweden, das vorsichtige und kluge Schweden, Norwegen und Dänemark sehen plötzlich einen größeren Feind als Deutschland. Der alte Haß wird als unpraktisch befunden. Björnsón, der es auf seine alten Tage für gut hielt, Deutschland wegen seiner militärischen Disziplin, die jedes Gefühl von Sympathie unmöglich mache, zu schmähen, ist bei den eigenen Landsleuten ins Unrecht gekommen. Unsicher tastet Skandinavien nach rückwärts, ob Deutschland in der Nähe stehe. Und allmählich kommen wir in die Lage des Dritten, der von zweien, die in Händel verstrickt sind, umworben wird. Bismarck hielt mit kluger Berechnung stets zu den Stärksten, verstand aber auch, solange das Zögern noch Zinsen brachte, geduldig abzuwarten. Deutschland ist lange genug in der Lage gewesen, bekämpft zu werden oder selbst zu kämpfen.

384 Jetzt endlich bietet sich Gelegenheit, eine Position, wie England sie für sich selber liebt, zu erringen. Die Rolle des Dritten, der, wenn es ihm paßt, im Trüben fischen kann. Die Rolle, in der Italien nach links und rechts charmiert und in der es, solange es nach links nicht „nein" und nach rechts nicht „ja" sagt, an Macht und Ansehen wächst. Die Position, in der die Union auf dem amerikanischen Kontinent sich mästet und sich die Taschen vollstecken läßt von allen, die um ihre Gunstbezeugung werben. Das Spiel mit den versteckten Karten, bei dem die Mitspieler hoffen, vom Kartengeber heimlich Trumpfaß zugesteckt zu bekommen. Die Rolle des Umworbenen.

Was tut nun Deutschland?

‚Es hat einen Reichstag, der vielleicht die allerfeinste Diplomatie treibt (Worte sind in der Diplomatie ein Mittel, die Gedanken zu verbergen). — Der Ausländer, der den Verhandlungen folgt, wird der Meinung, Deutschland ruhe aus, sei ein friedliches Land, treibe Silbenstecherei und werde niemals die Energie und Selbstsucht britischer Staatskunst finden." So sagen die Nörgler. — Wer nüchterner denkt und für den Reichstag ein gutes Wort einlegt, wird abgetan. Utilitarismus, der am Tadel Gefallen findet, weil vom Tadel eher als vom Loben und Zustimmen zu lernen wäre. — Unsicherheit, die sich des eigenen Wertes nicht bewußt ist. Schwerfälligkeit, die, weil früher das englische Parlament ein Vorbild war, nicht von der Meinung loskommen kann, daß inzwischen das Niveau sich einigermaßen ausgeglichen habe. „Deutschland liegt noch ziemlich weit östlich", sagte ein Franzose. Aber das, soweit es ein Tadel ist, kann sich ändern. Fleißig sind unsere Volksvertreter und den Tagelöhnergehalt von 20 Mark verdienen sie durch achtenswerte Tagelöhnerarbeit. Was außen vorgeht, hat sie nicht zu kümmern. Wäre auch noch schöner, wenn die feinsten Fäden internationaler Politik vorher im Parlament klargelegt und vor aller Leute Augen ausgezogen und übereilt von hundert Seiten angekrittelt würde. Morgen schon würde ein Gerenne beginnen, den Apfel, der erst beim Reifen ist, vom Baume abzureißen, sich Rußland gegenüber in eine Position zu stellen, die die Natur der Sache von selber bringen wird. Nur gilt es, dritte, vierte Konkurrenten auszuschalten. Auch das geschieht am besten hübsch im stillen. —

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12.
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

DIE ZEITSCHRIFT
HERAUSGEBER ALBERT HELMS
HEFT 13 25. MÄRZ 1911

IMPERIALISMUS?

Da donnert die Werbetrommel. Und in den Budenreihen der Parteien stehen Akquisiteure und schlagen klatschend auf die Blechschilder. „Gebt acht, Reichstagswahlen in Vorbereitung. Der Kluge baut beizeiten vor und hört über Flottenpolitik, Zollschranken, Steuerschraube und Gewissenszwang nützliche Reden. Keiner darf sich ausschließen. Fünf Jahre sind vergangen. Abrechnung mit den Herrschern." Die Parteifahnen flattern im Winde. Hier rot, — da schwarz-gelb-blau. Das Lärmen, eintönig und heiser, schallt seit Monden aus der Budenstadt und soll die Menge locken. Noch bleibt es leer in den Gängen. Nur die Bude mit der roten Fahne und die Bude gegenüber mit der schwarzen Fahne wird schon etwas frequentiert. Und wenn dann empörtes Gemurmel, begeisterter Beifall und dumpfes Gerede durch die Leinenwände dringt, horchen die Akquisiteure von nebenan und blicken scheel, schütteln sich fröstelnd und gelangweilt. „Das Vaterland in Gefahr!" Da schlich schon wieder einer vorbei und hatte Besseres zu tun, als sich locken zu lassen. Wartet ab. Noch zwei, drei Monate. Dann kommt ihr an die Reihe. Wir wissen ja von vornherein: Auf den Mann und nicht auf die Partei kommt es an. Auf seine praktische diplomatische Entschlossenheit und seinen persönlichen Wert. Wir werden ihn sehen, wie er, beschirmt von Parteifahnen, in eurer Bude redet. Wir werden prüfen und entscheiden. Soll ein windiger Schneider, weil er links steht und seiner Lebtag nicht über hundert Menschen kommandierte, plötzlich für den Reichstag mehr geeignet sein, als ein anderer, der rechts steht und durch gute Manieren, Mäßigung und Kühle hervorragt. Oder umgekehrt? Die Zugehörigkeit zur Partei gibt noch keinen Befähigungsnachweis. Doktrinäre, die konsequent „für" oder „gegen" stimmen,

haben wir wahrlich genug. Die staatsmännischen Talente, die von Fall zu Fall zu disponieren wissen, sind rar gesät. Laßt sie kommen und sprechen. Dann wird sichs finden. Die Ärmelausreißer, die Akquisiteure, die vorher lärmen und nachher nicht in Funktion treten, die Stimmungsmacher laßt dorthin gehen, wo der Pfeffer wächst. „Der Reichstag", sagte Bismarck gelegentlich zu Freunden, „hat wieder die Lage verkannt. Einzelne hervorragende Mitglieder glauben sich durch eine frühere Äußerung gebunden. Sie glauben deshalb, das nicht tun zu dürfen, was die Lage des Augenblicks gebieterisch fordert. Ich habe es anders gemacht. Ich habe stets gestrebt, Neues zu lernen; und wenn ich dadurch in die Lage kam, eine frühere Meinung berichtigen zu müssen, so habe ich das sofort getan und bin stolz darauf, daß ich so gehandelt habe, denn ich stelle stets das Ganze über meine Person. Das gegenteilige rechthaberische Verhalten ist mir geradezu unbegreiflich. Ich habe mich gar nicht besonnen, sogar meine subjektive Meinung zu opfern oder unterzuordnen, wenn das Wohl des Ganzen es erheischte." Wir werden vom Parteiklüngel umsponnen und verlieren den Blick für Persönlichkeiten. Da murren sie: Warum fehlen unsere führenden Geister im Parlament. Warum fehlen Künstler, Schriftsteller und mancher Wissenschaftler? — Wird immer noch Sentimentspolitik gewünscht. Und sollen Romantiker sich über Politik hermachen? Und wer erledigt Arbeit, bei der es gilt mit Statistik und Zählerei vorzugehn, nächtelang über zähem öden Kleinkrempel zu hocken. Soll der Reichstag nichts werden als eine Tribüne für Ideologen? Praktiker gehören hinein und weiter niemand. Sachlichkeit und Nüchternheit. Und Rücksichtslosigkeit. Wenn es gilt abzurechnen oder unendlich viel für einen kleinen Positionsvorteil zu tun, nur egoistisch für das Wohl des Reiches zu sorgen und nicht rechts noch links zu sehen, dafür ist ein besonderer Schlag von Menschen not. „Zur Austtattung eines Politikers", sagte Rhodes, „gehört sogar ein Schlächterhemd. Wer doch Leute fände, die nicht gleich Zeter und Mordio schreien. Es ist doch mal so." — Unaufhörlich rasselt die Werbetrommel. Laßt uns weitergehen und nicht monatelang vorher über eine Sache schwätzen, die nachher in wenigen Tagen erledigt werden muß.

Österreich. — Der Wagen mußte ins Rollen gebracht werden. Und nun, wo er in allzu schnelle Fahrt geriet, ist es nötig, die Bremse zu ziehen. Österreich durfte sich

auf unsere Schultern stellen und Bosnien und Herzegowina erlangen, durfte dem Nachbarn über die Mauer drohen und die Fäuste zeigen — sicher auf unseren Schultern stehend. Und in einer Zeit, in der es für uns gut und für Österreich nicht schädlich war, Freundlichkeiten zu sagen und Liebenswürdigkeiten auszutauschen, wurden wirtschaftliche Zusammenarbeit und finanzielle Hilfeleistung offeriert. Während in Wien der Unwille aufstieg über Deutschlands kühle Beurteilung österreichischer Handelsunternehmungen, wurden beruhigende Worte gegeben und gute Laune zugesprochen. Dann hieß es: Das Bündnis steht fester als vorher. Wir pfeifen auf alles Gemunkel jenseits der Vogesen. Und was etwa in Petersburg über Deutschland-Österreich geredet wird, stellt sich wieder als rechter Tratsch heraus. Gewiß, wir sind gern bereit, mit Rußland zu gehn — aber nötig haben wir es nicht, weil eben bei uns, so wie es mit Österreich steht, sich auch behaglich leben läßt. Und Rußland, das, wie wir wissen, von Deutschlands Freundschaft allerlei profitieren könnte, muß nun endlich Gegenwerte bieten, wenn wir überhaupt darauf hören sollen. — Die Wert wurden in Potsdam angeboten und akzeptiert. Und da mit war die erste Etappe liquidiert. — Deutschlands Politik zwischen zwei werbenden Fronten hatte Erfolg gezeitigt. — Mittlerweile war ein wirtschaftlicher Aufschwung in Österreich eingetreten. Die Annexion hatte Börse und Spekulation in Bewegung gebracht. Jetzt, wo die Rechnungsabschlüsse österreichischer Banken zu übersehen sind, zeigt sich überall Zuwachs und Gewinnsteigerung. Trotzdem viel auf Reserve gearbeitet wurde, trotzdem eine übermäßige Neugründung von Filialen ins Gewicht fiel. Bodenkreditbank, Länderbank, Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft, Verkehrsbank, Depositenbank erhöhten ihre Dividende. Kapitalsvergrößerungen konnten, wenn auch nicht in allzu großen Mengen, so doch ohne große Mühe vorgenommen werden. Die eigenen Mittel der elf größten Banken haben in fünf Jahren um 545000000 Kr. zugenommen. Und in Wien macht sich eine Stimmung geltend, die aus der Mücke einen Elefanten macht und gegen Deutschland auftrumpft: Wir dürfen nun Deutschland nicht mehr umwerben wie früher. Auch wir haben Erfolge zu verzeichnen und brauchen um Anleihen nicht mehr wie um Geschenke zu betteln. Bei Schiffahrtsabgaben ist an ein Nachgeben vorläufig nicht zu denken. Den Pleiterock können wir

 ausziehen. Wir sind allzusehr in Abhängigkeit und Hörigkeit von Deutschland gekommen. Und es wäre Zeit sich wieder zu besinnen, ob unsere Stellung im Bündnis nicht stärker unterstrichen werden kann. Wir bauen Dreadnoughts und vergrößern ohne Murren unseren Heeretat, trumpfen gegen Italien auf, wenn es muckt und haben auf dem Balkan Prestige. Wir sehen an der Börse Wagemut und festen Tatendrang. Sollen wir wirklich nicht versuchen, uns wieder mehr in den Vordergrund zu stellen? In aller Welt gelten wir nur noch als Anhängsel im Bunde. „Mattino" in Neapel schreibt: ‚Alle, von den englischen Liberalen bis zu den amerikanischen Friedenspriestern, von den Polen bis zu den Südslawen des Habsburger Reiches, von den italienischen Deputierten Österreichs bis zu den kleinen polizeitreuen Sozialisten Triests, von den alten und jungen Türken bis zu den Rumänen, von den französischen Hervéisten bis zu den germanophilen Russen. Alle arbeiten nur für Deutschland. Alle Völker haben Deutschland die Hegemonie über Europa gegeben. Alle stehen im Dienste der Hohenzollern!' — ‚Sollen wir Österreicher den Spott solcher Worte einfach zu Boden fallen lassen?' —

Und da droht dem Deutschen Reiche wieder die Gefahr vergangener Jahrhunderte. Das Spiel der Schule Metternich begann. Das Spiel, das uns 1756, ein Jahrhundert voller Schmach und 1866 brachte. Graf Ährenthal liebäugelte mit Süddeutschland und suchte uns an der verwundbarsten Stelle zu treffen, um Österreichs alten Traum nach Vorherrschaft im deutschen Bunde wieder aufzufrischen. — Was kann uns geschehen, wenn Frankreich ein Gelüstchen spürt, sich mit uns zu reiben. Was kann uns Rußland tun. Was schadet England, solange wir fest im geeinten Reiche stehen. Was schadeten König Eduards Taschenspielereien, wenn man uns nicht durch ein Hinterstübchen ins Haus drang und die nächsten Verbündeten zu bereden suchte. Wir wissen, daß Angeln ausgelegt worden sind, in Baden, Bayern, Sachsen. Und wenn Ährenthal nicht überall Inspirator war, dann waren es seine Freunde und Systemverbündeten. Es kann nicht in unserem Interesse liegen, ein Österreich neben uns zu haben, das Imperialismus treiben will und uns die Flügel schneiden möchte. Welchen Grund hat unsre Presse, einen Staatsmann stützen zu wollen, der aus dem befreundeten Österreich eine Macht schaffen möchte, die uns als Konkurrent zu schädigen sucht.

Haben wir Grund die Praktiken Metternichs zu wünschen? Hier handelt es sich um eine Sache von peinlicher Bedeutung. Um eine Angelegenheit, die uns mehr angeht als Mexiko und China. Da wird viel gedeutelt über Österreichs Thronfolger. Wir wissen, daß er Österreichs Stellung stärken will und keine Rücksicht kennt. Wir wissen, daß er zielbewußt und selbständig handeln will, und große Pläne macht. Wir wissen, daß er rechnen und handeln kann und ein guter Geschäftsmann ist. Desto eher sollten wir, solange es in Freundlichkeit zu machen ist, betonen, daß wir nicht geneigt sind, Österreich uns über den Kopf wachsen zu lassen. Hätte man Ährenthal, als er in Urlaub ging, ruhig fallen lassen und Lobsprüche und fromme Wünsche für später aufgespart — vielleicht wäre der Hinweis in Wien schon recht gedeutet worden. Schon jetzt muß trompetet werden, wo früher mit leisen Worten weiter zu kommen war. Was haben wir denn so Wichtiges vor, um hier das Aufpassen zu versäumen. In Mexiko ist Rebellion. Die Union marschiert zur Grenze. Japan wird drohend sichtbar. Abwarten. Rußland bändelt mit Chinesen an und legt sich weiter im Osten fest. Unser Schade ist es nicht. England macht freundliche Mienen und muß es sich gefallen lassen, daß wir in Mesopotamien unsere Interessen konsequent durchführen wollen. Frankreich starrt auf Marokko. Wer hindert uns jetzt mit Österreich in ruhigen Stunden die Gelegenheit zu offenen ruhigen Vorstellungen auszunutzen. Ährenthal ist nicht der Mann, der Garantie für ein gutes Einvernehmen bietet. Und Österreichs Spekulation gegen Deutschland gehen zu wollen, würde in einer abgrundtiefen Baisse enden. In Niemandes Vorteil liegt es jetzt, Seitensprünge zu machen, die doch mit dem Fall in den Wassergraben enden. Wir haben Mittel genug, uns gegen jeden Schaden zu versichern. Österreichs imperialistisches Regen steht in den Kinderschuhen und wird auch unter einen neuen Kaiser nicht viel schneller vorwärtskommen. Die Geldmittel reichen für Extratouren nicht aus, und über kurz oder lang ist die Blamage fertig. Wir wollen Österreich stützen, solange es zu uns in seiner jetzigen Lage bleibt, die ihm genug Gelegenheit, sich zu entwickeln, gibt. — Im April 1856 schrieb Bismarck an Gerlach: „Gebe Gott, daß ich die Schweinerei von Mißgunst, Mißtrauen und Mißlingen nie erlebe, wenn eine preußische und eine österreichische Armee verbunden im Felde

stehn. Jeder wird sich mehr über die Niederlage des andern freuen als über die eigne ärgern, und wer auf dem Vorderteil sitzt, es als Gewinn betrachten, wenn das Schiff hinten zuerst sinkt. Es ist traurig aber wahr, und noch viel trauriger für uns wäre es, wenn wir gegen diese Wahrheit die Augen schließen wollten und uns einbilden, daß unsere und eine österreichische Militärmacht im Kriege ehrlich Rücken an Rücken würde kämpfen können." Ein Metternich redivivus bringe im Handumdrehn das alte friedliche System auseinander, schädigt Handel und Industrie, schädigt Deutschlands und Österreichs gemeinsam schnelles Vorwärtsschreiten und stellt uns vor die Frage, ob es nicht angebracht sei, einen stärkeren Schlag folgen zu lassen, wenn vorher eine sanfte Mahnung nicht zum Ziel führte..

WIE WIR JAPANER ÜBER DIE DEUTSCHE FRAU DENKEN VON KURUSHIMA TAMORI

Europäer kommen nach Japan und umgekehrt kommen wir Japaner nach Europa. In der Heimat konnte der Gedanke entstehen, daß Asien und Europa einander verstehen könnten, aber dann, nach jahrelanger Erfahrung sieht man, daß es nur möglich ist, einander zu kritisieren. Wir sind konservativ und Europa ist eine Demagogie, in der die Disziplin gelockert ist. Gleich bei den Dingen, die am nächsten liegen, beginnt eine unüberbrückbare Kluft, nach der sich eine fremde Welt erhebt. Europäische Musik, Kunst, Literatur, Malerei sind für unsre Augen viel zu fremdartig. Und dann vor allem die Frauen —. Die Frauen unsrer Heimat mit

Der Aufsatz zeigt die Stimmung des jungen imperialistischen Japan, dessen Selbstgefühl die Bewunderung europäischer Institutionen überwunden hat. Seitdem es Rußland besiegte und Englands offizieller Bundesgenosse wurde, Rußland, die nordamerikanische Union und China zu weiteren Konzessionen zwang, pocht es stolz auf seine Erfolge, gibt hin und wieder seinem Spott über Europa unverhohlen Ausdruck und verkündet das Gefühl seiner Überlegenheit. Der Aufsatz Kurushima Tamoris „Wie wir Japaner Deutschland sehen" aus dem 1. Heft der „Zeitschrift", gab Anlaß zu Fehden, Entgegnungen und Zustimmungen. Eine Anzahl Leser äußerte den Wunsch, mehr zu hören über die Gedanken, die sich das imperialistische Japan, mit dem wir in erster Linie zu rechnen haben, über Europa mache. Der Verfasser schreibt mir: „Ich verfasse diesen Artikel mit der guten Absicht, Deutschland zu nützen und deutsche Frauen auf Sachen hinzuweisen, die ich als Fehler auffasse und die vielleicht abzustellen wären."

ihrer Zartheit und Zurückhaltung, ihrer Zierlichkeit und Keuschheit — ganz helfende, treue Freundin des Mannes, der noch stark genug ist, seine Vorherrschaft zu bewahren und so viel leistet, daß die Frau seine Rechte respektieren muß. Darum können wir unsre Kraft nach außen konzentrieren, während den Europäer und Amerikaner der Krieg im eignen Hause schwächt.

Eine Frauenfrage gibt es bei uns in Japan nicht. Jeder weiß, daß er Mann oder Weib ist, und zeigt sich damit zufrieden, ohne weiter mit dem Schöpfer oder gar mit dem andern Geschlechte zu hadern. Ihre vielseitige Geschäftigkeit hat die europäische und damit auch die deutsche Frau stark ins öffentliche Leben gedrängt. Da verrichtet sie manches Gute, das auch uns Japanern anerkennenswert genug erscheint. Aber die europäische Frau schießt hier gewöhnlich über ihr Ziel hinaus. Ihr verwilderter Instinkt bringt sie in Opposition zum andern Geschlecht, anstatt, wie meine Landsmännin, dessen Zustimmung zu suchen. Sie benutzt ihre geistige Gaben, um eine Karrikatur aus sich zu machen.

Meine erste Bekanntschaft mit der deutschen Frau machte ich in Japan, wo mich unser Lehrer das Gretchen des größten deutschen Dichters kennen lehrte. Jenes Gretchen, das bis auf einige angelernte Phrasen und Lieder stumm wie ein Fisch ist, intime Beziehungen mit der Kupplerin Martha pflegt und ihr Herz durch kostbare Geschenke bestechen läßt. —

Die maßvolle Zurückhaltung und das Schweigen kann nicht wie bei uns in Japan die vornehmste Tugend der deutschen Frau sein. Wohl aber weiß sie durch unnachahmlichen Redefluß andere — besonders den eigenen Mann zum Schweigen zu bringen. Oft genug konnte ich bei Tischgesellschaften beobachten, wie der Mann seiner Frau einen hilfesuchenden Blick zusandte, die dann schnell und sicher das Wort für ihn ergriff. Das ist verwunderlich, absurd, unverständlich, barbarisch. Das ist ein Fall, bei dem wir Japaner das Gefühl haben, vor einer fremden Welt zu stehen, mit der eine innere Einigung doch nie möglich sein kann. Wer in Deutschland über Geist verfügt — und ihn beanspruchen dort alle Frauen — fühlt die Pflicht, ihn möglichst prahlerisch und aufwandsvoll zur Geltung zu bringen — selbst auf die Gefahr einer tüchtigen Blamage. Überhaupt fällt das Schweigen dort mehr auf, als das Reden und gilt als ungebildet. Meine Landsmännin indessen sucht den „guten Ton“ darin, auf-

merksam zu hören und schweigen zu lernen. Ihr Glück und ihr Stolz ist und bleibt es allein, die Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen. Schon ganz jung werden die Mädchen dazu erzogen, sowohl durch die Ästhetik der Körperpflege als durch liebenswürdiges und zurückhaltendes doch entschlossenes Wesen, den zukünftigen Mann im Familienkreise zu beglücken. Weiter geht ihr Ehrgeiz nicht. Jenen gewissen Überschuß an Intellekt und Lebenskraft, den die deutsche Frau meist geräuschvoll ins öffentliche Leben schreit, versteht die unsrige so meisterhaft unauffällig und bescheiden am häuslichen Herde zu verwerten.

Vermissen wir an der deutschen Frau jene innere Liebenswürdigkeit, den natürlichen Blütenhauch, der bezaubernd meiner Landsmännin bis ins Alter hinein eigen ist, so sind die deutschen Mädchen doch den unsrigen an äußerer Schönheit bei weitem überlegen. Abgesehen von ihren ausgeprägten Zügen und Formen finde ich die natürliche Haartracht — soweit sie nicht durch künstliche Löckchen entstellt wird — besonders anmutig. Unsre Frauen zeigen in der Anordnung ihres Haares eine durch übertriebene Sorgfalt hervorgerufene allzu große Symmetrie. Nur die Hände der deutschen Frau erscheinen uns recht ungraziös, weil wir gerade in dieser Beziehung bei der unsrigen sehr verwöhnt sind. Unglückliche Ehen, von denen man in Deutschland überall liest und hört, sind in unsrem Lande selten zu finden. Ob die Vielseitigkeit der deutschen Frau allein daran schuld ist, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn ich meinerseits unter den deutschen Frauen wählen müßte, ich würde mir vor allem die „Geistesärmste“ herausuchen. — Manche Familienmißhelligkeiten verhütet indessen auch die Erziehung unsrer Männer, die äußerst ritterlich den unausgesprochenen Regungen der Frau zu begegnen wissen, so daß es nicht bei jedem kleinen Anlaß einer weitklingenden Aussprache bedarf.

Die deutsche Frau ist ihrer Sparsamkeit und Häuslichkeit wegen weithin berühmt. Ich weiß nicht, wie dies Vorurteil entstanden ist oder ob sie darin andern europäischen Nationen soweit überlegen sein mag. Wir Japaner jedenfalls wundern uns vielmehr über ihre Verschwendungs- und Zerstreuungssucht. Ich habe fast keine deutsche Frau kennen gelernt, die es fertig brächte, mehrere Tage oder selbst nur einige Tage ruhig zu Hause zu bleiben. Sei es auch lediglich, um die Toiletten und Schaufenster zu mustern oder um sich selbst zu zeigen:

der Zusammenhang zwischen dem Straßenpflaster und der europäischen Häuslichkeit ist in der Regel eng. Um unzählige Male in Theater, Konzerte, Gesellschaften und andere Veranstaltungen zu laufen, überläßt die Dame oft die Kinder und die wichtigsten Arbeiten der Dienerschaft. Auch der von schwerer Tagesarbeit abgehetzte Mann muß mithalten. Mit der Logik meist auf dem Kriegsfuß, hört man diese Damen häufig selbst über die endlosen Vergnügungen klagen, die sie „Verpflichtungen" nennen, und die sie doch mit veranstalten helfen. Wie froh wären meine Landsmänninnen, auch nur ein- bis zweimal im Jahre z. B. das Theater besuchen zu dürfen.

Was uns bei der deutschen Dame, selbst wenn sie prahlerisch auf noch so viel Geist Anspruch erhebt, besonders in die Augen fällt, ist, daß sie sich in fast sklavischer Weise jedem Schema unterwirft und von ihm nivellieren läßt. Sie nennt es „Mode". Diese Mode stülpt auch einem Mädchen mit apfelrundem Gesicht den „Topfhut" auf den Kopf. Wird die hohe Haartracht Mode, so schreckt auch ein Mädchen mit ellenlangem Gesicht nicht davor zurück. Bei uns darf z. B. keine anständige Frau über 30 Jahre rot tragen. Sie trägt es auch nicht mehr als Futter, also an Stellen, die weniger sichtbar sind. So fein empfindet sie für Farben. Ein kleines japanisches Kind ist ganz in Rot gekleidet. Je älter es wird, desto mehr wird das Rot als eine nur für die Jugend geeignete Farbe gemieden. Wenn aber in Deutschland diese Farbe „Mode" ist, legt sogar die Matrone ein rotes Gewand an. Wo bleibt da noch der gute Geschmack? Es fehlt der deutschen Frau eben der ästhetische Instinkt, der unsern Mädchen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein eignet. Sie opfert diesen Instinkt zugleich mit einem guten Teil ihres Familienglücks skrupellos der Mode. Diese mag es auch bewirken, daß die deutsche Frau nicht gern ihre Kinder stillt, was oft genug die englische Krankheit zur Folge hat. Meine Landsmännin reicht ihrem Liebling gern und solange als möglich die Brust.

Eine der unbehaglichsten Klippen des deutschen Familienlebens bildet das Verhältnis der Hausfrau zu ihrem Dienstmädchen. Hier zeigt sich die „gnädige Frau" leider zu oft von ihrer „ungnädigsten" Seite. Ich wurde mehrmals von wahrem Entsetzen gepackt, als ich zufällig Gelegenheit hatte, eine „gnädige Frau", die uns Gäste bei Tisch mit süßestem Lächeln und sanftesten Worten be-

wirtete, eine Stunde später im tête-à-tête mit ihrem Zimmermädchen zu belauschen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb der Fremde in Japan kein anständiges Dienstmädchen bekommt. Unsere Dienstmädchen werden wie Kinder im Hause gehalten und empfinden es als Schande, unter europäischen Bedingungen zu dienen.

Ein wahrer Schrecken erscheint uns die alternde deutsche Jungfrau. All ihre Klugheit vermag über ihren verbitterten unzufriedenen Gesichtsausdruck nicht hinwegzutäuschen, der deutlicher als Worte darüber klagt, daß sie keinen Mann gefunden hat. Gott sei Dank, alte Jungfern kennen wir in Japan nicht!

EIN TAG BEI DEN YURACÀRE-INDIANERN VON FREIHERRN ERLAND VON NORDENSKIÖLD (STOCKHOLM)

Wir sind bei den Yuracàre-Indianern im nordöstlichen Bolivien. Wir haben uns in der am Rio Chimoré gelegenen Hütte eines alten, halbblinden Mannes, namens Aguirre einquartiert. Man hat uns zu einer benachbarten Hütte eingeladen. Wir alle, Weiße und Indianer, Speisevorräte und Tauschwaren, werden in ein Kanoe gepackt. Es ist ein kleines, wackliges Ding, und als das letzte Indianerkind, das mit soll, hineinklettert, ist es so stark beladen, daß der Rand nur einige Zoll über dem Wasser liegt.

Rasch gleitet das Kanoe den Fluß hinab, längs des Urwaldstrandes, zwischen Holzstücken und Stämmen. Hier und da neigen sich Lianen bis zum Ufer hinab und schwimmen im Strome. Die eine Seite des Flußufers ist hoch und steil und urwaldbestanden, die andere niedrig und mit dichtem Gestrüpp von Fächergras bewachsen.

Im Kanoe ist ein nicht endenwollendes Geschwätze und Geschnatter. Kein Laut im Walde, kein plätschernder Fisch entgeht dem Naturmenschen. Man sieht die Tiere weit fort im Laubwerk, man ahmt das Geschrei der Affen nach, man freut sich über alles in der Natur. Die Tiere sind jedoch hier sehr scheu, da sie von ungewöhnlich

tüchtigen Bogenschützen, tüchtiger als andere Indianer, die ich kennen gelernt habe, verfolgt werden.

In einer solchen Fahrt liegt etwas Berauschendes, wenn es im raschen Takt den reißenden Strom hinabgeht und die Indianer das Kanoe geschickt zwischen den Holzstücken und durch die Wirbel manöverieren. Die Männer in ihren Hemden aus geklopftem Bast und ihren rotgemalten Gesichtern, die Frauen in ihren Bastkleidern und ihren Halsbändern aus Körnern und Glasperlen gehören innig mit diesem Leben auf dem Urwaldflusse zusammen.

Auch die Kanoefahrten haben ihre Unannehmlichkeiten. Des Morgens und des Abends, solange es kühl bleibt, ist es herrlich, sendet aber die Mittagsonne ihre heißen Strahlen herab, dann vergißt man die Schönheit der Natur und die interessante Reisegesellschaft. Dann haben auch die Tiere im Walde ihre Schlupfwinkel aufgesucht, und es ist ruhig, still und drückend warm. Nicht so selten wird man auf diesen Fahrten von einem Ungewitter überrascht — und was für einem! Es ist kein gemütliches schwedisches Ungewitter, sondern ein solches, wie es nur in den Tropen ausbrechen kann, schnell, wütend, gewaltsam. Der Donnergott wendet nicht, wie bei uns zu Hause einen alten Vorderlader an, sondern schießt aus Schnellfeuergeschützen. Der Regen stürzt ohne Ende nieder.

Wir halten an einem hohen Flußufer, wo einige halb überwachsene Bananen zwischen Bäumen und Holzabfällen hervorlugen, und steigen, nachdem wir das Kanoe festgemacht haben, an Land. Im Walde liegt ein verlassener Indianeracker, den der Fluß beinahe vollständig fortgeschwemmt hat.

Ein gebahnter Pfad führt vom Acker in den Wald. Es ist dies so ein gemütlicher, düsterer, stiller Wald, der reich an jenen mächtigen, geraden Bäumen ist, aus denen die Yuracàre-Indianer die Kanoes aushöhlen, die sie teils selbst anwenden und teils an die Weißen und an andere Indianer verkaufen. Bis tief in die Gummigegenden an der brasilianischen Grenze hinein haben keine Kanoes einen so guten Ruf, wie diejenigen dieser Indianer. Sie selbst erhalten nicht viel dafür, schachern aber die Weißen damit, so werden sie mit bis 3—400 Mark das Stück bezahlt. Es ist auch nichts Ungewöhnliches, daß man in diesen Kanoes, außer dem Steuermann und acht Ruderern, bis zu drei Tonnen Waren frachten kann.

 Wir sind noch nicht weit gegangen, da kommen wir

schon zu großen, verlassenen Ackerflächen, welche die leichte Garde des Urwaldes, die Schlingpflanzen, schon in Besitz zu nehmen begonnen haben. Wir sehen hier Bananen, Papaya, Kürbisse, Maniok in Masse, süße Kartoffeln, Baumwolle und andere Pflanzen, die die Urwaldindianer bauen.

Mitten auf dem Acker liegen die Reste einiger abgebrannten Häuser. „Das ist mein Land", sagt der alte Aguirre, dieser Greis, der, außer seiner eigenen Sprache, Spanisch und Quidena spricht.

„Als meine Frau starb, wurde sie hier in der Hütte begraben; dann zündete ich die Hütte an und zog fort", sagte der Alte. —

Bei diesen Indianern herrscht ein eigentümlicher Brauch. Stirbt jemand von der Familie, so wird der Hof niedergebrannt, und die Überlebenden ziehen weit fort, bauen sich einen neuen Hof und legen neue Felder an. Dem Abernten der auf diese Weise verlassenen Ländereien scheint jedoch nichts im Wege zu stehen.

Überall in diesen Wäldern fanden wir auch auf unserem Wege Überreste von mehr oder weniger verfallenen und überwachsenen Ansiedelungen. Als wir Weißen einmal allein waren, verproviantierten wir uns auf einem solchen verlassenen Felde. Das hätten wir aber niemals tun sollen, denn als wir mit dem gestohlenen Gute auf den Fluß kamen, füllte sich das Kanoe durch Unvorsichtigkeit mit Wasser, und wir verloren alles, was wir gestohlen hatten und noch mehr dazu.

Tief im Walde kamen wir schließlich zu großen, wohlbebauten Feldern, wo fleißige Hände ein bedeutendes Gebiet urbar gemacht hatten und wo jetzt die vergilbten Früchte des Papayabaumes, große Bananen, wohlschmeckender Ananas und vieles andere lockten.

Auf dem Acker lagen zwei hübsch gebaute Hütten, in denen ein Yuracàre-Indianer mit seinen nächsten Angehörigen lebte. Diese Indianer wohnen nicht, wie die meisten der von mir auf dieser Reise besuchten Indianer, in Dörfern, sondern man findet höchstens zwei bis drei Familien zusammen. Diese Menschen lieben die Einsamkeit. Deshalb sind auch alle Versuche, sie in Missionen zu sammeln, trotz wiederholter Versuche, gescheitert.

Bei diesen Indianern ist alles hübsch und nett. Alles war geputzt und sauber. Alle, auch die Kinder, waren in Hemden aus Bast gekleidet. Auf den Hemden der

Kinder hingen bunte Vogelfedern, Vogelschnäbel und anderes als Schmuck.

Wir waren offenbar erwartet, niemand hörte mit seiner Arbeit auf. Man bot uns leckere, kleine gelbe Bananen und ungewöhnlich süße Ananas an. Wir setzten uns auf einige Holzklötze und aßen so viel Obst, wie wir vermochten.

Neugierig schauten wir uns um. Diese Indianer besitzen keine Hängematten, sondern man ruht auf Matten aus Blättern, über denen zum Schutz gegen die Moskitos Zelte aus Bast aufgehängt waren.

Hier am Chimoré würde ich lieber drei Tage hungern, als eine Nacht ohne Moskitonetz im Walde liegen wollen. Das wäre entsetzlich. Von Moskitos gibt es mehrere Arten, und alle sind sie gemein, zudringlich und unverschämt. Die Moskitos peinigen aber die Menschen keineswegs nur des Nachts. Im Walde verfolgen sie ihn den ganzen Tag. Am Flusse sieht man am Tage keine Moskitos, dagegen kommen Gnitzen verschiedener Größe und Art in Unmenge vor.

An der Decke der Hütte hängen zahlreiche Körbe, von denen besonders die viereckigen die Aufmerksamkeit des Sammlers auf sich ziehen. In ihnen verwahren die Männer alle ihre Kostbarkeiten, während die Frauen ihre in Beuteln aus Bast verbergen. Auf einem breiten Regal liegen Bogen, Pfeile und Ruder.

Auf dem Fußboden stehen einige wenige, äußerst einfache unbemalte Tongefäße und Holznäpfe und Holzschalen in Hülle und Fülle. In den größten von ihnen, die beinah so groß wie kleine Kanoes sind, läßt man das Mandiocabier gären. Auch hier, wie bei fast allen den Indianern, die ich kennen gelernt habe, spielt das Trinken eine große Rolle. Man unternimmt weite Wanderungen nach den Nachbarhöfen, um zu trinken und zu schwatzen.

In dieser Hütte, wie in allen Yuracàre-Hütten, die ich besuchte, haben die Indianer eine kleine Menagerie von Affen und Waldvögeln. Sie sind die Freunde und Spielgefährten der Kinder. In einer Ecke hockt ein kleiner lichtscheuer Nachtaffe — auf einem Stäbchen an der Decke sitzt zusammengekauert ein rotblauer, alle anderen Urwaldvögel an Farbenpracht übertreffender Ararapapagei.

In einer Ecke der Hütte sitzen zwei taubstumme Mädchen und machen einer älteren, ebenfalls taubstummen

 Frau, die sachte eine Bastwiege, in welcher ein ganz kleines Kind liegt, bewegt, Zeichen. Die anderen haben sich alle um den weißen Mann geschart. Sie brennen, wie die Kinder, vor Neugierde, zu wissen, was sich in meinen großen Bündeln befindet. Man hat hier schon von dem weißen Mann gehört, der so viele ihrer Sachen eintauscht.

In welch Entzücken gerät man nicht, als ich die Bündel öffne und die Tauschwaren vorlege. Leider verderbe ich die ganze Gesellschaft damit. Die Basthemden werden gegen feuerrote Hemden aus Manchester ausgetauscht. Man kramt die Schatzkörbe und Schmuckbeutel aus, die Federn, geschnitzte Kerne, Tierfiguren, die man aus Alligatorzähnen geschnitzt hat, und noch vieles andere enthalten, was den Sammler lockt. Einige der Gegenstände, die sie besitzen, sind ganz ungewöhnlich. Diese Indianer verstehen es z. B. mit geschnitzten Holzklötzen, „Klischees", eigentümliche Ornamente auf ihre Bastkleider zu drucken, und drucken auch oft die roten Ornamente, mit denen sie ihr Gesicht schmücken.

Wie immer bei den Indianern, die mit den Weißen nicht oft in Berührung gekommen sind, stehen die Eisenwaren am höchsten im Preise. Die Äxte aus schwedischem Eisen und die Waldmesser will ich nicht von mir lassen. Mit ihnen suche ich die Kostbarkeiten, die ich hier verborgen glaube, die man aber nicht gern hergeben will, hervorzulocken.

Allmählich kommt jedoch das eine Familienkleinod nach dem andern zum Vorschein. Feine ornamentierte Flöten aus Knochen, alte Holzpfeifen, Kämme, richtige kleine Kunstwerke, kommen aus den Verstecken hervor.

Die Männer geben leicht alles fort, was sie haben. Die Frauen wollen sich von ihren hochgeschätzten Schmucksachen nicht so gern trennen. Nichts kann eine der Frauen dazu bewegen, einen Hängeschmuck aus roten Tukanfedern und geschnitzten schwarzen Kernen, der ihr Stolz zu sein scheint, auszutauschen. Die Kinder tauschen ihre Spielsachen gegen Spiegel und andere ergötzliche Sachen ein.

Keiner dieser Indianer läßt sich dazu bewegen, etwas zu tauschen, was einem anderen gehört. Nicht einmal ein Stückchen Ton, das man zur Tongefäßherstellung vom oberen Rio Chimoré geholt hat, wollen sie trotz aller Versuche hergeben, da die Besitzerin nicht zu Hause ist.

So bringen wir einige Stunden in diesen Hütten zu

und bereichern unsere Sammlungen mit verschiedenen interessanten Gegenständen. Da es schon spät war, beschloß ich, zur Hütte Aguirres zurückzukehren, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen habe, und verspreche, einen anderen Tag wiederzukommen.

Wir verabschieden uns von unseren neuen Freunden und kehren auf demselben Wege, den wir gekommen sind, zurück. Als wir nach dem Hause kommen, ist es schon Abend. Langsam rudern wir den reißenden Strom hinauf. Aus dem Walde ertönen manche seltsame Töne. Feuerfliegen leuchten auf und verschwinden. Die Grillen zirpen. Kühl und herrlich ist der Tropenabend.

Still sitzt der alte Aguirre vorn im Boot und schaut in die Nacht hinaus. Er ist so gut und freundlich. Ruhig habe ich manche Nacht unter seinem Dache geschlafen, ruhiger vielleicht, als ich es hätte sollen, denn ich weiß wohl, daß ich bei einem Manne schlafe, der einen gräßlichen Mord begangen hat. Ein gebildeter Engländer der seltsamsten Art lebte lange Jahre allein mit diesem Manne und dessen Stammesfreunden, bis diese aus einem unbekannten Grunde den Fremden langsam — grausam ermordeten.

Diese guten Naturmenschen, die einem wie große Kinder vorkommen, können zuweilen eine geradezu unerklärliche Grausamkeit entwickeln. Auch hier im Walde ist der Mensch aus Gegensätzen zusammengesetzt.

Spät abends sitzen wir noch am Feuer in Aguirres Hütte und plaudern. Wir sprechen davon, wie die Chimani-Indianer die Yuracàre-Indianer verhexen, wir sprechen von der Mission am oberen Laufe des Flusses, von den Übergriffen der Weißen und von vielem anderem. Vergebens versuche ich Aguirre zu überreden, mich zu seinen wilden Stammesfreunden zu führen, die tief in den Urwäldern verborgen wohnen, in welche niemals die Weißen kommen und wo sich in deren Sümpfen nur Indianer zurechtfinden können. Ein Verräter seines Stammes will Aguirre nicht sein, und doch versuche ich ihn durch große, große Geschenke zu verlocken. Ich verspreche ihm, niemals einem Weißen gegenüber zu verraten, was ich zu sehen bekomme — aber der Alte ist unbeweglich.

Zuletzt begeben wir uns zur Ruhe und schlafen nach einem Tage, der angenehm und lehrreich gewesen ist und der unsere Sammlungen mit wenigstens hundert Gegenständen bereichert hat, die in einem anderen Weltteil von dem Kampf ums Dasein und dem Kunstsinn dieser

 Menschen Zeugnis ablegen sollen. Sie werden einmal einige der wenigen Erinnerungen an dieses eigentümliche Volk sein, das um den Rio Chimoré Äcker urbar gemacht und in den Urwäldern gejagt hat.

Ein König muß schlafen können.

Bismarck zu Friedrich Wilhelm IV.

NACKTHEIT VON DR. FRANZ SERVAES (WIEN)

Nichts scheidet den Künstler deutlicher vom Banausen als sein Verhältnis zur Nacktheit. Nirgendwo offenbart sich tiefer seine innere Zugehörigkeit zu den Urquellen der Natur.

Wir sind des nackten Menschen durch die Konventionen und Kulturbedingungen unseres Daseins entwöhnt. Wir sehen ihn niemals; kaum im Wasser oder im Turnsaal; oder in verborgenster Intimität, wo die Scheu des Geheimnisses, einer unüberwindlichen Schranke gleich, aufgerichtet ist. Das sind konventionelle Hemmungen, die wir hinnehmen müssen. Die aber darum nicht notwendigerweise auch unsere Seelen zu knechten brauchen.

Das Schlimme freilich ist, daß die Seelen der weitaus meisten sich dennoch knechten lassen. Was aus der Öffentlichkeit ausgeschieden, was nicht ausdrücklich sanktioniert ist, bekommt für das Gefühl des Banausen leicht den Charakter des Gefährlichen, des Unreinlichen. Seine Seele, ungewohnt, sich ihren angeborenen Instinkten zu überlassen, bebt zurück vor dem Anblick der aus dem gesellschaftlichen Verkehr ausgeschalteten Nacktheit der Natur. Durch seinen von geheimen Lüsten getrübten Blick wird die Natur wahrhaft entweiht. Sie kann nur ihr Haupt verhüllen und fliehen. Ihre Reinheit ist zur „Sünde“ geworden.

So gilt Natur heute immer noch als fluchbeladene Hexe. Einzig der Künstler nimmt sie als das, was sie ist. Und sieht auch die Nacktheit als Nacktheit und als gar nichts anderes. Darum hat diese längst sich in die Kunst geflüchtet; lebt nur in der Kunst und — in der Erotik. Diese Zusammengeschirrtheit ist es, was man der Kunst verübelt. Wodurch sie sich, wenn sie der Nacktheit huldigt, in vieler Augen anrüchig macht. Und doch zeigt wohl nichts in so grandioser Weise die erhabene Unbefangenheit der Kunst, als daß sie, neben der Erotik einhergehend, von keinem unreinen Blicke gestreift zu werden vermag. Nicht etwa deshalb, weil sie die Erotik leugne. Kunst ist kein Seitensproß der Asketik. Sondern weil auch die Erotik ihr ganz zur reinen unbefleckten Natur wird. Wie ein unschuldiges Kind ist die Kunst im unendlichen Reich der Sinnenwelt daheim. Was schmutzig und entartet ist, ver-

mag sie in keiner Weise zu berühren. Nur die Schönheit der Form und die Ursprünglichkeit der Empfindung treten als bewegende Mächte an sie heran — beides ewige Mächte, deren die Kunst, sofern sie nicht sich selber opfern will, niemals entraten kann. Darum ist ihr die Nacktheit von jeher heilig gewesen und wird es bleiben — nicht eine abstrakte, destillierte Nacktheit versteht sich, sondern die unverkümmerte, unentweihte Nacktheit der Natur, vor der Moral zum Schemen wird.

Jedenfalls naiv und rein und völlig sündenlos ist das Entzücken des Künstlers an der Schönheit des nackten Leibes. Auch wenn er dabei, um das Intimste fühlen zu lassen, erotischem Empfinden leise Zutritt gestattet. Die Menge wird das freilich nicht verstehen — wie sie ja das Feinste und Eigentlichste, das wahrhaft Substantielle in der Kunst beinahe niemals versteht. Sie wird sich, je weniger sie ihre eigene Moral taktfest weiß, desto mehr in solch einem Falle moralisch entrüsten; wird grob nehmen, was elfenhaft leicht und geistig ist; wird Absichten wittern, wo nichts als die erhabenste Absichtslosigkeit und vollkommenste Natürlichkeit waltet. Das haben wir schon hunderttausendmal erlebt und erleben es doch jedes einzelne Mal mit neuem betroffenem Staunen. Auch kürzlich habe ich es wieder erlebt und davon will ich hier ein wenig plaudern.

In einem Kunstsalon in Wien waren Klimtsche Handzeichnungen ausgestellt. Rötel-, Blaustift- und Bleistiftzeichnungen; meist Akte, doch auch Bekleidetes. Dünn und zart hingeschrieben, mit unendlicher Delikatesse und Empfindung. Aber man hörte doch wieder, und laut wurde es hinaustrompetet, daß diese Zeichnungen unsittlich, daß sie voll lüsterner Berechnung seien. Doch es widerstrebt mir, den Künstler auch nur zu verteidigen. Denn nicht verteidigen, bewundern muß man hier. Darf so rein und vorbehaltlos bewundern, wie es einem selten beschert ist; wie es auch Klimt, der zuweilen Wunderliche und Verzwickte, einem nicht immer ermöglicht, Man sieht eine Reihe Notizblätter größten Formates. Keine durchgebildeten Kunstwerke, aber allerechteste und unmittelbarste Kundgebungen und Beobachtungen eines künstlerischen Ingeniums. Von entzückender Augenblicklichkeit und Undestilliertheit. Ganz ohne Stilsucherei und Prätension, ohne Feierlichkeit noch Belauschtheit. Wieviel jahrzehntelange Arbeit, wieviel sauerstes Ringen haben sich hier in die leichte Eingebung einer Minute geflüchtet! Das ganz frisch Erhaschte, mit wie wenigen empfindungsvollen Strichen ward es zur vollendeten künstlerischen Suggestion! Das kann heute bloß noch einer und der gibt es oft mit zuviel absichtlicher Nachlässigkeit: Rodin.

Bei Klimt erfreut hingegen die wundervoll-innige Ausgereiftheit der Form. Eine erstaunliche Beherrschung selbst unscheinbarer Details des menschlichen Körpers, ein ungemein sicheres Gefühl für den Rhythmus im Aufbau und in der Bewegung, dazu ein frauenhaft reizbares Schönheitsempfinden für Linienfluß und Flächenkomposition schaffen hier aus oft flüchtigen Bleistiftnotizen etwas wundersam Ausgeglichenes und Einleuchtendes. Oft wenn Klimt ein liegendes Weib zeichnet, wirken die Hebungen und Senkungen von Bein, Hüfte, Brust,

Schulter, Hals wie der Linienverlauf einer Landschaft und irgend etwas ist es dann oft, das mir Erinnerungen an die Hügel des Wiener Waldes weckt, mit denen die Wiener Frauen und die ganz bodenechten Wiener Maler eine geheimnisvoll-tiefe seelische Verbundenheit haben.

So ist es das Eigentümliche dieser Zeichnungen, daß sie einen landschaftlichen und lyrischen Unterton haben, der mysteriös und stimmunggebend mitschwingt, wenn wir uns in die Betrachtung dieser Blätter vertiefen. Also gewissermaßen ein Entschweben der Realität mitten in der realsten Wiedergabe lebendig-menschlicher Beobachtungen.

Vielleicht wird man, um diese Zeichnungen ganz zu begreifen, hören müssen, wie sie entstehen. Der Künstler lädt sich Modelle ins Atelier und läßt sie nackt darin herumspazieren und ganz zwanglos sich unterhalten. Inzwischen arbeitet er, scheinbar ohne sich um die Anwesenheit dieser Weiber zu bekümmern, an irgendeinem anderen Bild, einem Porträt, einer Landschaft, einer figürlichen Komposition. Plötzlich erfaßt sein Künstlerblick irgendein Motiv, das ihn fesselt. Er unterbricht für ein paar Minuten seine größere Arbeit, das Modell muß ein Weilchen stillhalten, es entsteht eine neue künstlerische Niederschrift. Der Künstler „macht" also gar nichts, „stellt" auch nichts, er erhascht bloß. Daher eben die wunderbare Echtheit und Unbefangenheit der Blätter. Naturgemäß werden Weiber, die nackt und unbehelligt sich umherbewegen dürfen, je mehr sie sich heimisch fühlen, desto sicherer und harmloser zu ihrer natürlichen Ursprünglichkeit zurückfinden. Dies ist psychologisch eine Selbstverständlichkeit und es ist ein feiner künstlerischer Einfall Klimts, sich hiervon leiten zu lassen. Welchem Mannesblick bietet sich denn heute noch in größerer Fülle die reine Urform des Weibes als bloßen reizvollen Geschlechtswesens dar? Und soll der Künstler nicht danach trachten, solchen Anblickes, in dem tiefgeheime Weisheitsquellen rauschen, teilhaftig zu werden? Er muß die spröde gewordene Natur mit List zu Offenbarungen zwingen —, und hier, im Künstleratelier, gibt sie sich frei. Der Zeichner erwischt sie und hält sie fest, zunächst vom Augenreiz verführt, doch dann auch den inneren Sinn reich daran ergötzend.

So sehen wir denn in diesen raschen Niederschriften junge Weiber, die ganz und gar in ihrer eigensten Atmosphäre leben, die davon umhüllt und durchtränkt sind, und die frei von aller Gezwungenheit sind. Sie liegen da, räkeln sich im Halbschlummer, lächeln, träumen, blicken an sich hinunter und sind wortlos-selig, weil still-existenzhaft. Oder sie stehen da, vor sich hinsinnend, eine Sturzwelle weicher Haare gleitet zwischen den Brüsten herab, der Arm hängt in süßer tatenloser Schlaffheit, und abermals umgibt uns der Vollduft erotischen Empfindens, den diese ganze Wohlgestalt ausatmet . . . Ich gebe mich restlos der Wonne dieses Schauens hin — aber etwas Schmutziges, etwas Lüsternes, etwas das meine „Menschenwürde" irgendwie „beeinträchtigen" könnte, habe ich nie dabei empfunden. Ich weiß mir vielmehr kein höheres Glück, als solch ein Blatt ganz offen an die Wand zu hängen, es immer und immer wieder mit träumerischem Genuß zu betrachten,

es Fremden und Kindern zu zeigen und mich an der Bewunderung zu erfreuen, die es in reinen Naturen erweckt. Denn reine Kunst und reine Natur, ob auch auf verschiedenen Planeten geboren, sie bedürfen, um zueinander zu kommen, keiner Brücke.

DIE KLUFT ZWISCHEN BAYERN UND PREUSSEN VON FREIHERRN N. VON STETTEN

Nord und Süd innerhalb der deutschen Reichseinheit — haben es derzeit wohl schon zu erheblichen Gemeinsamkeiten auf verschiedenen Gebieten gebracht. Vornehmlich auf wirtschaftlichem Boden. In der Regel kitten gemeinsame, geschäftliche Vorteile und Verluste fester als staatliche und etnographische Rücksichten. Und doch läßt die Relation z. B. zwischen dem Preußen und dem Bayern — noch vieles zu wünschen übrig. Dagegen nützt das vielfach angewendete Vogelstraußsystem gar nichts. Im Gegenteil.

Ich will hier zwei winzige Beispiele aus der allerjüngsten Zeit anführen. Erst kürzlich wurde in München, vom Hause einer der belebtesten Straßen, eine Tafel entfernt, auf der ungezählte Passanten nicht immer ohne ein Lächeln der Befriedigung lesen konnten: „Zimmer zu vermieten an anständige Herren. Auch an Preußen."

Und nun ein zweites. Ein aus Österreich zugereister Assistent an einem wissenschaftlichen Institut Münchens führt den Familiennamen: Preus. Da dem Institutsvorstande — der bayrischen Studenten wegen — der Name bedenklich erschien, bat er den Assistenten, seinen Namen zu lateinisieren und sich Pre-us zu nennen.

Solche Bagatellen — sprechen Bände.

Es handelt sich — wie ich wünschte, daß vorstehende Andeutungen über das Verhältnis von Nord zu Süd im Deutschen Reich aufgefaßt würden — nicht um eine Aussöhnung der Gegensätze, wohl aber um eine Anbahnung gegenseitigen Verstehens, um ein beiderseitiges Entgegenkommen unter richtiger, von jeder Voreingenommenheit freier Einwertung der Sonderqualitäten der Nord- und Süddeutschen. Und dazu muß es doch endlich kommen!

RETTUNG VON FLEISCHNOT VON DR. HEINRICH GERLICH

Trotz günstiger Entwickelung hat sich die Notwendigkeit ergeben, alle verfügbaren Kräfte zur weiteren Steigerung unserer Fleischproduktion zu entfalten, um den absolut und relativ steigenden Bedarf in befriedigender Weise zu decken. Bei dem jährlichen Zuwachs von nahe gut 1 000 000 deutscher Konsumenten stellt sich der absolute Mehrbedarf allein auf 55 Millionen kg. Außerdem ist aber auch der Durchschnittsverbrauch pro Kopf von Jahr zu Jahr eine weitere Steigerung um $^1/_2$ kg zu erzielen bestrebt, so daß wir unter gleichmäßigen Verhältnissen für die nächste Zeit mit einer jährlichen Bedarfssteigerung von 85—90 Millionen kg Fleisch zu rechnen haben.

Die wachsende Beanspruchung des Fleischmarktes hat ihre Ursachen nicht in einem verbilligten Angebot, denn gerade das Gegenteil ist der Fall, noch hat die Verbesserung der Kaufkraft in den letzten Jahren mit der Steigerung der Fleischpreise Schritt halten können. Der innere Grund liegt in einer bisher wenig beachteten Erscheinung: Es zeigt sich nämlich überall da, wo mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung Industrie- und Stadtleben vorherrschend werden, ein größeres Verlangen nach Fleisch, — weniger der Ausdruck einer besseren Lebenshaltung als der einer physischen Notwendigkeit. Vergleicht man die verschiedenen Völker oder die einzelnen Entwickelungsstufen eines und desselben Volkes, so tritt immer das Gleiche zutage. In dem Maße, in dem die reine Hand- und Muskelarbeit durch die Kopfarbeit oder durch die Arbeit der von Menschen beaufsichtigten Maschine ersetzt wird, in demselben Maße nimmt auch der Fleischgenuß zu. Durch Vergleich der städtischen mit der ländlichen Bevölkerung wird dies erklärlich. Während der Landbewohner bei seiner überwiegend voluminösen Nahrung wie Brot, Kartoffeln und anderen Vegetabilien die benötigten Nährstoffe in ausreichender Menge verzehrt, vermag der Städter diese schwer verdauliche Kost ohne Beeinträchtigung seiner Gesundheit auf die Dauer nicht beizubehalten und sieht sich daher gezwungen, zu einer leichter verdaulichen und nährstoffreicheren Nahrung überzugehen. Das natürliche Bedürfnis ausreichender Ernährung zwingt also den Städter zu erhöhter Fleischkost. Dabei ist der Fleischverbrauch so eng mit den sozialen Verhältnissen verknüpft, daß je nach der Einkommensstufe die Fleischkost einen engeren oder weiteren Spielraum in der täglichen Nahrungsaufnahme

---

„Deutschland wird am Hungertuche nagen! Die Viehbestände reichen nicht aus. Und dann rette sich wer kann. Fleischnot, Fleischwucher. — Nein, Überfluß an Fleisch. Alles Übertreibung!“ heißt es von rechts und links. Das höchste produktive Nationalgut im Betrage von 10 Milliarden Mark ist der Rock, an dem die Parteien umherzerren. Die Wahlen nahen. Und im Gezeter läßt sich kaum eine Stimme vernehmen, die praktisch und ruhig die Dinge untersucht und gangbare Auswege aus wirklichen Nöten zeigt. — Dr. Gerlich, der als Kapazität auf dem Gebiete der „Fleischfrage“ gilt, sagt hier Worte, die dem Thema nochmals Gewicht verleihen und an zuständiger Stelle gehört werden sollten.

einnimmt. Bei Gemeinden mit überwiegend wohlhabender Bevölkerung steigt der Durchschnittskonsum auf weit über 100 kg und sinkt in den Industriestädten bis unter 40 kg herab.

Wenn die deutsche Fleischproduktion in den letzten 30 Jahren eine mit der Nachfrage schritthaltende Entwickelung genommen hat, so verdanken wir das einer Intensitätssteigerung der Zucht und Haltung, ohne daß dabei der Kostenaufwand wesentlich rascher gestiegen ist als der Produktionserfolg. Die ständige Herabsetzung des Schlachtalters, die sich in der schnelleren Umschlagsmöglichkeit kennzeichnet, die Hebung des Lebendgewichts und die Verbesserung der Mastprodukte, Maßnahmen zur Vergrößerung der Fleischausbeute jedes einzelnen Tierkörpers, haben ein ständig vermehrtes Fleischangebot ohne entsprechende Vermehrung des Viehstapels zur Folge gehabt. In dieser Hinsicht müssen wir jedoch in absehbarer Zeit an die Grenze des züchterisch Möglichen kommen. Für die weitere Vergrößerung des lebenden Fleischstocks wird es sich dann einzig und allein um die Frage der hinreichenden Ernährung handeln. Schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die einheimische Fleischversorgung mit 95 % inländischer Erzeugung nur dadurch möglich, daß eine schnell steigende Einfuhr von Futterstoffen die notwendige Ergänzung der Inlandserträge bietet. Wir zahlen heute bereits eine halbe Milliarde Mk. für Futtermittel an das Ausland und sind dadurch mit etwa 15 % der Fleischproduktion auf ausländische Rohstoffe angewiesen. Wollen wir nicht allmählich in völlige Abhängigkeit geraten, so muß mit Nachdruck die Erschließung neuer und eine Erweiterung der bestehenden Futterquellen herbeigeführt werden. Zunächst kommt hier die Erweiterung der Anbauflächen durch Kultivierung der Moore und Heiden, durch weitere Beschränkung der Brache und durch verbesserte Feldeinteilung in Frage. Mit einer allmählichen Steigerung der Mehrerträge bis auf 500 Mill. kg Fleisch würde die Leistungsfähigkeit ihre Grenze an der natürlichen Beschaffenheit der Erdoberflächen, nämlich ihrer Unvermehrbarkeit, gefunden haben. Eine den Bedürfnissen entsprechende Steigerung wird dann weiter in dem Bestreben liegen, die bisher erreichten Erträge um ein Vielfaches zu steigern, an Stelle eines heute geernteten Kornes über ein Menschenalter ein zweites oder drittes der Bodenfläche abzuringen. Zur Entfaltung der Urkraft des Bodens helfen drei Faktoren: die Hochzüchtung des Saatgutes, die verbesserte Anpassung desselben an die gegebenen natürlichen Verhältnisse und die Verbesserung der Bodenkultur. Durch Zusammenwirken der agrarchemischen Versuchsstationen mit den Musterwirtschaften ist im neuen Jahrhundert ein solcher Fortschritt des Wissens und der Technik auf dem Gebiete der Pflanzenerzeugung eingetreten, daß sich eine unabsehbare Steigerung der Leistungsfähigkeit erwarten läßt, ohne daß dabei die Rentabilität mit der Steigerung des Aufwandes abnimmt.

Mit der Steigerung der Futtererträge ist aber für eine gesunde Entwicklung der Fleischproduktion noch keineswegs genügend Sorge getragen. Denn der allgemeine Grundsatz, daß die Produktionssteigerung von der Vermehrung der Produktions-

mittel abhängig ist, bedarf hier einer gewissen Einschränkung und zwar aus folgenden Gründen. Einmal ist der Fluß der Futtermittel auf einen engbegrenzten Zeitraum beschränkt, während der Verbrauch im Laufe des Jahres im großen und ganzen gleichmäßig bleibt. Die Futtermassen sammeln sich zur Zeit der Ernte bis zum Überfluß an und gehen dann wieder bis zur Knappheit zurück. Diese schwankende Tendenz wird noch durch die Ungleichmäßigkeit der Ernteergebnisse in den einzelnen Jahren begünstigt. Deutschland gehört mit seiner Lage in einer kälteren gemäßigten Zone einer Region an, in der schon eine nicht allzu bedeutende Verschiebung der Witterungslage über die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung der Kulturpflanzen entscheiden kann. Je höher nun die durchschnittlichen Erträge gesteigert werden, um so schwerer wird uns eine unabänderliche Mißernte treffen. Die krisenhaften Schwankungen auf dem Fleischmarkte haben ihren Ursprung in dem Umstande, daß für die gewachsenen Futtermittel heute viel zu wenig Vieh, im nächsten Jahr schon wieder viel zu viel Vieh vorhanden sein kann. Und das wird um so lebhafter in die Erscheinung treten, je mehr unsere Viehstandsverhältnisse auf raschen Umsatz zugeschnitten werden. Die Stetigkeit der Fleischproduktion wird sich aber dadurch gewährleisten lassen, daß zunächst einmal die Futtermassen bis zum Wiedereintritt der Ernte, also für den ganzen Jahresbedarf gleichmäßig verteilt werden, dann aber auch dadurch, daß die überschüssigen Mengen über den Jahresbedarf hinaus für spätere Zeiten zum Ausgleich der Ernteschwankungen aufbewahrt werden. Die Durchführung dieser wirkungsvollen Maßnahme hängt von der weitesten Verbreitung geeigneter Trocknungsanlagen ab, welche unsere vorwiegend voluminösen und dem Verderb leicht ausgesetzten Futtermittel in die Form der sog. Kraftfuttermittel überführen. Geht doch jährlich allein im Rübenbau eine Futtermenge von 3 Mill. Tonnen verloren, die als Winterfutter an 200 Tagen etwa einer Million Stück Großvieh gereicht werden könnte. Durch die Aufbewahrung der Kartoffel im frischen Zustande fallen alljährlich 43 Mill. Tonnen dem Verderb anheim. Die Verhinderung dieser Nährstoffverschleuderung würde die Möglichkeit bieten, unseren Schweinebestand um 5 Mill. stärker zu gestalten. Um einen ständig mit Futtermitteln gesättigten Markt zu gewinnen, sollte weiter auf die Errichtung von Futterlagerhäusern auf genossenschaftlicher Basis oder durch die Gemeinden hingewirkt werden. Als zweckdienlich würde sich dabei folgendes Verfahren empfehlen: Über das gegen mäßigen Tagespreis abgegebene Quantum (in guten Futterjahren) wird ein Gutschein mit Angabe des Preises, der Quantität und Qualität des Produktes ausgehändigt. Bei eintretendem Bedarfe berechtigt dieser Gutschein zur Entnahme einer durch obige Faktoren bestimmbaren Menge jeden gewünschten Futters und zwar gegen einen Vorzugspreis, der aus dem Abgabepreise, Zinsen und Verwaltungskosten gefunden wird. Dieser Vorschlag steht mit bestehenden Wirtschaftsverhältnissen durchaus im Einklang. Der bäuerliche Betrieb ist nun einmal in der Viehhaltung dem Großbetrieb weitaus überlegen und wird trotz seiner großen Mängel in der wirtschaftlichen Organisation für

eine gedeihliche Viehstandsentwicklung von ausschlaggebender Bedeutung bleiben. Um den Klein- und Mittelbesitz zu stärken, wäre das Ideal eine Genossenschaft der Bauern, die den Viehstand in den einzelnen Wirtschaften je nach Größe und Beschaffenheit vorschreibt, und für dessen gesicherten Absatz sie Sorge trägt.

Wird die deutsche Fleischproduktion auf dieser Grundlage mit den steigenden Bedürfnissen nicht Schritt halten können, so wird uns eine durchgreifende Reform der Viehwirtschaft nicht erspart bleiben. Diese wird in der Scheidung von Aufzucht und Mast liegen, indem nur die erstere der Landwirtschaft überlassen bleibt, während letztere in kapitalistisch betriebenen Großbetrieben eine zweckdienliche Ausdehnung finden kann. In diesem Fahrwasser segeln wir bereits heute infolge von Umständen, die eine gedeihliche Entwickelung unserer Fleischproduktion wesentlich beeinträchtigen. Stellen wir nämlich die Beteiligung der einzelnen Schlachttiergattungen an der Fleischversorgung mit der Viehstandsverteilung auf die einzelnen Betriebsklassen zusammen, so zeigt sich, daß dem landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetrieb zwar über die Hälfte der Fleischproduktion zugewiesen ist, daß aber hier die Produktivität wenig befriedigende Fortschritte macht. Woran liegt das? Einmal ist die Rindviehhaltung viel zu sehr auf die Milchproduktion zugeschnitten, was eine weitgehende Vernachlässigung der Aufzucht zur Folge gehabt hat. Jeder ist bestrebt, nur frische Kühe im Stalle zu haben, und gibt daher die Kälber möglichst schnell an den Schlächter ab, zumeist in einem Zustande, in dem sie den Namen Schlachttier überhaupt noch nicht verdienen. Die ungünstige Rückwirkung auf die Fleischversorgung tritt in dem ständigen Zudrang abgemolkener Kühe und nüchterner Kälber zur Schlachtbank und in der Abnahme der für die Fleischerzeugung gezüchteten Ochsen und Mastkälber offen zutage. Eine geeignete Maßnahme hiergegen würde die gesetzliche Vorschrift eines bestimmten Schlachtalters für Kälber (etwa 60—75 Tage) bilden. Die günstigen Folgen würden sich nicht so sehr in der Unterbindung des frühzeitigen Abstoßens der Kälber, was einem Zwange zur Aufzucht gleichkäme, zeigen — gegenüber den Abmelkewirtschaften wäre dies auch gar nicht durchführbar —, als vielmehr in der Ausbildung eines regen Handels mit einer neuen Gattung von Nutztieren, nämlich von Kälbern zur Aufzucht und Mast, und in dem Aufkommen spezieller Mastanstalten in der Nähe der großen Konsumzentren.

Eine weitere Schwierigkeit, stabile Verhältnisse herbeizuführen, liegt in dem Umstande, daß die Schweinebestände überwiegend den jeweiligen Hackfruchterträgen angepaßt werden. An Aufklärung und Unterstützung in der Beschaffung der zur Verfügung stehenden billigen Ersatzfuttermittel sollte es daher nicht fehlen. Hierbei vermögen auch die städtischen Kommunen in erheblicher Weise mitzuwirken. Den Städten fließt nämlich eine durch die Jahre stets gleichbleibende, nur nach den Jahreszeiten etwas schwankende Futterquelle in Gestalt der Küchenabfälle aus den städtischen Haushaltungen zu. Diese ermöglichen es durch ihre Verwertung für die Viehhaltung, dem

Markte alljährlich viele Hunderttausende kg Fleisch zuzuführen, ohne jegliche größere Inanspruchnahme der Landwirtschaft zu Zwecken der Futterbeschaffung. Diese Küchenabfälle eignen sich vor allem zur Schweinemast. Eingehende Fütterungsversuche haben ergeben, daß 7,5 Haushaltungen reichlich Futter für ein Mastschwein bei 1 Pfund täglicher Zunahme liefern. Wenn wir bedenken, daß mehr als 24 Millionen der deutschen Bevölkerung in Städten mit mehr als 10000 Einwohnern wohnen und hier zum größten Teile die unwirtschaftliche Methode der Müllbeseitigung herrscht, so sind alle Versuche mit Freuden zu begrüßen, die dahin zielen, diese nutzlos, ja sogar unter großen Kosten zu beseitigenden wertvollen Stoffe der deutschen Fleischproduktion zugänglich zu machen. Nach ganz sicherer Schätzung können mit den verloren gehenden Speiseresten im Laufe eines Jahres eine Million Schweine herangemästet werden. Wo die eigene Verwertung nicht angängig erscheint, empfiehlt sich die Herstellung von Futterküchen, die neben den Vorzügen der Billigkeit und Haltbarkeit noch den eines Universalfutters für alle Viehgattungen besitzen.

Mittel und Wege sind also hinreichend vorhanden, die volle Bedarfsdeckung innerhalb unserer volkswirtschaftlichen Grenzen selbständig durchführen zu können. Wir müssen uns nur ernstlich damit befassen, die Grenze des wirtschaftlich Möglichen mit Anspannung aller Kräfte zu erweitern. Nun sind ja die Fleischproduzenten in einer auf anderen Gebieten selten so gut zu findenden Lage, daß für sie die Grenzen des wirtschaftlich Möglichen durch gesetzliche Maßnahmen, nämlich durch Zölle in Verbindung mit Seuchenschutz, sehr weit gesteckt sind. Weiter sind die Aussichten in bezug auf Nachfrage und Preis so äußerst gute, daß kaum ein Zweig der Volkswirtschaft mit so viel Vertrauen wie gerade dieser der Zukunft entgegensehen kann. Um so größer muß daher mit der Aufgabe auch das Pflichtgefühl sein. Die eingewurzelte manchesterliche Volkswirtschaftslehre erkennt die Berechtigung dieser Pflicht aber nicht an. Sie hat zu der Überzeugung geführt, daß alles, was rentabel ist, auch von selbst geschehe, daß das Interesse am eigenen Vorteil den Produzenten mit seiner Produktion bis an die Rentabilitätsgrenze treibe. Eines nationalen Pflichtbewußtseins als treibenden Momentes bedürfe es also nicht. Dieser Grundsatz entspricht aber nicht den Tatsachen.

STRAFRECHT VON JAKOB SCHAFFNER (BASEL)

Wenn es in den Tagen Salomos Zeitschriften gegeben hätte, würde er seine berühmte Eitelkeitsliste auch auf sie ausgedehnt haben: „Aufsätzeschreiben ist eitel. Aufsätzelesen ist eitel. Was ist es, das du hoffst, andere zu überzeugen? Dir ist nur gegeben, andere zu

Nachdem in Heft 10 Geheimrat Lujo Brentano ein kurzes energisches „Votum zur Todesstrafe" veröffentlicht hat, sind mir eine Reihe Entgegnungen von Juristen und Nichtjuristen zugegangen. Es ist unmöglich, jede einzelne Stellungsnahme hier wiederzugeben.

zeugen." Insofern es mit dem Fortschritt des Lebens wirklich etwas auf sich hat, sollten wir endlich von der Zeugung zur Überzeugung kommen. Inzwischen sind wir immer noch darauf angewiesen, zu anderen zu reden, die ähnliche Zeitstimmungen haben, wie wir selber, und nur noch nicht darauf aufmerksam geworden sind; indem wir diese Zeitstimmung ihnen gegenüber offen aussprechen, erkennen sie sie und fangen nach dem Gesetz des Egoismus sofort an, Rechte dafür zu reklamieren. Das ist der Sinn der Mitteilung, wie ich sie in einer guten Zeitschrift betreiben will.

Paul Heyse hat in seinen alten Tagen die Unbegreiflichkeit begangen, sich öffentlich für die Weiterübung des gesetzlichen Todesstreiches an lebendigen Menschen auszusprechen zum Zweck der Erhaltung jenes feinen Lebensgefühles, das wir höhere Sittlichkeit und Humanität nennen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß er sein Ansehen auch für die Beibehaltung der Vierteilung, der glühenden Zange und der Schädelpresse ins Gewicht werfen würde, wenn man dergleichen noch bei uns übte. Dieser Mann hat sein Leben damit zugebracht, mit aufgeschlagenem Dichterauge die Oberfläche der Dinge zu kosen, die erotischen Grundfarben seines Großhirns, veilchenblau und rosarot, in die geschätzten Ultrabläuen und -röten der ästhetischen Dingverliebtheit zu steigern, und aus seiner idealistisch befangenen Erfahrung alle realen Einsichten in das wahre Wesen der Menschen fernzuhalten. Er ist ein verführter Poet und gefälliger Weiterverführer, dessen kulturell indifferente Novellen sich mit dem Menschen nur als reizende Form auseinandersetzen und daher unmoralisch im tiefsten Sinn des Wortes sind. Er hat sich nie von der volksmäßigen Vorstellung eines Dichters entfernt, und ist daher Zeit seines Lebens ein sprichwörtlicher Mensch geblieben. Unter der wohlgeschliffenen Oberfläche einer wissensreichen Persönlichkeit herrscht ein mittelalterlich rohes Rechtsempfinden. Das auch von ihm an Goethe gepriesene schöne Verständnis für alles Menschliche ersetzt sich bei ihm durch ein romanistisch verdorbenes Weltbild von Gegenwartsunkenntnis und Unbildung des Gemüts. Und schließlich fühlte er sich gedrungen, seine geistige Zeugungsfähigkeit durch eine öffentliche Erklärung formell bekannt zu machen. Unsere Antwort ist Abneigung. Er hat uns allen entsetzlich weh getan, und ich will ihm wieder weh tun.

Dazu besitze ich das volle Recht. Er hat mein Lebensgefühl öffentlich verletzt; ich verletze, ebenfalls öffentlich, das seine. Ich bin außerdem diese symbolische Handlung meiner Wahrheit schuldig, die die Wahrheit einer ganzen Zeit, welcher Heyse fremd und feindlich gegenübersteht, ist. Ich erweise damit zugleich, daß diese unsere Wahrheit lebendig und rechtskräftig ist; sie antwortet entsprechend und zweckvoll; sie ist imstande, ihre heiligen Interessen zu verteidigen gegen Angriffe; sie braucht nicht zu fremden und drastischen Mitteln zu greifen.

Ich veröffentliche den Aufsatz des bekannten Schweizers, um einem besonders heftigen Gegner der Todesstrafe Gelegenheit zu geben, alles, was die Opposition vorbringen will, dem Aufsatze Brentanos entgegenzustellen.

Eine Wahrheit, die zu fremden und drastischen Mitteln greift, um sich zu verteidigen und zu schützen, ist keine Wahrheit. Unsere Strafrechtspflege ist keine Wahrheit; sie antwortet nicht entsprechend und zweckvoll; sie antwortet wie ein seniler Greis, zänkisch oder grausam und immer grotesk. Sie hat außerdem keine Phantasie, die das untrügliche Merkmal eines wahren geistigen Lebens ist; sie reagiert eintönig, beschränkt, paralytisch, immer durch Gefängnisstrafen und Geldstrafen. Die Strafrechtspflege der Alten, die keinen Anspruch auf Humanität machte, war vielseitig, phantasievoll und farbig in ihrer Ausübung; sie schlug symbolisch Hände ab, schnitt Zungen aus, setzte in Nägel, röstete in Feuer. Auf uns ist von der Ausübung bloß die Enthauptung und der grundsätzliche Entzug von Sauerstoff und Sonnenlicht gekommen, dagegen haben wir doch die ganze Rechtsstimmung übernommen, die jene Vielfarbigkeit mit gutem Gewissen hervorbrachte. Das Rechtsgefühl der modernen Justiz ist also weniger lebenskräftig als das des Mittelalters; es fürchtet sich vor der uneingeschränkten Ausübung, macht den Anspruch, human und geistreich zu sein, ohne humane und geistreiche Form erfinden und auf den romantischen Begriff Schuld und Sühne verzichten zu können, und ist im wahren Sinn des Wortes steril und zeugungsunfähig. Wer aber nicht zu zeugen vermag, kann schon von vornherein nicht überzeugen.

Wer stiehlt, wird mit Gefängnis bestraft. Wer Unzucht treibt, wird mit Gefängnis bestraft. Wer an einer Schlägerei teilnimmt, wird mit Gefängnis bestraft. Wer Gott lästert, wird mit Gefängnis bestraft. Wer bettelt, wird mit Gefängnis bestraft. Wer einen Menschen zufällig tötet, wird mit Gefängnis bestraft. Wer öffentliches Ärgernis erregt durch Trunkenheit, wird mit Gefängnis bestraft. Raub wird mit Gefängnis bestraft. Illegitime Liebe wird mit Gefängnis bestraft. Vorsätzlicher Raubmord wird durch Enthauptung mit der Axt bestraft. Lustmord wird durch Enthauptung mit der Axt bestraft. Gattenvergiftung, politischer Mord hochstehender Personen, Kindesmord werden durch Enthauptung mit der Axt bestraft. Das ist Rechtspflege. Es ist spezifisch moderne, also differenzierte, humane und geistreiche Rechtspflege. Heyse kommt sie so vor. Dem Reichskanzler kommt sie so vor. Geheimrat Brentano kommt sie so vor. Dem Kaiser kommt sie so vor. Den bürgerlichen Parteiführern, den Pfarrern und Richtern kommt sie so vor. Wer ein Kind ermordet, wird nach Ansicht aller dieser Leute entsprechend und zweckvoll behandelt, wenn man ihm durch die scharfe Seite eines von einer Holzaxt kaum verschiedenen Werkzeugs die Halswirbel durchschmettert, die dortigen Muskeln zerschneidet, die Luft- und Speiseröhre zerreißt und dann seinen abgetrennten Kopf an den Haaren ergreift und in eine Kiste wirft. Die angeführten Leute sind jedesmal befriedigt, wenn die Prozedur an einem lebendigen Menschen vorgenommen worden ist, und ihr beschädigtes Weltbild kann durch mechanische Mittel wieder hergestellt werden. Das sind außerordentlich glückliche Menschen. Weil es auch geistig aufgeweckte Menschen sind, interessieren sie sich außerdem für die Frage, ob der durch den Scharfrichter mit der Axt vom Rumpf geschmetterte

Kopf noch denken und fühlen kann; wenn sie nicht Gründe der Humanität daran hinderten, so würden sie Experimente damit anstellen lassen, obwohl sie doch nicht durch Gründe der Humanität daran verhindert wurden, dem lebendigen Menschen die Halswirbel zerschmettern und die Luftröhre zerreißen zu lassen; auch würden sich alle Gebildeten, die dies für zweckvoll und entsprechend halten, wie ein Mann gegen das im Vergleich zum Vorhergehenden friedliche Experiment erheben. In Basel dürfen keine Schlachttiere geschächtet werden. Im deutschen Sprachgebiet werden fortwährend Menschen geschächtet; der Unterschied, daß es vom Genick nach der Kehle geschieht, erhöht nur die Furchtbarkeit der Vornahme. Weshalb läßt man diese Zwecke nicht wenigstens kunstvoller, und, da man doch einmal human ist, schmerzloser durch den Anatomen in Narkose ausführen, und ersetzt so die plumpe Gewalttat durch die schicklichere Amputation?

Die Gesellschaft hat kein Recht auf das Leben des einzelnen Menschen. Sie hat kein Recht auf den Wirbelknochen, den ihm die Axt ihres Henkers zertrümmert, denn sie hat ihn nicht hergestellt. Dieser Satz sollte für eine gesittete Menschheit heilig und unantastbar sein. Sie hat kein Recht auf den Sauerstoff, den sie dem Sträfling entzieht, denn sie hat ihn nicht hergestellt. Sie hat kein Recht auf das Sonnenlicht, das sie einer gefangenen Frau vorenthält; sie bringt es nicht hervor. Sie bringt Straßen, Gärten, Wirtshäuser, Religionsinstitute, Tanzsäle, Spitäler, Gasanstalten, Eisenbahnen, Theater, bürgerliche Annehmlichkeiten und politische Rechte hervor; darüber kann sie gebieten; diese Dinge kann sie vorenthalten; sie sind ihr Eigentum. Einem Dieb Sauerstoff entziehen, ist gerade so zutreffend und zweckvoll, wie ihm seinen Kanarienvogel vergiften; man vergiftet seine Zellen, die nicht ihm, sondern Gott oder der Natur gehören, mit Stickstoff. Das ist tückisch und unreligiös. Es ist gleich human und geistreich und erfüllt denselben Zweck, einer Prostituierten wegen ihres Unglücks das Sonnenlicht vier Wochen vorzuenthalten, wie ihr künstlich die Gesundheit zu verderben, indem man ihr Blut abzapft und Zähne auszieht. Was hat das mit ihrem Rechtsfall zu schaffen? Der Körper der Prostituierten gehört der Gesellschaft nur insoweit sie ihn ihr verkauft. Die Gesellschaft läßt es sich immer Geld kosten, zu tun, was ihr nichts hilft und dem einzelnen schadet; meistens schadet es ihr dazu noch selber, davon abgesehen, daß sie nicht den einzelnen schlagen kann, ohne sich mit zu treffen. Die Gesellschaft ist der beklagenswerteste Organismus, den es gibt, weil sie der törichteste ist.

Es wäre zutreffend und zweckvoll, einem Dieb das Gestohlene wieder abzunehmen und es seinem Eigentümer zurückzugeben. Eine solche Handlung wäre weder zänkisch noch grausam, sondern einfach korrekt. Hat er das Geld oder den Erlös für das Gut ausgegeben und ist nicht imstande, es zurückzuerstatten, so soll er gehalten sein, dafür zu arbeiten, bis die Schuld abbezahlt ist oder ihn der Gläubiger entläßt. Wiederholt er das Delikt, so muß man ihn maßregeln, doch nicht, indem man sich an seinen unschuldigen Zellen rächt;

man muß ihn zeitweilig in den Vorteilen kürzen, die ihm der Aufenthalt in der Gesellschaft, die er schädigt, bringt. Den Sauerstoff muß man ihm lassen, wie das Sonnenlicht; es ist der Wille der Natur oder Gottes, daß alle Geschöpfe zu allen Zeiten davon so viel genießen sollen, als es ihr Wunsch ist. Die Prostituierte muß man desinfizieren und belehren. Hat sie schlechten Verdienst, so muß man diesen verbessern. Wiederholt sie ihr Delikt, so darf man ihr nicht das Sonnenlicht vorenthalten, das die Gesellschaft nicht hervorbringt, sondern man muß sie maßregeln, indem man ihr bürgerliche Annehmlichkeiten entzieht; oder man muß sie zu einem Stand erheben. Der Verleumder muß seine Verleumdung zurücknehmen und wird zeitweilig von einer staatlichen Garantie ausgeschlossen. Der Schläger muß die Sach- und Körperbeschädigung ersetzen, eventuell dafür arbeiten, bis die Ersetzung voll ist oder ihn sein Gläubiger entläßt. Wer bettelt, dem soll Arbeit gegeben werden. Wem ein Totschlag begegnet ohne sein Verschulden, oder infolge einer Reizung, muß frei ausgehen und die Gesellschaft tritt für den Schaden ein, wer daran schuld ist, muß den Schaden ersetzen, bis der Ersatz voll ist oder ihn der Gläubiger entläßt. Der Trunksüchtige wird geheilt und beim Rückfall in einer Kolonie untergebracht. Den Verbrecher bestraft man in einer gesitteten Gesellschaft nicht durch Anämie und Tuberkulose, auch nicht durch Zerschmetterung seiner Halswirbel und Zerreißung seiner Luftröhre; man bestraft ihn überhaupt nicht, sondern man sucht ihn zu heilen. Gelingt das nicht, so interniert man ihn, aber nicht unter ungünstigeren Verhältnissen, als die Tiere im Hagenbeckschen Tierpark bei Stellingen interniert sind. Man kann doch immer einem Menschen zugestehen, was man einer gefangenen Bestie angemessen empfindet. Die Bestie in Menschengestalt ist ein Ebenbild Gottes, ein Bruder des Heilandes, ein Sohn der Natur, der Unglück gehabt hat. Muß die Gesellschaft auf das Unglück des einzelnen Menschen notwendig zänkisch oder grausam antworten? Muß die kluge und menschliche Erregung der Nächstenliebe des einzelnen ins Allgemeine summiert das blutige Symbol der Axt hervorbringen? Wie lange soll die höchste Leistung der Rechtspflege noch darin bestehen, einem Unglücklichen den Halswirbel zu zertrümmern? Man sollte heute anfangen können, die Rechtspflege in eine Menschenpflege zu verwandeln. Das Gehaben der Justiz ist aber das eines alten Mannes; es ist beschränkt, paralytisch, grotesk und entsetzlich. Die Medizin hat auf ihrem Gebiet den fruchtbaren Schritt getan: sie ist aus dem Mittelalter herausgetreten. Weil die Naturwissenschaft zeugungsfähig wurde, ist sie zugleich fähig geworden, zu überzeugen; die Medizin ist eine Überzeugung der Naturwissenschaft; sie wurde aus einer Pflege der Unwissenheit zu einer Krankenpflege. Wir verlangen dasselbe von der Justiz. Sie muß ebenfalls aus einer Pflege der anmaßenden Ignoranz, die ihre sogenannte Wissenschaft darstellt, zu einer Überzeugung der Naturwissenschaft und zur Menschenpflege werden.

Delcassé kam wieder ans Ruder. Die Börse ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, und die Zahlenkundigen gingen schneller als politische Hysteriker zur Tagesordnung über. Frankreich und Deutschland sind im gegenwärtigen Moment wirtschaftlich zu sehr aufeinander angewiesen, und die Börse hat keine Lust, das Geschäft stören zu lassen. Deutschland führt nach Frankreich bereits für 830 Millionen Frcs. ein und nahm damit in einem Jahre um 160 Millionen zu. Frankreichs Export nach Deutschland vergrößerte sich im letzten Jahre um mehr als 40 Millionen Frcs. Der französische Handel nahm in zehn Jahren um 4 Milliarden Frcs. zu, und Deutschlands Einfuhr ist mit 822 Millionen Frcs. die größte nach der nur wenig höheren englischen geworden.

ALTE — VERALTETE DIPLOMATIE

VON PROFESSOR DR. T. G. MASARYK, REICHSRATSABGEORDNETER (WIEN)

Ich habe in den zwei letzten Sessionen der österreichischen Delegation und publizistisch den Beweis erbracht, daß unsere Belgrader Gesandtschaft an der Fälschung von Dokumenten aktiv teilgenommen hat. Als ich zum ersten Male mit der überraschenden Anklage auftrat, hat Graf Aehrenthal die von mir vorgebrachten Tatsachen rundweg abgeleugnet; ich habe die Anklage publizistisch aufrecht gehalten und mit neuen Tatsachen verstärkt — Graf Aehrenthal hat einen kläglichen Rückzug angetreten; zuerst hat er zugegeben, daß ein subalterner Kanzleibeamter von dem von mir genannten Mitfälscher Vasić (= Wassitsch) Mitteilungen entgegengenommen hat. Durch den Belgrader Prozeß gezwungen, hat Graf Aehrenthal weiter zugegeben, daß ein Gesandtschaftssekretär die ihm von Vasić gebotenen Dokumente kopiert habe. Graf Aehrenthal suchte derart die vom Belgrader Gerichtshofe konstatierte Tatsache glaublich zu machen, daß Vasić ein von dem Sekretär geschriebenes falsches Telegramm produziert hat. Vasić habe dem Sekretär die Kopie gestohlen. Wie und wozu hat Graf Aehrenthal nicht gesagt; Vasić — sagte Aehrenthal — habe die Dokumente auf kurze Zeit zum Kopieren gebracht: wie konnte er da eine solche Kopie stehlen? Und wozu würde er eine Kopie stehlen? Es läßt sich mit absoluter Sicherheit nachweisen, daß dieses Telegramm in der Handschrift des Sekretärs dessen eigene Fälschung ist:

Unsere Gesandtschaft benützt doch zum Kopieren nicht serbische Telegrammblankette; eine Kopie, die ein Telegramm nachmachen will, ist diplomatisch ein Unsinn und an und für sich verdächtig; überdies verrät sich der Fälscher dadurch, daß

Wegen der diplomatischen Vorgeschichte s. Heft 11 der „Zeitschrift". Für uns handelt es sich nicht um eine rein innerpolitische Skandalaffäre, die Österreich allein mit sich auszumachen hätte, sondern um einen Konflikt, bei dem die Fäden, die uns 1907 bis in die Nähe eines blutigen Krieges ziehen sollten, endlich klargelegt werden.

er das für das Publikum zum Aufgeben von Telegrammen aufliegende Blankett benützt hat, während das Telegramm, das in Belgrad angekommen sein will, auf dem offiziellen Aufnahmeblankett „kopiert" sein müsste; endlich aber verrät die schlechte serbische Sprache den Autor. Man stelle sich vor, ein Deutscher würde sagen: „ihm wird Geld gebraucht" (er braucht Geld) oder er würde statt traget fort „fortgetraget!" sagen u. dgl. m. Ein solch deutsch-serbisches Kauderwelsch soll ein — serbischer Revolutionär telegraphiert haben! Dadurch, daß Graf Aehrenthal selbst zugegeben hat, daß das vor dem Belgrader Gericht vorgewiesene Telegramm von seinem Sekretär geschrieben worden ist, hat er ihn als Fälscher selbst mit verurteilt. Das Belgrader Gericht hat 17, sage siebzehn Tatsachen konstatiert, aus denen der intimste Verkehr Vasićs mit unserer Gesandtschaft unwiderleglich hervorgeht; das Belgrader Gericht hat darum auch Vasić nicht als Fälscher, sondern nur als Mithelfer der Gesandtschaftsfälscher verurteilt.

Wenn also der Sekretär und mit ihm der Kanzleirat der Gesandtschaft der Fälschung überwiesen sind, so ergibt sich der weitere Schluß, daß von den Fälschungen der Gesandte wissen mußte, weil dieselben für die Gesandtschaft und durch diese für Graf Aehrenthal gemacht wurden; es ist doch nicht anzunehmen, daß der Gesandte die Handschrift seiner Beamten nicht kennen würde. Dieser logische Schluß wird durch die Tatsache verstärkt, daß Graf Forgach um Vasić wußte und mit ihm verkehrte; dafür liefert das Belgrader Gericht starke Indizien, und ich habe einen Zeugen angeführt, dessen Wichtigkeit auch Minister Milovanovic anerkannt hat.

Daß Graf Aehrenthal selbst ein sehr schlechtes Gewissen hat, beweist sein Vorgehen seit meinem Auftreten: seine Unwahrheiten, Ausreden, Widersprüche, seine partiellen Zugeständnisse und schließlich die unglaublich kleinlichen Intrigen in Belgrad, — das alles sind unabweisbare Anklagen gegen Graf Aehrenthal selbst. Gesetzt, eine Gesandtschaft begehe ohne Wissen ihres Chefs einen solchen Fehler: der überraschte Chef wird natürlich die ihm vorgelegte Tatsache bezweifeln, er wird sie leugnen, er wird die Dinge untersuchen lassen, aber er wird nicht solche Intrigen anzetteln, wie dieselben Graf Aehrenthal in Belgrad unternommen hat. Darüber verweise ich die Leser der „Zeitschrift" auf meine Broschüre (Vasić—Forgach—Aehrenthal, Prag 1911) — die hier angeführten Tatsachen sind nicht dementiert worden, weil sie nicht dementiert werden können. Graf Aehrenthal hat sich auch nicht gescheut, in seinem offiziellsten Blatte die von mir angeführten Tatsachen einfach zu — verschweigen.

Ich habe jedoch Graf Aehrenthal direkt beschuldigt. Graf Forgach selbst hat einem serbischen Staatsmanne gestanden, daß er das so wichtige Dokument, das im Friedjungprozesse gegen den serbischen Sektionschef Dr. Spalajković vor Gericht produziert wurde, nur deutsch eingeschickt habe; der serbische Text ist also nachträglich gemacht worden, jedenfalls hat Graf Aehrenthal es zugelassen, daß das österreichische Gericht falsch informiert und instruiert wurde, denn die serbische Übersetzung wurde dem Gerichte als Original hingestellt. Auch diese Anklage,

die ich detailliert vorgebracht habe, ist nicht dementiert worden — sie kann nicht dementiert werden.

Endlich habe ich eine Reihe von verschiedenen Fälschungen aus den letzten Jahren angeführt, die in Belgrad vorgefallen sind, und zwar ist in einigen Fällen unsere Gesandtschaft (auch unser Konsulat ist da mitzuzählen) düpiert worden, aber in anderen Fällen hat dieselbe resp. ihre Beamten direkt gefälscht. So z. B. ist unser Militäratachée von einem serbischen Polizisten auf die lächerlichste Weise geprellt worden; in einem anderen Falle hat der jetzt in München stationierte Beamte Dr. Horvath aus den ihm vom Abg. Sapilo gemachten mündlichen Mitteilungen einen falschen und gefälschten Bericht gegen diesen Abgeordneten eingeliefert.

In Summa: ich habe nicht nur den Beweis erbracht, daß die Dokumente des Friedjungprozesses eine Fälschung der Gesandtschaft, sondern daß dieselben nur eine Teilfälschung sind — die Belgrader Gesandtschaft und Graf Aehrenthal haben die Fälschung als System akzeptiert und selbst betrieben.

Graf Aehrenthal hat gegen mich nicht nur mit Unwahrheiten sich zu helfen gesucht, er versucht auch die Delegationen und die Öffentlichkeit gegen mich in patriotischen Feuereifer zu versetzen; es ist ihm nicht sonderlich gelungen. Nicht nur hatte ich eine Anzahl von Delegierten auf meiner Seite, auch die Aehrenthal-Leute votierten mir die bona fides; dem Grafen Aehrenthal votierten sie freilich ihr Vertrauen, aber mit der Klausel, es sei für das Ansehen der Monarchie besser, wenn über den Gegenstand nicht weiter verhandelt werde. Ganz österreichisch, resp. altösterreichisch! Das Ansehen der Monarchie verlangt gebieterisch, daß über die Sache gesprochen werde, allerdings muß sachlich gesprochen werden, damit Ordnung gemacht werde — Ordnung verlangt das Ansehen der Monarchie, nicht Verschweigen! Ich konnte doch, nachdem ich den wahren Sachverhalt erkannt hatte, nicht schweigen; als Abgeordneter hatte ich keine andere Möglichkeit, als durch die Öffentlichkeit eine Reinigung unserer Balkandiplomatie anzustreben. Das versteht sich für anständige Politiker von selbst. Ich habe die traurigen Folgen des Agramer Hochverratsprozesses an Ort und Stelle sehen müssen, ich habe Hunderte und Hunderte wirtschaftlich und sozial geschädigter und vernichteter Existenzen gesehen, und das hat mich vor zwei Jahren bewogen, gegen diesen Schandprozeß aufzutreten; damals habe ich den ersten Einblick in das offizielle Fälschungssystem gewonnen. Meine Kenntnis dieses Systems wurde durch den nachfolgenden Friedjungprozeß und meine Anteilnahme an demselben bereichert, und endlich habe ich durch den Belgrader Vasićprozeß in das sanctissimum unserer Balkanpolitik Einblick gewonnen; im Interesse Österreichs und seines Verhältnisses zu Serbien und den Balkanstaaten überhaupt habe ich meinen Kampf gegen die veraltete Diplomatie aufgenommen. Diesen Kampf habe ich aber auch im Interesse der österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen unternommen, gegen die die Belgrader Fälschungen ausgenutzt werden sollten.

Unsere Diplomatie stellt ein Überlebsel des alten österreichischen Absolutismus vor und ist das legitime Kind des

österreichischen Aristokratismus: die Gesandtschaftsaristokraten leben in ihren exterritorialen Palais in einer Wüste, sie sind von dem Volke und von der Gesellschaft, die sie beobachten sollten, gänzlich isoliert und verlassen sich darum auf ihre Konfidenten und die in der „Gesellschaft" gehörten Neuigkeiten und Geheimnisse. Auf dem Balkan und speziell bei den Balkanslawen und den Südslawen überhaupt regt sich etwas, die jungen heranwachsenden Generationen haben in Europa die nationale Idee kennen gelernt und streben eine neue nationale Politik an — der für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste stets gut gezahlte Diplomat und diplomatische Bureaukrat vermag das Wirken einer Idee nicht zu begreifen und wittert darum einen Geheimbund, der um Geld diese Idee propagiert. So ist die Vorstellung von einem großserbischen Geheimbund entstanden, der in allergeheimsten Sitzungen ellenlange Protokolle schreibt — der Gesandtschaftssekretär und seine Helfer haben diese Protokolle mit großem Fleiß, aber wenig Geschick verfaßt. Ein geradezu naiver diplomatischer Anthropomorphismus: ganz nach dem Muster des Gesandtschaftsbureaukratismus wird eine tintenkleksende geschwätzige Revolutionszentrale erfunden, deren Sekretär um Geld die Geheimprotokolle brühheiß zur Abschrift bringt . . . Die „Zeitschrift" hat unlängst auf das Spionagewesen aufmerksam gemacht; ganz gewiß wird der Spion sehr leicht dazu verleitet, Tatsachen zu erfinden oder wenigstens zu ergänzen. Die Menschen bilden nicht nur die Götter nach ihrem Ebenbilde, auch die politischen Autoritäten, speziell die Gegner und Feinde. Die Belgrader Gesandtschaftsfälschungen sind die diplomatischen Berichte über die Südslawen, mit Spionagephantasie in politische Mythen umgesetzt.

So wie die innere, muß auch die äußere Politik demokratisiert werden. Der moderne Diplomat hört auf, ein feinerer Spion zu sein, er muß ein Beobachter werden; unter den gegebenen Umständen wird er zwar dem Hofleben seine Aufmerksamkeit zuwenden, aber er wird auch Land und Leute beobachten, studieren und zu begreifen suchen. Der moderne Diplomat wird darum nicht ein bloßer Geschichts- und Gesellschaftsphilosoph, sondern vielmehr ein praktischer Politiker sein, der nicht bloß die geistige, sondern auch die materielle Wechselseitigkeit seines Staates und Volkes und des von ihm beobachteten fremden Staates und Volkes zu fördern sucht. In den jetzigen Konsulaten wächst die demokratisierte Diplomatie heran; ich kann mit Vergnügen konstatieren, daß das österreichische Konsularwesen eines der besten ist. Wohl auch aus dem Grunde, daß unsere Diplomatie so aristokratisch und absolutistisch unzulänglich ist; wenn die Gesandtschaften resp. Botschaften in neuester Zeit finanzielle und wirtschaftliche Beiräte anzustellen beginnen, so ist das ein Schritt auf der neuen Bahn. Freilich beweist die Belgrader Fälschungsaffäre, daß ganz andere und durchgreifende Reformen unserer Diplomatie nötig sind.

Verantwortlicher Redakteur: Albert Helms, Hamburg 22, Wagnerstraße 70 — Verlag: Alfred Janssen, Hamburg 1, Spitalerstr. 12.
Druck: Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 003222251